

# ZEITSCHRIFT FÜR SLAVISCHE PHILOLOGIE

Herausgegeben  
von  
MAX VASMER

\*

Band VIII



1 9 3 1

---

MARKERT & PETTERS VERLAG, LEIPZIG

---

sP<sub>E</sub>

KRAUS REPRINT CORPORATION, NEW YORK 17, N. Y.

OTTO HARRASSOWITZ, WIESBADEN

INSTITUT  
FÜR SLAVISCHE  
PHILOLOGIE

VERGLEICHENDE  
SLAVISCHE  
GRAMMATIK

VON  
DR. phil. H. J. ULLICH



1914

VERLAG VON DR. phil. H. J. ULLICH

Printed in Germany

ALLE RECHTE VORBEHALTEN

DRUCK VON DR. phil. H. J. ULLICH



# INHALT

## I. AUFSÄTZE

	Seite
ADAMS, V. Gogols Erstlingswerk „Hans Küchelgarten“ im Lichte seines Natur- und Welterlebens . . . . .	323
BRÜCKNER, A. <i>А-</i> und <i>u</i> -Dubletten im Slavischen . . . . .	436
„ „ Draven. <i>wisseip</i> 'küsse'. . . . .	441
BULACHOVSKIJ, L. Russ. паутина, ukr. павутина 'Spinnewebe' und Verwandtes . . . . .	108
ČYŽEVSKYJ, D. Literarische Lesefrüchte . . . . .	48
„ „ T. Ševčenko und David Strauß . . . . .	368
FILOV, B. Die Erforschung der altbulgarischen Kunst seit 1914 . . . . .	131
FORSTREUTER, K. Russische Schreiber beim Deutschen Orden in Preußen . . . . .	85
„ „ Berichtigung . . . . .	307
FRAENKEL, E. Kreuzung einheimischer und fremder Synonyma ähnlicher Lautung im Baltischen . . . . .	412
GAMILLSCHEG, E. und VASMER, M. Wiederum die Unterschrift der Anna Regina . . . . .	124
LAZICZIUS, J. VON. Die Leibeigenenfrage bei Dostojewskij . . . . .	54
LEWY, E. und VASMER, M. Russ. <i>mizinec</i> usw. . . . .	129
LININ, A. Neuere Forschungen über Leonid Andrejev. Teil 2 . . . . .	206
LOEWENTHAL, J. † Etymologien . . . . .	129
NOHA, M. Die tschechische Sprachwissenschaft 1914—1927. Teil 2. . . . .	176
PUŠKAREVIČ, K. Ein Brief von E. Orzeszkowa an Saltykov-Ščedrin . . . . .	433
RYDZEVSKAJA, E. Ein skandinavischer Beiname in einer russischen Chronik . . . . .	102
SAHLGREN, J. Wikingerfahrten im Osten . . . . .	309
„ „ Berichtigung . . . . .	542
SCHMAUS, A. Lessings Fabeln bei Dositej Obradović . . . . .	1
SKOK, P. Südslavische Beiträge . . . . .	393
STENDER-PETERSEN, AD. Eine verbale Neubildung im Russischen . . . . .	67
TASZYCKI, W. Die polnische Sprachwissenschaft 1915—1930. Teil 1 und 2 . . . . .	144, 464
THOMSON, A. Über die weichen Konsonanten . . . . .	92
THÖRNQVIST, CL. Nordische Lehnwörter im Russischen . . . . .	427
TRAUTMANN, R. Apoln. sorb. <i>strowy</i> . . . . .	442
Zur „Povest' Vremennych Let“ . . . . .	387

	Seite
VASILEV, ST. Die bulgarische Literaturgeschichte und Literaturkritik in den Jahren 1914—1929, Teil 1 . . . . .	443
VASMER, M. Beiträge zur slavischen Altertumskunde.	
VI. Neues und Nachträgliches . . . . .	113
VII. Die Kylfingar in Rußland . . . . .	120
VIII. Wikingisches in Rußland . . . . .	388
"    "    Der Flußname <i>Svratka</i> . . . . .	442
"    "    s. GAMILLSCHEG, E.	
"    "    s. LEWY, E.	
WIJK, N. VAN. Zur Chronologie des altbulgarischen Jerumlautes	62
WIRTH, P. Studien zur sorbischen Sprachgeographie. 1. Zur „ost-sorbischen“ Mundart . . . . .	110

## II. BESPRECHUNGEN

BRAUN, M. Das Kollektivum und das Plurale tantum im Russischen. Leipzig, Diss. 1930 besprochen von J. F. LOHMANN . . . . .	490
DUMÉZIL, G. Légendes sur les Nartes. Paris 1930 besprochen von WOLFG. SCHULTZ . . . . .	275
FRAENKEL, E. Syntax der litauischen Postpositionen und Präpositionen. Heidelberg 1929 besprochen von E. SITTIG . . . . .	237
GERULLIS, G. Litauische Dialektstudien. Leipzig 1930 besprochen von F. SPECHT . . . . .	505
HOENICKE, C. Der Wolfenbütteler Niedersorbische Psalter. Leipzig Diss. 1930 besprochen von G. SCHWELA . . . . .	505
KOCH, H. Die russische Orthodoxie im Petrinischen Zeitalter. Breslau und Oppeln 1929 besprochen von D. ČYŽEVSKYJ . . . . .	234
KOSCHÉWNIKOFF, A. Die Geschichtsphilosophie W. Solowjews. Bonn 1930 besprochen von D. ČYŽEVSKYJ . . . . .	270
LAEHR, G. Die Anfänge des russischen Reiches. Berlin 1930 besprochen von AD. STENDER-PETERSEN . . . . .	241
LAVROV, P. Сборник Верковича. Bd. 1. Petersburg 1920 besprochen von ST. MLADENOV . . . . .	260
MOHLBERG, C. Il messale glagolitico di Kiew. Rom 1928 besprochen von B. VON ARNIM . . . . .	494
MOSZYŃSKI, K. Kultura ludowa słowian. Bd. 1. Krakau 1929 besprochen von E. SCHNEEWEIS . . . . .	231
NÉMETH, G. A honfoglaló magyarság kialakulása. Budapest 1930 besprochen von J. VON LAZICZIUS . . . . .	283
PÁTA, J. Zawod do studija serbskeho pismowstwa. Bautzen 1929 besprochen von O. LEHMANN . . . . .	247
PLATONOV, S. Прошлое нашего севера. Berlin 1924 besprochen von M. VASMER . . . . .	536

	Seite
PRZYBYSZEWSKI, St. Moi współcześni. Warschau 1930 besprochen von H. STERNBACH . . . . .	503
SACKE, G. W. Solowjews Geschichtsphilosophie. Berlin 1929 be- sprochen von D. ČYŽEVSKYJ . . . . .	270
SCHAEDEr, H. Moskau das dritte Rom. Hamburg 1929 besprochen von M. WOLTNER . . . . .	294
STEIN, S. Пушкинъ-Мистикъ. Riga 1931 besprochen von V. ADAMS	281
STRICKLAND, W. W. Panslavonic Folklore. New York 1930 be- sprochen von J. POLÍVKA . . . . .	290
WOJCIECHOWSKI, K. Dzieje literatury polskiej. Lemberg-Warschau 1930 besprochen von H. STERNBACH . . . . .	278
WUKADINOVIĆ, Sp. Goethe und Polen. Krakau 1930 besprochen von H. STERNBACH . . . . .	280
Bei der Redaktion eingegangene Bücher . . . . .	300, 537
Wortregister zu Bd. VIII von M. WOLTNER . . . . .	543

Digitized by the Internet Archive  
in 2024



## Lessings Fabeln bei Dositej Obradović.

Von keinem deutschen Schriftsteller neuerer Zeit spricht Dositej Obradović mit größerer und aufrichtigerer Bewunderung als gerade von Lessing. So erwähnt er zwar den „gar weisen Haller“, spricht auch von Wieland und Kotzebue; eine Briefstelle (Brief an Pavle Solarić vom 5. Juni 1804 aus Triest<sup>1)</sup>) spielt auf Gellerts Fabeln an. Dositej spricht da von der Arbeit am zweiten Teil seines „Sobranije“, von dem er wünscht, daß es sein Schwanengesang werde. Das Werk ist auch posthum gerade von Pavle Solarić herausgegeben worden (1818). „Aber in schreckliche Angst — sagt Dositej scherzweise in diesem Brief — versetzt mich Gellert, der behauptet, daß die Nachtigall nur im Frühling schön singt; der meine, lieber Freund, ist jedoch schon längst vorüber und es wäre an der Zeit, zur Besinnung zu kommen und mir selber nicht allzu sehr zu schmeicheln“. Aller Wahrscheinlichkeit nach nimmt hier Dositej Bezug auf Gellerts<sup>2)</sup> Fabel „Die Nachtigall und die Lerche“. Denn auch dort antwortet Philomele auf den Vorwurf der Lerche: „Ich singe kurze Zeit. Warum? Um schön zu singen. Ich folg’ im Singen der Natur...“ Indem sich Gellert an die Dichter wendet, fährt er fort:

O Dichter, denkt an Philomelen,  
Singt nicht, so lang’ ihr singen wollt.  
Natur und Geist, die euch beseelen,  
Sind euch nur wenig Jahre hold . . .  
Und scheint euch die (Natur) nicht mehr geneigt,  
So eilt, um rühmlich aufzuhören,  
Eh’ ihr zu spät mit Schande schweigt.

Aber von keinem dieser Dichter spricht Dositej in ähnlichen superlativischen Ausdrücken wie von Lessing. Lessing ist ihm

<sup>1)</sup> DD 544b (DD = Abk. f. die Jubiläumsausgabe der Werke Dositejs: Dela Dositeja Obradovića. Belgrad 1911).

<sup>2)</sup> Gellerts Dichtungen, hgb. A. Schullerus (Meyers Klassiker-Ausgaben), S. 3/4.

„premudri“, „der große Aufklärer des schon aufgeklärten Deutschland, der mit seinen wunderschönen Fabeln seinem Volke einen großen Dienst erwiesen hat“<sup>1)</sup>). Diese Lobsprüche beziehen sich meist auf Lessing als Fabeldichter. „Wer würde nicht tausendfach die heilige Seele Lessings glücklich preisen und segnen, die uns in ihren überaus weisen Fabeln eine so hehre und edle Lehre hinterlassen hat?“<sup>2)</sup> An einer anderen Stelle heißt es wiederum von diesen Fabeln: „Diese wunderbar schönen Fabeln, die prächtigen Früchte von Lessings himmlischem Geiste, sind so scharfsinnig und überaus reich an Lehren, daß sich gar viel darüber reden ließe“<sup>3)</sup>).

Schon diese überschwengliche Art, einen Toten zu feiern, zeugt von Dositejs außerordentlicher Sympathie. Demgegenüber erscheint die Erwähnung der übrigen Fabeldichter geradezu unpersönlich. Bei ihnen sind es ihre literarischen Erzeugnisse, denen er seine Wertschätzung entgegenbringt. Lessing gegenüber aber hat Dositej — wie die angeführten Stellen zur Genüge beweisen — eine persönlichere seelische Beziehung. Wo ist nun die Wurzel derselben zu suchen? Sind es nur die Werke Lessings? Gerade hier darf man aber, wenn man vorsichtig sein will, den Umfang der Lektüre Dositejs nicht überschätzen. So sind wir auf Grund der Analyse von Dositejs Auffassung der Fabel und seiner Fabeltechnik zu dem Schlusse gezwungen, daß Dositej wahrscheinlich Lessings Abhandlungen über die Fabel überhaupt nicht gekannt hat. Von anderen Werken Lessings hat Dositej nur die völlig unbedeutende Jugendkomödie *Damon* übersetzt. Die ästhetischen Anschauungen, die Dositej in der kurzen Einleitung<sup>4)</sup> zu diesem Lustspiel ausspricht, gehören wiederum im Vergleich mit Lessings Anschauungen längst vergangenen Zeiten an.

Um die Haltung Dositejs einigermaßen zu erklären, müssen wir auch den indirekten, mündlichen wie schriftlichen Einfluß, den er in Halle und Leipzig erfahren konnte, zu Hilfe nehmen. Es besteht ja kein Zweifel, daß Lessings religionsgeschichtliche Fehden auch noch in den Jahren nach seinem Tode gerade die

<sup>1)</sup> DD 146a.

<sup>2)</sup> DD 228a.

<sup>3)</sup> DD 224b.

<sup>4)</sup> 332b/333a.



theologischen Geister stark erregten. Im Verkehr mit freisinnigeren Geistern hat Dositej sicher mehr über die Anfeindungen erfahren, denen Lessing gerade von seiten orthodox denkender Geistlicher ausgesetzt war. In diesem Zusammenhang muß die Stelle aus der Moral der Fabel 160 gedeutet werden, wo Dositej zum „Nathan“ Stellung nimmt. An die Fabel selber anknüpfend heißt es da: „Ebenso wie die Dohlen hatten sich gegen Lessing, den Großen und Weisesten seiner Nation, vor seinem Tode alle vom Eifer für die protestantische Rechtgläubigkeit entflammten und erhitzten Prediger und die Philosophen und Theologen, die sich selber dafür ausgeben, erhoben. Und warum dies? Wegen des Trauerspiels „Nathan“, in welchem Lessing in Wahrheit die weise Vorsehung Gottes beweist, sie aber so beweist, wie sie jene zusammen, und wenn ihrer auch noch einmal so viele wären, nicht beweisen könnten — nur deshalb<sup>1)</sup>!“

Diese Stelle gibt m. E. den Schlüssel in die Hand, uns über den tieferen Grund der Verehrung, die Dositej gerade auch der Person und nicht nur dem Werk Lessings entgegenbringt, klar zu werden. Mit Lessing, dem Verfechter der Gedanken- und Glaubensfreiheit, dem Vorkämpfer religiöser Toleranz und einer humaneren Moral allen Anfeindungen zum Trotz, mußte sich Dositej bis zu einem gewissen Grade verwandt fühlen. War er doch auch selber Anfeindungen und Verleumdungen ausgesetzt gerade von seiten der rückständigen kirchlichen Kreise, die seinen Kampf für edleres, freieres Menschtum, seinen Kampf gegen Aberglauben und Unbildung, gegen Heuchelei und soziale Ungerechtigkeit nicht billigen wollten.

Seiner ganzen geistigen Einstellung nach sieht Dositej in Lessing vor allem den Aufklärer, er selber der erste große Aufklärer des serbischen Volkes. Für den Kritiker und Ästhetiker in Lessings Person hat er dagegen wenig Verständnis. Es fehlen dafür in seinem ganzen geistigen Entwicklungsgang die Voraus-

---

<sup>1)</sup> DD 247 b. Für DD 183 b (Legende von den beiden Einsiedlern) braucht trotz des Toleranzgedankens der Einfluß Lessings, bes. des Nathan, nicht überschätzt zu werden (Radč. S. 185 sieht hierin unmittelbare Beeinflussung).



setzungen. Und in den besonderen Kultur- und Bildungsverhältnissen, auf deren weitere Entwicklung Dositejs aufklärerische Arbeit berechnet war, fehlte in noch weit höherem Maße der Boden für eine nutzbringende Aufnahme von Lessings theoretischen Arbeiten. Selbst die literarischen Kunstwerke Lessings hätten unter den damaligen Bedingungen seines Volkes schwer auf Eingang und Verständnis rechnen können, wie ja ein Blick auf das Durchschnittsniveau der Übersetzungsliteratur der nachfolgenden Jahrzehnte beweist.

Dositej ging eben nicht nur dem Ziele höchster persönlicher Bildung nach. Deswegen treten uns in seinem Werke vielleicht weniger große Namen entgegen, als sich nach seiner Kenntnis von Ländern, Völkern und Literaturen erwarten ließe. Er ragt nicht so sehr auf durch das ungewöhnliche Hochmaß seiner Denk- und Geschmacksbildung. Seine große Bedeutung liegt vielmehr darin, daß er die Bildung seiner Zeit dem eigenen Volke in einem breiten Strome zugeleitet hat, wobei er jedoch in der Auswahl des Bildungsgutes dauernd den Kulturstand seines Volkes im Auge hatte. So haben wir in seinen Werken nicht vereinzelte Höchstleistungen, die wie Felsblöcke auf der Flur liegen geblieben wären. Sein Werk ließe sich viel eher mit einem Netz von Bächen und Rinnsalen vergleichen, die dieselbe auf Jahrzehnte hinaus fruchtbar gemacht haben.

Nur von diesen beiden Gesichtspunkten aus läßt sich die Haltung Dositejs gegenüber Lessing verstehen. Einerseits sieht er in Lessing den Vorkämpfer fortschrittlicher Ideen, zu dem er sich auf Grund innerer Wesensverwandtschaft hingezogen fühlt. Die Einseitigkeit, die aber in Dositejs Einstellung zu Lessings Werk sich äußert, wo gerade die höchsten Leistungen des Dichters und Theoretikers keinen Platz gefunden haben, ist die Folge von Dositejs praktisch erzieherischer Auffassung der Literatur.

Das Beste, was Dositej von einem so gesehenen Lessing übernehmen konnte, waren tatsächlich seine Fabeln. Während ihm Gellerts Fabeln in ihrer Mischung von rührseliger, süßlicher Weichlichkeit und feinem Spott, mit ihren idyllischen, galanten und tändelnden Szenen fremd bleiben mußten, weil sie der

Ausdruck eines ganz anders gearteten Empfindungslebens und gesellschaftlichen Tones waren — die Moral dieser Fabeln, für Dositej doch die Hauptsache, ist außerdem viel zu wenig eindeutig und greifbar —, zeichneten sich Lessings Fabeln durch mehrere Züge aus, die dem Denken und der Auffassung Dositejs entgegenkamen. In ihrer absichtlich gesuchten Schmucklosigkeit, in ihrer Unbekümmertheit um alles Dekorative und stilistisch Effektvolle ziehen sie die Aufmerksamkeit durch nichts von der moralischen Wahrheit ab, die in der konkreten Geschichte unmittelbar angeschaut werden soll. Die geradezu asketische Formstrenge, die sich Lessing hier in Übereinstimmung mit seiner Fabeltheorie auferlegt, unterscheidet ihn nicht nur von Gellert, sondern vor allem auch von La Fontaine, der ebenfalls einige Fabeln zu Dositejs Fabelwerk beigesteuert hat. Seine Fabel hat nichts von des letzteren Grazie, sie bietet auch kein derart buntes Bild der gesellschaftlichen Verhältnisse seiner Zeit. Die Moral ist durchaus nicht leicht geschürzt und noch weniger derart verflüchtigt, daß sie, wie häufig bei La Fontaine, zur Verherrlichung des gesellschaftlichen bon sens und einer moralisch nicht immer streng zu nehmenden Lebensgewandtheit wird. Demgegenüber hat Lessings moralische Auffassung noch etwas von der Strenge des Reformationsgeistes, sie duldet keine Relativisierung; sie ist der Ausdruck eines kritischen, von religiösen Vorurteilen befreiten, aber durchaus nicht skeptischen oder gar frivolen Geistes im Verhältnis zu den Fragen der Moral.

Mag sich Dositej sonst seiner Anlage und seinem Temperament nach von Lessing unterscheiden, in diesem Punkte mußte er sich ihm verwandter fühlen als z. B. einem Gellert oder La Fontaine. Für ihn ist ja der sittenrichterliche Gesichtspunkt auch in der Literatur oberstes Gesetz.

## I.

Frühzeitig, noch während seines Aufenthaltes im Kloster Hopovo, ist Dositej mit den Fabeln Äsops bekannt geworden. In Spiridons Sammelchrift, die er dort gelesen hat, befanden sich u. a. auch Übersetzungen von Äsopischen Fabeln, 36 an der

Zahl, mit der Lebensbeschreibung des Äsop<sup>1)</sup>. Später hatte er vor allem in Smyrna Gelegenheit, sich ausführlicher mit diesen Fabeln in der Ursprache zu befassen. Schon seine schriftstellerischen Erstlingsversuche, vor allem *I ž i c a*, beweisen, daß Dositej über einen großen Schatz von Fabeln (neben Anekdoten, klassischen Sentenzen usw.) verfügte, von dem er schon damals in ausgiebigem Maße Gebrauch machte. Sein großes Fabelwerk, das 160 Fabeln mit zum Teil sehr ausführlichen Nutzanwendungen enthält, ist aber in seiner endgültigen Form die Frucht seines Aufenthalts in Deutschland, wo sie 1788 in Leipzig erschienen ist, zusammen mit dem zweiten, in Briefform geschriebenen Teil seiner Autobiographie.

Die Vorliebe für die Fabel ist bei Dositej wiederum das Resultat seiner Auffassung von der schriftstellerischen Aufgabe, die er in seinem Volke zu erfüllen hatte. Die Fabel ist diejenige Dichtungsgattung, die Belehrung und Ergötzung am unmittelbarsten vereinigt. Außerdem war für Dositej noch ein Gesichtspunkt maßgebend, der ihn der Fabel einen derart hohen erzieherischen Wert beimessen ließ. Infolge ihrer Anschaulichkeit und Schlichtheit des Ausdrucks ist die Fabel nicht nur Menschen der verschiedensten Altersstufen, vor allem auch Kindern, sondern sogar den gänzlich ungebildeten Volksschichten gleichermaßen verständlich, für die die übrigen Literaturgattungen weniger leicht zugänglich wären<sup>2)</sup>.

Von Fabeldichtern hat Dositej außer Äsop und Phädrus auch noch Abstemius<sup>3)</sup>, und von den neueren vor allem Lessing und in geringerem Ausmaß La Fontaine verwendet. Den bisherigen Untersuchungen ist es gelungen, für den größten Teil der in das Sammelwerk aufgenommenen Fabeln die Herkunft zu ermitteln. Durch die dankenswerten Feststellungen von V. ČAJKANOVIĆ haben wir auch in die Anordnungstechnik Dositejs mehr Einblick gewonnen. Im ersten Teil sind die Fabeln inhaltlich gruppiert, im zweiten dagegen ohne bestimmenden Gesichtspunkt, mehr oder minder zufällig aneinandergereiht. „Diese Anordnung konnte zweifellos nur auf

<sup>1)</sup> Tih. Ostojić, D. O. u Hopovu 1907, S. 365f.

<sup>2)</sup> Vgl. DD 146a.

<sup>3)</sup> S. S. 16 Anm. 2.



die Weise zustande kommen, daß Dositej Schicht für Schicht verschiedene Quellen benutzt hat, wovon in den einen die Fabeln nach dem Inhalt gruppiert waren, in den anderen dagegen nicht<sup>1)</sup>.“ Diese Feststellung gilt auch für die Lessingfabeln bei Dositej. „Mit Fabel 130 — sagt ČAJKANOVIĆ in einer anderen Arbeit<sup>2)</sup> — beginnt eine neue einheitliche Serie, in welcher IVAN SCHERZER . . . eine bestimmte Anzahl Lessingischer Fabeln festgestellt hat.“ Nur sei schon hier betont, daß nach SCHERZERS Ergebnissen diese Reihe Lessingscher Fabeln viel häufiger durch Einschießel anderer Provenienz unterbrochen würde, als den Tatsachen entspricht und als noch vor SCHERZER RADČENKO angenommen hat.

Auf die Frage, wieviel Fabeln Dositej eigentlich von Lessing übernommen hat, gehen die Antworten ziemlich stark auseinander. Von Lessings 90, auf drei Bücher zu je 30 verteilten Prosafabeln hätte Dositej nach RADČENKO<sup>3)</sup> 27, nach SCHERZER<sup>4)</sup> nur 22 und nach ČAJKANOVIĆ<sup>5)</sup> gar nur 19 Fabeln übernommen. Die Differenz ist also beträchtlich<sup>6)</sup>. RADČENKO ist dabei der Wahrheit am nächsten gekommen; da aber seine Argumentation nicht immer als hinreichend anerkannt wurde<sup>7)</sup>, so ist

<sup>1)</sup> O grčkim i rimskim izvorima Dositejeve zbirke basana. GNČ 1914, S. 100.

<sup>2)</sup> O redu i izvorima D. basana. SKGI 1911, S. 489.

<sup>3)</sup> RADČENKO, D. Обрадовичъ и его лит. дѣятельность. Kiev 1897, S. 116ff. (abg. RADČ.).

<sup>4)</sup> IVAN SCHERZER, O Dositiju Obradoviću, Rad CXXXIV, 161—189, S. 174. <sup>5)</sup> SKGI a. O.

<sup>6)</sup> Die bisherige Zuteilung wird aus folgender Tabelle ersichtlich: RADČENKO (27) 91, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154.

SCHERZER (22) 91, 130, 132, 134, 135, 137, 138, 140, 141, 142, 143, 144, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 159.

ČAJKANOVIĆ (19) 130, 132, 134, 135, 137, 138, 140, 142, 143, 144, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 153, 154, 159.

<sup>7)</sup> Vgl. ČAJKANOVIĆ GNČ S. 92; S. 95: . . . spisak Lessingovih basana u G. GAVRILOVIĆA, kao i u RADČENKA nije tačan. — A. GAVRILOVIĆ hat einfach das Verzeichnis aus RADČENKO, sogar mit dem Druckfehler (39 st. 139) übernommen.

es nötig, durch eingehendere Vergleichung der einzelnen Fabeln, vor allem der textuellen Entsprechungen RADČENKOS Annahme noch einmal zu erhärten. Für sieben Fabeln (139, 141, 142, 143, 145, 146, 151) beruft sich zwar Dositej in der Moral selbst auf Lessing. Trotz dieses Hinweises werden aber im folgenden auch für diese Fabeln die Berührungspunkte hervorgehoben, da sich 1. Dositejs Hinweis nicht überall auf eine bestimmte Fabel bezieht, und 2. auf diese Weise schon hier das Übersetzerverfahren Dositejs gekennzeichnet wird<sup>1)</sup>.

*D 91 Zec i lav — L I, 3 Der Löwe und der Hase.*

Trotz der Stellung dieser Fabel außerhalb der zusammenhängenden Schicht und trotz der Abweichungen von der Vorlage kann über die Quelle kein Zweifel bestehen. Der Gedankengang deckt sich in beiden Fabeln. Stellenweise kommt sogar auch Lessings sprachlicher Ausdruck in der Übersetzung zum Vorschein, besonders in der Antwort des Löwen. L: Allerdings ist es wahr, und es ist eine allgemeine Anmerkung, daß wir große Tiere durchgängig eine gewisse kleine Schwachheit an uns haben. Bei D. ist der Gedanke allgemeiner formuliert: Tome se nije čuditi, na zemlji niko nije savršen, i ako će ko ne znam kako slavan i silan biti, mora imati neku slabost.

*D 129 Magarac i konj — L I, 4 Der Esel und das Jagdpferd.*

Von SCHERZER und ČAJKANOVIĆ nicht in Betracht gezogen. Beide Fabeln stimmen aber in der Entwicklung des Gedankens vollkommen überein. An den Wortlaut der Lessingischen Fabel klingen folgende Stellen an. L: Ein Esel vermaß sich, mit einem Jagdpferde um die Wette zu laufen. D: Magarac se usudi utrkivati s dobrim konjem. — L: . . . ich trat mir vor einigen Monaten einen Dorn in den Fuß, und der schmerzt mich noch. D: E, da se ja nisam onomadne ubo, i da me noga ne boli, vid'li bi vi!

*D 130 Slavuj i paun — L I, 7 Die Nachtigall und der Pfau.<sup>2)</sup>*

Von Dositej stark erweitert. Der Gedanke der Fabel ist aber auch bei ihm der gleiche und in der gleichen Weise durchgeführt. Die Nachtigall findet keinen Freund, sondern nur Neider. Nur der Pfau bewundert die Schönheit ihres Gesanges, wie sie wiederum über die Pracht seines Gefieders entzückt ist. Sie werden daher Freunde.

*D 131 Konj i bik — L I, 9 Das Roß und der Stier*

Beide Fabeln stimmen wiederum überein und berühren sich besonders in folgendem. L: . . . von einem Knaben ließ ich mich nicht

<sup>1)</sup> Der Text der Lessingischen Fabeln wird im folgenden, nur in der heutigen Rechtschreibung, nach der kritischen Ausgabe LACHMANN-MUNCKER (1886, Bd. I S. 195–230) angeführt.

<sup>2)</sup> Vgl. RADČENKO 118.

regieren. — Aber ich, versetzte das Roß. Denn was für Ehre könnte es mir bringen, einen Knaben abzuwerfen? — D: Neka bi ja tako nosio na moji ledji to dete . . .! — Bi ja, odgovori konj, zašto koje bi mi poštenje bilo, dete s mene smetnuti . . .

*D 132 Čvrčak i slavuj — L I, 10 Die Grille und die Nachtigall.*

Die Grille beruft sich in beiden auf die Schnitter als Bewundrer ihrer Sangeskunst. Die Nachtigall zollt diesen die verdiente Anerkennung, zieht aber ihr Musikverständnis in Zweifel und verweist die Grille an den Schäfer. An den Wortlaut der Vorlage klingen folgende Stellen deutlich an. L: (die Schnitter) die nützlichsten Leute in der menschlichen Republik. D: Ja nji' priznajem . . . za vesma opštestvu polezne ljude. — . . . als bis der sorglose Schäfer, der selbst auf seiner Flöte so lieblich spielt, mit stillem Entzücken lauschet. D: (pastir) koji i sam lepo frulom svira, . . . da tebe s udovoljstvom i s uslaždenijem za dugo sluša.

*D 133 Finiks i golubovi — L I, 13 Der Phönix<sup>1)</sup>.*

RADČENKO hat zu dieser Fabel eine vorzügliche Analyse geliefert. Eine weitere Erörterung würde sich hier erübrigen. Hingewiesen sei auf eine Entscheidung: L: er (der Phönix) ist der einzige seiner Art. D: ja sam sam i jedan ovoga roda na svetu.

*D 134 Guska vozgordjena — L I, 14 Die Gans<sup>1)</sup>.*

Die Gans, welche zum Schwan geboren zu sein glaubt, bekommt trotz aller Anstrengungen keinen Schwanenhals und dient den übrigen zum Gelächter. — In der Moral findet sich bei D. der Hinweis auf Lessing als Quelle (ove Lessingove basne guska). Beide Fabeln berühren sich stellenweise sehr nahe im Wortlaut. L: Sie (die Gans) sonderte sich von ihresgleichen ab und schwamm einsam . . . auf dem Teiche herum. Bald dehnte sie ihren Hals . . . Bald suchte sie ihm die prächtige Biegung zu geben. — D: Odluči se od proči' gusaka, počne plivati po jezeru ujedinjena, kad dižući i protežući, a kad nakrivljujući šiju svoju . . .

*D 135 Svinja i rast — L I, 15 Die Eiche und das Schwein<sup>1)</sup>.*

„Du nährest dich von meinen Früchten, ohne einen einzigen dankbaren Blick auf mich in die Höhe zu richten“, sagt die Eiche bei L. zu dem gefräßigen Schwein. D: Koliko se s mojim plodom pitaš, a nikada nećes na me da pogledaš, ni da mi zafališ! — L: wenn ich nur wüßte, daß du deine Eicheln meinetwegen hättest fallen lassen. — D: kao da ti meni za ljubov taj plod radjaš i prosiplješ.

*D 136 Konj i zolje — L I, 16 Die Wespen<sup>1)</sup>.*

Weder von SCHERZER noch ČAJKANOVIĆ in Betracht gezogen. Es kann aber über die Herkunft kein Zweifel bestehen, wie folgende

<sup>1)</sup> Vgl. RADČ. 118.

Gegenüberstellung beweist. L: Fäulnis und Verwesung zerstörten das stolze Gebäu eines kriegesischen Rosses, das . . . erschossen worden . . . Und so floh auch ein Schwarm junger Wespen aus dem beschmeißten Aase hervor. O, riefen die Wespen, was für eines göttlichen Ursprungs sind wir! — D: Dobar konj na vojsci ubijen počne trunuti. Zalegu se u njemu zolje, koje kad načnu iz njega izletati . . . počnu besediti: O čuda preko čuda, kakvoga smo mi slavnoga roda! *D 137 Stara klisura i vrapci — L I, 17 Die Sperlinge<sup>1)</sup>.*

Von Dositej stark geändert, vor allem auch erweitert. Trotzdem kann über die Quelle kein Zweifel bestehen. Beide Fabeln entwickeln den gleichen Gedanken. Die Sperlinge finden nach der Rückkehr ihre Nester vermauert und wundern sich über den „unbrauchbaren Steinhaufen“. Folgende Entsprechung ist besonders deutlich. L: Als sie (die Kirche) nun in ihrem neuen Glanze dastand, kamen die Sperlinge wieder, ihre alten Wohnungen zu suchen. — D: Kad se ova nova zdanija savrše, sakupe se opet vrapci, tražeći svoja prva obitališta i stanke.

*D 138 Lisica i roda — L I, 21 Der Fuchs und der Storch<sup>1)</sup>.*

Bei L. verlangt der Fuchs vom Storch, ihm „doch etwas von den fremden Ländern zu erzählen, die er alle gesehen“. D: (Lisica) zaprosi je (rodu) da joj što lepo iz daljni' mesta, črez koja ona prolazi, kaže. Der Storch beschreibt nun „jede Lache und jede feuchte Wiese“ usw. D: Kakve se bare i ritovi . . . na'ode.

*D 139 Orlić i sova — L I, 24 Merops<sup>2)</sup>.*

D. weist auf Lessing hin, aber nicht auf diese Fabel ausdrücklich. Dositejs Zeugnis wird aber verstärkt, wenn man die weitgehende Ähnlichkeit einzelner Stellen ins Auge faßt.

In beiden Fabeln fragt ein junger Adler (D: mlad orlić) den Uhu, ob die Geschichte vom Vogel Merops auf Wahrheit beruhe. L: Man sagt, es gäbe einen Vogel, mit Namen Merops, der, wenn er in die Luft steige, mit dem Schwanze voraus, den Kopf gegen die Erde gekehret fliege. Ist das wahr? — D: Kaži mi molim te, je li istina ono što kažu ljudi za nekakvu pticu meropa, da ona leti u visinu s trticom k nebu, a s glavom okrenuta k zemlji. — Auch die Antwort des Uhus deckt sich weitgehend bei L. und D. Besonders L: . . . ohne die Erde auch nur einen Augenblick aus dem Gesichte zu verlieren. — D: niti bi je (zemlju) kad radi ispred očiju izgubiti.

*D 140 Bik i jelen — L I, 27 Der Stier und der Hirsch.*

L: (Die beiden) weideten auf einer Wiese zusammen. D: Ovi dva pasa'u na jednoj livadi. Der Stier macht den Vorschlag, sich gemeinsam zur Wehr zu setzen, „wenn uns der Löwe anfallen sollte“ (D: ako po nesreći udari na nas lav ili medved). Der Hirsch weigert

<sup>1)</sup> Vgl. RADČ. 118.

<sup>2)</sup> Vgl. RADČ. 116.



sich aber. L: . . . da ich ihm sichrer entlaufen kann. D: jer dobro znam da uteći mogu.

*D 141 Magarac i Ezop — L I, 30 Aesopus und der Esel<sup>1)</sup>.*

Hier verweist D. selber ausdrücklich auf seine Quelle (in der Moral der Fabel: Ovim dakle podobne poroke ostroumni premudri Lessing predstavlja pod simbolom, iliti znakom magareta). Bei L. verlangt der Esel von Aesop, ihn doch endlich einmal „etwas recht Vernünftiges und Sinnreiches sagen zu lassen“. D: barem napiši da sam i ja kad god što pametno rekao i učinio.

*D 142 Bakarna statua — L II, 1 Die eherne Bildsäule.*

D. beruft sich in der Moral ausdrücklich auf diese Lessingische Fabel (evo nam Lessing kaže u ovoj basni). Ihre Herkunft stünde also an und für sich schon außer Zweifel. Außerdem hält sich D. hier derart eng an seine Vorlage, daß wir es viel eher mit einer Übersetzung als mit einer freien Bearbeitung (wie beim Großteil der übrigen) zu tun haben.

*D 143 Herkules — L II, 2 Herkules<sup>2)</sup>.*

Auch hier könnte man sich auf das Zeugnis Dositejs beschränken. Obwohl sich der erste Satz der Moral auf L.s Fabeln im allgemeinen bezieht und deren hohen Wert erneut betont, muß der folgende Satz unbedingt gerade auf diese Fabel gedeutet werden. D. spricht hier von dem „überaus großen Nutzen, den der Mensch von seinen Neidern und Feinden haben kann“. Und gerade dieser Nutzen wird ja in der Fabel am Beispiel des Herkules dargetan.

Nach der Aufnahme in den Himmel beweist Herkules seiner Feindin Juno die größte Ehrerbietung. L: Deiner Feindin, rief man ihm zu, begegnest du so vorzüglich? — D: onoj, koja te je najviše nenavidela . . ., toliku blagodarnost? — Ja, ihr selbst, erwiderte Herkules. Nur ihre Verfolgungen sind es, die mir zu den Taten Gelegenheit gegeben, womit ich den Himmel verdient habe. D: Njoj sito, odgovori Herkules, zašto da nije njezinih gonjenja bilo, ja ni polak moje slave ne bi' zaslužio.

*D 144 Dete i zmija — L II, 3 Der Knabe und die Schlange.*

Trotz der Abweichungen auch von SCHERZER und ČAJKANOVIĆ zu den Lessingfabeln Dositejs gerechnet. — Gemeinsam ist der Gang der Fabel. Der Knabe wirft der Schlange unter Berufung auf eine andere Geschichte Falschheit vor. Die Schlange verteidigt sich jedoch damit, daß die Motive jener angeblich edlen Taten alles eher als edel waren. Vom Knaben darüber befragt, rät der Vater, nie voreilig ein Urteil zu fällen. — L: So untersuche ja alle Umstände genau! D: čekaj dok je (vešt) svu i sa svim njezinim opstojateljstvom ne čuješ. — Auch L: ihr zu Hause die schöne Haut abzustreifen. — D: saderati joj šarenu kožu.

<sup>1)</sup> Vgl. RADČ. 118.

<sup>2)</sup> Vgl. RADČ. 117.

*D 145 Bik, tele i pastir — L II, 5 Der Stier und das Kalb.*

Schon die Tatsache, daß D. mit ausdrücklicher Nennung Lessings zu Beginn der Moral Lessings Worte, die den zweiten Teil der Fabel bilden und deren Anwendung auf das menschliche Leben darstellen, wortwörtlich (od slova do slova) übersetzt, müßte jeden Zweifel ausschließen. Um so mehr, als auch sonst die Ähnlichkeiten zahlreich sind. L: Ein starker Stier zersplitterte mit seinen Hörnern, indem er sich durch die niedrige Stalltüre drängte, die obere Pfoste. D: Bik prolazeći sa ustremljenijem kroz niska štalska vrata sa svoji silni rogovi prebije gornji prag.

*D 146 Lisica i vran — L II, 17 Der Rabe.*

Prevodeći ovu Lessingovu basnu . . ., beginnt D. seine Moral. Auch ohne diesen eindeutigen Hinweis könnte die Quelle nicht zweifelhaft sein, da D. auch hier (wir in Fabel 142) seiner Vorlage sehr nahe bleibt. Es genügt, in beiden Fabeln die Rede des Fuchses zu vergleichen.

*D 147 Lisica i tigar — L II, 19 Der Fuchs und der Tiger.*

L: Deine Geschwindigkeit und Stärke, sagte ein Fuchs zu dem Tiger, möchte ich mir wohl wünschen. D: O, da mi je tvoja snaga i brzost, reče lisica tigru, vesma bi mi drago bilo. — L: Ebendarum . . . danke ich recht sehr dafür. Ich muß das nicht scheinen, was ich bin. D: Na tome ti lepo fala! Ja ne želim da se pokažem takova kakva sam.

Schon diese Parallelen tun die Abhängigkeit deutlich dar, dem Sinne nach stimmen beide Fabeln überein.

*D 148 Ovca i Jupiter — L II, 18 Zeus und das Schaf<sup>1)</sup>.*

Das Schaf bittet Zeus, es doch irgendwie gegen Unbilden zu schützen. Zeus schlägt verschiedene Schutzwaffen vor, Gift, schreckliche Zähne und Krallen (zle zube i nokte), Hörner und Stärke des Stieres (veličinu bika i strašne rogove). Dositej hat sich hier gerade auch in der Anordnung bedeutende Abweichungen erlaubt. Die Übereinstimmungen sind aber trotzdem so deutlich, daß Lessing als Quelle nicht zweifelhaft sein kann. Es scheint sogar, daß D. versucht hat, L.s Satz — Es ist besser, Unrecht leiden, als Unrecht tun — auch serbisch annähernd wiederzugeben durch doppelte Verwendung des Wortes, *zlo*. D: Volim stradati, kad se bez *zla* (= Unrechttun) ne mogu *zla* (Unrecht, Leiden) izbaviti. — L: Zeus segnete das fromme Schaf. D: Onda blagoslovi car Jupiter ovcu . . .

*D 149 Koze i Jupiter — L II, 24 Die Ziegen<sup>1)</sup>.*

Folgende Ähnlichkeiten sprechen deutlich für L. als Quelle. L: Die Ziegen baten den Zeus, auch ihnen Hörner zu geben. D: Koze . . . učine molbu Jupiteru, da im dade rogove. — Zeus rät ihnen ab. L: Es ist mit dem Geschenk der Hörner ein anderes unzertrennlich ver-

<sup>1)</sup> Vgl. RADČ. 119.

bunden, das euch so angenehm nicht sein möchte. D: . . . da se s rogovima još nešto mora dati što njima neće biti po volji. L: Zeus sprach: So habet denn Hörner! D: Ajde, izrekne Jupiter, nek vam narastu rozi.

*D 150 Divja jabuka i ružica — L II, 25 Der wilde Apfelbaum.*

L: In den hohlen Stamm eines wilden Apfelbaumes ließ sich ein Schwarm Bienen nieder. Sie füllten ihn mit den Schätzen ihres Honigs . . . D: U šupljinu divije jabuke uleze roj pčela i napuni ju meda. — Auch in der Rede des Rosenstocks sind die Ähnlichkeiten wieder so bedeutend, daß sie jeden Zweifel an der Abhängigkeit D.s ausschließen. L: Elender Stolz auf geliehene Süßigkeiten! In diese (deine Frucht) treibe den Honig herauf, wenn du es vermagst; und dann erst wird der Mensch dich segnen! D: Nerazumna i luda gordosti! . . . što se s tudjom sladostiju ponosiš? Učini ti, ako si kadra, da sladost meda udje u plod tvoj, ako želiš udostojiti se, da te ljudi fale i blagoslivljaju.

*D 151 Lav i magarac — L II, 8 Der Esel mit dem Löwen.*

Der Löwe nimmt den Esel auf die Jagd mit. Ein Bekannter grüßt diesen, er empfindet aber den Gruß als Beleidigung, denn die hohe Gesellschaft hat ihm den Kopf verdreht.

Beide Fabeln stimmen hierin überein, obwohl D. seine Fabel selbständig bearbeitet. Außerdem haben wir auch hier wieder das eindeutige Zeugnis D.s (ova Lessingova basna).

*D 152 Tri adske furije — L II, 28 Die Furien.*

Juno verlangt von Iris (D: Duga), ihr zwei oder drei vollkommen strenge, züchtige Mädchen zu finden, um Cytheren zu trotzen (D: da joj budu kamerjungfre). Iris kommt allein zurück. Sie hätte wohl drei bringen können, aber „eben hatte sie Merkur für den Pluto abgeholt“. D: . . . al' je Merkurije pre mene došao, i odveo i' je u ad. — L: Zu Furien. D: Da budu paklene furije . . .

*D 153 Vrba i trn — L II, 27 Der wilde Dornstrauch.*

Auf die Frage, warum er die Kleider der Vorübergehenden zerreiße, antwortet der Dornstrauch, daß sie ihm zwar nichts nützen. L: Ich will sie ihm auch nicht nehmen; ich will sie ihm nur zerreißen. D: Ne trebaju meni 'aljine, . . . niti i' ja 'oću, nego samo milo mi je derati i parati.

*D 154 Starac i Solomonov duh — L III, 3 Der Geist des Salomo.*

In beiden Fabeln haben wir den gleichen Gedankengang. Salomo belehrt den Greis, der sich noch im hohen Alter plagt und müht, daß er seine Lehre, von der Ameise zu lernen, nur halb verstanden habe. L: Du schicktest mich in meiner Jugend zu der Ameise; ich sahe ihren Wandel und lernte von ihr fleißig sein und sammeln. D: Kako si me ti naučio, sovetujući me da se od mrava naučim trudoljubiju. To sam

od mladosti primio . . . — L: Du hast deine Lektion nur halb gelernet. D: . . . samo si polak mojega soveta primio.

Für alle bisher aufgezählten Fabeln dürfen wir nach dem Gesagten mit Gewißheit behaupten, daß sie aus Lessing übernommen sind. SCHERZER und ČAJKANOVIĆ rechnen hierher auch noch D 159 (*Lastavica i slavuj*) und denken an L III, 24 als Vorlage. Diese behandelt aber, wie schon SKOK betont hat, ein ganz anderes Motiv als D 159. Dagegen ist man m. E. auch noch für D 155 berechtigt, Lessing als Quelle anzunehmen. In den bisherigen Zusammenstellungen wurde diese Fabel als unbekannten Ursprungs angeführt. Es verlohnt sich daher, für dieselbe einen ausführlicheren Vergleich anzustellen.

D 155 ist betitelt: *Slavuj i orao*. Der Hauptgedanke, auf dem diese ganze Fabel aufgebaut ist, findet sich wieder in L III, 29 (*Der Adler und der Fuchs*), Schon rein äußerlich ist der Umstand nicht ohne Bedeutung, daß sich diese Fabel bei D. unmittelbar an eine ununterbrochene Reihe von 26 Lessingischen Fabeln anschließt. Lessings Fabel ist sehr kurz und lautet:

— Sei auf deinen Flug nicht so stolz! sagte der Fuchs zu dem Adler. Du steigst doch nur deswegen so hoch in die Luft, um dich desto weiter nach einem Aase umsehen zu können. — So kenne ich Männer, fügt dann Lessing hinzu, die tiefsinnige Weltweise geworden sind, nicht aus Liebe zur Wahrheit, sondern aus Begierde zu einem einträglichen Lehramte. —

Dositejs Fabel ließe sich so übersetzen:

— „Wie preise ich dich glücklich, hochstrebender Adler!“ sagte einst die Nachtigall zu ihm. „Du verdienst es, der König aller Vögel genannt zu werden! Wie herrlich schwingst du dich in die Himmels-höhen!“ Du mußt wohl viel schöner die Herrlichkeit des Himmels schauen als wir anderen Vögel hier unten.“

„Ha, liebe Nachtigall, du bist fürwahr ganz einfältig und weißt gar nichts! Glaubst du denn, daß ich der Schönheit des Himmels zulieb so hoch steige? Tue ich es doch (nur), um desto leichter einen Hasen, eine Schildkröte oder einen Igel auf der Erde zu erspähen.“

Da verstummte die Nachtigall und dachte bei sich: Mag dich von jetzt ab loben wer will, ich will es traun nicht mehr tun, wenn du auch in solcher Höhe an nichts anderes denkst als an deinen Bauch. —

Es würde sich hier, wie man aus der einfachen Gegenüberstellung sieht, nicht mehr um eine freie Übersetzung handeln, sondern um eine wirkliche, selbständige Umarbeitung, zu der L.s Fabel nur den Grundgedanken hergegeben hätte. Dieser ist ja in beiden Fällen zweifellos der gleiche: Der Adler bleibt trotz seines hohen Fluges auch in Himmels-



höhen immer derselbe Materialist, der nur an seine egoistischen Triebe denkt; ja, er nützt seine Vorzugsstellung unter den übrigen Vögeln nur dazu aus, um desto leichter diesen niederen Trieben fröhnen zu können. An diesen Gedanken knüpft auch die Moral Dositejs an. Am Schlusse derselben heißt es ganz klar: „Die, welche die Wissenschaft nur suchen, um durch sie zu irgendwelchen sogenannten Würden zu gelangen, und nicht, um vernünftiger, gebildeter, besser und vollkommener zu werden, sollten sie auch nur in einem Dorfe die Kinder unterrichten: sie haben sowohl von der Wissenschaft als auch von ihrer Seele eine verkehrte, finstere und erbärmliche Meinung und sind dem Adler der Fabel gleich, der so hoch fliegt, nur um irgendwo ein Häslein oder eine Schildkröte zu erspähen<sup>1)</sup>.“ Hier geißelt also D. ebenso wie Lessing, mit dessen Zusatz sich dieser Ausspruch deutlich berührt, den Egoisten, der auch Wissen und Bildung nur um eigennütziger Zwecke willen anstrebt. Dieser Gedanke deckt sich auch mit den sonstigen Ideen D.s. Immer wieder betont er in seinen moralphilosophischen Betrachtungen, daß Wissen und höhere Ämter, die dadurch zugänglich gemacht werden, um so höheren Idealismus von ihren Trägern verlangen.

Daß diese Fabel Dositej besonders beschäftigt hat, dürfen wir vielleicht auch daraus schließen, daß gerade sie in der in gereimten Versen abgefaßten *Pohvala basni*<sup>2)</sup> wiederkehrt. Diese befindet sich im 3. Kapitel des *Sobraniје*, das erst 1893, d. h. nach den Fabeln erschienen ist. Außer anderen Fabelthemen wird da gerade Fabel 155 sehr ausführlich wiedergegeben. Es heißt dort:

Orao leteć' nadvišuje nebesne oblake,  
i od tuda bistro vidi stvari svakojake;  
ali mu je mala fala penjati se visoko,  
zaludu mu s taki krili ostrovidno oko  
kad ne mari za lepotu sunca ni meseca,  
neg' sve gleda da upazi kornjaču i zeca.

Sogar Einzelheiten (Schildkröte und Hase; die gleichen Ausdrücke: upaziti) finden sich hier wieder. Es wäre nicht ausgeschlossen, daß D., gerade weil er bei dieser Fabel länger verweilen mußte, um sie in seinem Sinne umzuarbeiten, sie im Gedächtnis behalten hat und jetzt von neuem ausführlich erzählt.

Noch immer bleibt aber die Frage offen: Wozu war D. eine derart eingreifende Umarbeitung nötig? Warum hat er sogar den Fuchs mit der Nachtigall vertauscht? Der schlaue Fuchs sagt bei L. dem Adler ohne weiteres die Wahrheit ins Gesicht; er hat es nicht erst nötig, sich wie die Nachtigall bei D. eines Besseren belehren zu lassen,

<sup>1)</sup> DD 242a; vgl. 190b.

<sup>2)</sup> DD 271/2. Zu „Pohvala basni“ vgl. ČAJKANović' Abhandlung in Spomenica D. O. (1911) S. 68.

sondern durchschaut sofort den wahren Sachverhalt und stellt ihn zynisch, trocken fest.

Dositej liebt den Kontrast<sup>1)</sup>. Deshalb brauchte er neben dem Adler einen Gegenspieler als Vertreter des Idealismus. Dazu hätte sich aber der Fuchs durchaus nicht geeignet, und D. hat mit viel mehr Berechtigung die Nachtigall gewählt. Vielleicht hat eine andere Fabel Lessings diese Vertauschung angeregt, nämlich L III, 2 Die Nachtigall und die Lerche. Diese Fabel lautet: Was soll man zu den Dichtern sagen, die so gern ihren Flug weit über alle Fassung des größten Teiles ihrer Leser nehmen? Was sonst, als was die Nachtigall einst zu der Lerche sagte: „Schwingst du dich, Freundin, nur darum so hoch, um nicht gehört zu werden?“ — Gemeinsam ist beiden Fabeln, wie man sieht, der Gedanke des hohen Fluges ohne höhere Ziele. Vielleicht hätte man es also bei D 155 mit einer Kontamination zu tun, wobei L III, 29 den Hauptgedanken und von den Spielern nur den Adler, L III, 2 dagegen als Gegenspieler statt des Fuchses die Nachtigall gegeben hätte.

Aber auch abgesehen von dieser Möglichkeit, haben wir auf Grund der angeführten Tatsachen das Recht, auch noch diese Fabel ihrer Herkunft nach Lessing zuzuschreiben, so daß nunmehr die Gesamtzahl der aus Lessing entlehnten Fabeln 28 betragen würde<sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> Weitere Gründe finden wir in der Fabeltechnik D.s, wo ein derartiges Vorgehen durchaus nicht vereinzelt ist.

<sup>2)</sup> Werfen wir nach diesen Feststellungen einen Blick darauf, welche Fabeln D.s noch zu identifizieren sind, so läßt sich der jetzige Stand kurz so andeuten. RADČENKO hat (S. 116) als unbekannten Ursprungs angeführt: 57, 63, 74, 93, 94, 100, 102, 118, 120, 123, 124, 126, 127, 155, 158. Für 124 vgl. P. SKOK Dositej Obradović i J. de La Fontaine (Izvj. Vel. Realke u Banjoj Luci XII S. 13). Zur Identifikation der Fabeln aus Äsop und Phädrus vgl. jetzt die übersichtliche Zusammenstellung bei ČAJKANOVIĆ GNČ XXXIII S. 101 und Bemerkungen S. 109ff. — Zu 123 vgl. ebd. S. 125. — Zu D 102 vgl. IVAN KASUMOVIĆ Esopovska basna grčka i rimska u hrvatskom i srpskom narodnom pričanju ZbNŽO, Bd. XVIII, Lief. 2 S. 218. — Wie ich aus dem Agramer Exemplar des Neveletus (Mythologia Aesopica, Frankfurt 1610) feststellen konnte, hat Dositej auch einige Fabeln des Abstemius übernommen. Es entsprechen einander D 63 Mišić i mišica — Abst 67 De Mure, quae cum fele amicitiam contrahere volebat; D 93 Medved i pčele — Abst 38 De Urso et Apibus; D 118 Papagal i druge ptice — Abst 106 De Psittaco admirante, cur maior honor alibi quam in patria sibi exhiberetur; D 120 Lisica i

## II.

Es dürfte schwerlich gelingen, außer den angeführten 28 noch weitere Dositejsche Fabeln mit solchen Lessings zu identifizieren. Von Interesse für die Arbeitsweise Dositejs ist es nunmehr, in Kürze noch die Frage der Anordnung dieser Fabeln und der für die Auswahl maßgebenden Gesichtspunkte zu prüfen.

Wie aus der beigefügten Tabelle<sup>1)</sup> auf den ersten Blick hervorgeht, hält sich Dositej, von wenigen Ausnahmen abgesehen, an die Reihenfolge des Originals. Von Fabel 129 bis 155 einschließlich haben wir ohne jedwede Unterbrechung eine geschlossene Reihe Lessingischer Fabeln. Nur D 91 fällt aus dieser zusammenhängenden Schicht heraus. Der Grund ist wohl darin zu suchen, daß sich diese Fabel ihrer Moral nach ganz natürlich an die vorhergehende anschließt. Wie in D 90 (Čovek velerečiv) die Prahlucht gezeißelt wird, so auch in D 91. Hier stellt sich der Hase dadurch bloß und wird lächerlich, daß er sich mit dem Löwen auf gleichen Fuß stellen möchte und mit dessen Angst vor dem Hahnenschrei seine eigene Angst vor den Hunden erklärt und zugleich entschuldigt. — In der zusammenhängenden Schicht Lessingischer Fabeln (D 129—155) hat Dositej eine kleine Umstellung vorgenommen. D 146, 147, 148 entsprechen bei Lessing II, 17, 19, 18. In 146 (L: Der Rabe) hat Dositej, wie er es auch sonst gern tut, den Titel ergänzt, indem er auch

---

kurjak — Abst 115 De Vulpe in puteum delapsa, quae lupum rogabat, ut inde eam subduceret; D 126 Jastrebi kukavica — Abst 7 De Cuculo et Accipitre. Auf diese Weise würde sich die Zahl der Fabeln unbekannten Ursprungs um weitere fünf verringern. Nach dem oben Ausgeführten käme jetzt auch noch D 155 (= Lessing III, 29) in Wegfall. Es blieben also vor allem noch D 57, 74, 94, 100, 127, 158.

<sup>1)</sup> Anordnung der Lessingfabeln bei Dositej:

D 91, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141.  
 L (I) 3, 4, 7, 9, 10, 13, 14, 15, 16, 17, 21, 24, 27, 30.  
 D 142, 143, 144, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153.  
 L (II) 1, 2, 3, 5, 17, 19, 18, 24, 25, 8, 28, 27.  
 D 154, 155.  
 L (III) 3, 29.



hier den Fuchs einführt, der ja eigentlich über den diebischen Raben räsoniert. Er hat ihm schließlich nicht ohne Recht die erste Stelle eingeräumt (Lisica i vran — Der Rabe). Daran schloß sich dann ganz natürlich nach jenem Prinzip, das Dositej aus der für den ersten Teil benutzten Fabelsammlung des Äsop kannte, d. h. nach dem Prinzip, die Fabeln nach Tieren zu ordnen, L II, 19 Der Fuchs und der Tiger. Die beiden folgenden Fabeln (D 148, 149) gehören ohnedies enger zusammen. Bei Lessing sind sie durch andere Fabeln getrennt. Dadurch, daß Dositej diese überhaupt ausläßt, hat er nach jener ersten Umstellung zugleich die Möglichkeit (wiederum mit Ergänzung des Titels Koze i Jupiter st. Die Ziegen), die zwei Fabeln, in denen sich Tiere mit einer Bitte an Zeus wenden, zusammenzustellen. Auf diese Weise würde sich die von Dositej hier vorgenommene Umstellung am natürlichsten erklären. — Eine zweite Abweichung hat sich Dositej in der Anordnung bei 150, 151, 152 erlaubt (L II, 25, 8, 28). Hier kann, wie schon die Titel beweisen, nicht der gleiche Grund wie bei den vorhergehenden Fabeln maßgebend gewesen sein. Viel eher war hier ein ähnlicher Grund wie bei D 91 vorhanden. Wie in D 150, wird auch in 151 der Stolz auf fremdes Verdienst lächerlich gemacht (auch die Moral ist ähnlich gehalten). Deswegen mag sie Dositej hier nachträglich eingefügt haben<sup>1)</sup>.

Was sich aus diesen Beobachtungen für Dositejs Arbeitsweise ergibt, bestätigt wiederum die früheren Ergebnisse. Dositej hält sich nicht streng an ein Klassifikationsprinzip, sondern hat deren mehrere. In der Hauptsache hält er sich an die Reihenfolge seiner Vorlage. Abweichungen brauchen nicht als Versehen gedeutet zu werden, aber es waren dafür eher Überlegungen von Fall zu Fall maßgebend als vorher festgelegte

---

<sup>1)</sup> D 152 und 153 behandeln ein ähnliches Thema. L II, 28 mochte Dositej für die daran zu knüpfende Moral geeigneter erscheinen. D. spricht hier über ein Lieblingsthema TH. ABBTS, den er auch zitiert (DD 239a: Menschen! Wenn eure Seele schlecht ist, so prahlt nicht mit dem guten Herzen). DD 239a steht AT, SKZ 29 Basne D. O., Bd. 2, S. 134 dagegen APT. Vgl. zu dem Thema bei ABBT: ANNIE BENDER, Thomas Abbt (1922) S. 172 u. s.

Gesichtspunkte. Soviel über die Anordnung der Lessingfabeln bei Dositej.

Viel schwieriger ist es, sich über die Gründe, welche die Auswahl bestimmt haben, klar zu werden. Wie aus der Tabelle ersichtlich, hat Dositej aus dem ersten Buch Lessings 14, aus dem zweiten 12, aus dem dritten nur 2 Fabeln aufgenommen.

Daß Dositej die Auswahl nicht nach dem Gesichtspunkt sprachlicher oder künstlerischer Vollendung getroffen hat, ist nach seiner Einstellung zur Literatur von vornherein zu erwarten. Warum er bekannte Fabeln wie „Der Besitzer des Bogens“, „Zeus und das Pferd“ u. ä. ausgelassen hat, läßt sich nicht mit Wahrscheinlichkeit feststellen. Obwohl auch hier nicht konsequent, vermeidet Dositej doch nach Möglichkeit betont heidnische oder mythologische Themen (L II, 12, 30; auch II, 29). Beide Fabeln L.s, die vom Strauß handeln, sind ausgelassen; auch „Der Springer im Schache“, wahrscheinlich deshalb, weil Dositej bei seinen Lesern die Kenntnis des Schachspiels nicht voraussetzen konnte. Bei anderen Fabeln mag er den Eindruck gehabt haben, daß sie sich inhaltlich zu sehr an schon vorher von ihm übersetzte Fabeln anlehnen (L.s Fabeln vom Wolf u. ä.). Viele Fabeln L.s sind bekanntlich auf die literarischen Verhältnisse des damaligen Deutschland gemünzt (I, 6, 11, 18, 19, 22; II, 14; III, 2). Die meisten davon hat Dositej ebenfalls ausgelassen.

Auch die positiven Gründe, die Dositej zur Aufnahme bewogen haben, sind schwer anzugeben. Aber immerhin ist folgende Erwägung nicht uninteressant. Die Beziehung zwischen Fabel und der von Dositej daran geknüpften, gewöhnlich sehr ausführlichen moralischen Abhandlung ist zwar manchmal sehr lose. Selbst wenn er von der Fabel ausgeht, erlaubt er sich in der Fortführung des Gedankens bisweilen erstaunliche Abschweifungen, um dann eventuell zum Schlusse wieder auf die Fabel Bezug zu nehmen. Aber das eine ist klar, und wir werden es noch mehrmals bestätigt finden: Schon bei der Auswahl hat sich Dositej auch darüber Gedanken gemacht, inwieweit die in der Fabel enthaltene Moral seinen Zwecken und Absichten entspricht. Es sind auch hier die gleichen moralphilosophischen

Themen<sup>1)</sup>, die sich durch Dositejs gesamtes Lebenswerk hindurchziehen: Kampf vor allem für Kulturfortschritt durch freieres Denken, gegen religiöse und allgemeinkulturelle Rückständigkeit, beschränkten Traditionalismus, für allseitige Bildung des Geistes und Herzens. Gleichzeitig aber, damit die neuzuschaffende Kultur nicht moralisch ausarte, immer wieder die Mahnung, äußeren Schein, bloß äußerliche Kultur nicht mit wirklichem innerem Werte zu verwechseln.

Auch die Fabeln werden in den Dienst dieses Kulturideales gestellt. In der Auswahl auch der Lessingischen Fabeln haben gerade diese Gesichtspunkte zweifellos das Übergewicht gehabt über das Moment der Form und sprachlichen Vollendung. Ohne dieses Auswahlprinzip zu pressen — denn es gilt ja, auch die subjektiven Faktoren in Betracht zu ziehen — können wir sagen: Dositej hat im wesentlichen gerade die Fabeln übernommen, die ihm am besten eine Anknüpfung an seine allgemein moralischen und kulturpädagogischen Ideen erlaubten.

### III.

Die von der bisherigen Dositejforschung am meisten vernachlässigte Frage, die gerade auch für Dositejs Fabelwerk gestellt werden muß und sehr wertvolle Erkenntnisse verspricht, ist diese: Wie hat Dositej übersetzt? Diese Frage ist zwar

---

<sup>1)</sup> Es seien hier kurz die moralphilosophischen Themen zusammengestellt, die bei D. im Anschluß an L.s Fabeln zur Sprache kommen. Wahrheitsstreben, nicht blinder Traditions Glaube (D 129, 137, 138, 142, 144); Bildung verpflichtet; nicht Stellung, sondern innerer Wert entscheidet (150, 151, 155); Kampf gegen Zölibat (133), gegen Stolz auf hohe Abstammung (136), gegen Eigendünkel (132), Luxus (149), gegen barbarische Auffassung des Heldentums (131). Von Tugenden wird Dankbarkeit (135), Selbstbescheidung (134), Recht schaffenheit (148), wirkliche Seelengüte (152) gerühmt, von Lastern dagegen Neid (143), Verstellung (Jesuiten! 147), Bosheit (153), Bindung an irdische Güter (139) gebrandmarkt. Ein Gedanke wird aber in den Fabeln unermüdlich den Lesern veranschaulicht: die Bedeutung eines geordneten Staatswesens, einer guten Regierung, die im Volke die Aufklärung verbreitet, und guter Gesetze, welche die Verwirklichung eines gesitteten Gemeinschaftslebens erst gewährleisten. Zum Auswahlverfahren D.s vgl. RADČ. S. 124.

wiederholt gestellt worden, aber es fehlen noch immer systematische Untersuchungen in dieser Richtung. Für Dositejs Lessingfabeln hat nur RADČENKO einzelne, darunter sehr glückliche Hinweise gegeben. SCHERZER dagegen hat sich durch seinen eng dogmatischen, geschichtlich durchaus nicht gerechtfertigten Standpunkt zu dieser Frage von vornherein den Weg zu genauerem Verständnis und gerechterer Würdigung versperrt.

Immer wieder ist in diesem Zusammenhange erwähnt worden, daß Dositej nicht Übersetzer im strengen Sinne des Wortes genannt werden darf, da seine Fabeln sehr häufig nur eine Paraphrasierung oder völlig selbständige Umarbeitung seiner Quelle darstellen<sup>1)</sup>. Um zu einem historisch gerechtfertigten Urteil zu gelangen, dürfen daher die Fabeln Dositejs überhaupt nicht, wie es SCHERZER tut, von der heutigen Auffassung des Übersetzerberufes aus beurteilt werden. Es genügt nicht, einfach die geringere oder größere Annäherung ans Original festzustellen und dann vom heutigen Standpunkte aus darüber ein Urteil zu fällen. Dositej hat sich eben hier nicht als „Übersetzer“ betrachtet, dessen Hauptaufgabe es wäre, das Original möglichst getreu, sprachlich und künstlerisch adäquat wiederzugeben. Sein Ziel war durch andere Gesichtspunkte bestimmt: er war vor allem Volkspädagoge. Es gefiel ihm, wie auch Lessing, „auf diesem gemeinschaftlichen Raine der Poesie und Moral“, aber nicht aus primär künstlerischen oder theoretischen Überlegungen heraus, sondern aus moral- und kulturpädagogischen. Deswegen stand er seinem Original mit großer Freiheit und Selbständigkeit gegenüber und suchte seine Wiedergabe so zu gestalten, wie es diesen seinen moral- und kulturpädagogischen Rücksichten entsprach. Dieselben wirkten nicht nur, wie schon gesagt, auch bei der Auswahl der Fabeln entscheidend mit, sondern machten in noch viel stärkerem Maße.

<sup>1)</sup> Interessant ist in dieser Hinsicht ein Vergleich zwischen D. Obradović und M. A. Reljković. IVAN KASUMOVIĆ sagt darüber in seiner ausgezeichneten Untersuchung (M. A. Reljkovića Basne Esopove, Rad 207 S. 66): „Reljković ist also bloßer Übersetzer, aber beim Übersetzen dessen, was er vorfand, bewies er nicht einmal soviel Freiheit, wie der im Vergleich zu ihm weit gelehrtere, intelligentere und geistreichere ‚Fabeldichter‘ Dositej Obradović sich gestattet hat.“



ihren Einfluß bei der Bearbeitung bzw. Übertragung geltend. Deshalb ist es nötig, wenn die Abweichungen, die er sich gestattet, untersucht werden sollen, diesen Punkt dauernd im Auge zu behalten.

Es seien hier zunächst die Abweichungen inhaltlicher Art angeführt, in denen jene Rücksichten Dositejs am deutlichsten zum Vorschein kommen.

Mit dem Bildungsstand seiner Volksgenossen rechnend, muß Dositej häufig Einzelheiten in der Fabel selbst erklären. Lessing setzt bei seinen Lesern voraus, daß sie über die Furien Bescheid wissen. Daher antwortet Iris bei ihm auf die Frage der Juno: Wozu will Pluto diese Tugendhaften?, ganz einfach: Zu Furien. Dositej erklärt aber: Da budu paklene furije, i da muče zle i osudjene duše<sup>1)</sup>. — Auch der Name Äsop hätte dem Großteil seiner Leser nicht viel besagt. Lessing begnügt sich mit dem Satz: Der Esel sprach zu dem Äsopus . . . Dositej dagegen holt wiederum weiter aus: Magarac upazi Ezopa, gdi 'oda po polju, smatra što životinja čini, i od tuda sastavlja svoje basne i daje ih ljudma za nauku<sup>2)</sup>. Diese Einleitung dürfte doch vor allem den Zweck haben, dem Leser einen notdürftigen Begriff von Persönlichkeit und Tätigkeit des Äsop zu geben, weil es sonst schwer verständlich wäre, warum sich der Esel gerade an diese Person wendet. — Hier wäre auch noch D 133 vom Phönix zu erwähnen. Lessing hat es auch hier nicht nötig, eine erklärende Einleitung voranzuschicken. Dositej beginnt dagegen seine Fabel: Novi prekrasni finiks rodi se iz roditeljskoga pepela, narasti i načne raširivati i tresti krila svoja k stogodišnjemu letenju spremajući se. Auch hier soll diese Einleitung wahrscheinlich dem Leser einen ungefähren Begriff von dem Wundervogel vermitteln.

---

<sup>1)</sup> DD 238b.

<sup>2)</sup> DD 225b. Bezeichnend ist hierzu folgende Einzelheit. Lessings Fabel I, 30 (Der Esel und Äsopus) ist durch Dositejs Vermittlung ins Volk gedrungen und von VUK VRČEVIĆ wieder aufgezeichnet worden (Narodne basne 1888 S. 28 Stihotvorac i Magarac). Der Name Äsop ist aber in der Volksüberlieferung wieder verloren gegangen und nur allgemein der Dichter geblieben.

Für D.s Fabel „Herkules“ hat schon RADČENKO<sup>1)</sup> auf die erklärende Rolle der Einleitung hingewiesen (Herkules' Heldentaten und Verdienste). In diesem wie in den vorhergehenden Fällen sehen wir deutlich, daß Dositej bemüht ist, die Erklärung in die Fabel selber zu verflechten.

D 143 (Herkules) ist aber auch in anderer Hinsicht interessant. Dositej bemüht sich, die klassische Mythologie nicht übermäßig zu verwenden<sup>2)</sup>. Diese Lessingische Fabel kam ihm aber so gelegen, einen moralphilosophischen Gedanken (des Nutzens, den wir von unseren Feinden haben) zu entwickeln, daß er sie in seine Sammlung herübernahm, obwohl sie ausschließlich auf der griechischen Mythologie fußt. Aber er hat die Fabel doch so geändert, daß das Heidnische darin auf ein Mindestmaß herabgedrückt wurde. Er überträgt die ganze von Lessing erzählte Szene aus der griechischen Götterwelt in ein ritterlich-feudales Milieu. Herkules wird der große Held, Jupiter ist Zar, Juno — des Herkules Stiefmutter — heißt wie im Volkslied „čestita carica“, Minerva ist ihre Tochter. Das Ganze erinnert an ein fürstliches Festgelage mit einem gewissen steifen Zeremoniell. — Die Götter werden nicht als solche erwähnt. Interessant ist, mit welcher Konsequenz diese Übertragung in eine andere Atmosphäre durchgeführt ist. Lessing beginnt: Als Herkules in den Himmel aufgenommen ward, machte er seinen Gruß . . . Im ersten Augenblick möchte es seltsam erscheinen, daß Dositej statt des Himmels den Olymp einsetzt (na visoki popeti se Olimp). Kein Zweifel, daß Dositej dies getan hat, um nicht Heidnisches und Christliches zu vermengen. Der Name Olymp erweckt in der Vorstellung des nicht in der Mythologie bewanderten Lesers nur das Bild des Berges, auf dem die Hofburg aufragt („svetli dvorovi cara Jupitera“ heißt es ausdrücklich bei D.). In dieser Deutung bestärkt uns noch eine Einzelheit. Bei

<sup>1)</sup> RADČ. S. 117.

<sup>2)</sup> Vgl. von den Fabeln D 58. Zur Frage der Mythologie sei noch bemerkt: In 148 wird Zeus durch car Jupiter wiedergegeben, in 149 nur durch Jupiter. In 152 hat D. Pluto überhaupt ausgelassen, er setzt statt dessen *ad*, womit das Volk auch die Vorstellung der christlichen Hölle verbindet; Juno wird hier wieder carica, Iris (bei D. *Duga*) sluškinja, die drei Jungfrauen sollen „kamerjungfre“ werden. Trotz des hohen Titels der Juno hat diese Fabel eine arge Verbürgerlichung erfahren, zu der auch die einer Göttin nicht besonders gut anstehenden Schlußworte passen. Wie in 143, wo der Einzug des Herkules in den Olymp an das Heldenepos erinnert (vgl. RADČ. a. O.), hätten wir es auch hier mit einer Umwandlung der Atmosphäre, in der sich die Götterszene abspielt, zu tun. Vgl. SKOK S. 4.

L. lautet der Schlußsatz wieder: . . . womit ich den Himmel verdient habe. Dositej vermeidet hier abermals das Wort Himmel und übersetzt völlig unverfänglich: ja ni polak moje slave ne bi zaslužio<sup>1)</sup>.

Wenn wir von der Nebentendenz in D 143 absehen, handelt es sich bei allen diesen Beispielen, die sich noch durch Einzelheiten vermehren ließen, um Erklärungen von Namen, die dem ungebildeten Leser nicht ohne weiteres verständlich wären. Dositej ist auch hier nicht überall konsequent, aber daß derartige Abänderungen beabsichtigt und nicht bloß ein Produkt des Zufalls waren, wird man nach den angeführten Einzelheiten nicht mehr bestreiten dürfen<sup>2)</sup>.

Viel interessanter für Dositejs Persönlichkeit und Stellung zu den zeitgeschichtlichen Fragen sind andere Abweichungen, die der Moral zuliebe vorgenommen zu sein scheinen. Hinter der Moral steht aber der Volkspädagoge, der in einer bestimmten Richtung auf die Kulturentwicklung seines Volkes wirken will und seine Absicht in einer Änderung der Fabel selbst zum Ausdruck bringt.

Vor allem D 137 (Staraklisura i vrapci), wo diese Änderungen besonders einschneidend waren. Statt der Kirche, die nach Lessings Fabel ausgebessert wird, hat Dositej eingesetzt: jedna stara klisuretna. Der Herr des Ortes (auch von ihm spricht Lessing kein Wort) läßt an dieser Stelle Schulen und Fabrikgebäude errichten (na tom mestu čini sazidati učilišta i zdanija za fabrike). Spricht aus dieser eigenwilligen Abänderung viel-

<sup>1)</sup> Wenn RADČENKO es nicht als glücklich bezeichnet, daß in D 143 gerade Minerva an Herkules die erstaunte Frage richtet, so hat er vielleicht nicht beachtet, daß sie bei D. des Herkules Stiefschwester ist.

<sup>2)</sup> Solche erklärende Einleitungen finden wir auch sonst bei D., z. B. D 81 (um eine Vorstellung vom Satyr zu geben); D 98 enthält eine erklärende Umschreibung des delphischen Orakels, aber wiederum mit indirekter Ablehnung des heidnischen Elements (*Prehristjanstva* Apolona su Greci držali za Boga, koji bi im na neizvesna pitanja odgovore davao i buduštaja predkazivao DD 187b); auch die Erklärung des menschenfreundlichen Delphins (D 69) wäre in diesem Zusammenhang zu erwähnen. — Eine Entsprechung hat dieses Vorgehen D.s auch in der Erklärung von Fremdwörtern (z. B. pod simvolom iliti znakom; parasit, iliti pohlebnik, il' jošt lepše ližisan usw.).



leicht Dositejs antiklerikale Gesinnung? Er betont ja auch sonst, daß es für das serbische Volk besser und auch Gott wohlgefälliger sei, statt neuer Glockentürme nützlichere Gebäude zu errichten. Immer wieder verlangt er vor allem, die Klöster in Schulen und Krankenhäuser umzuwandeln. Wenn wir diese Stellen<sup>1)</sup> mit den obigen Abweichungen vergleichen, müssen wir dann nicht zu dem Schlusse kommen, daß auch diese im Grunde gegen das Kloster- und Mönchswesen gerichtet sind? Der Herr des Ortes wäre dann vielleicht nicht zufällig an die Stelle der unpersönlichen Formulierung Lessings getreten, und man hätte darunter den aufgeklärten Herrscher, allen voran Joseph II., zu verstehen. Auch D.s Moral weist uns diesen Weg. „Daher, liebe Brüder — heißt es da — wohl dem Hause, das einen guten und klugen Hausherrn hat! Wohl dem Volke, das einen gerechten, rührigen und aufgeklärten Herrscher hat, der nicht wie Sardanapal sein Serail und seine Frauen bewacht, noch Fliegen fängt wie Dometian (!), nego obilazi carstvo svoje, kao vredan domaćin dom svoj, stare klisure i kuletine daje razvaljivati i na nji'ova mesta vozdvize učilišta, fabrike, 'ospitale i ovim podobna opštepolezna zdanija, ne mareći što zanovetaju i mumlaju vrapci i sovljage.“ Feiert Dositej nicht auch sonst diesen Herrscher, weil er die Klöster aufgehoben hat? Man hätte also auch in dieser Fabel eine Verherrlichung des aufgeklärten Fürsten aus dem Munde eines der begeistertsten Anhänger des Josephinismus.

---

<sup>1)</sup> Vgl. DD 102 (Sovjeti zdravago razuma): ... da je već dosta toga staranja za goge i magoge, za kule i klisure. Noch in der Autobiographie hatte D. den freisinnigen Bischof erklären lassen: „Wäre es nicht besser, auf den Klosterpründen Familien anzusiedeln und die Klöster in Schulen, Spitäler und Waisenhäuser umzuwandeln?“ (DD 29b). Ebenso DD 47a: Ne bi li mnogo poleznije i bolje bilo i za pravoslavije i za narod, da se svi manastiri u škole i u učilišta preobrate ...? — Vgl. noch DD 197a. — DD 102b sagt D.: „Viel besser ist es, ein gescheites und nützliches Buch, mag es auch noch so viel kosten, in unsere Sprache zu übersetzen, als zwölf Glockentürme zu errichten und überall darin Glocken aufzuhängen: kein Körnlein Verstand werden unsere Kinder davon mehr bekommen, wenn ihnen die Glocken auch in alle Ewigkeit bimmeln.“

Einen ähnlichen Hintergrund enthüllen bei näherer Betrachtung auch die Abweichungen in D 133 und D 148. Für Fabel 133 hat schon RADČENKO<sup>1)</sup> das selbständige Vorgehen Dositejs erklärt. Bei D. versammeln sich um den Phönix nicht, wie bei Lessing, alle Tiere und Vögel, sondern eine Schar sanfter Tauben (*jato nezlobivi' golubova*). Bei Lessing heißt es mit einer gewissen Geringschätzung: Sie gafften, sie staunten, sie bewunderten und brachen in entzückendes Lob aus. Lessings Sympathie gehört eben ganz und gar dem Phönix, Dositejs Darstellung ist dagegen idyllischer (*prijatno gledajući* heißt es von den Tauben). Ihnen gehört Dositejs Sympathie. Warum? Weil sie für ihn das Symbol der ehelichen Liebe sind. Der Sinn der Fabel wird also der Moral zuliebe umgebogen, denn die Moral ist nichts anderes als eine Streitschrift gegen den Zölibat. Diesen erklärt Dositej mit ausdrücklicher Wendung gegen das Mönchswesen als Verbrechen gegen das oberste Naturgesetz, das zugleich göttliches Gesetz ist. „Človek bez žene ne može biti, kako god golub bez golubice, kako riba bez vode . . .“ Wie schon in seinem schriftstellerischen Programm (1783)<sup>2)</sup>, so feiert er auch hier wieder den Herrscher (Joseph II.), „dem Gott eingegeben hat, die Kuttenträger und Kuttenträgerinnen, Mönche und Nonnen aus der Sklaverei in freien Ländern und aus den ewigen Gefängnissen, in die sie schuldlos geraten, zu befreien.“

Wir dürfen freilich nicht übersehen, daß Lessings Fabel infolge dieser Umarbeitung gerade das Tiefste eingebüßt hat. Dositej hat hier das Außerordentliche und ethisch Hohe dem Gesunden, aber zugleich auch Durchschnittlichen geopfert. Für Lessing ist der Phönix das Symbol des großen Ausnahmemenschen, der gerade deswegen ewig ein Einsamer bleiben muß. Lessing mag dabei auch an sich selber gedacht haben.

Etwas Ähnliches finden wir auch bei D 148. Der hohe ethische Gedanke Lessings liegt wieder darin, daß das Schaf

<sup>1)</sup> Während RADČENKO für 137 nur die Abweichungen feststellt, hat er sie hier zu erklären gesucht (S. 118). Zur Technik dieser Fabel s. u. — Zu dem Gedanken der Fabel vgl. DD 162a: Čovek nije kao kurjak za samoću od Boga sotvoren.

<sup>2)</sup> DD 3b (Pismo Haralampiju).

auf alle natürlichen Schutz Waffen verzichtet und sich mit dem Segen des Zeus begnügt, entschlossen, „lieber Unrecht zu leiden als Unrecht zu tun“. Bei Dositej folgt aber der Zusatz: Onda blagoslovi car Jupiter ovcu, zapovedi da u napredak ovce imadu pastira, koji da se može njima raniti i odevati, no da i' čuva i da se za nji' stara. Das Schaf bekommt also doch einen Beschützer in Gestalt des Hirten. Hat Dositej nicht gefühlt, daß er dadurch dem eigentlichen Sinn der Lessingischen Fabel Gewalt antut? Beachten wir jedoch wiederum die Moral! Dann werden uns auch hier feinere Zusammenhänge klar. In der Moral spricht Dositej zunächst im Sinne der Fabel L.s davon, daß gerade die rechtschaffensten Menschen häufig Unrecht leiden müssen. Er bleibt aber nicht bei diesem Thema stehen, sondern geht dann sehr ausführlich auf die Vorteile eines wohlgeordneten und fortschrittlichen Staatswesens ein. Gerade dafür hat ihm ja das Abendland die Augen geöffnet. Dositej<sup>1)</sup> sagt u. a.: „Eine andere Bemerkung, die für die gegenwärtige Moral paßt (wir haben sie schon mehrmals erwähnt, aber sie sei noch einmal angeführt) ist folgende: Wie dankbar müssen der Vorsehung des Himmels jene Völker sein, die in wohlgeordneten Staaten wohnen und leben . . . Wer nicht in barbarischen und schlecht regierten Ländern herumgereist ist und nicht die bitteren Leiden gesehen hat, die das Menschengeschlecht in Ermangelung guter Ordnung und guter Gesetze erträgt und duldet, der kann sich niemals eine Vorstellung davon machen, welches Glück es auf Erden ist, wenn jemand zu sich selber sagen kann: ich bin ehrlich und gerecht, ich fürchte niemanden. Sicherheit und Friede sind die größten Gemeinschaftsgüter . . .“

Auch im Anschluß an Fabel 10<sup>2)</sup> hebt Dositej die Vorzüge eines zivilisierten Staates und einer gut geordneten Verwaltung hervor. Er beruft sich wieder auf die deutschen und russischen Lande, „wo sich kein guter Mensch, weder Christ noch Türke, vor dem Soldaten fürchtet, sondern in ihm seinen Beschützer sieht; im Türkenland dagegen zittert der arme Christ, je weiter

<sup>1)</sup> DD 233b. Vgl. in Fabel 100 (DD 188b): Ovce bez čuvara i pastira, to je toliko koliko da i' nije.

<sup>2)</sup> DD 152a.

er von Konstantinopel entfernt ist, desto mehr vor dem Aga und seinen Dienern, vor dem Spahi und Janitscharen wie das Schaf vor dem Wolf“. Wenn Dositej vielleicht auch in Fabel 148 unter dem frommen Schaf die unter türkischer Herrschaft stehenden Balkanvölker versteht, muß er dann nicht wünschen, daß der jammervolle Zustand, den er an verschiedenen Stellen seines Werkes schildert, ein Ende nehme? „Wer nicht wünscht“ — sagt Dositej<sup>1)</sup> —, daß Marter, Ungerechtigkeit und alles Übel unter den Menschen ausgerottet werde, der weiß weder von Gott, noch denkt er jemals über ihn nach . . .“ Gerade aus diesem Grunde durfte Zeus das fromme Schaf nicht entlassen, ohne ihm irgendeinen Schutz zu gewähren. Zeus vertraut es deshalb der Fürsorge des Hirten an. Dieser Schluß bekommt einen tieferen zeitgeschichtlichen Sinn, wenn wir eine andere politische Idee<sup>2)</sup> ins Auge fassen, die nicht nur für Dositej, sondern für viele seiner Zeitgenossen der politische Hoffungsstern war, die Idee nämlich, daß es die Aufgabe der christlichen Großstaaten, vor allem Österreichs und Rußlands, sein werde, die Balkanslaven von den Türken zu befreien und durch eigene Herrschaft Ordnung und Gesittung einzuführen.

So enthüllen uns diese scheinbar so willkürlich oder zum Schaden des Originals vorgenommenen Änderungen tiefere Zusammenhänge im politischen und sozialpolitischen Denken Dositejs. Auch in den Fabeln spricht der Anhänger des Josephinismus zu uns, nicht nur mit Beziehung auf die allgemeinen Ideen der Aufklärung, sondern ausdrücklich mit Rücksicht auf die politischen und kulturellen Zustände und Bedürfnisse seines eigenen Volkes. Keineswegs dürfen aber die dadurch bedingten Abweichungen als Zufall angesehen werden<sup>3)</sup>.

Andere Änderungen, die ebenfalls den Inhalt betreffen, sind nicht derart von dem sozialpolitischen Denken Dositejs<sup>4)</sup> abhängig wie die

<sup>1)</sup> DD 234a.

<sup>2)</sup> Vgl. DD 3b, 151b.

<sup>3)</sup> Gerade im Anschluß an die Fabeln erläutert Dositej immer wieder seine politischen Ideen. Seine Auffassung von Herrscher, Staat, Verwaltung läßt sich hier sehr gut verfolgen. Vgl. 168a: 'Oće se prosvešten vladjetelj i silni zakoni; außerdem 161a, 148b/149a, 163b, 169a u. s.

<sup>4)</sup> Wie die Fabeln L.s, so ändert Dositej auch andere Fabeln, um ihnen eine Spitze gegen das Mönchswesen zu geben. Am bezeichnend-



bisher behandelten. Aber auch in ihnen gibt sich bisweilen bei näherem Zusehen eine bestimmte, mehr oder minder konsequent durchgeführte Absicht kund. So fällt gerade die zuletzt behandelte Fabel dadurch auf, daß Dositej die Reihenfolge der dem Schaf von Zeus angebotenen natürlichen Schutz Waffen nicht nur geändert, sondern noch ergänzt hat. Bei Lessing haben wir diese Reihenfolge: 1. Zähne und Krallen, 2. Schlangengift; 3. Hörner und Stärke des Nackens. Dositej dagegen hat folgende Anordnung gewählt: 1. giftigen Odem und Lick, 2. Zähne und Krallen, 3. Größe des Stiers und schreckliche Hörner, 4. Flinkheit und Schlaueit des Fuchses. In dieser Reihenfolge scheint sich eine gewisse Abstufung anzudeuten. Voran steht die Schlange, das verhaßteste Tier, das sich der heimtückischsten Waffe bedient, dann folgt das Raubtier, weiterhin nach dem Löwen der Stier als dasjenige Tier, das sich offen zur Wehr setzt und zum ehrlichen Zweikampf bereit ist, an letzter Stelle endlich der Fuchs, der sich nicht gewalttätiger, sondern der feinsten diplomatischen Waffe bedient. Der Gedanke, den Dositej hier verwertet, entspräche sogar sehr wohl der psychologischen Situation: dem Schaf, das vor jeder Gewalttätigkeit zurückscheut, bietet Zeus immer ehrlichere und friedlichere Schutz Waffen an. Auch in dieser Abweichung hätten wir es demnach mit einer bewußten Absicht Dositejs zu tun.

In D 144 (*Dete i zmija*) dürfte dagegen eine beabsichtigte Vereinfachung vorliegen<sup>1</sup>). Dositej spricht nicht davon, daß der Knabe mit einer zahmen Schlange, der das Gift benommen ist, spielt. Das Kind bemerkt einfach die Schlange, nimmt einen Stock und droht ihr, denn es habe gehört, daß eine von ihnen ein Kind gebissen habe. L.s Knabe hat dagegen irgendwo die (Äsopische) Fabel vom Landmann und der Schlange gelesen. Alle diese Einzelheiten mochten Dositej für seine Verhältnisse als zu gesucht erscheinen, er ersetzt sie durch eine ganz gewöhnliche Tatsache und führt statt der Anspielung auf die Lektüre des Knaben ein Ereignis an, von dem das Kind tatsächlich jederzeit erfahren konnte. Wahrscheinlich aus den gleichen Erwägungen hat Dositej auch die weiteren literarischen Anspielungen (L:

---

sten sind hierfür D 84 (*Zecovi i žabe*) und 111 (*Čovek ubog i žena*). In 84 führt Dositej eigens einen „*zec pustinjik*“ ein, um in ihm die Heuchelei der Mönche, die der Welt entsagt haben, dabei aber nur auf ihren eigenen Vorteil bedacht sind, bloßzustellen. Die Motive, die D. zu dieser Änderung bewogen haben, gehen wieder aus der Moral klar hervor. In 111 rechtfertigt der Arme, der große Opfer verspricht, um gesund zu werden, mit der Habsucht der Klöster und dem Eigennutz der Mönche den eigenen Betrug.

<sup>1</sup>) Vgl. RADČENKO S. 118. Durch Weglassung des Gottes der Unterwelt aus D 152 ist auch diese Fabel vereinfacht worden.

Wie parteiisch eure Geschichtschreiber sein müssen usw.) ausgelassen. Auch der in L.s Fabel ausgedrückte moralische Gedanke hat bei Dositej eine Vereinfachung erfahren. Statt der doppelten Moral L.s (1. Der Undankbare findet immer eine Ausrede, um seine Undankbarkeit zu rechtfertigen; 2. Um kein voreiliges Urteil zu fällen, müssen alle Umstände vorher genau untersucht werden) hat sich Dositej auf den zweiten Gedanken L.s beschränkt und dadurch auch eine einfachere gedankliche Führung seiner Fabel erreicht<sup>1)</sup>.

Um aber dem Problem in Gänze gerecht zu werden, dürfen wir auch die feineren seelischen Voraussetzungen nicht übersehen, die ebenfalls etwaige Abweichungen, wenn nicht bedingt, so doch begünstigt haben. Dositej ist im Vergleich zu Lessings herbem, mehr verschlossenem Wesen eine milde, nachgiebige, friedliebende Natur, deren Ideal für das Gemeinschaftsleben es wäre „tiho, mirno i ljubezno izmedju sebe živovati“. Sein ganzer Lebenslauf beweist immer wieder, daß schon sein Temperament ihm auf Schritt und Tritt Anschluß und Freundschaft sichert. Eine Folge dieser weichen, hingebungsvollen Veranlagung ist u. a. der Hang zur Mitteilbarkeit. Abfällig hat man auch von Redseligkeit gesprochen. Stilistisch drückt sich dieser Hang in zweifacher Richtung aus, verstärkt durch Einflüsse der byzantinischen Literatur, als Tendenz zur emphatischen Gehobenheit des Ausdrucks und zur Worthäufung, andererseits als Tendenz zum sentimentalischen Überschwang.

Dositejs weiches Naturell prägt sich in der Übertragung von L.s Fabeln allgemein als Verlust der Herbheit und Gehaltenheit aus. Auf psychologische Gründe ließen sich auch manche Erweiterungen zurückführen, vor allem die Vorliebe,

---

<sup>1)</sup> Lessing hatte bekanntlich zur Natur kein besonderes Verhältnis. Ebenso ging ihm auch das Verständnis für das einfache Landvolk ab. Dositej urteilt über dasselbe durchaus nicht geringschätzend wie viele seiner Zeitgenossen; sein Werk bietet viele Beispiele entgegengesetzter Haltung. Schon RADČENKO hat (S. 117) hervorgehoben, daß Dositej deswegen in Fabel 132 das abfällige Urteil Lessings über die Schnitter gemildert hat. Vgl. SKOK S. 14. — Hinsichtlich weiterer Änderungen findet RADČENKO in D 139 Anklänge an das Gebahren des montenegrinischen iguman, den D. in Anekdoten verewigt, in D 151 dagegen die Atmosphäre eines mehr dörflichen Milieus.

einen Begriff durch Synonyme (der größeren Eindringlichkeit halber) zu verstärken. Dositejs rationalistischem Hang zur Belehrung ist es zuzuschreiben, daß bisweilen schon in der Fabel der konkrete Ausdruck L.s durch allgemeinere lehrhafte Formulierung des Gedankens ersetzt wird<sup>1)</sup>.

Der größte Teil der Abweichungen ist auch damit noch nicht erklärt. Dositejs „Redseligkeit“ als allgemeinen Grund anzuführen, geht schon deshalb nicht, weil Dositej nicht immer ausführlicher ist als seine Vorlage, sondern oft auch kürzer sein kann. Die meisten von diesen Abweichungen bedeuten keine inhaltliche Änderung, sondern betreffen nur die Form, die Art und Weise der sprachlichen Wiedergabe. Damit kommen wir zum wichtigsten Problem, zur Frage der Fabelform D.s, seiner Fabeltechnik und Erzählweise. Eine Untersuchung dieser Fragen stößt zwar auf große Schwierigkeiten. Einerseits sind Sprache<sup>2)</sup> und Stil D.s bis heute durchaus nicht genügend erforscht. Eine mehr oder minder numerische Feststellung des

---

<sup>1)</sup> Worthäufung finden wir z. B. in D 150: Nerazumna i luda gordosti! (L: Elender Stolz . . .); ako želiš udostojiti se da te ljudi fale i blagoslivljaju (L: dann erst wird der Mensch dich segnen). D 154: neprestano trudeći se i radeći; u leto snage i kreposti usw. Beispiele finden sich überall in Menge. — Überschwenglichkeit des Ausdrucks in D 155 und 137. — Als Rationalist und Sittenlehrer kann es sich D. nicht versagen, manchmal schon in der konkreten Erzählung das allgemein Lehrhafte durch abstraktere Formulierung hervorzuheben oder es noch eigens anzufügen. Als Beispiele aus den Lessingfabeln seien angeführt D 91: na zemlji niko nije savršen, i ako će ko ne znam kako slavan i silan biti, mora imati neku slabost (L: es ist eine allgemeine Anmerkung, daß wir große Tiere durchgängig eine gewisse kleine Schwachheit an uns haben); ferner D 131: zašto koje bi mi poštenje bilo dete s mene smetnuti i nad slabim junaštvo pokazivati (L. nur: Denn was für Ehre könnte es mir bringen, einen Knaben abzuwerfen?) — Bezeichnend ist in dieser Hinsicht auch das von D. in 64 und 65 eingeschobene „iz nekakva sujeverija“ bzw. „iz nekakvog staropredanoga sujeverija“, die das Verhalten des Landmanns sofort als abergläubisch kennzeichnen sollen.

<sup>2)</sup> Zu der Studie von M. SUČEVIĆ *Jezik u delima D. O., Izv. Vel. Gimn. u Sremskim Karlovcima* 55 (1914), 5—60; vgl. die Besprechung von M. PAVLOVIĆ in *Prilozi II*, 2, S. 298ff.

Verhältnisses von kirchenslavischem und volkssprachlichem Element hätte für die Literaturgeschichte geringen Nutzen. Der Ausdruck „sprachlicher Dualismus“, der gern zur Kennzeichnung verwendet wird, kann nur als allergrößte Charakteristik genügen. Gerade die Stilunterschiede dürfen nicht als Spiel des blinden Zufalls gedeutet, sondern müssen aus den geschichtlichen und persönlichen Voraussetzungen verstanden werden. Der Stilunterschied wird am deutlichsten, je nachdem Dositej z. B. ein konkretes oder abstraktes Thema behandelt. Dort, wo ihm die volkstümliche Erzählweise — Dositej hat diese Erzählergabe selber in hohem Maße besessen — auch als Vorbild für die schriftstellerische Wiedergabe dienen kann, ist nicht nur seine Sprache viel reiner, sondern auch der Stil origineller, frischer, lebendiger und volksechter. Andererseits entspricht die Stilschichtung auch gewissen seelischen Verhaltensweisen. Es genügt, die Briefe, in denen er mit guten Bekannten scherzen will, mit anderen zu vergleichen, in denen er gehobene Gefühle, sein Beileid oder ähnliches ausdrückt. Die Stilschichtung, die wir bei ihm konstatieren können, entspricht also teils äußerlichen, geschichtlich gegebenen Stilnotwendigkeiten, teils aber auch persönlichen Vorbedingungen. Dort ist es wichtig, ob Dositej in seiner eigenen Erzählweise oder der Erzählweise des Volkes ein Vorbild für sein literarisches Schaffen findet, da ihm in der Volkssprache schriftsprachliche Vorbilder fehlen. Je mehr er sich von dieser Möglichkeit entfernen muß, desto stärker wird die Fremdfärbung seiner Sprache, desto weiter entfernt sich sein Stil von der volkstümlichen Redeweise.

Die Fabeln stehen dabei den rein erzählenden Teilen seines Werkes, sofern es sich um konkrete, selbsterlebte Geschehnisse handelt, näher als den Übersetzungen im strengen Sinn. Sprachlich gehören sie, wie schon öfters hervorgehoben, mit zu dem Besten, was Dositej geschrieben hat. Hätte Dositej streng übersetzt, dann könnten wir heute seine Fabeln nicht als sein zweitbestes Werk ansehen. Denn D.s „volkstümliche und ziemlich lebendige“ Darstellung ist hier nur durch eine Unzahl kleiner Freiheiten und formaler, erzähltechnischer Abweichungen erreicht worden. Bereits bei einer oberflächlichen Vergleichung



fällt die Tatsache auf, daß sich D.s Fabeln, trotzdem sie aus Quellen sehr verschiedener Stilgebung stammen, in der serbischen Bearbeitung mehr oder minder angeglichen haben oder wenigstens deutlich die Tendenz zur Angleichung verraten. Schon diese Tatsache müßte zu dem Schlusse berechtigen, daß Dositej bei der Übertragung eine gewisse ideale Form und Struktur der Fabel vorschwebte, die sich von der anderer Fabeldichter mehr oder weniger weitgehend unterschied, welche aber die Wiedergabe in der Richtung einer gewissen Vereinheitlichung gelenkt hat.

Bisher wurde prinzipiell nicht einmal von dieser Möglichkeit gesprochen, geschweige denn, daß man systematische Untersuchungen zu dieser Frage angestellt hätte. RADČENKO<sup>1)</sup> war hier wiederum vorsichtig und hat sich mit gelegentlichen Bemerkungen über Dositejs Vorliebe für humoristische Darstellung, seine Bevorzugung der direkten Rede u. ä. begnügt. SKOK hat in seiner kleinen Arbeit mehrere Beobachtungen von allgemeiner Bedeutung gemacht. „Dositej geht mit seinen Quellen sehr frei um. Er ist nicht wortgetreuer Übersetzer . . . Häufig fügt er neue Züge ein, vieles läßt er aus und ändert er. Die äsopischen Fabeln, die ohne dichterische Zierat sind, hat er mit humoristischem Ton durchtränkt“ (S. 3/4). „Er ist mit Äsops trockenem Stil nicht zufrieden. Auf Schritt und Tritt finden wir bei ihm Einfügungen, die den Charakter der Tiere viel humoristischer zeichnen als Äsop“ (S. 5). SCHERZER dagegen ist dem Verständnis der Dositejschen Fabeln durchaus nicht gerecht geworden, weil er sich von vornherein in ganz enger und dogmatischer Denkweise auf die Lessingsche Fabeltheorie als einzig berechtigte Auffassung von Wesen und Form der Fabel festgelegt hat. Anstatt zu beherzigen, daß „es nicht die Fabel schlechtweg gibt“, daß sich die Definition einer Kunstform auflösen muß in deren Entwicklungsgeschichte (K. VOSSLER)<sup>2)</sup>, anstatt den Standpunkt und das Vorgehen Dositejs geschichtlich zu begreifen und nicht mit modernen Maßstäben etwas zu messen, was aus völlig verschiedenen Entwicklungsbedingungen erwachsen ist, hat sich SCHERZER hier seine

---

<sup>1)</sup> Immer wieder betont RADČENKO die Lebendigkeit und Volkstümlichkeit der Rede, Farbigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung. Er bleibt aber bei den Einzelheiten stehen, bringt sie sozusagen nicht auf einen Generalnenner; daher gelingt es auch ihm nicht, uns tieferen Einblick in die Struktur von D.s Fabel und sein technisches Vorgehen zu gewähren.

<sup>2)</sup> K. VOSSLER *La Fontaine und sein Fabelwerk*, Heidelberg 1919, S. 67.

Aufgabe leicht gemacht. Er stellt einfach zwei Fabeln L.s dem Dositej-schen Texte gegenüber<sup>1)</sup> und zieht daraus folgende Schlüsse: „Wie wir sehen, ist keine Fabel getreu übersetzt. Obradović' Übersetzungen sind entweder ausführlicher oder kürzer ausgefallen, er hat allerlei Überflüssiges hinzugefügt oder aber wesentliche Züge ausgelassen, so daß er auch den Sinn geändert hat und außerdem müssen wir sagen, daß er unrichtig übersetzt hat. Er war nicht mit Lessings Theorie vertraut, da er sonst hätte wissen müssen, daß seine Fabeln nicht anders übersetzt werden dürfen, als sie eben sind, daß kein Wort hinzugefügt noch ausgelassen werden darf, denn er hat sie nach sehr langen Studien verfaßt, nachdem er durchaus alle Fabeldichter erforscht hatte; und daher ist bei ihm jedes Wort am Platze. Seine Fabeln sind im eigentlichen Sinne klassisch und durften daher nicht geändert werden, wie man auch den Text eines alten Klassikers nicht ändert.“ Diese Ausführungen fördern die Erkenntnis von D.s Übersetzertechnik nicht im mindesten. Doch sogar SCHERZER muß zum Schluß bekennen: „Aber wegen einer Sache müssen wir die Fabeln doch loben; hier haben wir die schönste serbische Sprache, die Dositej jemals geschrieben hat. Die Darstellung ist, soweit es Dositej vermochte, volkstümlich und ziemlich lebendig“<sup>2)</sup>. Schon diese Tatsache hätte SCHERZER stutzig machen können. Sollte nicht gerade das freie Vorgehen Dositejs einen gewissen Anteil an dieser Volkstümlichkeit der Darstellung haben?

Für die Form der Fabel ist es wichtig, die allgemeine Auffassung zu kennen, die ein Fabeldichter von Wesen und Stil dieser Dichtungsgattung hat. Dositejs Ausführungen sind aber gerade hier sehr karg, bei weitem nicht so eingehend wie z. B. die diesbezüglichen Äußerungen RELJKOVIĆ' <sup>3)</sup>. Wenn wir von der wiederholten Betonung des moralischen Nutzens der Fabel absehen, begnügt sich Dositej mit einer Worterklärung, die eigentlich nur die Allegorie erklärt. In der Vorrede zu den Fabeln heißt es in Anknüpfung an die biblischen Gleichnisse, die Dositej mit der Fabel zusammenstellt: . . . priča nije ništa drugo nego (ἀλληγορία) inoznačastaja i inoskazajema nauka, a to je i sama basna. Das ist, nur in slavischer Form, die alte klassische Definition der Allegorie, etwa des Quintilian: „aliud verbis (inoskazajema), aliud sensu (inoznačastaja) ostendit“<sup>4)</sup>.

<sup>1)</sup> A. O. 175/76.

<sup>2)</sup> Ebd. S. 178. SCHERZER gibt aber dafür insgesamt drei Belege.

<sup>3)</sup> I. KASUMOVIĆ a. O. S. 5f.

<sup>4)</sup> Andere Äußerungen D.s über die Fabel beziehen sich auf deren Ursprung, so besonders das „Vorwort zu den Fabeln“ (DD 146a).

Den Begriff der Allegorie hat aber Lessing aus der Definition wenigstens der einfachen Fabel verwiesen. Von ihr sagt er ausdrücklich, daß sie „unmöglich allegorisch sein kann“. Es ist also SCHERZER in dem Punkte Recht zu geben, daß Dositej L.s Fabelabhandlungen nicht gekannt hat. Seine Definition

Als Quelle desselben hat schon SCHERZER (S. 174) Addisons „Spectator“ (in der deutschen Übersetzung) angegeben. Unabhängig von SCHERZER hat sich später V. M. JOVANOVIĆ noch einmal im gleichen Sinne, nur mit Bezugnahme auf das englische Original, geäußert, (Spomenica D. O., 1911, S. 84—88). Über die von D. zur Bezeichnung der Fabel verwendeten Ausdrücke sei noch kurz folgendes bemerkt. In seiner *Ižica* gebraucht D. für die eigentliche Fabel einmal (496a) *favola*, ein anderes Mal dagegen *basna*. Interessant ist aber, daß er hier das Wort *basna* einmal ausdrücklich auf zwei echte volkstümliche Anekdoten bezieht (494b). Noch in der Autobiographie verwendet er *basna* und gleichbedeutend *fabula* in der Bedeutung „erdichtete, erlogene Geschichte“ mit stark pejorativer Färbung des Begriffs (so DD 38b). Später scheidet er klarer, indem er *basna* auf die eigentliche Fabel einschränkt, daneben *fabula* für „Erdichtung“, *prilta* für „Gleichnis, Allegorie“, zur Bezeichnung der humoristischen Anekdote dagegen mit Vorliebe *prepovetka* (202b) oder *prepovetka* (175b/176a) verwendet. Diese schärfere Scheidung geht wohl auf die Beschäftigung vor allem mit der modernen literarischen Fabel zurück. In Dalmatien scheint auch D.s Begriff der Fabel ins Anekdotische hinübergespielt zu haben, wozu die volkstümliche Erzählform, von der er selber ein paar glänzende Proben gibt (bes. 500b Fabel vom Bock als Kadi, 504b vom Esel als Hodža mit starker Lokalfarbe, oder 502a die mehr seemännisch gestaltete Fabel von der Nachteule und dem Brombeerstrauch) den Anlaß gegeben haben mag. Gerade während seines Aufenthalts in Dalmatien hatte Dositej alle Vorbedingungen, für die alten Fabelmotive, die sich ihm in Fremdsprachen boten, in Form und Sprache Volksechtheit, Farbigkeit und Lebendigkeit der Wiedergabe zu erreichen. Die Leichtigkeit und Sicherheit, mit der er hier mit den Fabelstoffen schaltet, indem er sie bald ausführlicher wiedergibt, bald wieder zu fast sprichwortartiger Kürze zusammenzieht, die oft außerordentliche Prägnanz des Ausdrucks beweisen, daß sich D. ihrer (vor allem auch im Unterricht) sehr viel bedient hat. Die Annäherung an die Volksfabel, die wir später auch noch bei D. als Fabelübersetzer konstatieren, kann nur als Nachwirkung dieses Aufenthalts im heimatlichen Milieu und der Atmosphäre der echten, unverfälschten Muttersprache verstanden werden. Es wäre daher unbedingt nötig, D.s *Ižica* zusammen mit den späteren Fabelübersetzungen auf diese Fragen hin zu untersuchen.

bestätigt uns wieder nur die Vorliebe für die Allegorie, sagt aber nichts über Form und Technik der Fabel aus. Sonst ist aber SCHERZERS Beweisführung durchaus nicht geschichtlich gedacht. Für Dositej war eben die Fabel trotz aller Verehrung für L.s Person nicht das klassische Kunstwerk, als das sie SCHERZER betrachtet wissen will. Für ihn stand an erster Stelle nicht das Wortkunstwerk als solches, sondern als Träger und Veranschaulichung eines moralischen Gedankens. Dositej faßt doch auch die Sprache nicht als organisches Entwicklungsprodukt, sondern nur als Mittel und wertet sie nach dem Nutzen, den sie bringen kann. Das gleiche wie für Sprachmaterial und -form gilt auch für das von Dositej verwendete folkloristische Material. TIH. DJORDJEVIĆ<sup>1)</sup> hat den großen Umfang und die Mannigfaltigkeit desselben hervorgehoben, aber auch er kommt zu dem Schlusse, daß dieses Material in D.s Werken „nicht um des Materials willen da ist, sondern wegen des Zieles, dem es zu dienen hat — der Belehrung wegen.“

Aber TIH. DJORDJEVIĆ betont wiederholt, daß die Annäherung ans Volkstümliche in Material und Form eben doch eine wirksame Tendenz in D.s Arbeitsweise war. So dürften wir auch bei Betrachtung der Fabelübertragungen D.s von vornherein damit rechnen, daß ein großer Teil der formalen Änderungen den Zweck hatte, die Erzählweise volkstümlicher zu gestalten. Eine genauere Analyse ergibt nun (für die Lessingschen wie auch für die übrigen Fabeln), daß sich Dositej gerade in den Fabeln am meisten der Volkserzählweise anzunähern bestrebte und daß überhaupt erst von diesem Standpunkt an die Fabeltechnik D.s verständlich wird. Auch die rein formalen Abweichungen, die doch am zahlreichsten sind, wären dann nicht mehr das Resultat des Zufalls oder einer gewissen Nach-

---

<sup>1)</sup> Dositej Obradović i folklorno gradivo (Spomenica D. O. S. 38—52). Eine Vorarbeit, die auch der Lösung der hier gestellten Fragen in hohem Maße nützen könnte, harret noch der Lösung. Es müßte der Schatz von Volksgutelementen, der in D.s Werken liegt, systematisch zusammengestellt und nach möglichst vielen Gesichtspunkten (Parallelen, provinziellen Eigentümlichkeiten usw.) untersucht werden.



lässigkeit im Übersetzen, sondern das Ergebnis einer bestimmten formalen Tendenz, die sich nicht immer in gleicher Reinheit verwirklicht, die aber trotzdem an zahllosen Stellen als solche zu spüren ist. Das Paradoxale in SCHERZERS Beurteilung löst sich dann ganz natürlich von selbst, weil ja die große Freiheit des Übersetzens, die sich Dositej gestattet, und die Volkstümlichkeit der Darstellung nicht mehr getrennt dastünden, sondern sich gegenseitig bedingen.

Wo sollen wir aber das volkstümliche Vorbild der Dositejschen Fabel suchen? Es ist bekannt, daß die uns in Prosa vorliegende serbische Volksliteratur, so reich sie auch an Märchen, Anekdoten und Sprichwörtern ist, gerade hinsichtlich der Volksfabel eine empfindliche Lücke aufweist. Aber für unsere Betrachtung ist schon die eine Feststellung wichtig, daß es sich auch bei Dositejs volkstümlichen Vorbildern nur um Formen handeln konnte, die zur mündlichen Weitergabe bestimmt waren. Sollten seine Fabeln wirklich volksnah sein, d. h. nicht nur gelesen, sondern auch mündlich in Umlauf gesetzt werden, mußten sie auch die dafür geläufige und besonders geeignete Form bekommen. Lessings Fabeln waren aber, als echt schriftsprachliches Produkt, gerade hierfür sehr wenig geeignet. Um die der Volksfabel eigentümliche Form einigermaßen zu bestimmen, können wir sagen: Die Volksfabel steht ihrer Erzähltechnik nach etwa zwischen der Anekdote, diesem neben dem Volkslied glanzvollsten Produkt des Volksgeistes, was Schärfe der Beobachtung, Geist und Prägnanz des Ausdrucks anbelangt, vor allem auch der zur Erklärung eines Sprichworts dienenden Geschichte anekdotischen Charakters einerseits und der ausführlichen, rein epischen Tiergeschichte andererseits. Mit der kurzen Geschichte anekdotischen Gepräges, die zur Erklärung eines Sprichwortes erzählt wird, hat sie die Tendenz gemein, eine allgemeine Wahrheit oder — um das Lehrhafte nicht stärker zu betonen, als es die Volksliteratur verlangt — eine Erfahrungstatsache von allgemeinerer Geltung zu veranschaulichen, mit der epischen Tiergeschichte teilt sie dagegen die ausführlichere Erzählweise und das humoristische Element.

Das Werk D.s beweist, daß er eine erstaunliche Menge volkstümlichen Erzählgutes gekannt hat<sup>1</sup>). So sehr zunächst nichtkünstlerische Absichten die Aufnahme desselben diktierten, darf man doch die rein schriftstellerische Leistung D.s, die hier vorliegt, nicht unterschätzen. Dies geschieht leider nur allzu oft. Man beachte jedoch, mit welcher Liebe und welchem sprachkünstlerischen Genuß Dositej z. B. montenegrinische Anekdoten wiedererzählt und wie sehr er dabei auf Wahrung der Diktion und des Tonfalls bedacht ist<sup>2</sup>). Es handelt sich hier nicht darum, bis zu welchem Grade eine derartige Wiedergabe gelingt, sondern um das Streben als solches, das gerade für Dositej als Schriftsteller außerordentlich bezeichnend ist. Eine genauere Analyse führt hier zu der Erkenntnis, daß Dositej außer der eigenen Erzählgabe ein nicht gewöhnliches Gedächtnis gerade für die gehörte Sprache, für den sprachlichen

<sup>1</sup>) Erst wenn die in Anm. 1 S. 36 erwähnte Vorarbeit gemacht sein wird, wird man sich von dem Umfang des volkskundlichen Wissens einen Begriff machen können. Es ist meine Überzeugung, daß Umfang und Mannigfaltigkeit desselben größer ist, als man heute gewöhnlich annimmt. Nur einige Beispiele, um diese Behauptung zu stützen. Hinter dem Ausdruck pčela (mu) na klobuku (234a) birgt sich zweifellos die Anekdote, die VUK KARADŽIĆ in seinen Sprichwörtern (Nar. Poslovice 1900) unter 2801 anführt (Kome je čela za klobukom). Ein anderes Beispiel ist gerade für die Fabeln D.s lehrreich. Von D 125 (Kovač i njegov garov), die nach ČAJKANOVIĆ (S. 125) Äsop 413 entspricht, sagt ČAJKANOVIĆ mit Recht, daß sie „weitschweifig“ sei. Vergleicht man aber, was VUK (ebdt. 541 Broji zalogaje) sagt, dann ergibt sich, daß Dositej in den Text Äsops einen großen Teil der von VUK angeführten Details verarbeitet hat.

<sup>2</sup>) Bekannte Figuren, an die D.s Anekdoten anknüpfen, sind noch Pop Mauk und Pop Muždalo, außerdem der Guslar Marko. — Zum Thema der Fabel 75 (Starac i smert) bemerkt D., daß die Dalmatiner darüber verschiedene lustige Geschichten erzählen und führt selber drei Beispiele an. Dieselben zeigen, wie auch die Volksfabel überhaupt, Lokalkolorit und Humor. Es ist dies überhaupt die Form, die dem Volke eher zu liegen scheint als die trocken lehrhafte Fabel Äsops. Charakterisch ist in dieser Beziehung, daß gerade die Fabelmotive mit starker Komik vom Volke in immer neuen Varianten erzählt werden (vgl. KASUMOVIĆ a. O. unter 2 (S. 213) über das gleiche Motiv wie D 75; ferner unter 4 und 45 (der Wolf wird von schwächeren Tieren überlistet).

Klang besessen hat. Man verfolge weiterhin den Einfluß dieser beiden Momente auf die rein erzählenden Partien seines Werkes! Dann verliert auch sein Vorgehen bei Übertragung der Fabeln alles Rätselhafte. Wirklich volkstümliche Fabeln zu geben, bedeutete unter den damaligen Bedingungen, ihnen die Form, den Satzbau, die Ausdrucksweise und den Tonfall der Sprechsprache zu verleihen, in der das Volk selber ähnliche Geschichten erzählt. Es handelte sich also nicht etwa nur darum, im Volksmund geläufige Ausdrücke, Redensarten oder Sprichwörter, volksliedhafte Formeln, volkstümliche Hypokoristika als Anredeformen usw. gelegentlich auch in den Fabeln anzubringen, wie es ja Dositej wirklich tut, sondern es mußte ihm vor allem darum zu tun sein, die Gesamtstruktur, die Stilform der Fabel überhaupt in der Richtung der volkstümlichen Erzählform umzugestalten. Diese Tendenz, die freilich sehr oft nicht in voller Reinheit verwirklicht wird, ist m. E. bei Dositej der wichtigste Faktor gewesen, der ihn in so freier Weise mit seiner Fabelvorlage schalten ließ. Vieles, was sonst als willkürlich oder zufällig angesehen werden müßte, findet unter dieser Voraussetzung seine natürliche Erklärung.

Sehen wir uns zunächst die äußerlichen Merkmale der Dositejschen Fabeltechnik an. Eine Äußerlichkeit mag es scheinen, daß Dositej, wo nur möglich, den Titel der Fabel zu einer Zweiheit ergänzt. Diese Eigenheit ist aber nicht ganz belanglos, wenn wir den inneren Aufbau mit Lessings Fabel vergleichen. Lessing hat bekanntlich sehr viele „zusammengesetzte“ Fabeln, in denen die Moral, ohne sie als solche auszusprechen, ohne weiteres auf einen wirklichen Fall des menschlichen Lebens angewandt wird. Dositejs Fabeln sind dagegen nach L.s Definition einfache Fabeln. Er läßt den zweiten Teil von L.s Fabel, der diese eben erst zur zusammengesetzten macht, aus (D 129, 130, 136, 138, 155). Nur in 136 hat er Lessings Zusatz übersetzt, denselben aber in die ihrer Form nach von der Fabel unabhängige Moral übernommen, so daß er auch hier wieder eine einfache Fabel bekommen hat. In L.s zusammengesetzten Fabeln ist aber der erste Teil, der der Dositejschen zur Grundlage dient, sehr häufig monologisch ge-

halten. Dieses Vorgehen entspringt L.s Bestreben, der Darstellung möglichste Kürze und Gedrängtheit zu verleihen. Dositej geht hier anders zu Werke. Er strebt danach, auch diese Fabeln in eine Zweiheit aufzuspalten, er gibt Rede und Gegenrede, wobei letztere auch den moralischen Gedanken schon in sich enthält. Diese Zweiteilung, die nur der Ausdruck des Strebens nach dialogischem Aufbau ist, wird besonders deutlich in D 136 und 155. In 136 führt er, vollkommen unabhängig von Lessing, die Biene ein, die die Prahlerei der Wespen ob ihres Ursprungs ins rechte Licht setzt. Über D 155 siehe oben.

Interessant ist eine weitere Eigentümlichkeit, die wir in D 133 und 155 beobachten. Dositej richtet die Führung des Dialogs so ein, daß sich die Tiere (Tauben bzw. Nachtigall) erst über den wahren Sachverhalt belehren lassen müssen, während er bei Lessing als bekannt vorausgesetzt wird. Dadurch verliert die Fabel an Prägnanz, gewinnt aber die Möglichkeit, den Parallelismus im Aufbau durchzuführen und den Dialog auszuspinnen.

Für die Einleitung<sup>1)</sup> der Dositejschen Fabeln ist bezeichnend, daß die Situation, in der sich die Sprecher zusammen-

---

<sup>1)</sup> Es sei darauf hingewiesen, daß in der Fabelsammlung des VUK VRČEVIĆ von über 150 Fabeln nur etwa fünf keine derartige Einleitung haben. D 147 gehört ebenso wie 141 und 150 zu den Lessingfabeln D.s, die von VUK VRČEVIĆ wieder im Volke aufgezeichnet worden sind (von KASUMOVIĆ S. 218 nicht als solche erwähnt). Ausnahmsweise beginnt diese Fabel, wie bei Lessing, so auch bei Dositej sofort mit dem Dialog. Bei VUK VRČEVIĆ hat sie aber ihre Einleitung bekommen: Sretnu se u gustoj šumi tigar i lisica, pak tigar upita lisicu (S. 30). Dann folgt ein Zwiegespräch, das nicht unmittelbar zum Fabelthema gehört (wie etwa das einleitende Gespräch in D 139). Die Einleitung ist nicht selten ausmalend. In der Fabel „Junao i obad“ (V. VRČEVIĆ S. 22) dient dieselbe einer heroisch-komischen Aufmachung des Zweikampfes. In Menschenfabeln ist das Bedürfnis nach Motivierung in der Einleitung charakteristisch. In der Großfamilie ist es nicht angebracht und auch nicht notwendig, daß der Greis Holz holen geht; dazu sind die Jüngeren da. Die Äsopische Fabel vom Greis und dem Tod bedurfte daher für Leute, die in der Zadruga leben, einer besonderen Motivierung. Bei VUK VRČEVIĆ beginnt diese Fabel (S. 40): U nekakvoj kući bila je velika



finden, wenigstens kurz angedeutet wird. Es scheint dies zugleich eine Eigentümlichkeit der Volksfabel zu sein. Charakteristisch sind in dieser Beziehung D 138, 139. L. beginnt: „Erzähle mir doch etwas . . .“ sagte der Fuchs (I 21). — „Ich muß dich doch etwas fragen“, sprach ein junger Adler . . . (I 24). — D 138: Lisica upazi u proleće novoprišedšu rodu, pristupi k njoj, i zaprosi je . . . D 139: Mlad orlić upazi negde u šupljem drevu sovu, pristupi k njojzi, i upita je šta tu čini? — Auch die Umstellung in D 153 dürfte hierher zu rechnen sein, weil wiederum auf diese Weise die Situation der Sprecher klar gemacht wird.

Alle die angeführten Einzelheiten scheinen zugleich Eigentümlichkeiten der Volksfabel<sup>1)</sup> zu sein. Um sie zu erklären, darf man nicht vergessen, daß es sich bei dieser um eine Literaturgattung handelt, die tatsächlich erzählt, d. h. mündlich wiedergegeben werden soll. Lessings Fabeln sind dagegen Lesefabeln. Auf letzteren baut auch L.s Fabeltheorie auf. Das Erzählen duldet kein Verweilen, wie es dies das Lesen ge-

*inokostina*, tako da je češće puta dopadao red prastara domaćina da ide u drva. — Die Volksfabel zeigt im Gegensatz zu der mehr typisierenden Darstellung der Tiercharaktere in der klassischen Fabel das Bedürfnis nach individueller Charakterisierung. Dieselbe äußert sich besonders dort, wo ausgesprochene Menschenrollen von Tieren gespielt werden, aber auch sonst als stärkere Vermenschlichung; daher im allgemeinen auch das Streben nach stärkerem Ausmalen der Situation.

<sup>1)</sup> Über die Fabel in der Volkliteratur vgl. P. POPOVIĆ Pregled srpske književnosti, 1922<sup>5</sup>, S. 120; V. ČAJKANOVIĆ Srpske narodne pripovetke, Belgrad 1929, S. V. P. POPOVIĆ sagt: Fabeln scheint es bei uns nicht viel zu geben; wenigstens ist nicht viel gesammelt worden. Sie sind gewöhnlich kurz. — V. ČAJKANOVIĆ: Aus den Tiergeschichten hat sich auch die („äsoische“) Fabel entwickelt, aber sie ist weniger schön und mit ihrer satirischen Tendenz im wesentlichen ein literarisches Produkt. — Eingehendere Untersuchungen über Struktur und Stil der volkstümlichen Prosaliteratur fehlen leider noch immer. Aber das eine darf wohl schon jetzt behauptet werden (ohne Rücksicht auf den Ursprung): Die Fabel hat es im Volksmunde schwer, ihre Eigenform im Sinne der klassischen Fabel zu bewahren; sie strebt danach, das allgemein Lehrhafte wieder abzustreifen und Anschluß an die humoristische Tiergeschichte oder die Anekdote zu gewinnen.

stattet. Die Einleitung hat in der Volksfabel gewöhnlich bereits den Zweck, das Ganze leichter übersehbar zu machen. So, wenn der Fuchs den eben angekommenen Storch fragt, ist der Zuhörer schon auf das Thema der Frage bis zu einem gewissen Grade eingespielt. Um das Mitkommen des Zuhörers zu erleichtern, sind aber außerdem noch andere Mittel sehr geeignet. Um den Zusammenhang des Ganzen nicht zu verlieren, darf die Fabel natürlich einen gewissen Umfang nicht überschreiten. Andererseits wäre aber allzu große Gedrängtheit und Kürze der Erzählfabel sehr oft auch ein Hindernis für den Zuhörer. Wir sehen auch wirklich, daß die Volksfabeln durchschnittlich länger sind als die Äsopischen, bei denen es sich ja in der überlieferten Form um schriftsprachliche Erzeugnisse handelt, länger vor allem als die Lessingschen, deren Kürze eine eigene Fabeltheorie zugrunde liegt; sie sind dagegen bedeutend kürzer als die Tiermärchen. Außerdem muß die Fabel einen möglichst kurzen, womöglich den geradesten Weg wählen, der zur Erkenntnis der moralischen Wahrheit führt. Sie darf sich nicht durch Nebengedanken und episodische Einfälle auf Seitenpfade locken lassen, die ihre Hauptidee aus dem Auge verlieren ließen. So ist die Tendenz zur Kürze tatsächlich die Seele der Fabel. Dieser Tendenz stehen aber in der mündlich weitergegebenen Fabel andere Tendenzen gegenüber, die sie bis zu einem gewissen Grade paralisieren. Um das Mitkommen zu erleichtern, muß der Fortgang der Handlung nicht in großen Sätzen, sondern in kleinen Schritten erfolgen. Daraus ergibt sich für den Stil die Notwendigkeit (die sich z. B. im typischen Satzbau äußert), sich diesem schrittweisen Fortgang der Handlung anzupassen. Dramatischer Aufbau und dialogisches Moment erfahren in der Volksfabel besondere Begünstigung, weil sie durch ihren antithetischen Charakter die Entwicklung des Hauptgedankens vorwärts treiben. Der Erzähler muß aber trotz jener Tendenz, die ihn notwendig zur Kürze drängt, auch darauf bedacht sein, das Interesse seiner Zuhörer möglichst lebhaft werden zu lassen und ihre Aufmerksamkeit auch lebendig zu erhalten. Da treten nun jene Tendenzen in Erscheinung, die die Tendenz zur Kürze, Gradlinigkeit und trockenen Bericht-

erstattung paralysieren. Auch der Fabelerzähler gestattet sich an bestimmten Stellen ein Verweilen, um auszumalen. Die Erzählweise wird aber dadurch nur gefördert, wenn auch ein derartiges Ausmalen in den Dienst der zu veranschaulichenden Moral gestellt wird (z. B. um einen moralischen Mangel besonders anschaulich und eindringlich zu zeichnen). Der Dialog muß zwar möglichst kurz und schlagend geführt werden, damit die Möglichkeit, Rede und Gegenrede zu verknüpfen, nicht verloren geht. Die Sprache selbst bedient sich zu größerer Verlebendigung mehr affektiv betonter Konstruktionen, die die syntaktische Struktur der Volksfabel kennzeichnen. Statt des ruhig konstatierenden Aussagesatzes wird Aufforderung, Frage, besonders auch die rhetorische Frage, und Ausrufesatz bevorzugt. Durch Interjektionen, elliptische Ausdrucksweise usf. wird die Lebendigkeit der Rede noch verstärkt. Dieses Vorgehen muß aber nicht unbedingt die Kürze, wie wir sie bei Lessing finden, zur Folge haben. Es zieht vielmehr den Dialog manchmal in die Länge, ohne daß gerade das ausmalende Moment seinen Anteil daran haben muß. Ein weiterer Zug, der die Volksfabel kennzeichnet, ist ihr Humor. Derselbe wirkt sich stilistisch mannigfach aus und trägt ebenfalls sehr häufig zu größerer Ausführlichkeit bei.

Wenn wir diese allgemeinen Beobachtungen, die uns die Volksfabel liefert, auf D.s Fabeltechnik anwenden, finden wir tatsächlich zahlreiche Berührungspunkte, welche die zum Ausgangspunkt gewählte These weitgehend bestätigen.

Lessings sprachliche Gestaltung der Fabel ist häufig kompliziert, für eine Aufnahme durchs Gehör und gedächtnismäßige Wiedergabe zu gedrängt oder abstrakt. Dositej zeigt in Annäherung an die Volksfabel das Bestreben, die Lessingische Periode zu lockern, dieselbe in kleinere Einheiten aufzulösen. L I, 16 beginnt z. B.: Fäulnis und Verwesung zerstörten das stolze Gebäu eines kriegerischen Rosses, das unter seinem kühnen Reiter erschossen worden. Die Ruinen des einen braucht die allzeit wirksame Natur zu dem Leben des anderen. — Der erste Satz widerspricht der Stilstruktur der Erzählfabel, er ist dafür zu geballt. Der zweite dagegen ist abstrakt, und obwohl er die Brücke zum folgenden bildet, haben wir kein Vorwärtsschreiten an Hand konkreter Einzelheiten. Dositej hat ihn daher ganz ausgelassen, den ersten Satz dagegen vereinfacht und das langsame Fortschreiten auch sprach-

lich-syntaktisch zu verwirklichen gesucht. D 136: Dobar konj — na vojsci ubijen — počne trunuti. — Zalegu se u njemu zolje, — koje kad načnu iz njega izletati . . . — počnu besediti . . . Vom heutigen Standpunkt aus eine Verstümmelung des Originals, kommt eine derartige Umarbeitung dem Ton der Volksfabel nahe. Für die Richtigkeit unserer Annahme haben wir auch einen negativen Beweis. In 142 und 146 hält sich Dositej verhältnismäßig am engsten an den Text Lessings. Sogar im Periodenbau erkennen wir da Lessing wieder. Aber es darf nach dem Obigen nicht mehr überraschen, daß gerade diese beiden Fabeln die sprachlich am wenigsten gelungenen sind. Warum sie Dositej nicht umgearbeitet hat, ist schwer zu sagen. Einer Umbiegung ins Dialogische oder Anekdotische hätten sich beide kaum gefügt. D 134 entbehrt zwar ebenfalls des dialogischen Moments, aber immerhin ist die serbische Fassung hier bedeutend besser gelungen. Dieselbe ist aber, wenn man genau vergleicht, wiederum auf Kosten des Originals nur mit bedeutenden Streichungen und Vereinfachungen erreicht.

Haben wir hier häufig Kürzungen als Resultat der von Dositej angewandten Technik, so ist seine Erzählweise oft wiederum ausführlicher als das Original. So malt D 130 die Eingangssituation auch mittels origineller Einzelheiten aus<sup>1)</sup>. Die Abweichungen dienen der Durchführung eines gewissen Parallelismus im Aufbau. D.: U jedan lepi proletnji dan slatko pojaše slavuj. Die anderen Vögel kehren sich nicht an ihr Singen, teils aus Neid, teils aus Verständnislosigkeit. Bei L. heißt es einfach, daß die Nachtigall vertraulich zu dem Pfaue herabflog und ihm sofort ihre Bewunderung gestand. Bei D. hört der Pfau zunächst selber aufmerksam zu. Sam paun, kako ga čuje, ustavi se tu, načne ga vmatelno slušati i rado gledati. Dadurch aufmerksam gemacht, unterbricht die Nachtigall ihr Lied. Upazi ga slavuj, prestane pojati, i kad s jednim kad s drugim okom načne ga smatrati. Diese Einleitung drückt das gegenseitige Interesse der beiden Vögel stärker aus. Die Reihenfolge der Sprecher wird dadurch umgekehrt. Der Dialog selbst spielt sich nicht in unvermittelten (bei L. sehr eindrucksvollen) Konstatationen ab, sondern stellt wieder ein Frage- und Antwortspiel dar, wie es Dositej auch sonst gern verwendet. Zu diesem Punkte wurde schon früher darauf hingewiesen, daß Dositej durch Einbeziehung des von Lessing als bekannt vorausgesetzten Sachverhalts in den Dialog die Möglichkeit gewinnt, den Dialog in der gleichen Weise auszuspinnen (D 133, 155).

---

<sup>1)</sup> So auch D 143; ferner D 138, wo der Storch seine ganze Reise-route mit mehr ausmalenden Einzelheiten angibt, so daß er die Ungeduld des Fuchses erweckt und dieser ihn endlich unterbricht. Bei L. fehlt die Gegenrede des Fuchses überhaupt, was aber nur in der zusammengesetzten Fabel möglich ist. — Vgl. auch D 53, 62 usw.



Im Dialog selbst verwendet Dositej mit Vorliebe die oben kurz gekennzeichneten Stilmittel der Volksfabel, um demselben möglichst Lebendigkeit zu verleihen. Für 133 ist schon von RADČENKO die Verwendung von richtigen Zehnsilbern, ebenso für 143 die Annäherung des Ausdrucks an den Stil der Feudalepik, für 151 dagegen die Übertragung in eine typisch dörfliche Atmosphäre hervorgehoben worden. Obwohl auch eine derartige Abweichung in der Auffassung stilistische Änderungen der Darstellung zur Folge haben muß, braucht man nicht bei diesen Einzelfällen stehen zu bleiben. Für den von Dositej überall bevorzugten Dialog sind z. B. bestimmte Formtendenzen als allgemein wirksame Faktoren charakteristisch. So fällt zunächst die außerordentlich häufige Verwendung des Ausrufesatzes auf. D 133: Sto godina! — o, blago tebi! — Sam na 'svetu! usw. Den ernsten, ruhig konstatierenden Aussagesatz L.s ersetzt Dositej gern durch mehr affektiv betonte Ausdrucksweise. D 135: Koliko se . . . pitaš! (L: Du nährest dich . . .); E, baš, kao da ti . . . (L: Meine dankbaren Blicke sollten nicht ausbleiben). Auch die beliebte Verwendung von Interjektionen dient der Verlebendigung der Darstellung (D 129, 135, 148, 154 usw.). Hierher gehören auch gewisse Einschübsel, die das Volk im Dialog gern verwendet; dieselben scheinen zwar ein verzögerndes Moment ins Gespräch hineinzutragen, bedeuten aber für den Zuhörer eine wirkliche Annäherung an den alltäglichen Gesprächston. Die Beispiele sind wiederum zahlreich. D 140: Znaš li što je? — da ti pravo kažem — što je fajda lagati. D 141: Čuješ li, Ezope! D 154: E, moj starče . . . Der Dialog wird auch selber ausgesponnen, mit deutlichen Anklängen an die Alltagsrede. D 145: Sad mi pravo kaži . . .; oder in der Antwort des Hirten: Rasti ti brže i ojačaj, pak se nimalo ti ne staraj . . . D 144: Čuj sad i ono što još nisi čuo, a valja da čuješ . . . Breit und behaglich fließt der Dialog besonders in der ersten Hälfte von D 139. Bei L. stellt der Adler dem Uhu sofort die Frage, auf die er Antwort wünscht. Bei D. hat es der Adler durchaus nicht eilig, sondern holt mit allgemeinen Fragen weiter aus, als ob er sich scheute, den gelehrten Uhu sofort mit der eigentlichen Frage zu überrumpeln. Was er mache, fragt der Adler den Uhu. Evo mislim i razmišljavam. — A o čemu misliš, o dobru ili o zlu? — Ta padne mi kad kad i što zlo na pamet, ali volila bi' da se može sve o dobru misliti, zašto dobre misli čine mi mlogo bolje. — Kad ti toliko mnogo misliš, valja da ti znaš što više nego mi proče ptice, koje i ne misleći toliko opet gdišto znamo. Erst nach dieser umständlichen Einleitung kommt die eigentliche Frage. Als ob wir zwei Dorfnachbarn behaglich, gemütlich breit und weit-ausholend miteinander reden hörten.

Bereits RADČENKO und SKOK haben D.s Vorliebe für humoristische Darstellung betont. Wie Dositej seine Erzählung auch sonst gern mit Humor würzt, so gibt er auch L.s Fabeln nach Möglichkeit eine Um-

biegung ins Humoristische. Schon die aufgezählten Sprachmittel wirken in dieser Richtung, indem sie die bei L. manchmal latente Komik der Spieler und Situationen in helleres Licht setzen. Dositej betont aber diese Tendenz noch selber ausdrücklich. L I, 3 beginnt: Ein Löwe würdigt einen drollichten Hasen seiner näheren Bekanntschaft. Dositej dreht in der Fabel (91) sozusagen das Verhältnis um. D: Zec se upozna s jednim lavom. Das komische Mißverhältnis tritt sofort schärfer hervor durch den von Dositej eingefügten Satz: upusti se s njim u veliki razgovor. L. schließt: Wahrhaftig? Ja, nun begreif' ich auch, warum wir Hasen uns so entsetzlich vor den Hunden fürchten. D: Ha, medjer zato i mi zecovi kako čujemo pse da laju, a mi se uplašimo, pak čistac! Die komische Wirkung bleibt nicht einmal in der Fabel aus. D. schließt völlig unabhängig von L.: Lav se na to osmene, i ne odgovori ništa. Auch sonst wird das Lachen, das eine komische Situation, eine sinnlose Frage oder Zumutung hervorrufen muß, von D. in der Fabel selber ausdrücklich erwähnt. D 139: Nasmeja se na to Minervina favorit-ptica. — D 141: Na to mu Ezop smejući se odgovori. — D 152: Nasmeje se Junona. Der Schluß wird gern umgestaltet, um die komische Wirkung zu erhöhen. Er wird im Dialog manchmal kürzer der schärferen Pointierung zuliebe, im Monolog oder in der Beschreibung auch ausführlicher, um Bestürzung u. ä. humoristisch auszumalen. Für D 141 hat RADČENKO bereits den kürzeren, lakonischen Schluß D.s hervorgehoben. L: Würde man nicht sprechen, du seist der Sittenlehrer und ich der Esel? — D: Onda bi' ja bio magarac, a ne ti. — D 149 malt dagegen sehr anschaulich und lustig die Bestürzung der Ziegen über ihren Bart. D: Stane ih dreka, tresu glavom, skaču, „jaoj i pomagaj, što će nama brade“ viču. Auch der Monolog der Sperlinge in D 137 ist im gleichen Sinne erweitert und umgestaltet (vgl. D 151, 129 u. s.). Selbst ironische Zuspitzung findet sich häufig bei D.

Damit wären die wichtigsten Eigentümlichkeiten angeführt, die sich unter gleichen Bedingungen mit einer gewissen Regelmäßigkeit wiederholen und die für D.s Fabelform charakteristisch sind. Manche davon sind schon von RADČENKO bei den einzelnen Fabeln angemerkt worden, aber sie wurden entweder nur in ganz allgemeine Beziehung zur Charakteristik der Volkssprache gesetzt oder standen vereinzelt und ohne inneren Zusammenhang da. Obwohl auf enger Basis, mit absichtlicher Beschränkung auf die Lessingfabeln D.s, haben die obigen Ausführungen, wie wir hoffen, gezeigt, daß es sich bei Dositej nicht nur um Annäherung an die Volkssprache handelt, sondern daß seinen Übertragungen bzw. Umarbeitungen ein bestimmter

Fabeltyp zugrunde liegt, den Dositej in Struktur und Stilgebung zu verwirklichen bestrebt ist. Dieser Typ, der sich von dem Lessingischen stark unterscheidet, hat sein Urbild unmittelbar in der volkstümlichen Erzählweise und mittelbar in der Volksfabel selbst. Aus ihm müssen die zahlreichsten Abweichungen formaler Natur erklärt werden. Die übrigen Fabeln D.s in die Untersuchung miteinzubeziehen, war im Rahmen dieses Aufsatzes nicht möglich. Erst eine Untersuchung auf breiter Basis würde hier zu endgültigen Schlüssen berechtigen.

Dabei ließen sich in zweifacher Richtung wichtige Ergebnisse erwarten. Abgesehen davon, daß dadurch das Werden der Dositejschen Fabeln dem geschichtlichen Verständnis nahe gebracht wird, könnte eine derartige Untersuchung einerseits den Menschen Dositej in seinem persönlichen Charakter und seiner Stellung zu den politischen und kulturellen Zeitfragen in sehr interessanter Weise beleuchten. Die angeführten Beispiele haben ja gezeigt, welch gewichtiges Wort der Anhänger des Josephinismus<sup>1)</sup> sogar in der Bearbeitung der Lessingfabeln mitzureden hatte. Der Aufklärer und Sittenprediger hat sich auch hier die Gelegenheit nicht entgehen lassen, durch bestimmte Änderungen bzw. Erweiterungen den eigenen weltanschaulichen Standpunkt oder die eigene politische Tendenz besonders hervorzuheben. Andererseits bedeutet eine derartige Untersuchung einen wichtigen Beitrag zu der Frage der schriftstellerischen Leistung D.s, die neben dem Wirken des Moralphilosophen und Volkspädagogen durchaus nicht übersehen werden darf. SCHERZERS abfällige Beurteilung verliert hier nicht nur jeden Sinn; im Gegenteil, die Abweichungen in der Übertragung der Fabeln bestärken uns in der Überzeugung, daß der volkstümliche Einfluß neben allen Fremdeinflüssen gerade hier sehr stark war und Dositej zu einer seiner originellsten schriftstellerischen Leistungen verholten hat.

Belgrad.

A. SCHMAUS.

---

<sup>1)</sup> Vgl. J. SKERLIĆ *Srpska književnost u XVIII veku*, 1923<sup>2</sup>, S. 292ff.

### Literarische Lesefrüchte.

1. „Über die Beziehungen Fichtes und seiner Schule zur Universität Chařkov“. — So heißt ein Aufsatz von P. STÄHLER („Archiv für Geschichte der Philosophie“ 1915 Bd. 28 S. 424—448). Dieser Aufsatz ist nur eine verkürzte Wiedergabe der Arbeit Prof. D. БАНАЛІЈС: „Удаление профессора Шада изъ Харьковского Университета“, Chařkov, 1899. Über irgendwelchen Einfluß des Fichteanhangers J. B. SCHADS, der 1804—1816 Professor der Philosophie an der Universität Chařkov war, weiß der Verfasser natürlich nichts. „Natürlich“ — denn in der russischen Literatur konnte er — z. B. in dem Vortrag A. I. VVEDENSKIJS „über die Schicksale der russischen Philosophie“ („Философскіе очерки“, 2. Ausgabe Prag 1923 S. 21; 1. Ausgabe 1901) die Behauptung finden, daß das einzige Produkt des Einflusses Schads die russische Übersetzung des „Sonnenklaren Berichtes . . .“ Fichtes war (Chařkov 1813). GUSTAV ŠPET („Очерк истории русской философии“, Bd. I, Petersburg, 1923) und A. КОУРÉ („La philosophie et le problème national en Russie au debut du XIXe siècle“, Paris 1929 S. 64—65) wissen noch über ein paar Publikationen zu berichten, die von den Schülern Schads veröffentlicht worden sind. Nach den verschiedenen Arbeiten zur Geschichte der Universität Chařkov läßt sich aber eine Liste der gedruckten philosophischen Werke der Schüler Schads zusammenstellen, die nicht weniger als 11 Titel enthält:

1. HESS-DE-CALVE GUST. AD.: *Dissertatio inauguralis de genuino philosophiae caractere ejusque necessitate*. Chařkov 1812.
2. GRIGORIJ CHLAPONIN: *Dissertatio inauguralis de principiis et objectis cuti*. Chařkov 1813. S. 170.
3. P. BRASOL (BRAZOL): *Dissertatio inauguralis de immortalitate animorum*. Chařkov 1814. S. 24.
4. A. I. DUDROVYČ: *De philosophiae genuino conceptu, nec non necessitate ejus absoluta*. Chařkov 1814. S. 47.
5. P. KOVALEVSKI (P. KOVALEVSKYJ): *De realitate ideae divini numinis*. Chařkov 1814.
6. P. LJUBAVSKYJ: *Краткое руководство къ опытному душесловію*. Chařkov 1815..
7. A. I. DUDROVYČ: *De studii academici natura*. Chařkov 1815.



8. IVAN LJUBACYNŲKYJ (od. LJUBATYNŲKYJ): Логика. Chaŭkov 1817.
9. AVKSENTYJ GEVLİČ (HEVLYČ): Объ изящныхъ искусствахъ. Petersburg 1818.
10. P. LJUBAVŲKYJ: Опытъ логики. Chaŭkov 1818.
11. St. JEŲIKORSKIJ (JEŲUKORŲKYJ): Опытъ исторической очевидности Промысла Божія у всѣхъ народовъ и во всѣ времена. Chaŭkov 1822.

Der letztgenannte Verfasser hat allem Anschein nach auch die oben zitierte Übersetzung Fichtes verfertigt. Außerdem blieb noch eine Reihe von Dissertationen und anderen Arbeiten in Manuscripten. Man soll auch beachten, daß manche Kollegen Schads sich philosophisch-schriftstellerisch in seinem Sinne betätigt haben (die Naturwissenschaftler KORITARI und GROMOV — vgl. den Aufsatz von F. ZELENOGORSKIJ in „Записки Харьковского Университета“, 1893 4, 2 S. 1—25; die Reden, die von beiden gehalten worden sind und die in den Handschriften Zelenogorskij zugänglich waren, hießen — KORITARI: De nexu studii medicinae cum studio philosophiae, 1807, GROMOV: Объ общихъ органическихъ силахъ и постепенномъ отношеніи ихъ между собою, 1815); so darf der Einfluß Schads (und folglich Fichtes und Schellings) als nicht unbeträchtlich eingeschätzt werden. Noch später (1827) erschien in Petersburg ein Lehrbuch der Logik von TALYZIN, das von Schad stark beeinflusst ist, und noch 1830 ist ein Professor des Lyzeums in Nežin, G. N. BELOUSOV (er war übrigens ein Lehrer von Gogol), weil seine Vorlesungen „nach Schad“ gehalten worden sind, vom Amte suspendiert worden. Die ganze von Schad beeinflusste Literatur sollte endlich einmal gründlich untersucht werden! Leider ist sie einem Forscher im Auslande nicht zugänglich. Bis zu dieser Untersuchung sollte man auch mit der Behauptung sehr vorsichtig sein, die unter Schad angefertigten Dissertationen seien nur Auszüge aus seinen Schriften und Vorlesungen gewesen. Es ist sehr gut möglich, daß diese Behauptung, die von einer Universitäts - Untersuchungskommission angeblich aufgestellt worden ist (sie wird von einem sonst in seinen Behauptungen so vorsichtigen Verfasser wie A. KOYRÉ übernommen) auf gleicher Höhe steht, wie andere Feststellungen anderer Untersuchungskommissionen in Rußland zu etwas späterer Zeit auch, — das

heißt, sie können sich als sehr tendenziös und absichtlich un-  
wahr herausstellen.

Die Zusammenstellung der Werke der Schüler Schads ist  
gemacht nach: D. БАНАЛІЙ: Очеркъ исторіи Харьковскаго  
Университета. Ча́рков. 1894 Bd. I, und „Историко-фило-  
логическій Факультетъ Харьковскаго Университета за первые  
сто лѣтъ его существованія“, herausgegeben von D. БАНАЛІЙ  
und М. ЧАЛАНСКИЙ, Ча́рков 1908. Die Rechtschreibung  
der Namen der Schadschüler ist oft in verschiedenen Quellen  
verschieden.

2. LERMONTOV-„Маёшка“. — Bekanntlich trug M. Ler-  
montov in seinen Militärschuljahren den Spitznamen „Маёшка“,  
der auch in seinen Gedichten aus jener Zeit vorkommt. Als Er-  
klärung wird in den Biographien Lermontovs gewöhnlich nur  
mitgeteilt, „Маёшка“ sei ein mißgestalteter buckliger Held der  
humoristischen Literatur jener Zeit. „Маёшка“ = „Mayeux“  
war wirklich in der französischen Karikatur aus der Zeit des  
„Bürgerkönigtums“ eine sehr beliebte Figur (vgl. CHAMPFLEURY:  
Histoire de la caricature moderne. Paris ohne Jahr S. 193ff.).  
Sie war von Eugène Traviès erfunden: „ein Buckliger, der die  
undurchsichtig grinsende Maske des Faunes trägt . . . Ein un-  
sauberer Lästere, der die morastigen Bezirke der sittlichen  
Deprivation bevorzugt . . . Er wechselt beständig das Kostüm  
und voltigiert durch alle Stände . . .“ (Über Erfinder der Gestalt  
des Mayeux siehe übrigens auch CHARLES BAUDELAIRE: Quel-  
ques caricaturistes français — „Le Présent, revue européenne“. 1857. Oktober). Der Mayeux kann mit den Gestalten des von Ho-  
noré Daumiers erfundenen „Robert Macaire“ und des „Monsieur  
Prudhomme“ von Henri Monnier in eine Reihe gestellt werden.  
Es sei hier auf die Abbildungen der Zinzenhauser Mayeux-  
Porzellanfiguren bei Wilhelm Fraenger hingewiesen: Der Bilder-  
mann von Zinzenhausen. Erlenbach-Zürich und Leipzig 1922.  
Das Buch enthält Abbildungen der von Anton Sohn gemachten  
Figuren: Charles Louis Henri Dieu-Donné Mayeux (Tafel 3  
S. 36—37), Mayeux als Maler (34), Mayeux als Friseur (35) und  
Mayeux und das Pärchen (36). — Der Spitzname paßt wenig

auf das Aussehen Lermontovs, ist aber für den „Stil“ des Lebens in der Militärschule sehr charakteristisch.

3. Das Nachtmotiv bei ТЈУТЧЕВ. — Zu den Parallelen aus der Dichtung und der Philosophie der deutschen Romantik (vgl. meinen Aufsatz in dieser Zeitschrift, IV, 299ff.) lassen sich noch einige Ergänzungen beibringen, und zwar aus der Charakteristik der Schellingschen Philosophie, die der junge Hegel gibt, — vgl. „Das Absolute ist die Nacht, und das Licht jünger als sie, und der Unterschied beider, so wie das Heraus-treten des Lichtes aus der Nacht, eine absolute Differenz“ („Differenz des Fichteschen und Schellingschen Systems“, Werke I 177). Auch an anderen Stellen finden wir ähnliche Ausdrücke: I 188, in der „Phänomenologie des Geistes“ oftmals. Schelling nimmt in den „Fernerer Darstellungen aus dem System der Philosophie“ 1802 auf diese Charakteristik Bezug (Werke I IV 403ff.). Über den philosophischen Gehalt dieser Auseinandersetzung beabsichtige ich mich an anderer Stelle auszusprechen.

4. ТЈУТЧЕВС „Изъ края въ край“ ... — ЈУРИЈ ТУН-ЈАНОВ („Книга и революция“, 1922, 16 (4) S. 13—16, abgedruckt in dem Buche Tynjanovs „Архаисты и новаторы“, 1930) weist darauf hin, daß es zwischen Tjutčev und Heinrich Heine ziemlich viele unerforschte Zusammenhänge gäbe (das Wichtigste: eine witzige Äußerung Heines über Goethe, — Werke, Elster VII 256, die Heine selbst einem — nicht genannten — „geistreichen Ausländer“ zuschreibt, gehe vielleicht auf Tjutčev zurück; eine Parallele bestehe zwischen dem Gedicht Tjutčevs „Napoleon“ und einer Äußerung Heines über Napoleon — Elster V 40; fraglicher erscheint mir die Behauptung, daß Heines Ausführungen über Rußland — Elster III 277—280, „Reisebilder“, Italien, III XXX — von Tjutčev beeinflusst seien). Tynjanov weist auch darauf hin, daß das Gedicht Tjutčevs „Изъ края въ край ...“ sichtlich an Heines Gedicht „In der Fremde. I“ erinnere. Vor allem sind drei Zeilenpaare hervorgehoben:

Es treibt dich fort von Ort zu Ort — — —  
 Изъ края въ край, изъ града въ градъ — — —  
 Die Liebe, die dahinter blieb — — —  
 Все милое душѣ твоей — — —  
 Im Winde klingt ein sanftes Wort — — —  
 Знакомый звукъ намъ вѣтръ принесъ — — —

die auffallende Ähnlichkeiten aufweisen (die Zäsur in dem ersten Zeilenpaar, wiederholtes „r“ in demselben Zeilenpaar, vgl. „w“, „m“, „n“ — in dem letzten Zeilenpaar). Das Tjutčevsche Gedicht sei übrigens metrisch mit einem anderen Gedicht Heines identisch: „Anno 1829“.

Jedenfalls gehört das Hauptmotiv des Tjutčevschen Gedichtes zu den beliebtesten mystischen und romantischen Motiven: das irdische Leben sei nur eine Wanderung durch die Welt. Nur einige ältere Beispiele<sup>1)</sup>: so bei Jacob Böhme („Sex puncta theosophica“ IV 27) der Gedanke, „daß Gottes Kinder in dieser Welt nicht daheim sind, sondern nur Pilgrime, die gerne alles dieser Welt lassen . . .“. J. BUNYANS „The Pilgrims Progress“ ist nur ein Ausdruck derselben Stimmung. Bekanntlich hat Puškin Bruchstücke aus Bunyan übersetzt. In der russischen Dichtung sonst noch Žukovskij:

Жизнь — странствіе по свѣту въ исполненіе  
 державной воли вышнего царя . . .

Zu den schönsten Zeugnissen gleicher Stimmung gehören zwei Briefe N. Gogols. So der Brief an die Schwester Anna (1841, „Briefe“, SCHÖNRÖCKS Ausgabe, Bd. II S. 106), wo wir lesen — „deine Gefühle, die du zuweilen erlebst, liebe Schwester Anna, sind ziemlich wahr. Dir scheint es, daß ‘du hier nur auf der Durchreise seist’. Dem ist eben so! Wir alle sind hier auf der Durchreise und werden hier nicht lange bleiben. Aber wir sind hier bei der Durchreise nicht aus irgendeinem launischen Zufall, nicht irgendeiner Kleinigkeit wegen. Bei Gott gibt es keine

<sup>1)</sup> Wir könnten auch einen Vierzeiler des Omar Chajjam anführen wenn seine Echtheit (uns nur aus der Übersetzung von Fitz Gerald — „One Moment . . .“ bekannt) von fachmännischer Seite nicht angezweifelt wäre.



Kleinigkeiten. Wir sind hierher geschickt, um hier den Auftrag zu erfüllen, der uns von dem, der uns gesandt hat, anvertraut ist, sonst haben wir weder Belohnung noch das Recht auf das zukünftige Leben. Nur zu deinen Worten, daß 'du sogar nicht auspacken möchtest', bemerke ich, daß das sogar nicht in unserem Willen steht. Man möchte alles aus seinem Reisewagen auspacken, aber wie kann man das tun, wenn man selbst nicht weiß, was in dir alles liegt und wo . . .'; vgl. auch einen Brief an A. S. Danilevskij (1841, „Briefe“ II S. 112).

Auch bei Heine finden wir denselben Gedanken nicht nur im oben zitierten Gedichte, sondern zuweilen auch sonst. Vgl. z. B. „Lebensgruß“ („Buch der Lieder“ Romanzen XIX).

Eine große Landstraße ist unsere Erd,  
wir Menschen sind Passagiere.  
Man rennet und jaget, zu Fuß und zu Pferd,  
wie Läufer oder Kuriere.

Man fährt sich vorbei, man nicket, man grüßt  
mit dem Taschentuch aus der Karosse;  
man hätte sich gerne geherzt und geküßt,  
doch jagen von hinnen die Rosse.  
usf.

Auch bei den Romantikern finden wir ähnliche Motive, so bei Eichendorff:

Was willst auf dieser Station  
so breit dich niederlassen?  
usf. („Wandersprüche“, Univ.-Bibliothek, S. 65).

Es ist sehr interessant, daß in Tjutčevs „Изъ края въ край . . .“ das „Reise-“ oder „Wanderungsmotiv“ nicht mehr religiös-symbolisch ist, wie bei den Mystikern oder in der Romantik, sondern in einer „realistischen“ — geschichtsphilosophischen — Interpretation auftritt, also der Verwendung desselben Gedankens bei Heine ziemlich ähnlich ist, — nicht eine Wanderung durch diese in die andere Welt wird hier hauptsächlich gemeint, sondern eine reelle Wanderung innerhalb dieser Welt, die als durch das „Schicksal“ und nicht als durch Gott bestimmt aufgefaßt wird.

5. Zur Genealogie Dostojevskijs. — S. LJUBIMOV hat vor kurzem überzeugend gezeigt, daß die Ahnen Dostojevskijs aus Pinsk stammten und daß Dostojevskij demjenigen, griechisch-orthodoxen und unierten Zweig dieses adeligen Geschlechts angehört, welcher in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. nach Wolhynien auswanderte (Vgl. „Литературная Мысль“, Bd. I; „Достоевский“, Sammelband hgb. von A. S. DOLININ, Bd. II S. 303—306). Die Daten vom Geschlecht Dostojevskij sind aber für das 17.—18. Jahrh. besonders knapp. Ljubimov hat auf die Notwendigkeit von Archivforschungen hingewiesen. Leider sind zur Zeit die lokalen Archive Wolhyniens und Podoliens nicht leicht zugänglich. Ich möchte hier darauf aufmerksam machen, daß in einer ukrainischen Sammlung der geistlichen Lieder, einem sog. „Богогласникъ“ (erste Ausgabe Роґажів. 1790—91) sich unter anderem ein Gedicht (ein Busselied) befindet (215, auch in den späteren Ausgaben 1805 und 1825), das in Akrostichonform geschrieben ist und dessen Verfasser, wie aus den Anfangsbuchstaben zu ersehen ist, ein „Dostoevski“ ist. (Vgl. M. VOZNJAK: Матеріяли до історії української пісні і вірші Heft 2, Lemberg 1914 S. 406 und 479). Allem Anschein nach hat sich also ein Ahne Dostojevskijs schon im 18. (oder 17.) Jahrh. (das Gedicht ist meines Wissens von der „Богогласникъ“-Forschung nicht datiert) schriftstellerisch betätigt.

Zähringen i. Br.

D. ČYŽEVSKYJ.

### Die Leibeigenenfrage bei Dostojevskij.

Soweit ich mich erinnern kann, hat ZELINSKIJ in seinem Kritičeskij kommentarij dem „Selo Stepančikovo i jeho obitately“ keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Wie aus den bibliographischen Zusammenstellungen (L. G. DOSTOJEVSKAJA Bibliografičeskij ukazatel' etc. St. Petersburg 1906 und N. A. SOKOLOV Materialy dlja bibliografii F. M. Dostojevskogo 1903 bis 1923. Dolinin II. Anhang) ersichtlich, hat dieser Roman übrigens auch in der immensen Dostojevskij-Literatur nur wenig Anklang gefunden, aus dem wahrscheinlichen Grunde, daß die Meister-

werke ihn an Bedeutung und Vollkommenheit weit übertreffen. Wenn dem auch so ist, so darf dieses Werk, dessen Psychologie als eine der virtuosesten Leistungen angesehen werden muß, nicht vernachlässigt werden, da es besonders in einer wichtigen Frage zur Erkenntnis von Dostojewskijs Gedankenwelt Aufschlüsse gibt. Ich denke an die Leibeigenschaftsfrage, deren Auswirkung auf die russische Publizistik seit RADISČEV (*Putešestvije iz Peterburga v Moskvu*, 1790.) bis zu den letzten Dezennien des verflossenen Jahrhunderts so stark fühlbar gewesen ist, daß manche Forscher (z. B. E. SOLOVJEV *Opyt filosofii russkoj literatury*. 3. Aufl. Kazań 1922.) die verschiedenen literarischen Strömungen von dieser Frage aus zu beleuchten versuchten.

Die Stellungnahme Dostojewskijs in dieser Frage ist sehr eigenartig. Die Befreiung der Bauern hat ihn schon inmitten der Petraševcy beschäftigt, wo diese Frage fortwährend auf der Tagesordnung war. Bei den wöchentlichen Zusammenkünften verfehlte man hier nie, über die Mittel und Wege, welche eine baldige Änderung herbeiführen könnten, zu sprechen, und dies gab zu den weitgehendsten Diskussionen Anlaß. Die einen meinten, daß die russische Regierung sich unmöglich entschließen würde, die Befreiung aus eigener Initiative durchzuführen, um so weniger, als die europäischen Revolutionsbewegungen ihre ursprünglich reaktionäre Haltung immer merklicher verstärkten. Die anderen huldigten der Auffassung, daß das russische Volk in die Fußstapfen der europäischen Revolutionäre zu treten keine Neigung habe. Es würde eher die Entscheidung, die die Obrigkeit in dieser Existenzfrage wohl treffen wird, ruhig abwarten. „In diesem Sinne — sagt A. MILJUKOV *Literaturnyja vstrěči i znakomstva*. Petersburg 1890 S. 177 — äußerte sich mit besonderem Nachdruck auch Dostojewskij. Als jemand in seiner Anwesenheit die Ansicht aussprach, die Abschaffung der Leibeigenschaft auf legalem Wege sei höchst zweifelhaft, entgegnete er, daß er an keinen anderen Weg glaube.“

Die Durov-Gruppe des Petraševskij-Kreises war bestimmt nicht so harmlos, wie MILJUKOV sie darstellt, und wenn auch Dostojewskij dieser mit Rat und Tat beistand, so muß man doch zugeben, daß diese Äußerung eine Zurückhaltung bezeugt, die

jetzt schon nicht mehr als revolutionär bezeichnet werden kann. Unter den damaligen Verhältnissen kam natürlich auch die legalste Vorstellung einer Änderung der revolutionären Freidenkerei gleich, denn sie bezog sich auf ein Tabu, dessen Berührung für die Regierung in jeder denkbaren Form viel zu peinlich war.

Die energischen Regierungsmaßnahmen, die zur Ausrottung der revolutionären Tendenzen getroffen wurden, zeitigten einen scheinbaren Stillstand, der jedoch erst bis zur Mitte der fünfziger Jahre reichte, als aber der Krieg mit der Türkei zu Ende war, loderte die Unzufriedenheit wieder auf. Der Mißerfolg der russischen Waffen wurde als ein natürliches Resultat der Zwietracht, die durch die Nichterfüllung der gerechtesten Ansprüche entstand, hingestellt. Man freute sich sogar, daß der Krieg so ausgefallen war, weil die Niederlage die Schwäche der regierenden Minderheit verriet. Dies trug freilich zur Neubelebung der Bewegung bei, die sich die Aufhebung der Leibeigenschaft zum Ziel gesetzt hatte. Hierzu kam noch HERZENS „Kolokol“, der mit seinem „vivos voco“ den Kampf im Ausland eröffnete. Solange der Kampfplatz in Rußland war, konnte die Regierung die sämtlichen zu Gebote stehenden Mittel benutzen, um die zu weit greifenden Aspirationen zurückzudrängen, zum mindesten vermochte sie den Lärm des inneren Kampfes vor Europa zu verheimlichen. Allein seit dem Erscheinen des „Kolokol“ (1857) fiel diese Möglichkeit weg, und Europas Aufhorchen wirkte unaufhaltbar.

Dostojewskij hat diese Übergangszeit in der Katorga, später im Zwangsdienst eines sibirischen Regiments verbracht, brauchte also den Weg der zertretenen und wieder erweckten Hoffnungen nicht zu gehen. Nach Petersburg zurückgekehrt fand er die Leibeigenschaftsfrage wiederum vor, als eine der brennendsten Tagesfragen, deren Lösung ihm mehr als je wichtig erschien. Er wußte es wohl, daß er die verlorene Fühlung mit der russischen Leserwelt nur wieder aufnehmen könne, wenn er in einem eigenen Organ seine Stimme ertönen lassen kann über sämtliche publizistische Probleme jener Tage. Um dies zu verwirklichen hat er alles aufgeboten, und es ist ihm binnen



kurzer Zeit auch gelungen, mit Hilfe seines Bruders Michail das „Vremja“ ins Leben zu rufen. Schon im September 1860 wurde das bevorstehende Erscheinen desselben in den Hauptorganen der russischen Presse angezeigt. Die anonym inserierte Ankündigung gibt das geistige Programm der geplanten Monatschrift, und nachdem sie zweifellos aus der Feder F. M. Dostojevskijs stammt, ist sie auch für die damalige Stellungnahme Dostojevskijs sehr charakteristisch. Hierin wird natürlich auch das Leibeigenschaftsproblem berührt und als eine Erscheinung jener gewaltigen Umwandlung geschildert, die den Zusammenschluß der gebildeten Klassen mit dem Volke zustande zu bringen berufen ist. Dieser Zusammenschluß wird laut Dostojevskij die heißersehnte Aussöhnung der zwei Schichten mit sich bringen, es ist nur fraglich, wie man den ersten Schritt dazu machen soll. „Der erste Schritt — schreibt Dostojevskij — ist die energischste Verbreitung der Bildung und Kultur, der einzig richtige Weg zu jeder Tätigkeit.“ Also nicht ein herausgepreßter Entschluß der Regierung, sondern eine fundamentale Heilung der Zustände ist vor allem vonnöten! Nicht eine Verordnung bürokratischer Natur, sondern eine gründliche Vorbereitung und Bearbeitung des Bodens, auf welchem der Neubau der Gesellschaftsordnung festen Fuß nehmen könnte.

Man kann nicht genug scharf betonen, wie bedeutungsvoll es ist, daß Dostojevskij kurz vor den Reformen eine Lösung vorschlug, die die tatsächliche Befreiung um Jahrzehnte hinausgeschoben hätte, in einem Zeitpunkte, als jedermann auf die rascheste Entscheidung mit Ungeduld wartete. Daß er die Aufhebung der Leibeigenschaft aufrichtig wünschte, daran ist gar nicht zu zweifeln. „Das große Wort“ nannte er den kaiserlichen Erlaß vom 19. Februar, welches eine „in ihrer Größe und Art in der Weltgeschichte noch nicht dagewesene Umwälzung“ hervorrief (*Dnevnik pisatelja. Gražd.* 1873. No. 21). Dieses Wort mußte einmal gesprochen werden, da das Volk dessen unbedingt wert war (*id.* Nr. 32). Die moralische Notwendigkeit verlangte es schon. Man konnte nicht mehr dulden, daß Menschen durch andere wesentlich ebenbürtige Menschen in Skla-

verei gehalten werden sollen. Triftige Gründe sprachen aber gegen eine unbedachte Lösung, hauptsächlich psychologische und wirtschaftliche Erwägungen, und die Folgen haben sie auch gerechtfertigt. Dostojewskij kannte diese Erwägungen und teilte sie. Besonders war er gegen eine Befreiung „um jeden Preis“, wie es damals hieß, und lehnte diesen Gedanken aufs entschiedenste ab (S. Gražd. 1873 Nr. 32).

Inmitten der russischen Schriftsteller stand Dostojewskij mit seiner Meinung ganz isoliert da, und wenn wir diese merkwürdige Auffassung verständlich machen wollen, so müssen wir zuerst sein Tagebuch durchblättern, wo das Thema mehrfach behandelt wird. Aus diesen Aufzeichnungen geht klar hervor, daß Dostojewskij sich über gewisse Tatsachen nicht hinwegzusetzen vermochte. Es fiel ihm schwer, die alte Welt, die alte Ordnung — die zwar eine schlechte Ordnung, aber immerhin eine Ordnung war (Gražd. 1873 Nr. 25) — über Nacht aufzugeben, ohne die Aussicht auf eine bessere. Die Lage des Volkes verbesserte sich, wie er später mit Bedauern feststellen mußte, nach den Reformen durchaus nicht, wurde in mancher Beziehung sogar noch jämmerlicher. Man hat das Volk zwar befreit, aber vollkommen allein gelassen. Niemand ist ihm zu Hilfe gekommen. „Die ersten Schritte des befreiten Riesen erheischen die größte Vorsicht. Was erblickt aber unser Volk bei seinen ersten Schritten? Eine Wankelmütigkeit der oberen Gesellschaftsschichten, eine seit Jahrhunderten bestehende Entfremdung unserer Intelligenz vom Volke und als Vollendung — den Branntwein . . . Hat man ihm denn etwas gezeigt, was besser wäre, als Schnaps? Hat man etwas für seine Unterhaltung und Belehrung getan?“ — fragt er im Gražd. 1873 Nr. 21, worauf er nur mit den entsetzlichen Daten der russischen Alkoholstatistik antworten kann. Statt der neuen Ordnung sieht man nur beunruhigende Symptome des Gesellschaftslebens. „Der erwachte Riese tobt sich jetzt aus, wenn es aber noch Jahrzehnte so dauert, so wird es gewiß zur Katastrophe führen.“ Dostojewskij beruhigt sich zwar, daß das Volk, wenn es so weit kommen soll, sich selbst retten wird, und nicht nur sich selbst, sondern auch ganz Rußland (Gražd. 1873

No. 4), allein seine Worte klingen zu stumpf und scheinen nicht viel Vertrauen in sich zu tragen, besonders wenn man sieht, daß Dostojewskij einige Zeilen weiter offen bekennt, nach dem 19. Februar habe man ein Gebiet völliger Ungewißheit betreten.

Diese späteren Bemerkungen erklären Dostojewskijs gemäßigstes Verhalten zur Befreiungsbewegung vor den Reformen. Sie stützen sich schon auf die genaue Kenntnis der Situation, enthalten aber nichts anderes, als die Auseinanderlegung dessen, was in Dostojewskij bereits vor der Aufhebung unbewußt keimte. Moralisch war er für die Reformen, mußte aber vor der Ungewißheit der Zukunft zurückschrecken und eine wohl überlegte, gründlich vorbereitete Lösung vorziehen, an Stelle eines Experiments, von dessen Gefährlichkeit er fest überzeugt war.

In „Unizennyje i oskorblennyje“ (1860) findet sich eine Szene, III. Teil 9. Kap., welche hier nicht unerwähnt bleiben darf. Sie spielt sich im Salon der Gräfin ab, wo der arme Schriftsteller — der junge Dostojewskij selbst — zum ersten Male erscheint. Nach den gewöhnlichen Vorstellungsfomalitäten setzt man sich zum Abendtee und kommt zufällig auf die bevorstehenden Reformen zu sprechen. Einer der Anwesenden, kurz nur „Diplomat“ genannt, gibt der Meinung Ausdruck, daß eine rasche Verwirklichung der Bauernbefreiung für gewisse Gesellschaftsklassen gerade vorteilhaft wäre. Je rascher und unvorsichtiger nämlich die Umwandlung losgeht, desto eher und drückender werden sich die unerwünschten Folgen der neuen Ordnung zeigen. Dann wird man ja bald zur Vernunft kommen und einsehen, daß es nur einen Ausweg gibt: zurück zum Alten. „Pire ça va, mieux ça est“ — das ist der einzig übriggebliebene Trost nach Ansicht des Diplomaten. Diese verwegene Logik findet allgemeinen Beifall, nur Ivan Petrovič, der Schriftsteller sitzt finster am Tisch und rüstet sich zu scharfem Widerspruch. Doch er überlegt es sich, und als er nach einer anderen Ecke des Salons gerufen wird, bricht er wie befreit auf, merklich erfreut, daß er dem ihm so widerlichen Gespräch weiter nicht beizuwohnen braucht.

Was er eigentlich entgegen wollte, das erfahren wir leider nicht, es unterliegt aber keinem Zweifel, daß er (Dostojevskij) das Experiment, an das der Diplomat denkt, verurteilt, da es wahrscheinlich ganz andere Folgen nach sich ziehen würde, als die Rückkehr zum Alten, wovon der Diplomat träumt.

Die an Zahl wohl bedeutendste Gruppe der russischen Besitzerklasse war am Ende der fünfziger Jahre dem Einfluß zweier verschiedener innerer Strömungen ausgesetzt. Die eine kam von seiten der human veranlagten Dvorjane, die die erniedrigende Lage aus moralischer Einsicht nicht mehr aufrechtzuerhalten wünschten. Sie waren bereit, eine tabula rasa zu machen, koste es was es wolle, unbesorgt um die weitere Gestaltung der Zukunft. Die andere trug auch liberale Färbung, sogar noch eine liberalere als jene, weil sie die rascheste Durchführung verlangte, aber heimlich war sie von dem Gedanken erfüllt, die Umwälzung für ihre eigenen Kalkulationen auszunutzen. Dostojevskij konnte sich keiner dieser Strömungen anschließen. Er blieb allein mit seiner Auffassung, daß die Frage eher einer bedachten und vorsichtigen Behandlung, als einer voreiligen Erledigung bedürfe.

Nach Feststellung dieser Tatsache können wir uns wieder dem „Selo Stepančikovo“ zuwenden. KARL NÖTZEL Das Leben Dostojevskijs, Leipzig 1925 S. 334—35 stellt das Werk als die blutigste aller Satiren auf die Leibeigenschaft dar, in welcher sich das Seelenbesitzertum als der natürliche Nährboden für jede Art von Hysterie offenbart. Diese Darstellung ist im Grunde verfehlt, denn es gibt im Roman keinen wirklichen „Seelenbesitzer“, der seine Leibeigenen quält. Der joviale Bachčeev kann in dieser Beziehung kaum erwähnt werden. Rostanev? Ein Gutbesitzer, der seinen Mužiks so humane Behandlung zuteil werden läßt wie der Husarenoberst a. D. es tut, der Herr, der durch seine Leibeigenen selbst gebeten wird, sie nicht zu verlassen, kann ebenfalls nicht in Betracht kommen. Er gilt vielmehr als ein Ideal des russischen Besitzers, wie er sein müßte, und wie er in zahlreichen Fällen auch war. Sein Beispiel weist deutlich darauf hin, daß die Auswüchse der Leibeigenschaft individuellen Charakters waren. Hätte es nur solche Leute ge-



geben, wie Rostanev, so könnte man über die Leibeigenenfrage gar nicht reden. Je mehr Rostanevs, desto weniger Unterdrückte — wollte Dostojewskij mit dieser Figur sagen. Rostanevs Mutter spielt nur eine Rolle dritten Ranges, hat nur insofern eine Bedeutung, als Fomas Stellung in ihr starke Unterstützung findet. Schließlich würde noch der lächerliche Schmarotzer bleiben, er ist aber kein Edelmann. Foma mißhandelt zwar die Bauern, von dem kleinen Falalei an bis zu dem greisen Gavrila, läßt seine Wut an ihnen frei aus, diese verteidigen sich aber, ergreifen jede Gelegenheit, um quitt zu werden und den Herrn spielenden Herkömmling lächerlich zu machen.

Dennoch muß man NÖTZEL zustimmen, daß der Roman mit dem Problem der Leibeigenschaft in Verbindung steht, nur nicht so, wie er es darstellt. Der Schlüssel des Werkes liegt bei Foma. Man soll nur an die Umstände denken, wie er sich ins Haus des Generals einschleicht und alles erklärt sich sofort. Foma stammt angeblich aus einer wohlhabenden Familie, wie wir ihn aber zum ersten Male zu Gesicht bekommen, ist er schon eine der unsichersten Existenzen, die ihr Dasein nur der fabelhaften russischen Gastfreundschaft verdanken. Zufällig klopft er an die Tür des senilen Generals und gestattet ihm in seiner äußersten Not alles, selbst daß er ihn zu seinem Hofnarren macht. Es gibt keine Erniedrigung und Unterdrückung, die er bei Lebzeiten des Generals nicht ertragen hätte. Jahrelang lebt er unter der schwersten Bedrückung, erduldet die größten Beleidigungen, entsagt sogar der menschlichen Würde, nur um das tägliche Brot nicht zu verlieren. Als nach dem Tode seines „Wohltäters“ die Bedrückung plötzlich aufhört, richtet er sich auf und übt mit vergifteter Seele Rache wegen der ihm selber geschehenen Erniedrigung. Nicht nur an den Leibeigenen, sondern an jedem, der im Hause des Obersten lebt und nicht zu seiner (Fomas) Suite gehört. Die unterdrückten Ansprüche und unbefriedigten Leidenschaften bahnen sich ihren Weg in krankhafter Entartung.

Was soll das bedeuten? Nicht etwa eine Warnung davor, daß eine langandauernde Unterdrückung unvermeidlich zu schlechten Folgen führt? Fomas pathologische Erscheinung

läßt keinen Zweifel darüber bestehen, daß es so ist. Sein Beispiel zeigt uns einen individuellen Fall, der aber eine allgemeine These psychologischer Natur aufhellt. Wenn man diesen vereinzelt Fall ins Symbolische erweitert, wenn man an Stelle Fomas die unermessliche Masse der russischen Unterdrückten, insbesondere der Leibeigenen setzt, so erhält zwar diese psychologische These eine politische Färbung, bleibt aber wesentlich unverändert. Die Unterdrückung der Volksmassen steht als eine unwiderlegbare Tatsache fest. Daran ist nichts mehr zu ändern, und die Folgen werden auch nicht ausbleiben. Eben darum hat man aber wohl zu überlegen, wie man die Abschaffung des Druckes durchsetzt, sonst wird alles auf den Kopf gestellt, wie im Selo Stepančikovo.

Diese symbolische Remplacierung Fomas durch die Masse der Leibeigenen scheint mir nicht allzu kühn zu sein. Als der Roman geschrieben wurde (1859), war die Leibeigenenfrage in den Vordergrund des russischen Lebens gerückt, und Dostojewskij, der die Hand am Puls des russischen Lebens hielt, konnte sich natürlich nicht versagen, seine diesbezügliche Meinung zum Ausdruck zu bringen. Seine Meinung war von Anfang an gegeben: behutsame Vorbereitung, keine voreilige Lösung. Durch den Roman verlieh er dieser seiner Meinung nur eine stärkere Betonung, indem er auf die Zukunft hinwies, wo die Folgen einer plötzlichen Veränderung eine derart aussichtslose Situation zeitigen mußten, wie dies in Rostanevs Haus der Fall war.

Übrigens halte ich das Selo Stepančikovo in erster Reihe für einen psychologischen Roman. Enthält er auch die politische Tendenz, die man ihm wohl zumuten darf, so ist dieser Umstand nur nebensächlich und stört den künstlerischen Aufbau des Ganzen nicht im geringsten.

Ujpest.

J. VON LAZICZIUS.

### **Zur Chronologie des altbulgarischen Jerumlautes.**

Bei dem sogenannten Umlaut der altbulgarischen Jers lassen sich einige chronologisch und geographisch voneinander abweichende Erscheinungen unterscheiden. Während der Um-

laut in mittelstarker Stellung (ѢЗЗѢМЕТЪ, ѢЗЗѢННТН usw.) im Zographensis nur in den zwei ersten Evangelien vorkommt, sind umgekehrt die Formen Ѣ СЛѢДЪ, Ѣ ЦѢСАРЬСТВІИ usw., mit Umlaut eines schwachen Jers, im ersten Teile des Kodex viel seltener als gegen das Ende desselben; s. Verf., Archiv 37 S. 355 und 371. Das weist darauf hin, daß die Vorlage den Umlaut mittelstarker Jers wohl noch nicht gekannt hat, während umgekehrt derjenige der schwachen Jers in derselben sehr häufig gewesen sein dürfte; denn bekanntlich hat der letzte Teil des Zographensis den sprachlichen Charakter der Vorlage am treuesten bewahrt. Ein merkwürdiger Dialektunterschied liegt vor zwischen dem Suprasliensis einerseits, der Mehrzahl der anderen Kodices, inklusive Savvina kniga, andererseits: während der Suprasliensis den Labialumlaut (ТЪМѢ, ѢЗЗѢМЕТЪ) nicht kennt, der in Zogr. Mar. Cloz. Euch. Ps. Savv. sehr häufig ist, geht andererseits der Supr. am weitesten, was den Umlaut starker Jers anbetrifft; das bekannteste Beispiel ist Ѣ НѢ, welche Form im Supr. sehr häufig, in den anderen Kodices sehr selten ist. Allerdings ist dieser letztere Gegensatz nicht nur örtlicher, sondern auch chronologischer Natur: auch das Eucho-logium hat einige Male Ѣ НѢ, und ähnliche Umlautsfälle kommen auch in einigen anderen Handschriften vor; so steht ПАТѢ u. a. je einmal im Marianus und im Zographensis. Offenbar ist im allgemeinen dieser Umlaut jünger als derjenige in schwacher Position, welcher in beinahe allen altbulgarischen Handschriften sich nachweisen läßt und auch für die Vorlage derselben anzunehmen ist, s. KUL'BAKIN, Le vieux slave 95—112. Für den Zographensis ist die bereits erwähnte Verteilung der Formen Ѣ СЛѢДЪ, Ѣ ЦѢС- besonders interessant; dieselbe zeigt uns, daß in der Vorlage der Jerumlaut eine bedeutende Rolle gespielt hat. Was das Psalterium sinaiticum anbetrifft, so hält KUL'BAKIN für diese Handschrift den Umlaut für unbewiesen. Jetzt, wo wir über die ausführliche Monographie von ARNIMS: Die Schreiber des Psalterium sinaiticum und ihre Vorlage verfügen, ist es klar, daß sowohl in gewissen Partien des vorliegenden Kodex wie auch in dessen Vorlage der Umlaut eine häufige Erscheinung gewesen ist; man beachte

besonders S. 91—94 der genannten Arbeit, aus welchen hervorgeht, daß *vb-* und *vbz-*, *vbs-* vor vorderen Vokalen, wie auch der Gegensatz *mānog-*, *mānoīq:* *mānē*, besonders charakteristisch sind für die archaischen Partien, welche dem Schreiber C zugeschrieben werden, und auch in anderen Partien sich nachweisen lassen. Daß hier ein Umlaut vorliegt, welcher auf die Vorlage zurückgeht, unterliegt keinem Zweifel, es ist nur schade, daß VON ARNIM nicht in einem speziellen Paragraphen all diejenigen Formkategorien, wo Umlaut vorkommt, zusammengestellt hat. Wenn im Assemanianus und in solchen Fragmenten, wie die Blätter UNDOL'SKIJS oder das Mazed. kyrill. Blatt, der Umlaut kaum nachweisbar ist, so ist das der in diesen Handschriften vorliegenden vollständigen Zerrüttung der Jerverhältnisse zuzuschreiben (zum Assem. s. freilich meine Geschichte der aksl. Sprache I, 107 Fußn.). Auch in den Blättern von ЧИЛАНДАР ist der Umlaut sehr wenig regelmäßig durchgeführt, aber neben dem von KUL'BAKIN a. a. O. 111 angeführten *непщевекъше* kommen doch auch *тѣмъж* und *правѣж* und 11 Formen von Adjektiven auf *-ънъ*, *-ълъ* mit nach der Jagićschen Regel geschriebenen *ѣ* vor (s. KUL'BAKIN, Хиландарские листки 17f.). Wenn in dem Mazed. glagol. Blatte neben regelmäßigem Umlaut auch zahlreiche Fälle von unregelmäßigem Jerwechsel vorkommen, so dürfte das mit dem weit fortgeschrittenen Jerschwund in der diesem Denkmal zugrundeliegenden Mundart zusammenhängen, welcher aus zahlreichen Schreibungen ohne Jer hervorgeht (s. ILJINSKIЈ, Макед. глг. листокъ 19). Beachtenswert ist die Tatsache, daß in diesem Kodex das Präfix *sv-* nie mit *ѣ* anstatt *ѣ* geschrieben wird, dagegen wiederholt *vb-*, *vbz-*, *vbs-*, weil hier dem Schreiber der *ѣ*-*ѣ*-Wechsel offenbar aus einer Vorlage bekannt war, welche den Umlaut kannte.

Aus den vorliegenden abg. Handschriften bekommt man den Eindruck, daß im 10. Jahrh., in welchem im allgemeinen die Vorlagen derselben geschrieben wurden, der Jerumlaut in schwacher Stellung eine weitverbreitete Erscheinung gewesen ist. Ob er damals in allen abg. Dialekten — wenn auch nicht überall in demselben Umfange — bestanden hat, läßt sich nicht



mit Sicherheit sagen; unmöglich scheint es mir nicht. Und, abgesehen von der Frage, ob der Umlaut einmal allgemein-bulgarisch gewesen ist, kommt es mir nicht unmöglich vor, daß die Mundart Kyrills und Methods ihn bereits gekannt hat. Sicherheit ist hier nicht zu erreichen, noch weniger natürlich über den Umfang der Umlauterscheinungen in dieser Mundart; aber daß die Slavenapostel etwa *vъně, mъně, vъzeti, vъ nѣmъ, zъdati, bъrati* geschrieben haben, kommt mir gerade so wahrscheinlich vor wie das Umgekehrte: daß sie nur noch die älteren Formen *vъně, mъně, vъzeti, vъ nѣmъ, zъdati, bъrati* gekannt haben sollten.

Für diese letzte Auffassung spricht direkt keine einzige altbulgarische Handschrift. Zwar kennen die Kijever Blätter den Umlaut nicht<sup>1)</sup>, aber diese in mancher Hinsicht so altertümliche altkirchenslavische Handschrift ist nicht in einem reinen Altbulgarisch geschrieben. Der Jerumlaut war offenbar ein in der altbulgarischen Periode eingetretener Lautprozeß nur des Bulgarischen; das älteste Čechoslovakisch hat einen ähnlichen Prozeß vielleicht gar nicht gekannt, und das Fehlen des Umlautes in den Kijever Blättern kann gerade so gut eine čechoslovakische Eigentümlichkeit dieses Denkmals als ein auf die Periode von Kyrill und Method zurückgehender Archaismus des Altbulgarischen sein.

Dasselbe gilt für das vollständige bzw. beinahe vollständige Fehlen des Umlautes in vielen altrussischen Denkmälern. Wenn die russischen Handschriften des 11. und 12. Jahrh. treuer als viele abg. Kodices *ѣ* und *ѥ* in starker Stellung von *o* und *e* unterscheiden, so hat man das Recht zu vermuten, daß der russischen Orthographie ein altbulgarischer Usus zugrunde gelegt worden ist, der diesen selben Unterschied treu bewahrt hatte; man darf das vermuten, weil ja ein solcher Usus aus dem Altbulgarischen bekannt ist: er beruhte wohl auf ostbulgarischen Mundarten (s. DUBNOVO, Южн. Фил. VI, 20); daneben ließe sich aber die Annahme verteidigen, daß der älteste russische Usus, was die starken *ѣ* und *ѥ* anbetrifft, auf einer bewußten

<sup>1)</sup> *Vъsěχъ* hat keinen nach Jagić' Regel erklärbaren Umlaut; und die Etymologie: *vъsqdъ* zu *vъsъ* steht nicht genügend fest, um die Annahme eines Umlauts nur in diesem Worte plausibel zu machen.

Zugrundelegung der russischen Aussprache des 10. und 11. Jahrh. beruht: bekanntlich ist der Übergang  $\text{ъ} > o$ ,  $\text{ѣ} > e$  auf russischem Boden jünger als im Bulgarischen. Was die geringe Rolle des Umlautes der Jers in den altrussischen Handschriften anbetrifft, so liegt hier die Annahme eines auf russischen Sprachverhältnissen beruhenden Usus noch viel näher, denn altbulgarische Dialekte, welche im 10. oder 11. Jahrh., bevor der Jerschwund und die allgemeine Zerrüttung des Jersystems eintraten, keinen Umlaut gekannt hätten, lassen sich nicht nachweisen, und ein russisches Lehnwort aus dem Abg. wie *сздати* zeigt ja die umgelautete Form (s. meine Gesch. d. aksl. Sprache I, 33)

Eine andere Ansicht hat neuerdings KARINSKIЈ in seinem Aufsatz: *Византийское стихотворение-алфавитаръ в русском списке XI в.* ausgesprochen. Er meint (*Изв. по русск. яз. и слов.* 1930 S. 264), daß das Fehlen des Jerumlautes in dem von ihm untersuchten Denkmal deshalb eine Eigentümlichkeit der altbulgarischen Vorlage sein müsse, weil auch das nach  $\text{ж}$  und  $\text{ѣ}$  auftretende  $\text{ъ}$  für  $\text{ь}$  ausnahmslos beibehalten sei: *чѣсти, жѣзлѣ, чѣсть, жѣри* (nach  $\text{ѣ}$  steht jedoch  $\text{ь}$ : *отѣць*). M. E. ist dieser Tatbestand nicht wesentlich verschieden von demjenigen des Ev. Ostr. und anderer Handschriften, wo nach kakuminalen Zischlauten, wenn auch nicht immer, dennoch sehr oft ein  $\text{ъ}$  steht, während der durch einen folgenden Vokal hervorgerufene Umlaut im allgemeinen nicht vorkommt. Auch hier besteht ein ähnlicher Gegensatz wie im „Alphabetarium“. M. E. läßt sich dieser Tatbestand mit dem Jergebrauche des Neurussischen vergleichen, wo eine „unphonetische“ Orthographie *мяч(ъ)* neben *ночь* und umgekehrt *мышь* neben *наш(ъ)* deshalb möglich ist, weil nach den kakuminalen Zischlauten die Jerzeichen keine Bedeutung für die Aussprache haben, während man eine Orthographie *подь* anstatt *под(ъ)* oder *конь* anstatt *кон(ъ)* als verfehlt empfinden würde; auch an *мячѣ*, *горячѣ* u. dgl. nimmt man keinen Anstoß, obgleich die Erhöhung des Eigentones und die damit zusammenhängende nach vorne gerückte Artikulation, welche auch etwa bei *конѣ* oder *синѣ*, aber nicht bei *латышѣ*, *хорошѣ* vorkommen können, auch nach  $\text{ч}$  möglich sind. Etwas Ähnliches war der Fall bei den im Aruss. sporadisch, nur in wenigen Handschriften

konsequent<sup>1)</sup> vorkommenden Schreibungen чх, шх, жх: je mehr man sich bewußt wurde, daß der Vokal, welcher nach č, š, ž gesprochen wurde, demjenigen von конх näher stand als demjenigen von онх, um so mehr wird man bestrebt gewesen sein, das in vielen bulgarischen Kodices vorliegende х nach ш usw. durch das russische к zu ersetzen; man empfand aber das Bedürfnis einer phonetisch richtigen Orthographie nicht besonders stark: die Orthographie šх, čх usw. war ja unzweideutig, weil ein „kakuminaler Zischlaut“ nur eine Jeraussprache nach sich duldet. Die Gruppen šх usw. waren sogar in doppelter Beziehung unzweideutig, wenn wir annehmen, daß in тх : тх, нх : нх usw. die altrussischen Jers neben der Funktion, eine bestimmte Vokalausprache zu bezeichnen, die zweite Funktion gehabt haben, die weiche bzw. harte Aussprache des vorhergehenden Konsonanten anzudeuten: nach den „č, š, ž-Lauten“, welche nur eine Aussprache zuließen, fiel diese zweite Funktion der Jers vollständig weg. Der Vergleich mit neuruss. синя-горяча-хороша ist m. E. stichhaltig und für unseren Fall belehrend.

Ich bin mir dessen bewußt in diesem Aufsatz nicht bewiesen zu haben, daß der Umlaut schwacher Jers, wenn auch vielleicht in einem beschränkten Umfange, einmal allgemein bulgarisch gewesen ist. Das habe ich auch nicht beweisen wollen. Ich habe nur nachweisen wollen, daß das bis jetzt bekannte aksl. und aruss. Material uns gestattet, mit einer solchen Möglichkeit zu rechnen und für die Sprache Kyrills und Methods eine gewisse, nicht genau feststellbare Anzahl Formen mit Jerumlaut zu vermuten.

Leiden.

N. VAN WIJK.

## Eine verbale Neubildung im Russischen.

### I.

§ 1. Im Kapitel XVI des Romans „Новъ“ von TURGENEV finden wir folgenden Satz: Соломин подошел не спеша к обоим посетителям, даванул молча руку каждого из них своей

<sup>1)</sup> Auch im „Alphabetarium“ wissen wir nicht, ob das з konsequent gebraucht sein würde, wenn der Text länger gewesen wäre als 24 Zeilen.

мозолистой, костлявой рукой . . . Uns interessiert in diesem Satz das „unliterarische“ Zeitwort давануть (zu давить) ‘drücken’. Dasselbe Zeitwort kommt gleich darauf wieder in folgendem Satze vor: Маркелов сперва познакомил Соломина с Неждановым; тот ему снова даванул руку . . . Zweifellos hat TURGENEV mit diesem als „volkstümlich“ und daher als „gröber“ empfundenen Verbum eine andere Bedeutungsnuance hervorheben wollen, als diejenige, welche im „gewöhnlichen“ und daher unexpressiven пожал enthalten ist. Beide Stellen sind von G. ILJINSKIJ im Aufsatz „К истории носовых основ праславянского глагола“ in der SOBOLEVSKIJ-Festschrift<sup>1)</sup> angeführt worden. Er führt noch die Verbalformen хлопануть звездануть чesanуть an, aber leider ohne Textbelege. Für die Beurteilung der Verba unseres Typus, die im Russischen gar nicht selten vorkommen, wäre natürlich der Kontext, der sie umgibt, von nicht zu unterschätzender Bedeutung. — Bei KARCEVSKIJ in seinen „Études sur le système verbal du russe contemporain“<sup>2)</sup> finden wir die Verba дергануть звездануть резануть рыдануть толкануть тряхануть щелкануть mit folgenden literarischen Belegen: Голос её как ножом резанул его по сердцу. TURGENEV, Дворянское гнездо; — Паром толканёшь, а он уже и на другой стороне. Короленко, Убийец; — ‘Погляди, погляди!’ рыданул, проходя мимо него, прохожий. А. Tolstoj, Хожение по мукам, Kap. XXXV. — Aus der „klassischen“ Literatur könnte ich noch folgende Fälle notieren: Анна Павловна, со свойственною ей придворною и женскою ловкостью и быстротою такта, захотела и щелкануть князя. L. Tolstoj, Война и мир I: I: 1; — ‘Мы его отседа как долбанули, — так всё побросал, самого короля забрали’, . . . кричал солдат. L. Tolstoj, ibid. III: II: 36; — Осторожно шагая босыми загорелыми ногами, старуха проводила Левина и открыла ему загородку у гумна. ‘Прямо так и стеганёшь в болото. Наши ребята туда вечёр погнали’. L. Tolstoj, Анна Каренина VI: 12; — Стебельков, уже давно вскочивший

<sup>1)</sup> Сборник статей в честь А. И. Соболевского (= Сборник ОРЯС. Bd. 101 Nr. 3), Petersburg 1928, S. 250ff.

<sup>2)</sup> Slavia I, S. 257, 503.



с дивана, . . . так и сиганул к дверям и тотчас преоткровенно выскочил в корридор прямо к соседкам. DOSTOJEVSKIJ, Подросток I: VIII: 2; — В шестой раз задаю вам четвёртое склонение, и вы ни в зуб толкнуть. ЁСНОВ, Репетитор; — И я ль страдала-страданула, с моста в реку сиганула. ГОЃКИЈ, Городок Окуров. — Das älteste Beispiel, das ich aus der russischen Literatur anführen kann, stammt aus NAREŽNYJS Komödie „Заморский принц“ II: Ну-ка, дорогой сосед, примись и из дружбы ко мне черкани несколько раз.

§ 2. Angesichts der gewaltigen Vervolkstümlichung der literarischen Sprache, die eines der interessantesten Probleme der nachrevolutionären russischen Prosa ausmacht, kann man schon von vornherein darauf gefaßt sein, daß gerade die Literatur der letzten Jahre ein ergiebiges Feld für die Suche nach Belegen für unseren Zeitworttypus darbieten muß. In der Tat habe ich auch bei ganz unsystematischer Lektüre derselben ohne Mühe eine lange Reihe von Belegen, denen man auf Schritt und Tritt begegnet, notieren können. Ich führe hier einige Beispiele an: Лугин впал в транс. Шорох шлёпающих туфель привёл его в память . . . Тогда скрипнули(!) половицы, пропела дверь и в комнату . . . вошёл тот самый старик, который был изображён на портрете. РИЛ'НАК, Штосс в жизнь (Красная Новь 1928: X, S. 7); — 'Ну, послушай, Кайфыр! . . . Катя, как его зовут? — всё я забываю! . . . Ты их хлестани-ка, Маймыр-голубчик, как следует, своих конячек!' SERGEJEV-CENSKIJ, Павлин (ibidem, 1928: X, S. 46); — Осипова смачно: 'Гривен шесть маханула?' N. NIKANDROV, Путь к женщине, Riga 1928, S. 211; — За столиками горячо обсуждают доклад Шибалина. Одни говорят за, другие против . . . 'Можно сказать — размахнулся!' — 'На всю вселенную!' 'По всем планетам прошолся!' — 'Шаганул!' N. NIKANDROV, Знакомые и незнакомые (Новый мир, 1927: II, S. 91); — 'Браво, браво, Шибалин! браво!' . . . 'Вот так шибанул!' — 'Это по нашему, по большевистски!' NIKANDROV, ibid. (S. 29); — 'Нет, он левее коммунистств. Коммунисты стоят на месте. А он — вон куда хватанул!' NIKANDROV, ibid. (S. 29); — 'Ну что, видишь, драпанули?' — спрашивает

меня. — 'Это если сдрейфить, так и вправду засыплешься.' ОГНЕВ, Дневник Кости Рябцева (ibid. 1928: III, S. 122); — Больно щипануло сердце: куда баба-то попалась, чисто курица во щи. А. КАВАЛАЕВА, Двор (ibid. 1926: XI, S. 52); — Рубанул рукой воздух, топнул: 'Ничего я не дам больше!' КАВАЛАЕВА, ibid. (S. 53); — Будилин ерзанул на стуле, но ничего не предложил. Р. СЛОТОВ, Заштатная республика (ibid., 1930: VII, S. 39); — Чудеса там творят татары . . . Плесканыт в печь полную шайку, а до того красна эта печь, что мимо ходить невозможно. Д. ЖЕРЕМИН, Соседи (ibid., 1929: III, S. 30); — Но тут Егора Егоровича давануло в сторону, и он видел, как мимо него, разрывая толпу пополам, поскакали казаки. МАЛАШКИН, Две войны и два мира, Moskau 1927, S. 71; — Неспеша положил Алёшка Бровкин шапку, принял со стола барабан, . . . и чесанул плясовую — ух, ты! А. ТОЛСТОЙ, Пётр Первый (Новый Мир, 1929: X, S. 23); — Поля тревожно взглянула на неё и остановилась. А Даша ласково трепанула её руку и быстро вышла на улицу. ГЛАДКОВ, Цемент, Moskau-Leningrad 1926, S. 124; — Полковник трепанул усами, и скулы у него вздрогнули и набухли. ГЛАДКОВ, ibid. S. 132; — 'Товарищи-коммунисты — ко мне! . . . Бери винтовки, товарищи . . . на электропередаче . . . Живей шагай! . . . Шуганём горохом, товарищи . . .' ГЛАДКОВ, ibid., S. 148; — 'Ну, и что же . . . теперь можно трепануть тебя и словами. Ты не стал теперь такой недотрога.' ГЛАДКОВ, ibid. S. 163. — Außerdem seien angeführt ein Zitat aus einer Übersetzung aus dem Polnischen: 'Но меня здорово садануло в спину! А тебя, кажется, тоже садануло?' — 'Меня не садануло.' ŻEROMSKI, Przedwiośnie, übers. von GONZAGO, Moskau-Leningrad 1925, S. 191, und ein Zitat aus einer russischen Emigrantenzeitung: В кабинете столик, шашки. — 'Толубица, не хотите ль игрануть?' ЛОЛО, Шашки и шашни (Сегодня, Nr. 216, Riga 12. VIII. 1928, S. 4). — Interessant ist es, daß dieser Verbaltypus bei ANDREJ BELYJ in seinem Buche „Москва под ударом“ (Moskau 1926) in üppigster Weise floriert: Он — дельтообразным казался; и Грибиков — „кси“ — вдруг пропел как-то ртом; и

рукой гребанул раздражительно. S. 8; — Он над зелёной доской диабаза глаза опустил и рукой гребанул бакенбарду. S. 14; — Он сиганул через комнаты и очутился в передней. S. 25; — „Япошку“ смеясь трепанул по плечу. S. 29; — Тут профессор Коробкин подкрался к плечу его тёплой ладонью, как . . . к . . . мухе: — ‘Никита Васильевич, вы’, — трепанул по плечу — ‘ты мужайся, брат’, — взлаял он. S. 56; — Тотчас же встал . . . Тимирязев, держа за палку . . . , стеганул, раздавая прыжком звонковатого голоса, — ярким приветствием. S. 67. Augenscheinlich paßte das Akzentschema ~ ~ ~ so in das prosaische Metrum, dem die Sprache bei ANDREJ BELYJ unterworfen ist, daß er ohne Zögern den von den Sovjetverfassern favorisierten Verbaltypus zu seinen Zwecken ausnutzte<sup>1)</sup>.

§ 3. Wir gewinnen so folgende Reihe von -ануть-Verben: гребануть давануть дергануть долбануть драпануть ерзануть звиздануть<sup>2)</sup> игрануть махануть плескануть резануть рубануть рыдануть садануть сигануть скрипануть стегануть страдануть толкануть трепануть тряхануть хватануть хлестануть хлопануть черкануть чесануть шагануть шибануть шугануть щелкануть щипануть. Außerdem sind mir persönlich noch folgende Verba dieses Typus geläufig, ohne daß ich augenblicklich Belege für sie zu beschaffen imstande wäre: глотануть брызгануть двигануть дрыгануть дрызгануть жигануть кидануть ляпануть мазануть порхануть прыгануть пугануть ругануть скакануть топануть торкануть хлебануть черпануть шарпануть шмыгануть. Sicher wären auch noch andere zu nennen.

§ 4. Für die rechte Beurteilung der Entstehung dieses Typus muß vor allen Dingen besondere Rücksicht auf einige Verba genommen werden, bei denen das Auftauchen einer -ануть-Endung

<sup>1)</sup> Für einige der oben genannten Textstellen bin ich meinem Freunde, Herrn Universitätslektor PRAVDIN (Dorpat) zu Dank verpflichtet.

<sup>2)</sup> Das Wort wird gewöhnlich (mit Anlehnung an das Subst. звезда) звездануть geschrieben, aber es gehört natürlich zu russ. dial. звиздаты звизнуть, Stamm \**gvizd-*. Vgl. BERNEKER, SEW. I, S. 365.

mehr oder weniger „organisch“ erklärt werden könnte. So haben wir z. B. das russ. Verbum кашлянуть, das offenbar sowohl mit (häufigerer) Anfangs- als auch (seltenerer) Endbetonung auftritt. Es ist augenscheinlich auf russischem Boden aus einem zu erwartenden \*кашльнуть (vgl. das klruss. *kašl'nuty*, poln. *kaszlnąć*) in der Weise entstanden, daß zwecks Überwindung der artikulatorisch „schwierigen“ Verbindung -шьльн- unter Einfluß des Grundverbs кашлять ein -а- bzw. -я- eingeschoben worden ist. Weniger wahrscheinlich dünkt mich die Annahme, wir hätten es hier mit einem „richtig“ entwickelten \*кашленуть < gemein-slav. \**kašľnǫti* zu tun; aber auch dann muß das Grundverb кашлять : кашляю mit seinem in der ganzen Konjugation bewahrten -а- (-я) die Entstehung eines кашлянуть < \*кашленуть hervorgerufen haben. Entscheidend ist hier gerade diese, in der Schriftsprache zum Ausdruck kommende Assoziation. Auch sonst konnte das artikulatorische Sprachgefühl an sonst „regelmäßigen“ Bildungen Anstoß nehmen; so konnte ein zu erwartendes \*игнуть sich im Anschluß an играть : играю zu einem игра-нуть entwickeln, weil die Lautgruppe -грн- ungewöhnlich und daher schwierig sein mußte. Man könnte in diesen beiden Fällen gewissermaßen von modernen Vokalisierungen sekundär entstandener silbischer Liquiden (etwa in -šľ'n- -grn-) sprechen. Solche Bildungen konnten dann zur Entstehung einer ganzen Klasse führen. Aber den eigentlichen Anstoß und Ausgangspunkt zur Entstehung der -ануть-Verben glaube ich mit Recht beim ganz analog gebildeten рвануть suchen zu müssen, das schon längst als vollberechtigtes -нуть-Verbum, ohne jegliche semasiologische Sonderbedeutung, in die Literatursprache eingedrungen ist und in einer jeden Elementargrammatik gebucht wird<sup>1)</sup>. Belege für dieses Zeitwort könnte man in unbeschränkter Anzahl anführen; ich begnüge mich damit, ein einziges zu nennen: Тогда он взвыл, рванулся к ней и, сунув голову в колени её, бормотал, радостно всхлипывая . . . Го́чкиѣ, Горо́док Окуров. Es liegt meiner Meinung nach kaum ein

<sup>1)</sup> Siehe z. B. bei HOLGER PEDERSEN, *Russisk grammatik*, Kopenhagen 1916, S. 209; — R. ЕКВЛОМ, *Rysk grammatik*, 2. Aufl., Stockholm 1917, S. 139.



Grund vor, unser *рвануть* auf ein vermutliches urslav. *\*rɔvanŋti* zurückzuführen, obgleich es im Russischen eine recht alte Bildung sein dürfte. Wenn ich geneigt bin, gerade dieses Verbum vor allen Dingen als Prototyp der übrigen -ануть-Verben aufzufassen, so beruht das darauf, daß hier ganz besondere Gründe zu seiner Bildung beigetragen haben, die bei den übrigen nicht vorliegen. Wäre es nämlich in „regelrechter“ Weise gebildet, so müßte es jetzt etwa *\*рвнуть* (< *\*rɔvnŋti*) lauten; vgl. die Zeitwörter vom Typus -ткнуть -мкнуть usw. (< *\*tɔknŋti* *\*mɔknŋti*). Denkbar wären vielleicht noch die Formen *\*ровнуть*, vgl. *дохнуть* (aber poln. *tchnąć* < *\*dɔxnŋti*) oder gar *\*рывнуть*, vgl. *тыкнуть*. Augenscheinlich wirkte aber ein *\*рвнуть* artikulatorisch fremd und etymologisch undurchsichtig; ein *\*ровнуть* entfernte sich wohl zu weit vom Grundverb *рвать*: *рву* oder klang zu stark an *ровный ровнять* an; und die Entstehung eines *\*рывнуть* war nicht gestützt durch die Existenz eines *\*рывать*, wie die von *тыкнуть* durch *тыкать*. Da so die Wege zur Bildung eines regelmäßigen -нуть-Verbums verschlossen waren, suchte sich die Sprache einen neuen Weg und fand ihn spontan in der Bildung eines *рва-нуть* zu *рва-ть*. Theoretisch möglich und auch praktisch sehr wahrscheinlich, obgleich mir im Augenblick nicht gleich belegbar, wären dann neben *рвануть* die genauen Parallelen *жрануть* *врануть* *лгануть* zu *жрать*: *жру* *врать*: *вру* *лгать*: *лгу*. Damit war nun die Möglichkeit einer Abstrahierung des neuen Momentansuffixes -ану- gegeben.

§ 5. Es war nur eine simple Analogiewirkung, wenn nach dem Beispiel des Typus *рвать*: *рвануть* auch alle anderen Verba auf -ать Momentanvarianten auf -ануть zu bilden begannen, und zwar unabhängig vom Betonungs- und Flexionsschema. Die weitaus größte Zahl der oben genannten Zeitwörter gehört zu -ать-Verben. Vertreten sind hier Verba der Gruppen -ать: -аю und -ать: -аю: *плотать драпать [играть] кидать порхать пугать ругать рыдать сигать стегать страдать толкать хватать хлебать черкать шагать шмыгать шугать bzw. двигать дёргать дрыгать дрызгать [кашлять] ляпать прыгать топать торкать хлопать черпать шарпать щёлкать*. Hand in Hand mit diesen Zeitwörtern gingen auch die Verba der Gruppe -ать: -ю (-у), die

folgendermaßen in unserer Liste vertreten sind: брызгать \*звиздать мазать махать плескать резать скакать трепать хлестать чесать щипать. Nachdem sich diese Bildungsweise bei den Zeitwörtern auf -ать eingebürgert hatte, mußte allmählich die Vorstellung immer mehr Platz greifen, daß ein jedes Verbum, gleichgültig welcher Klasse, dazu berechtigt wäre, im Bedarfsfalle ein Momentanverb auf -ануть zu bilden: so haben wir Beispiele für eine solche Bildungsweise bei Zeitwörtern auf -о-/-е-: грести : гребануть трясти : тряхануть жечь : жигануть; für die Klasse der -и-Stämme sind folgende Beispiele vorhanden: давить : давануть долбить : долбануть рубить : рубануть скрипеть : скрипануть [с]садить : [с]садануть шибить : шибануть. Mit Gewißheit darf hier gesagt werden, daß diese Gebietserweiterung zur Zeit nur erst im Werden ist, und es kann bei den eben genannten Verben sehr wohl der Zweifel entstehen, ob nicht Seitenformen auf -ать (z. B. гребать жигать долбать рубать шибать) für jene Bildungen verantwortlich gemacht werden müßten.

§ 6. Man hat vielfach den Gedanken ausgesprochen, daß zwischen den gewöhnlichen -нуть-Verben und den Verben auf -ануть irgendein semasiologischer Unterschied vorläge. Man hat sich zu dieser Annahme wohl dadurch bewegen lassen, daß fast zu einem jeden „volkstümlichen“ -ануть-Verbum eine „literarische“ Nebenform auf -нуть gestellt werden kann und vice versa. In der Tat erweist sich das wenigstens bei 40 von unseren 52 Zeitwörtern als durchaus durchführbar. Man vergleiche: глотнуть ~ глотануть брызнуть ~ брызгануть дагнуть ~ давануть двинуть ~ двигануть дёрнуть ~ дергануть долбнуть ~ долбануть дрыгнуть ~ дрыгануть дрызнуть ~ дрызгануть ёрзнуть ~ ерзануть кинуть ~ кидануть махнуть ~ махануть плеснуть ~ плескануть пугнуть ~ пугануть usw. usw. SMAL-STOČKYJ<sup>1)</sup> hat die Verba des Typus -ануть als Ausdruck einer „actio intensiva“ aufgefaßt und ihnen die Bedeutung ‘die Handlung des Grundwortes einmal, stark, energisch, plötzlich ausführen’ zugeschrieben. KARCEVSKIJ<sup>2)</sup> hat den von ihm vermuteten

<sup>1)</sup> ASPH. XXXVI, S. 438.

<sup>2)</sup> Slavia I, S. 257.

semasiologischen Unterschied folgendermaßen definiert: „Comparés aux momentanés ordinaires, ceux en -ануть présentent l'acte tout à fait *isolé*, 'arraché pour ainsi dire au procès conçu comme un tout, aussi sont-ils capables d'exprimer un acte momentané et *atténuatif* . . . aussi bien qu'un acte momentané mais *brusque* et fort . . .“ An einer anderen Stelle<sup>1)</sup> drückt er sich so aus: „A coté de ces verbes (scil. en -нуть), il existe des perfectifs en -ануть, également momentanés mais avec une certaine valeur *isolative* en plus . . .“ Mir scheint nun diese aspektsemasiologische Trennung der beiden Verbalreihen in gewissem Sinne fiktiv oder illusorisch zu sein. Wenn meine Erklärung der Entstehung unserer Neubildungen richtig ist, dann haben wir es keineswegs mit einem von -н- semasiologisch verschiedenen und bedeutsamen Suffix -ан- zu tun, sondern eigentlich nur eben mit dem -н- Suffix, das nicht wie sonst an den eigentlichen Verbalstamm, sondern an den sekundären Infinitivstamm gehängt ist. Prinzipiell sind die beiden Typen толкнуть und толкануть semasiologisch identisch, und nur das lexikalische Milieu, dem sie angehören, ist ein verschiedenes: in dem einen Falle ein „literarisches“, „gebildetes“, in dem anderen ein „volkstümliches“, „rustikes“. Ein Unterschied der Bedeutungsnuance entsteht erst in dem Augenblick, wenn das „rustike“ Wort ins literarische Milieu eindringt und sich neben der „literarischen“ Variante behauptet. Erst dann tritt die Möglichkeit eines bewußten Bedeutungsvergleiches ein. Bei einem solchen Vergleich muß naturgemäß die volkstümliche Wortform als die weniger gebräuchliche oder ganz ungebräuchliche frischer und expressiver erscheinen, als die bedeutungsmäßig abgeschleihte literarische Form, und diese Expressivität kann dann willkürlich je nach dem Zusammenhange als Intensität, gesteigerte Momentaneität, „valeur isolative“ oder „acte fort“, „acte brusque“, „acte atténuatif“ gedeutet werden. Es ist ja in der Tat charakteristisch, daß sobald die Vergleichsmöglichkeit ausbleibt, keine Bedeutungsdivergenz mehr wahrzunehmen ist: ein проануть ist dem Grade seiner Momentaneität nach durch nichts

<sup>1)</sup> Ibid., S. 513.

von толкнуть zu unterscheiden, einfach weil es längst als literarische Form gilt.

§ 7. Es verhält sich somit mit den Verben auf -ануть genau so wie mit den „neuen“ Zeitwörtern auf -авать, nämlich dem Typus прощавать скидавать. Als Belege für ihre Existenz mögen folgende Textzitate dienen: ‘Ну, прощавай! Пётр Кириллович, кажись?’ — ‘Прощавай, Пётр Кириллович!’ сказали другие голоса. L. Tolstoj, Война и мир III: III: 8; — ‘Заходите, Бессонов,’ — сказала она как-то широко и очень свободно . . . — ‘Скидавайте пальтишко, успеем к поэтам и в девять. LIDIN, Отступник, Riga 1928, S. 51; — И Петруха замедляет торопливые шаги, он головку вскидывает, он опять повеселел . . . Block, Двенадцать 7. Es ist mir unbekannt, ob es noch andere Verba von diesem Typus gibt. Ohne allen Zweifel haben wir es hier mit ausgesprochenen Neubildungen zu tun. Und zwar ist augenscheinlich unter dem Einfluß der Dubletten дай : давай -знай : -знавай, die alt sind, spontan die Anregung zur Bildung der Parallelen прощай : прощавай -кидай : -кидавай entstanden; im Anschluß daran entstanden zu den neuen Imperativen auch die entsprechenden übrigen Flexionsformen (прощавать прощаваю usw.), die aber bei weitem noch nicht so verbreitet sind wie die Imperative. Auch hier handelt es sich um eine literarische und eine volkstümliche Bildungsvariante, und eine Bedeutungsdivergenz entsteht erst in dem Augenblick, wenn die letztere ins literarisch-lexikalische Milieu eindringt und neben der ersteren Wurzel faßt. Der Unterschied läge ausschließlich im Grade der Expressivität. Charakteristisch ist die Auffassung, die LIDIN mit den Worten как-то широко и очень свободно hat andeuten wollen.

## II.

§ 8. Meiner Darstellung scheint nun aber die Tatsache zu widersprechen, daß diesen großrussischen Verben auf -ануть im Kleinerussischen fast ausschließlich Zeitwörter auf -онуть entsprechen. Wir finden bei HRINČENKO, Словарь української мови, Kiev 1908, folgendes Material: гепонуть гриконуть гуконуть давонуть двигонуть джигонуть дмухонуть дригонуть



дряпо́нути зіпо́нути ліга́нути лопо́нути лусо́нути ляпо́нути махо́нути пирхо́нути плиго́нути рво́нути різо́нути рубо́нути свисо́нути сїко́нути сїпо́нути скако́нути смоко́нути стрибо́нути струсо́нути студо́нути стусо́нути стьо́боно́нути сяго́нути то́вко-  
ну́ти тупо́нути шарпо́нути шпиго́нути шпорто́нути шпурто́-  
ну́ти што́вхо́нути шуго́нути<sup>1)</sup>. Eine Analyse dieser Zeitwörter zeigt, daß ihre Bildungsart etwas anders aufzufassen ist als die der großrussischen. Während hier die Verba плеска́ють хлеста́ють брызга́ють дрызга́ють die Konsonantengruppen ск ст зг in плеска́ть хлеста́ть брызга́ть дрызга́ть bewahrt haben (im Gegensatz zu den gewöhnlichen Momentanverben плесну́ть хлес[т]ну́ть брызну́ть дрызну́ть, die das zweite Element der Gruppe unterdrückt haben,) sind in den entsprechenden kleinrussischen Fällen свисо́нути лусо́нути nicht die Grundverba свистати лускати, sondern augenscheinlich die Momentanverben свисну́ти лусну́ти als Ausgangspunkt zu betrachten. Das deutet wahrscheinlich darauf hin, daß im Kleinrussischen die -о́нути-Bildungen neben den -ну́ти-Verben als eine mit diesen zusammengehörige und parallele Erscheinung empfunden werden, daß die letzteren nicht durch jene verdrängt worden sind, wie das wohl im allgemeinen für die russische Volkssprache anzunehmen ist. Die kleinrussischen -о́нути-Verben sind in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle (ganz wie im Russischen) zu -ати-Verben gebildet (vgl. ре́пати гри́кати гукáти дві́гати джі́гати дму́хати дрі́гати дря́пати зі́пати ліга́ти ло́пати лу́скати ля́пати маха́ти пі́рхати плі́гати рва́ти різа́ти рубáти свистáти сї́пати скака́ти смокта́ти стриба́ти стусáти стьо́бати сяга́ти ту́пати ша́рпати шпі́гати шпо́ртати шпурля́ти што́вхати шугáти), während ihnen nur ganz wenige Grundverba anderer Klassen zugrunde liegen (vgl. да́вити студі́ти сї́кти то́кти). Zweifellos deutet das darauf, daß sich unser Typus in der Sphäre der -ати-Verben ausgebildet und von da auf die übrigen hinübergegriffen hat. Das ist für die Erklärung ihrer Bildung sicher von Wichtigkeit.

<sup>1)</sup> Da mir HRINČENKOS Wörterbuch leider z. Z. unzugänglich ist, entnehme ich das Material dem Aufsatz von SMAL-STOCKYJ, ASPH. XXXVI, S. 436ff.

§ 9. Den kleinrussischen Verhältnissen analog sind nun die nordgroßrussischen Verhältnisse. Es hat den Anschein, als wenn die -ануть-Verben nur fürs Südgroßrussische charakteristisch sind, während wir im Nordgroßrussischen (wie im Kleinrussischen) -онуть-Bildungen antreffen. Bei A. Подвысокій, Словарь архангельского наречия, Petersburg 1885, habe ich freilich nur das Verbum шорконуть gefunden<sup>1)</sup> mit folgendem Beispiel: Ставь кошушку, и мы шорконем по ихнему (leider ohne Angabe der Betonung). Um so reicher war die Ausbeute beim Studium des Wörterbuchs von G. Куликовскій, Словарь олонеккого наречия, Petersburg 1898. Wir finden hier folgende Verba<sup>2)</sup>: баугонуть 'läuten', голзонуть 'abgleiten' (vgl. С рук лягуха голзонула), емконуть 'schlagen', кавконуть 'klaffen', кошконуть 'erschlagen', левконуть 'vorbeiflitzen' (vgl. Только я и видел, как платье левконуло), ляпонуть 'schlagen' (von Шасматов eingeführt mit Angabe der 3. Sing. ляпоне), мяльгонуть 'brüllen' (vgl. Зверь как мяльгонул, коровы так и бросились), райгонуть 'aufblicken', рячконуть 'brüllen' (vgl. Косточки так и рячконули. — Гром рячкону́л), торконуть 'vorbeifahren' (vgl. Не сваты ль хоть торконули к суседу), шняуконуть 'still stehen' (vgl. Сердечко шняуконуло), шорконуть 'anspornen' (vgl. Шорконі-ко хорошенё). Auch hier konstatieren wir, daß diese Bildungsart für das Gebiet der Verba auf -ать charakteristisch ist (vgl. баугать гóлзать кáвкать ёмкать(?) ляпать рячкать(?) тóркать шóркать).

§ 10. Die kleinrussischen und die nordgroßrussischen Zeitwörter sind im Zusammenhang miteinander zu bewerten, denn zweifellos beruhen die Bildungen dieses Typus auf ganz analogen Erscheinungen und Vorstellungen in beiden Fällen. Es wäre zunächst außerordentlich verlockend anzunehmen, daß das Zentrum der Neubildung auf südgroßrussischem Gebiet zu suchen ist, und daß die Erscheinung von da teils nach dem Norden, teils nach dem Süden gewandert ist. Dabei mag die fürs Südgroßrussische charakteristische Endung -ануть als typisches 'Akanje' aufgefaßt und durch ein „einheimischer“

<sup>1)</sup> A. a. O. S. 193.

<sup>2)</sup> A. a. O., S. 3, 16, 145, 32, 42, 48, 52, 59, 98, 104, 120, 138, 139.

klingendes -онѹти -онѹть ersetzt worden sein. Solche falsche 'Okanje'-Formen südgroßrussischer Wörter sind ja auch sonst nicht unbekannt. Tatsächlich scheint manches auf eine solche Wanderung und Akklimatisierung der südgroßrussischen Erscheinung zu deuten. Schon oben ist angedeutet worden, daß der Typus der kluss. -онѹти-Verben außerordentlich jung sein muß, und interessant ist es, daß er in der russischen Ukraine bei weitem gewöhnlicher ist als in Ostgalizien. Und wenn es neben den zahlreichen kluss. -онѹти-Verben auch vereinzelte -енѹти-Varianten gibt (wie etwa дременѹти дрепенѹти рвенѹти), so kann diese Bildung wohl auch als eine andere Ukrainisierung der südgroßruss. Formen aufgefaßt werden, im Anschluß an Verba vom Typus стрепенѹти схаменѹти. Ebenso kann die nordgruss. Form als Resultat einer Annäherung südgruss. Verben ans heimische Idiom aufgefaßt werden, besonders wenn man beachtet, daß neben -онѹть-Varianten durchaus auch noch -анѹть-Formen im Nordgroßrussischem vorhanden sind: so finden wir bei KULIKOVSKIJ<sup>1)</sup> die Verba звизданѹть резанѹть тюсканѹть notiert, — ein Zeichen dafür, daß die Sprache noch zwischen beiden Bildungsarten schwankt und ihnen also als einer neuen Erscheinung gegenübersteht. Wenn wir uns noch fragen, wie und warum dieses merkwürdige Okanje in Funktion getreten sei, so muß auch hier die Analogiewirkung zu Rate gezogen werden. Es gibt im Nordgroßrussischen eine ganze Reihe von vermeintlichen -онѹть-Verben, die vollständig organisch gebildet waren, für ein etymologisch ungeschultes Sprachbewußtsein aber ihre Durchsichtigkeit verloren hatten. Solche Verba sind z. B. folgende: ажлонѹть (aus [а]-жлот-нѹть?), -глонѹть (aus -глот-нѹть), смонѹть (aus -смот-нѹть?), -гонѹть (aus -год-нѹть = -гад-нѹть), -холонѹть (aus -холод-нѹть), -тронѹть (aus -трог-нѹт), расконѹть (wohl aus рас-кок-нѹть, vgl. Мужика медведь расконул<sup>2)</sup>). Daß eine solche Anlehnung tatsächlich stattgefunden hat, ersieht man daraus, daß auch das Betonungsschema in Mitleidenschaft gezogen worden ist; so ist die von ŠACHMATOV festgestellte Betonung ляпонѹть : ляпоне(т),

<sup>1)</sup> A. a. O., S. 29, 103, 122.

<sup>2)</sup> Vgl. a. O., S. 1, 74, 96, 99, 105, 109, 114.

die freilich nur für ein Minimum unserer Verba belegbar ist, nur dadurch zu erklären, daß sie durch den Typus -тронѹть : -трѹнет расконѹть : раскѹнет und vielleicht auch den Typus [y]тонѹть : [y]тѹнет beeinflußt worden ist. Genau so müssen wir uns auch die kluss. Formen рвонѹти (statt und neben рванѹти) entstanden denken. Auch hier haben vermeintliche Formen auf -онѹти, wie etwa холонѹти [за]тронѹти oder gar по-тонѹти usw. anziehend wirken können.

§ 11. Wie man sieht, bin ich einer jeden organischen Erklärung unserer Erscheinungen abhold und befinde mich so in Gegnerschaft mit anderen Erklärungsversuchen. Ich denke hier vornehmlich an ILJINSKIJS geistreiche, aber, wie ich glaube, unhaltbare Hypothese, dargelegt in dem oben S. 68 genannten Aufsatz. Er geht von der Grundanschauung aus, daß wir es bei unseren Verben mit etwas sehr Altertümlichem zu tun haben. Indem er weit ausholt, meint er zunächst, auf russischem Boden Seitenerscheinungen zu dem Typus der Zeitwörter griech. ἀλφάνω κωδάνω θηγάνω usw., altind. *kṛpánatē*, arm. *lk'anem aganim*, lit. *būdinu kūpinu vadinū gaminū* usw. gefunden zu haben, nämlich Verba mit dem Ableitungssuffix -*ḡno-* (bzw. -*'no-*); dieses Suffix, meint er, könne über -*"ḡno* auf slavischem Boden in der Form -*ъn-* reflektiert sein und als Beispiel dafür könne kluss. *стогнати* 'stöhnen' dienen (zu dem übrigens noch weißruss. *stognac* gestellt werden kann). Er sieht es als den Reflex eines urslav. *\*stog-ъn-ati* an und stellt es etymologisch zu kluss. *сѣгонѣти* 'stöhnen', lit. *staũkti stũgauti* 'heulen' usw. Nun kann aber die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit eines einfachen analogischen Einflusses, der das Eindringen eines unorganischen -*g-* in ein ursprüngliches *stonati* (grruss. *стонать*) bewirkt, kaum von der Hand gewiesen werden: man denke bloß an das Verhältnis grruss. *одену* (одеть): kluss. *одягну* (одягнѹти), das wohl seinerseits durch Gleichungen von der Art grruss. *двѣнуть* *тянѹть* = kluss. *двигнѹти* *тягнѹти* hervorgerufen sein mag. — Ebenso wenig ist mir ILJINSKIJS zweites Argument für die Existenz eines Suffixes -*ъn-* annehmbar. Er gewinnt es, indem er die dial. slovakischen Verbalformen *vyschýňat* *zamkýňat* *dotkýňat* als



völlig organische Iterativierungen zu den konstruierten Grundverben *\*vy-sz-x-ŷn-ati* *\*za-mz-k-ŷn-ati* *\*do-tz-k-ŷn-ati* behandelt. Nun sind aber jene Verbalformen sicher viel eher als unorganische Aspektparallelen zu den gewöhnlichen Grundzeitwörtern *vyschnútʹ zamknútʹ dotknútʹ* (statt erwarteter *vysýchatʹ zamýkatʹ dotýkatʹ*) zu betrachten, gebildet etwa nach der Analogie von čech. *proklnouti* : *proklinati* *rozepnouti* : *rozpínati* usw., d. h. mit „falscher“ Ansetzung des iterativischen Dehnungsvokals zwischen dem zweiten und dritten statt zwischen dem ersten und zweiten Konsonanten der Gruppen *-sch-* *-mkn-* *-tkn-*. Schließlich finde ich auch ILJINSKIJS dritte Vermutung, daß sich hinter einer Reihe von *-ŷti*-Zeitwörtern eigentlich ursprüngliche Verba auf *-ŷnati* (z. B. *stuknŷti* < *\*stukŷnati* *kriknŷti* < *\*krikŷnati* *dvi[g]nŷti* < *\*dvigŷnati* *tlknŷti* < *\*tlkŷnati*) verbergen, unwahrscheinlich; sie wird auch nicht näher motiviert.

§ 12. Neben jenem fraglichen Suffix *-ŷn-* soll es nach ILJINSKIJS Meinung ein zu ihm im Ablautsverhältnis stehendes Verbalsuffix *-on-* gegeben haben, das wir in den russ. Verben auf *-oniti* wiederfanden. Diese seien zwar ursprünglich denominativ gewesen, aber schon früh soll das Suffix zur Bildung von Zeitwörtern selbständig in Gebrauch gekommen sein. Freilich sind nun auch Substantiva auf *-on-* im Slavischen vorhanden, aber ihre Zahl ist so gering, daß es fraglich ist, ob sie wirklich für die Ableitung von Verben besonders produktiv anregend gewesen sein können; VONDRÁK<sup>1)</sup> führt außer zwei slov. Beispielen nur noch die beiden russ. Substantiva *ромон* *ан.* Merkwürdigerweise benutzt ILJINSKIJ das russ. *ромонить[ся]* (poln. *gomonić* [*się*], čech. *homoniti* [*se*]) gar nicht, obgleich es für ihn von direktem Wert sein könnte: ist es doch ein schon gemeinslav. Zeitwort; aber auch hier kann von einer Abstrahierung des Suffixes *-on[i-]* bei weitem nicht die Rede sein, sondern nur von dem Einzelfalle einer schon im Urslavischen vorhandenen denominativen Zeitwortbildung. ILJINSKIJ betrachtet auch das kleinruss. *стыгонѣти* als alte Ab-

<sup>1)</sup> W. VONDRÁK, Vergleich. slav. Grammatik I<sup>2</sup>, S. 549.

leitung eines vorauszusetzenden \**stugonъ*. Belegbar ist aber nur ein klruss. *стыгон* < \**stugonъ*, und das Verbum daher ganz jung wie z. B. *бубонѣти* zu *бубон* < \**bubonъ*. Wenn sich im Klruss. eine Gruppe von -онѣти-Verben (übrigens mit einem -ѣти = *ēti*, nicht = -*iti*) gebildet hat ohne dazugehöriges Nomen (*дубонѣти* *тюрконѣти* *фурконѣти*), so ist die so stattgefundene Abstrahierung natürlich sehr jungen Datums. Ebenso müssen die großruss. Verba auf -онѣть als ganz junge denominative Bildungen betrachtet werden. Das von ILJINSKIJ verwertete *горонѣть* 'salzen' ist wohl von einem mir freilich nicht belegbaren *горонѣ* 'Salzer' abzuleiten, kaum aber von einem alten \**горон*<sup>1)</sup>. Denn die bei weitem überwiegende Mehrzahl der russ. Verba auf -онѣть sind eben als Neubildungen zu Substantiven auf -онѣ (vgl. bei VONDRÁK<sup>2)</sup> *брюхонѣ* *раздвонѣ* *тихонѣ* *девонѣ* *дрыхонѣ*) aufzufassen, nicht aber als uraltes Erbe. Hier seien nur angeführt Verba wie *сигонѣть* 'ausgelassen sein', *супонѣть*[ся] '[die Stirn] runzeln', *хохонѣть* 'putzen', *шамонѣть* 'wispern' usw. von *сигонѣ* 'ausgelassenes Kind' (zu *сигать* 'springen'), *супонѣ* 'Nörgler' (zu *супить* 'die Augenbrauen zusammenziehen'), *хохонѣ* 'Stutzer', *шамонѣ* 'Wisperer' (zu *шамать* 'wispern') usw. ILJINSKIJ scheint auch die beiden nordgruss. Formen *рячконѣт* 'er wird losbrüllen', *ляпонѣ* 'er wird einen Schlag versetzen' als primäre Verba auf -онѣть betrachten zu wollen. Aber wie wir schon gesehen haben, handelt es sich hier vielmehr um die Momentanverba *рячконуть* *ляпонуть*, nicht aber um -*i*-Stämme. ILJINSKIJ hat zweifellos ein Interesse daran, Verba auf -онѣть zu finden und sie als alte Bildungen hinzustellen. Er ist nämlich der Meinung, daß nicht nur die nordgruss. Verba auf -онуть, auch nicht nur die kleinruss. Zeitwörter des Typus *товконути*, sondern auch die südgruss. Verba auf -ануть eigentlich ursprünglich -онѣти : -онѣти-Bildungen seien, die unter dem Einfluß der zahlreichen Verba auf -нѣти : -нѣти die Endung -онѣти : -онѣти angenommen hätten. Ich zweifle aus mehr als einem Grunde daran, daß diese Hypothese in der Wissenschaft Erfolg

<sup>1)</sup> Vgl. übrigens BERNEKER, EW. I, S. 333.

<sup>2)</sup> A. a. O. S. 549.

haben wird. Es ist ja völlig unbegreiflich, warum die *-oniti*-Verben unter den Einfluß der Verba auf *-nōti* gekommen sein sollen. Zu einer Wahrscheinlichmachung dieses Einflusses kann, soweit ich sehe, nichts Triftiges angeführt werden. Sogar der verschiedene Akzent (einerseits *-онѣть*, andererseits *-ѡнитѣ*) spricht gegen die Hypothese. Keine slavische Sprache deutet auf die Existenz uralter slavischer Denominative auf *-oniti*, die zudem recht zahlreich gewesen sein müßten. Wenn die Verba auf *-onōti* ursprünglich Verba auf *-oniti* gewesen sind, müßte es doch wenigstens in Einzelfällen Dubletten geben, die einen solchen Ursprung bestätigen. Wir werden vergeblich nach solchen Dubletten suchen. Ich glaube daher, daß die ganze Hypothese viel zu gekünstelt ist, um als wahrscheinlich zu gelten, und halte an meiner Anschauung fest, daß wir es bei unseren Verben mit einer relativ jungen Neubildung zu tun haben, die noch keineswegs zum Abschluß gelangt ist.

§ 13. Auch SMAL-STOČKYJ hat in seinem bereits zitierten Aufsatz<sup>1)</sup> unsere Verba als Neubildung zu betrachten versucht, dabei aber eine Erklärung gegeben, die von der meinigen abweicht. Die Hauptschwäche seines Aufsatzes beruht darauf, daß er die ganze Erscheinung als eine speziell kleinrussische betrachtet, indem er der falschen Ansicht ist, unsere Verba kämen im Großrussischen nur „in ganz vereinzelt Fällen“ vor. Wie wir oben gesehen, sind sie ganz im Gegenteil gang und gäbe im Russischen, und eine Erklärung der Erscheinung muß daher das ganze ostslavische Sprachgebiet umfassen. Seine Hypothese besteht nun kurz in folgendem: da es im Kleinrussischen neben Inchoativen auf *-nōti* (z. B. блѣднути тіхнути глѣхнути худнути) solche auf *-ěti* (z. B. богатѣти дешевѣти жовтѣти зеленѣти) gibt, so seien nach diesem Verhältnis zu Verben auf *-oněti* (z. B. стугонѣти бубонѣти гомонѣти дубонѣти фурконѣти тюрконѣти) analogisch solche auf *-onōti* entstanden. Nun ist aber gegen diese Herleitung vor allem der schwerwiegende Umstand einzuwenden, daß während die Verba auf *-ěti* und *-nōti* insofern zu einer zusammengehörigen Gruppe vereinigt werden

<sup>1)</sup> ASPh. XXXVI, S. 436ff.

können, als sie imperfektive Inchoativa sind, das bei den Verben auf *-oněti* und *-onęti* keineswegs der Fall ist: sie haben im Gegenteil verschiedenen Aspekt; die ersteren sind imperfektiv, die letzteren als Momentanverba immer perfektiv. Die Analogie wird dadurch ganz illusorisch. Sollte dieser Umstand SMAL-STOČKYJ dazu bewogen haben, eine zweite Erklärung nicht für ausgeschlossen zu halten? Sie bestände darin, daß die *-onęti*-Verba einfach als Perfektiva zu den imperfektiven *-oněti*-Verba entstanden seien. Doch, wie er selber hervorhebt, müßten sie dann wenigstens in einigen Fällen paarweise auftreten, das ist aber nie der Fall: keinem der von ihm angeführten Verba auf *-onіти* steht ein perfektives *-онути* zur Seite; keinem der Verba *-онути* entspricht ein imperfektives auf *-onіти*. Ja selbst wenn es ein unbelegbares *\*бубонути* neben *бубоніти* gäbe, würde ich ohne Zögern die Perfektivierungstheorie verwerfen und voraussetzen, daß es von einem *\*бубати* (vgl. etwa poln. dial. *bąbać*) parallel zu einem *\*бубнути* (vgl. etwa skr. *bubnuti*) gebildet sei, wie etwa kluss. *дмухонути* neben *дмухнути* direkt von einem *дмухати* ohne jegliches Dazwischenkommen eines unmöglichen *\*дмухоніти* abgeleitet ist. Das einzige Tertium comparationis, das bei den *-onіти*- und *-онути*-Verben vorläge, wäre die Vorstellung einer Actio intensiva, auf die SMAL-STOČKYJ nachdrücklich hinweist. Ihr wirkliches Vorhandensein ist mir aber bei den ersteren durch und durch zweifelhaft, und bei den letzteren erklärt es sich von selbst bei meiner Anschauungsweise: die Vorstellung einer Art Actio intensiva ist dadurch entstanden, daß sich die alten *-нути*-Verba neben den neuen, von außen zugewanderten *-онути*-Verba behauptet haben, und diese als neue, unabgeschleihte Bildungen neben jenen expressiver, wenn man also will, intensiver wirken mußten. Wo die alten durch die neuen verdrängt worden sind (wie etwa meistens in der grruss. Volkssprache), fehlt dieser Unterschied. Man denke wiederum an das literarische *пвануть*, den Urheber der ganzen Erscheinung.

Dorpat.

AD. STENDER-PETERSEN.



## Russische Schreiber beim Deutschen Orden in Preußen.

In den sonst nur spärlichen mittelalterlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland nimmt der Deutsche Orden eine besondere Stelle ein. Livland hatte als einziges damals deutsches Land mit Rußland eine gemeinsame Grenze. Auch auf Preußen, das Hauptland des Ordens, mußten diese livländischen Beziehungen zurückwirken. Die Rücksicht auf Livland hat sehr wesentlich die russische Politik des Hochmeisters beeinflußt. Abgesehen davon aber hatte Preußen seine eigenen russischen Interessen. Ursprünglich war preußisches Stammesgebiet den Russen benachbart. Der Ordenschronist Dusburg nennt die Memel als Grenze Preußens gegen Kurland, Litauen und Rußland (hier wohl bei Grodno). So weit reichte das Gebiet der preußischen Sudauer. Derselbe Chronist weiß von russischen Kriegszügen bis in die Gegend von Ragnit zu berichten. Die alte Etymologie: Prussia gleich Porussia — die Namensform Borussia ist erst humanistisch — wäre historisch berechtigt, wenn sie sprachlich haltbar wäre. Nach dem Zusammenbruch der Sudauer entstand zwischen Preußen und Rußland eine Wildnis. Die Beziehungen zu den Fürstentümern Halicz und Wladimir blieben; noch zu Anfang des 14. Jahrhunderts hat der Orden mit den dortigen Fürsten Freundschaftsverträge abgeschlossen, bis nach dem Aussterben des Fürstenhauses im Jahre 1340 ihr Land unter die Nachbarmächte Ungarn, Polen und Litauen aufgeteilt wurde. Noch viel enger waren die Beziehungen Preußens zu Litauen, das seit den Eroberungen Gedimins immer mehr russifiziert wurde, derart, daß selbst unter polnischer Herrschaft bis 1696 das Weißrussische in Litauen Amtssprache blieb. Zu Moskau hat der Hochmeister erst 1510 Beziehungen angeknüpft, die erst nach dem Bündnis von 1517 intim wurden, aber schon 1522 abrisen.

Nicht allein durch außenpolitische Interessen, auch im Innern kam Preußen mit dem Russentum in Berührung. Abgesehen von dem Handelsverkehr, der preußische Städte mit den litauisch-russischen Gebieten und Lemberg, aber auch mit Nowgorod verband und russische Kaufleute nach Preußen brachte,

haben Russen sich in Preußen aufgehalten und angesiedelt. Aus den Schadenbüchern von 1414 ist bekannt, daß Russen und Tataren in Ragnit, einer wichtigen Etappe des preußisch-litauischen Handels, angesiedelt waren. Das Große Treßlerbuch<sup>1)</sup> nennt im ersten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts Russen in Marienburg, Ragnit und an anderen Orten als Boten, Falkner und sonstige Bediente des Ordens. Zwei Russen Stepane und Andris erhielten 1387 in Stürlack, Krs. Lötzen, 60 Hufen zu kulmischem Recht. Auch die Namen Reußen, Kl. Reußen (1324 an Russen — Ruteni — verliehen), Reuschendorf, Reuschenfeld, Reuschhagen, Russenau deuten auf russische Siedler hin. Auch sonst werden Russen nicht selten erwähnt, doch ist die Russenfrage in Preußen noch nie im ganzen untersucht und nicht einfach zu lösen, da es sich oft um die Deutung von Namen handelt, für die nur der Philologe zuständig ist. Russische Kirchengemeinden, wie in Riga, Reval, Dorpat, gab es im mittelalterlichen Preußen nicht<sup>2)</sup>. Dazu war das Russentum zu gering an Zahl und über das ganze Land zerstreut. Außerdem duldete der Orden, der im Osten Träger der abendländischen Mission war, grundsätzlich keine andere Kirche.

Wir wissen nicht, woher diese Russen kamen. Vermutlich waren es Weißrussen aus Litauen. Die Russen, denen Güter verliehen wurden, waren wohl Überläufer, wie ja auch Nationallitauer für ihre dem Orden geleisteten Dienste in Preußen entschädigt wurden. Das Gesinde und die Zinsbauern waren Kriegsgefangene ähnlich den litauischen Kriegsgefangenen, die in Preußen angesiedelt wurden. Teils waren es auch Leibeigene, die dem Orden aus Litauen geliefert wurden. So bedauert der litauische Großfürst Witowt im Jahre 1427, dem Hochmeister und dem Komtur von Ragnit nicht die erbetenen leibeigenen Russen und Tataren als Gesinde schicken zu können<sup>3)</sup>. Was dann später noch an Russen nach Preußen kam, das ist ein Teil

<sup>1)</sup> Hrsg. E. JOACHIM, Königsberg 1895.

<sup>2)</sup> Über die späteren Kirchengemeinden vgl. meinen Aufsatz „Die ersten Gemeinden der griechischen Kirche in Ostpreußen“, Königsberger Beiträge S. 88ff. (hrsg. K. DIESCH, Kbg. 1929).

<sup>3)</sup> Codex epist. Vitoldi No. 1286.

jener großen litauischen Welle, die sich im 15. und 16. Jahrhundert in die bisher unbesiedelten östlichen Teile Preußens ergoß.

Die Berührungen Preußens mit dem Russentum waren mannigfacher Art. Auch kulturelle Auswirkungen müssen davon ausgegangen sein. Auf einem Gebiete sind sie urkundlich festzustellen: in der Kenntnis der russischen Sprache, die man an den Kanzleien des Deutschen Ordens hatte. Die Kenntnis einer Sprache bedeutet stets auch einen Einblick in den Geist eines Volkes, selbst wenn diese Kenntnis, wie hier, allein den praktischen Bedürfnissen des Alltags diene. Bei der Verständigung mit Rußland war man im Mittelalter in einer besonderen Lage. Im Abendlande hatte man als Bindemittel die Sprache der Kirche, das Latein. Diese Sprache war nun auch in Rußland nicht unbekannt, man durfte sie aber nicht allgemein voraussetzen. Die Verträge der Fürsten von Halicz mit dem Orden sind lateinisch. Der Schriftverkehr mit Litauen war schon unter Gedimin (1323) teils lateinisch, teils deutsch. Während Jagiello von Polen nach Preußen lateinisch schreibt, bevorzugt Witowt von Litauen die deutsche Sprache. Der deutsche Kultur einfluß war in Litauen damals sehr stark. Später dringt die lateinische Sprache vor. Das hängt, abgesehen von politischen Faktoren, wohl auch mit der zunehmenden Christianisierung des Landes zusammen, die überall unter den Gebildeten die lateinische Sprache verbreitete. Doch schreibt selbst Großfürst Kasimir noch später, als er schon König von Polen war, am Ende des 15. Jahrhunderts nicht selten deutsch an den Hochmeister. Von Briefen aus Litauen in weißrussischer Sprache liegt im Ordensarchiv in Königsberg nichts vor.

Für den amtlichen Verkehr der beiden Staaten Preußen und Litauen war die russische Sprache entbehrlich. Aber für den Verkehr mit Privatleuten, namentlich auch für den Kundschafterdienst bei den Kriegszügen, brauchte man sie. Besonders der Marschall des Ordens, der in Königsberg saß und diese Kriegszüge leitete, mußte jemand bei sich haben, der russisch verstand. Nach dem Großen Treßlerbuch ist ein Russe bei dem Leitsmann des Marschalls. Jedoch schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts

hat der Marschall vielleicht sogar einen russischen Schreiber bei sich gehabt. Nicht ganz sicher ist die russische Herkunft des Königsberger Notars und samländischen Klerikers, der sich in einer Urkunde von 1360 nennt Theodericus quondam Theoderici Ruteni. Der Beiname Rutenus ist nicht ganz eindeutig. Man weiß, daß ein deutsches Fürstenhaus sich Reuß (latinisiert Rutenus) nannte. Ein Albertus Rutenus war ein Neffe des ermländischen Bischofs Heinrich Flemming (1278—1300) und sicher nicht russischer Herkunft. Es ist deshalb auch nicht ausgemacht, daß der um die Mitte des 14. Jahrhunderts in Urkunden oft genannte pomesanische Domherr Johannes Rutenus ein Russe war. Dasselbe gilt von Bürgern mit dem Zunamen Rutenus, Russe, Reusse, die in preußischen Städten begegnen. Der Zuname konnte irgendwelche persönlichen Beziehungen zu Rußland andeuten, er ist auch etymologisch nicht eindeutig. Die baltische Philologie hält sowohl den Flußnamen Ruß wie auch den Ortsnamen Russen (heute Roßen) für baltisch<sup>1)</sup>. Immerhin spricht doch ein hoher Grad von Wahrscheinlichkeit dafür, daß ein so bekannter Völkernamen wie Rutenus als Zuname bei Personen gewöhnlich die russische Herkunft anzeigt. Man wird deshalb auch annehmen dürfen, daß der Notar des Marschalls der Sohn eines Russen war und vielleicht noch russisch konnte. Die Urkunde von 1360, die er beglaubigte, ist lateinisch abgefaßt<sup>2)</sup>. Sie betrifft einen Burgbau bei Rajgród an der preußisch-masowisch-litauischen Grenze, und auch das Verhältnis Preußens und Masowiens zu Litauen ist Gegenstand der dortigen Verhandlungen. Es ist sehr wohl möglich, daß der Marschall schon damals einen Kenner des Russischen als Sachbearbeiter der litauischen Angelegenheiten bei sich hatte.

Ganz sicher ist es der Fall nach einem halben Jahrhundert. Es handelt sich nicht um einen geborenen Russen, sondern um den Königsberger Bürger Hans Kochmeister, nach dessen russischen Sprachkenntnissen der Hochmeister sich erkundigte, worauf der Marschall am 5. Februar (1419) die folgende Antwort

<sup>1)</sup> G. GERULLIS, *Altpreuß. Ortsnamen* (Berl. 1922) S. 147.

<sup>2)</sup> Gedruckt im Codex diplom. Prussicus III Nr. 87, jedoch ohne die Unterschrift des Notars.



erteilte: Ouch, erwirdiger her meister, haben wir geredt mit Hanns Kochemeister, burger czu Konigisberg, ap her rewsch konne lezen, als ir uns habt vorschreiben. Der spricht her habe es wol gekunt, sunder her habe ettlicher buchstaben iczunt vergessen und welde gar lichticlichen widder doran komen. Dorumbe so begeret her, das der rewsche schreiber, der by dem kompthur czum Elbinge ist, im das rewsche Abc schrebe und das ir weldet bestellen, das im das Abc wurde, so welde her gar schire widder doran komen, das her euch rewssche brive wolde lezen und das ir euch hiruff wol mochtet verlassen. Was nu Uwir wille hirinne wirdit seyn, das setzen wir czu uwir erwirdikeith gutdunken<sup>1)</sup>.

Die Anfrage des Hochmeisters an den Marschall stand gewiß mit seiner Litauerpolitik in Zusammenhang, denn im übrigen enthält der Brief des Marschalls den Bericht eines Boten über die Zustände in Samaiten. Der Königsberger Bürger Hans Kochmeister mag seine Sprachkenntnisse auf Handelsreisen erworben haben. Von seinen weiten Handelsbeziehungen zeugt ein Brief des Rates in Königsberg vom 23. Juli 1418, worin der Gubernator von Schottland um Rückgabe der geraubten Güter des Johann Kochinmeister gebeten wird. Der Bericht des Marschalls an den Hochmeister ergibt, daß in Elbing ein russischer Schreiber war am Sitze des Spittlers Heinrich Hold, der als Gesandter des Ordens in jener Zeit eine wichtige Rolle gespielt hat, namentlich auch auf dem Konstanzer Konzil. Es muß dahingestellt bleiben, weshalb der Hochmeister nicht den Elbinger Schreiber für seine Übersetzungen herangezogen hat.

Der Hochmeister selbst hatte jedenfalls damals keinen Kenner des Russischen bei sich. Das ist auffällig, da doch das Große Treßlerbuch ein Jahrzehnt vorher Russen in Marienburg und sonst in der Nähe des Hochmeisters bezeugt. Dazwischen liegt das entscheidende Jahrzehnt der Schlacht bei Tannenberg und der folgenden Kämpfe, die die Großmachtstellung des Ordens ins Wanken brachten und seine Interessen von der nicht so schwer bedrohten östlichen Front in das Weichselgebiet abzogen. Gerade für das Jahrzehnt vor der Schlacht bei Tannenberg, für

---

<sup>1)</sup> Staatsarchiv Königsberg, O. B. A. Regest im Codex epist. Vitoldi Nr. 822.

das wir im Großen Treßlerbuch allerdings eine denkbar gute Quelle besitzen, sind auch kulturelle Beziehungen zum Russentum nachweisbar. Russen erscheinen in Preußen als Bärenführer und Possenreißer. Der König von Polen brachte zu einer Zusammenkunft mit dem Hochmeister in Thorn 1405 sogar einen russischen Fiedler mit, der vom Hochmeister eine halbe Mark erhielt. Ein russischer Schreiber wird nicht ausdrücklich genannt, doch ist anzunehmen, daß die russischen Boten, die in vertraulichen Sendungen nach Litauen, Polen, einmal sogar im Auftrage des litauischen Großfürsten Switrigal nach Gotland gingen, nicht alle Analphabeten waren.

Die Wandlung in der Politik und in der Weltstellung des preußischen Ordensstaates wird erkennbar, wenn hundert Jahre später nicht das Verhältnis zu Litauen, sondern die neu angeknüpften Beziehungen zu Moskau die Kenntnis der russischen Sprache erwünscht erscheinen lassen. Am 10. März 1517 hatte Dietrich von Schönberg als Gesandter des Hochmeisters in Moskau ein Bündnis mit dem Zaren Vasilij abgeschlossen. Die prächtig ausgestattete Vertragsurkunde ist vom Zaren russisch und lateinisch ausgefertigt. Auch in seinen Briefen an den Hochmeister hielt der Zar grundsätzlich an der russischen Sprache fest und legte nur eine lateinische, ausnahmsweise eine deutsche Übersetzung bei. Der Hochmeister behalf sich bei den zahlreichen Gesandtschaften mit Dolmetschern, die ihm zum Teil durch den livländischen Ordensmeister gestellt wurden. Die Häufigkeit des Schriftverkehrs und der mündlichen Verhandlungen ließ es ihm jedoch geraten erscheinen, einen seiner engeren Vertrauten zur Erlernung der russischen Sprache nach Nowgorod oder Pskow zu schicken. Der Zar ging auf die Wünsche des Hochmeisters, die ihm im Frühjahr 1519 durch Dietrich von Schönberg in Moskau vorgetragen wurden, gerne ein und erließ sofort einen Befehl, für den Unterhalt des in Aussicht genommenen Wolfgang Bock Sorge zu tragen<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Über die damaligen Beziehungen zwischen dem Orden und Moskau vgl. die Publikationen von E. JOACHIM, Die Politik des letzten Hochmeisters in Preußen, Lpz. 1892—1895 und KARPOV im Sbornik russk. istor. obšč. Bd. 59, hier besonders S. 100, 107, 121.

Diese Anfänge eines russischen Sprachstudiums sind politisch bedingt und entsprachen einem vorübergehenden Bedürfnis. Kulturelle Beziehungen zu Rußland sind stärker fühlbar, wenn in einem Schreiben vom 11. September 1505<sup>1)</sup> der ermländische Domherr Johannes Scultetus an Dietrich Werther, den Kanzler des Hochmeisters Friedrich von Sachsen, von einem bärtigen Russen Peter berichtet, der ein eleganter Schreiber und Buchmaler sei. Scultetus will ein Epitaph, das er auf den Tod des Bischofs von Samland, Paul Watt, gemacht hat, über dem Grabe des Bischofs anbringen lassen, und dieses Epitaph soll von niemand anders als von dem Russen Peter geschrieben werden. Das war eine hohe Auszeichnung, wenn man die Person in Betracht zieht, um die es sich handelt. Paul Watt war ehemals Kanzler des Hochmeisters und wie sein Herr humanistisch gebildet. Zu dem literarisch gebildeten Hofe des Hochmeisters stand der ermländische Humanist und einflußreiche Politiker Johannes Scultetus in persönlichen Beziehungen. Aus den Worten des Domherrn spricht also keine bloße Höflichkeit, sondern aufrichtige Freundschaft. Den Russen Peter kannte er von Heilsberg her, wo dieser ein Jahr am Sitze des Bischofs von Ermland gearbeitet hatte. Leider sind die Akten des Königsberger Staatsarchivs gerade aus den in Frage kommenden Jahren sehr spärlich, so daß sich nichts über Peter ermitteln ließ, auch nicht, ob er, wie Scultetus vermutet, von Heilsberg wirklich nach Balga oder Königsberg gegangen sei. Ebenso sind die Verse des Ermländers verloren, und das Grab des Bischofs ist unbekannt.

Mit dem Krakauer Frieden von 1525 hörte der Ordensstaat in Preußen auf zu bestehen. Auch das russische Bündnis wurde mit dem Anschluß an Polen begraben. Erst 1656, nachdem der Große Kurfürst die polnische Lehnshoheit beseitigt hatte, wurden neue, von nun ab ständige diplomatische Beziehungen zu Moskau angeknüpft. Erst mit diesem Vertrag von 1656 begann die Entwicklung, die Königsberg auch zu einem Mittelpunkt des russischen Sprachstudiums gemacht hat, wie es be-

---

<sup>1)</sup> Staatsarchiv Königsberg O. B. A.

reits im Jahre 1702 der Hofrat Reyher wünschte, der im Jahre 1688 eine Gesandtschaft nach Moskau gemacht hatte. Er verfaßte 1702 eine Denkschrift<sup>1)</sup>, in der er das Studium der sarmatischen Sprachen und die Anschaffung sarmatischer Bücher in Königsberg und Berlin empfahl. Mit den sarmatischen Sprachen meinte Reyher nicht allein die slavischen und baltischen, sondern auch die finnischen Sprachen. Er sieht nicht allein die politischen und wirtschaftlichen, sondern auch die kulturellen Vorteile eines solchen Sprachstudiums, die Erweiterung des deutschen Blickes auf ein weites bisher unerforschtes Gebiet. Reyher ist es auch gewesen, der als erster Leibniz eine authentische Kunde von Rußland vermittelte und damit die für die Zukunft so wichtigen Beziehungen schaffen half<sup>2)</sup>. Die russische Sprache lernte Reyher erst 1688 auf seiner Gesandtschaftsreise, für die er sich eine Art Metoulasprachführer zusammenstellte. So hat der diplomatische Verkehr zuerst in den Kanzleien der Regierungen, dann darüber hinaus die Kenntnis der russischen Sprache und damit die kulturelle Verständigung mit einer bisher fremden Welt gefördert. Die Folgen berechtigen, auch auf die kleinen Anfänge einen Blick zu werfen.

Königsberg i. Pr.

K. FORSTREUTER.

### Über die weichen Konsonanten.

Slavia VII S. 827ff. rät VON SMAL-STOCKYJ den Ausdruck „weiche“ Vokale für die *e*-, *i*-Laute zu vermeiden, was ja insofern richtig ist, als mancher unberechtigterweise damit den Nebengedanken verbindet, daß vor den weichen Vokalen die Konsonanten erweicht seien oder sein müßten. Aber unter dem Einfluß der alternierenden weichen und harten Konsonanten ist das slavische Ohr dermaßen für die Auffassung der Laute mit hohem Eigentone als „weich“ empfindlich, daß der Ausdruck „weich“ auch für die *e*-, *i*-Vokale sich geradezu aufdrängt und durch Brücken wie *d'—j—i—i* vermittelt wird. Natürlich

<sup>1)</sup> Staatsarchiv Königsberg E. N. 97 c.

<sup>2)</sup> Vgl. darüber W. GUERRIER, Leibniz in seinen Beziehungen zu Rußland. Petersburg-Leipzig 1873, S. 6ff., Anhang S. 3.



kann diese Bezeichnung nichts über die vorhergehenden Konsonanten aussagen und z. B. *teše* enthielt weder im Urslavischen, noch Altbulg. oder Urostsavischen einen weichen Konsonanten.

Die Bezeichnung „palatale“ oder „weiche“ Vokale möchte ich persönlich entschieden der Bezeichnung „Vorderzungenvokale“ (l. c. 836) vorziehen, weil bei diesen Vokalen die Zunge tatsächlich in der Richtung zum Palatum artikuliert, während die Vorderzunge auch bei den velaren Vokalen aktiv artikuliert, was man mißverständlicherweise gewöhnlich übersieht. Die Hinterzungenhebung bei *o*, *u* ist nämlich nur die Folge der Zurückziehung und Senkung der Vorderzunge. Andererseits artikuliert bei *e*, *i* vor allem die Hinterzunge.

Was aber die Auffassung der „palatalen“ Konsonanten als weiche Konsonanten und die Unterscheidung derselben von den palatalisierten Konsonanten anbelangt (l. c. 835), die auch von der Kopenhagener Konferenz von 1925<sup>1)</sup> dringend ans Herz gelegt wird, so beruht dies alles auf einem Mißverständnis. Die falsche Auffassung der Laute, um die es sich hier handelt, droht jetzt die slavische Phonetik, wo man beständig mit weichen Konsonanten zu tun hat und wo ohnehin schon nicht selten palatal statt palatalisiert gebraucht wird, ganz auf Irrwege zu führen. Daher sehe ich mich genötigt, dieser Lehre gegenüber Stellung zu nehmen und von vornherein zu erklären, daß diese „Palatale“ nur darum weich sind, weil sie ebenso palatalisiert sind, wie die anderen weichen Konsonanten; und daß die von der Konferenz für diese Laute vorgeschlagenen neuen Buchstabenzeichen, ebenso wie die in der Association phonétique internationale dafür gebräuchlichen besonderen Buchstabenzeichen eine nicht nur überflüssige, sondern irreführende Erfindung sind. Dieses, hoffe ich, wird aus dem folgenden ersichtlich sein.

Zuerst über den unrichtigen Gebrauch des Terminus „palatal“, der zugleich die Weichheit bezeichnen soll. Palatal bezeichnet doch nach herkömmlicher Weise nichts weiter, als

---

<sup>1)</sup> „Phonetische Transkription und Transliteration“. Nach den Verhandlungen der Kopenhagener Konferenz im April 1925. Heidelberg 1926. S. 22ff.

gegen das Palatum artikuliert, wie velar, alveolar usw. Vor allem gehören hierher die palatalen Konsonanten wie *k*, *χ* in *Kind*, *Licht*, obgleich sie eigentlich am Mittelgaumen, also teilweise am hinteren Hartgaumen gebildet werden. Diese sind aber nicht weich, sondern nur halbweich, dem Nachbarlaut akkommodiert. Erst wenn z. B. ein Großrusse, der nur seine Sprache kennt, deutsches *Kind*, *Kette* nachspricht, dann hört man ein wirklich weiches *k*, und zwar nur darum, weil er sie palatalisiert. Wenn man daher das weiche *k* des Russischen oder Polnischen einfach als palatales *k* bezeichnet, so ist dies nur ein ungenauer Ausdruck, da hier das palatale *k* immer zugleich auch palatalisiert, also weich ist. Aber darum bleibt ein Palatal doch nur Hartgaumenlaut und nichts weiter, der palatalisiert = weich, aber auch nicht palatalisiert = halbweich sein kann.

Zu den Palatalen gehören ferner die vorderpalatalen *t*, *d*, *n* der indischen Sprachen, die *mürdhanya* des Altindischen, die sehr hart sind.

Schließlich gehören hierher die weichen „Palatale“, um die es sich hier eben handelt und die von der Kopenhagener Konferenz und der Ass. phon. mit besonderen Buchstabenzeichen bezeichnet werden, nämlich die weichen vorderpalatalen *t*, *d*, *n*, *l*, wie in franz. mundartlichen *cintième* st. *cinquième*, *règne*, die čech. weichen *t'*, *d'*, *ň* von Broch als randpalatal bezeichnet usw. Eben dieser kleinen Gruppe von verhältnismäßig seltenen Lauten (von denen die *š*-Laute gewöhnlich als hart auftreten) hat man den Namen „Palatale“ *κατ' ἐξοχήν* gegeben und ihnen noch ausnahmsweise den Begriff der Weichheit beigelegt. Diese Opfer an wissenschaftlicher Terminologie erklären sich wohl dadurch, daß „die Probleme, die mit diesen Lauten zusammenhängen, von Schwierigkeiten starren“ sollen (Phon. Transkr. 22).

Um Mißverständnisse zu vermeiden muß man über die Weichheit der Konsonanten im klaren sein. Ich habe vor einem Vierteljahrhundert gezeigt, daß die weichen Konsonanten nichts weiter als musikalisch hohe Varianten der harten sind, und daß die Palatalisation nichts weiter ist, als die Bildung des vorderen

sehr kurzen Resonators, der dem spezifischen Explosions- oder Reibegeräusch der Geräuschlaute die Höhe um  $cis^4$ , also die Tonhöhe der *i*-Vokale verleiht. Dabei erwies es sich allerdings, daß die absolute Tonhöhe nicht immer allein entscheidend ist, da z. B. ein *s* mit der Tonhöhe  $h^3$  in der einen Sprache als weich, in der anderen oder bei anderen Umständen als nicht weich gilt. BROCH hatte sich meiner Ansicht über die Weichheit und Palatalisierung angeschlossen und durch seine ausführliche Darstellung in seiner „Slavischen Phonetik“ wohl das meiste zur Verbreitung derselben beigetragen. Dabei hat er die letztere Frage in dem Sinne gelöst, daß zur Auffassung der Weichheit noch eine eigene Kategorie von weichen Konsonanten im systematischen Gegensatz zu den harten in der Sprache erforderlich sei (Slav. Phon. S. 205 ff.). Das ist wohl richtig. Es fragt sich aber, welche reale Tatsachen dieser Kategorie zugrunde liegen, denn z. B. im jetzigen Pariser Französisch ist nur ein weicher Konsonant, *n'*, übriggeblieben.

Hier sind m. E. verschiedene Momente zu berücksichtigen. Vor allem zeichnen sich die weichen Konsonanten durch ihr selbständiges musikalisch hohes Geräusch, unabhängig von den umgebenden Lauten, aus. Zu diesem akustischen Moment gesellt sich aber noch ein motorisches — die Palatalisationsstellung der Zunge. *s* in russ. сидѣть kann tiefer sein als das folgende *i*, dem *s* in franz. *si*! gleichkommen, also akustisch als akkommodiert aufgefaßt werden; es gilt aber als weich, weil es von vornherein palatalisiert ist. Obgleich die Palatalisation nicht immer genügt, um dem Konsonanten den höchsten Weichheitsgrad zu verleihen (z. B. bei Labialen<sup>1)</sup>, *ʃ* usw.), ist sie doch immer die Begleiterin der weichen Konsonanten und daher für die subjektive Artikulationsempfindung von wesentlicher Bedeutung. Noch ein drittes Moment charakterisiert die weichen Konsonanten, nämlich ihr in der Tonhöhe fallender Übergangslaut nach der *i*-artigen Explosion und ihr steigender Übergangslaut zur *i*-artigen Implosion. Diese Übergangslaute sind in unseren Gehörsempfindungen unter Umständen das wesent-

---

<sup>1)</sup> Зап. Іст-філ. від. Української Ак. Наук XIII—XIV 255ff.

lichste Merkmal der weichen Konsonanten, die nur neben *i* und teils *e* weniger ins Gehör fallen und daher hier weniger Bedeutung haben.

Sehen wir uns jetzt die palatalen Konsonanten genauer an. Bei den palatalen *k*-, *χ*-Lauten wird der Luftstrom über den Zungenrücken gegen den oberen und seitlichen Hartgaumen gelenkt, gegen den er sich zerschlagen muß, um dem Explosionsgeräusch und umsomehr dem Reibegeräusch die charakteristische Färbung der Gaumenlaute zu verleihen.

Man kann mit einiger Anstrengung vom hinteren weichen Gaumen an bis zu den Zähnen mit der Zungenspitze reine *t*, *d*, *n* produzieren, wenn man so artikuliert, daß der explodierende Luftstrom gegen den freien Ausweg zwischen den Zahnreihen gelenkt wird, wobei er die Zähne im Vorübergehen leicht bestreicht. Dabei muß die zurückgebogene Zungenspitze bei der Sprengung des Verschlusses nach unten schnellen, weil sie sonst den Luftstrom gegen den Gaumen lenken würde und wir *k*-Laute erhielten. Solche velare emphatische *t*-Laute gelingen leichter, wenn man bei der Explosion den Mund energisch weit öffnet, wodurch auch das ungewöhnlich tiefe Explosionsgeräusch (wegen des ungewöhnlich großen Vorderresonators) infolge der Vergrößerung der Resonatoröffnung erhöht wird und so dem gewöhnlichen emphatischen *t*-Laut gleich werden kann.

Aus Bequemlichkeitsrücksichten werden solche *t*-Laute in der Sprache wohl nur am vorderen harten Gaumen gebildet. Das sind die bekannten *mūrdhanya* der indischen Sprachen, die auch zerebral, kakuminal genannt und mit *t*, *d*, *n* transkribiert werden. Da ihr Vorderresonator, vor dem Unterrücken der zurückgebogenen Zunge, groß ist, klingen sie hart (tief). Solche *t*-Laute kommen in einigen Lautverbindungen auch in den slavischen Sprachen und selten auch als individuelle Eigenart der Aussprache vor. Von den dentalen *t*-Lauten unterscheidet sich ihr Explosionsgeräusch, abgesehen von etwaiger Differenz in Tonhöhe und Verdampfungsgrad, dadurch, daß der explodierende Strom sich auch etwas gegen den Gaumen und die Alveolen zerschlägt, was ihm sozusagen einen gaumen- oder *k*-artigen Anstrich verleiht.



Um „weiche“ Varianten der eben betrachteten palatalen *k*- und *t*-Laute zu erzeugen, muß man ihren spezifischen Geräuschen die Tonhöhe um *cis*<sup>4</sup> geben. Dazu muß man ihnen einen sehr kurzen Vorderresonator von dieser Tonhöhe — die Palatalisation — beifügen, dessen Eigengeräusch sich mit dem spezifischen Explosions- bzw. Reibegeräusch vereinigt und dem gesamten Konsonantengeräusch diese Höhe verleiht, so daß der Konsonant als weich aufgefaßt wird.

Verschuß und Enge der weichen *k'*, *g'*, *χ'*, *γ'* kann nur mit dem Hinterrücken der Zunge gegen die Verbindungsstelle des harten und weichen Gaumens gebildet werden, so daß der Strom bequem über dem Vorderrücken gegen den vorderen Gaumen und die Alveolen gelenkt wird. Dabei bleibt aber der Vorderresonator immer noch viel zu lang. Daher ist zur Erweichung eine komplizierte Artikulation erforderlich. Man bildet den nötigen Vorderresonator mit der Tonhöhe um *cis*<sup>4</sup> mit dem Vorderzungenrücken, und der Mittelzungenrücken (s. Ztschr. III 63 Anm.) legt sich nah dem Hartgaumen, um so einen engen spaltförmigen Verbindungskanal von der Sprengstelle bzw. Enge am Mittelgaumen zu dem Vorderresonator zu bilden. Im Moment der Sprengung des Verschlusses des *k'*, *g'* erweitert sich hinten dieser Kanal, aber seine Verbindungsstelle mit dem Vorderresonator wird noch eng eingehalten, denn ihre Erweiterung wäre eine Verlängerung des Vorderresonators nach hinten, was die Explosion vertiefen, verhärten würde.

Nach Möglichkeit verkürzt und erweitert man dabei natürlich auch von vorn den Vorderresonator, wie immer bei der Palatalisation, indem man die Lippen energisch beseitigt, damit der Resonator vorn nach Möglichkeit mit den Zähnen beginnt. Dazu drücken sich die Lippen an die Zahnreihen und ziehen sich seitlich vor der Zahnspalte auseinander. Aber dennoch kann man durch übertriebene Beseitigung der Lippen immer noch den Eigenton des Vorderresonators um einen Ton erhöhen. Bei den frikativen *χ'*, *γ'* (бори) wird der Verbindungskanal ebenso gebildet.

Um weiche Varianten der palatalen *t*, *d*, *n* und ebenso des *l* zu erhalten, müssen diese natürlich ebenso mit dem kurzen

Vorderresonator versehen werden, d. h. palatalisiert werden. Damit der Strom nicht gegen den Gaumen oder die Alveolen gelenkt werde, muß der Verschluß hier mit dem Mittelzungenvücken in Zusammenhang mit der vorderen Hinterzunge vorn am harten Gaumen gebildet werden und die Zungenspitze muß energisch nach unten gebogen werden. Diese Einstellung zur Erzeugung des spezifischen Geräusches läßt vorn nur einen kurzen Resonator übrig. Daher beginnt hier der Vorderresonator unmittelbar mit der Verschlußstelle. Und da der nach vorn sich stark erweiternde Resonator immerhin die Länge von ca. 1 cm haben muß, so drängt die Resonatorbildung hier die Verschlußstelle eher nach hinten, was auch dem spezifischen Geräusche zugute kommt, weil sonst der aus dem Resonator entströmende Luftstrom sich gegen die Vorderzähne zerschlagen und Frikativgeräusche erzeugen würde, während er doch gegen die Zahnspalte gerichtet sein muß. Aus demselben Grunde biegt sich der Vorderücken der Zunge auch seitlich nach unten, und der Verschluß wird mit Zurückziehung der Zunge geöffnet, damit der explodierende Strom möglichst wenig die seitlichen Gaumen, die Alveolen und Zähne bestreicht, im Gegensatz zu den *k'*-Lauten, bei denen die Vorderzunge im Moment der Sprengung sich mitunter selbst löffelförmig nach oben zu heben sucht, um den Strom gegen den Gaumen zu lenken.

Diese auf die gewöhnlichste Weise palatalisierten palatalen *t'*, *d'*, *n'*, *l'* sind nun eben die berüchtigten Laute, für die man besondere Buchstaben gießt, die man mit Durchbruch der üblichen Terminologie einfach als „Palatale“ bezeichnet und die so scharf wie möglich von den palatalisierten Lauten zu unterscheiden seien (l. c. 22).

Da die Konferenz für die retroflexen Laute die herkömmliche Bezeichnung der mürdhanya beibehält (l. c. 21) und für die Palatalisation den aus der altkirchenslavischen Schrift entnommenen Bogen vorschlägt (l. c. 24), so sind diese Laute im Einklang mit ihrer übrigen Transkription einfach wie *ĭ*, *ġ*, *ĥ*, *ĭ* zu schreiben.

Damit fallen dann auch die von der Konferenz vorgeschlagenen Ligaturbuchstaben (*t* usw. verbunden mit *j*, S. 23)

weg, und ebenso sind die entsprechenden Buchstabenzeichen der Ass. phon. zu verwerfen, nicht nur weil sie überflüssig sind, sondern weil sie irrtümlicher Herkunft und irreführend sind.

Die weichen *ǰ*-Laute erfordern eine eigene Betrachtung.

Zu den weichen Palatalen gehört noch *j*, bei dem auch der Strom gegen die Zahnspalte gerichtet ist, im Vorübergehen aber die Zähne bestreicht und dadurch einen Anstrich der Zahnlaute erhält, wodurch es sich vom weichen *γ*', z. B. in russ. *борм*, unterscheidet, bei dem im Gegenteil der Strom sich gegen den Gaumen zerschlägt. Die Einstellung für den Frikativlaut *j* ist ohne alle Zutat zugleich die Bildung seines erweichenden Vorderresonators. Daher kann man *j* auch als entartetes unsilbisches *i* auffassen, bei dem der (gewöhnlich infolge stärkerer Engebildung) verschärfte Luftstrom stärkere (konsonantische) Reibegeräusche an den Zähnen hervorruft.

Die palatalen d. h. mit Vordergaumenverschluß gebildeten weichen *t'*, *d'*, *n'* unterscheiden sich von den dentalen-alveolaren *t*, *d*, *n* akustisch dadurch, daß zu dem Explosionsgeräusch der ersteren sich etwas Gaumengeräusche beimischen, die letzteren aber stärkere Zahngeräusche enthalten, was durch die Lage der Explosionsstelle bedingt ist. Artikulatorisch unterscheiden sie sich unter anderem dadurch, daß bei den dentalen weichen *t*-Lauten, ebenso wie bei den harten, der hintere Teil des erweichenden kleinen Resonators der Palatalisation hinter der Verschlußstelle liegt, so daß er sich erst im Moment der Verschlußöffnung mit dem vor dem Verschluß gelegenen Resonator vereinigt, während der Palatalisationsresonator bei den palatalen *t'*-Lauten sich ausschließlich vor der Verschlußstelle befindet (wie bei den weichen *k'*-Lauten). Aber dieser Unterschied ist ganz unwesentlich, da er von physikalisch-akustischer Seite gleichgültig ist und keinen Einfluß auf den Laut hat.

Bildet man aber *t'*-Laute mit etwas mehr nach hinten gelegenen Verschluß und zieht dabei während der Explosion die Zunge nicht energisch zurück, so nähert man sich der Einstellung der weichen *k*-Laute: es entstehen mehr Gaumengeräusche durch Anprall des Luftstromes gegen den vorderen Hartgaumen und man erhält Laute, die zugleich *t*- und *k*-artig

klingen, weder ein rechtes *t* noch *k* sind. Ob sie mehr zu *t* oder *k* neigen, hängt nicht so sehr von der Verschlußstelle, als von der Richtung des Luftstromes, also von der Zungenartikulation ab. Solche Laute habe ich vor Jahren oft beim Niederschreiben von litauischen und lettischen mundartlichen Sprachproben beobachtet, wo ich in ein und demselben Worte bald *t*, bald *k* schrieb. Aber die Eingeborenen schienen hier immer eine feste Grenze zu haben. Ebensolche harte Zwittergestalten kann man mit retroflektierter Zunge an beliebigen Stellen des Gaumens bilden.

Man könnte noch die Frage aufwerfen, warum die palatalisierten *t'*, *d'*, *n'*, die doch die weichen Varianten der vorderpalatalen harten *t*, *d*, *n* sind, z. B. im Čechischen und anderen in Alternation zu den harten Dentalen *t*, *d*, *n* auftreten, während die harten (nicht palatalisierten) *t*, *d*, *n* viel seltener vorkommen. Die Sache ist leichter zu verstehen, als zu beschreiben.

Um den hinter dem Verschluß gelegenen kleinen Resonator der weichen Dentale zu bilden, der im Moment der Sprengung des Verschlusses sich mit dem vor dem Verschluß gelegenen Resonator vereinigt und den hohen Ton bewirkt, muß der Mittelzungenrücken, nicht weit von dem Zungenblattverschluß an den Zähnen, einen zweiten, hinteren, unvollständigen Verschluß am Vordergaumen bilden, der diesen Resonator nach hinten abgrenzt und in dem oben eine Ritze zum Durchgang des Luftstromes frei gelassen wird. Im Moment der Sprengung des Zungenspitzenverschlusses muß der hintere (unvollständige) Verschluß noch eingehalten werden, denn seine Auflösung würde den Resonator mit dem nach hinten gelegenen Mundraum verbinden und folglich den Resonator sehr lang machen und die Explosion würde tief, hart ausfallen. Bei der Implosion wird dieser hintere (unvollkommene) Verschluß früher als der vordere ausgeführt. Daher kommt man leicht in Versuchung, diese komplizierte Artikulation zu vereinfachen, indem man den Zungenspitzenverschluß ganz wegläßt, dafür aber den hinteren Verschluß vollständig ausführt, der dann auch die Explosion produziert. So entstehen auf natürlichem Wege die weichen palatalen *t'*-Laute aus den dentalen. Die Zungenspitze bleibt



dabei aber nicht passiv, wie es a. a. O. 22 heißt. Sie muß auch jetzt denselben Resonator vor dem Gaumenverschluß bilden helfen, wie im Moment der Explosion bei dem Zungenspitzen-*t'*. Die Folge dieser Vereinfachung in der Artikulation ist akustisch nicht groß: der explodierende Luftstrom streicht jetzt stärker die Alveolen und den Gaumen und weniger stark die vorderen Oberzähne, als bei dem dentalen Zungenspitzen-*t'*; das gesamte Explosionsgeräusch bekommt einen gaumenartigen Anstrich, wird zur weichen Variante des *t*.

Wegen der schwächeren (partiellen) Explosion der *n'*, *l'* ist bei ihnen der Unterschied der dentalen von den palatalen weniger bemerkbar, und hier scheint auch im Russischen die Zungenspitze oft nur unvollständig, annähernd Verschluß zu bilden, während in der stärkeren Explosion der *t'*, *d'* der Unterschied mehr ins Gehör fällt und daher hier der Zungenspitzenverschluß exakter ausgeführt wird.

Somit fällt die Kategorie der vermeintlichen „Palatale“ = weichen Laute ganz weg, weil diese einfach palatalisierte Vordergaumenlaute sind, die lautlich und genetisch zur Kategorie der Zahnlaute im weiteren Sinne gehören.

Palatal kann daher durchaus nicht weich bedeuten, sondern nur die Beziehung zum Hartgaumen ausdrücken, was besonders in der Slavistik zu berücksichtigen ist, da z. B. in der ukrainischen linguistischen Literatur die falsche Verwendung der Bezeichnung „palatal“ statt „palatalisiert“ und „weich“ sich leider sehr verbreitet.

Selbst „palatalisiert“ kann nicht mit „weich“ identifiziert werden, obgleich die weichen Konsonanten stets palatalisiert sind; denn andererseits sind die palatalisierten nicht immer ganz weich. Zur Erweiterung sind bei verschiedenen Konsonanten noch verschiedene andere physiologische Bedingungen erforderlich, so daß es überhaupt nicht einen einheitlichen überall berechtigten physiologischen Terminus geben kann. Die einzigen überall berechtigten Bezeichnungen sind „weich“, „mouilliert“.

Odessa.

A. THOMSON.

## Ein skandinavischer Beiname in einer russischen Chronik.

Die in aruss. Chroniken und Urkunden vorliegenden an. Eigennamen sind, wie bekannt, oftmals von Philologen untersucht und behandelt worden. Viele von ihnen sind in Rußland gebräuchlich geworden und in den aruss. Denkmälern erhalten, freilich, in einer der fremden Phonetik gemäß abgewandelten Form. Beinamen waren weniger hierfür geeignet, da sie in einem fremden Sprachmilieu, wo sie unverständlich waren, leichter in Vergessenheit geraten konnten<sup>1)</sup>.

Vereinzelt steht in den russischen Denkmälern eine Benennung, die sich aus der aruss. Sprache nicht erklären läßt und die man vielleicht versuchen kann, als einen skandinavischen Beinamen zu deuten.

In zwei Chroniken von Novgorod aus dem 15. Jahrh., die in Handschriften des 15.—17. Jahrh. vorliegen, gibt es unter dem Jahre 1216 eine Beschreibung vom Heereszug der Fürsten von Smolensk, in ihrem Unternehmen von Novgorod und Pskov unterstützt, gegen die Fürsten von Suzdal, nämlich, die drei Brüder Jurij, Jaroslav und Svjatoslav, Vsevolod's Söhne<sup>2)</sup>; in der Schlacht bei Lipica wurden die Fürsten von Suzdal geschlagen, wobei die Novg. V Chronik auf die geringen Verluste bei den Siegern hinweist: „въ Смоленскомъ полку одинъ бысть убитъ Григоръ<sup>3)</sup> Водмоль мужь предънии а инии вси сохранены быша силою честнаго креста“ usw.<sup>4)</sup>. Das Gleiche liest man in der Novgor. IV Chronik, nur daß anstatt Водмоль in verschiedenen Handschriften derselben Varianten vorliegen,

---

<sup>1)</sup> Man weiß ja, wie üblich und wie mannigfaltig sie im skandinavischen Norden waren; sicherlich hätten sie auch in solchen Namenreihen, wie die in den griech.-russ. Verträgen des 10. Jahrh. vorliegenden stehen müssen und es liegt nahe zu vermuten, daß sie bei der schriftlichen Aufzeichnung in fremden Sprachen (griech. und aruss.), sozusagen verwischt worden und für uns verloren gegangen sind.

<sup>2)</sup> Novgor. IV und V Chronik hg. von der Archäograph. Komiss. 1915 (ПСРЛ. IV).

<sup>3)</sup> Nach zwei Handschriften — Григореи.

<sup>4)</sup> Novg. V Chr. 190.

wie Володименъ, Володимеръ, Водомоль, Въдьмоль<sup>1)</sup>. Die zwei ersten sind wohl als Versuch zu betrachten, eine unverständliche Benennung mit einem wohlbekannten russischen Eigennamen in Zusammenhang zu bringen<sup>2)</sup>; versucht man es, Водмоль samt den entsprechenden Varianten als die ursprüngliche Form anzusehen, so läßt sich das Wort zusammenstellen mit an. *vadmál*, aschw. *vařmál*, mnd. *wátmál*, in nicht germanischen osteurop. Sprachen — lett. *wadmala*, estn. *wadmal*, dicker grober Wollenstoff, der im ganzen Norden als Produkt der einheimischen Industrie, sowie als Zahlungsmittel, gebraucht wurde<sup>3)</sup>.

Ein an. Eigennamen in Rußland ist noch durchaus kein Zeugnis von der skandinavischen Herkunft seines Trägers; vielmehr spricht ein fremder Beiname für die entsprechende Nationalzugehörigkeit, besonders in einem Falle, wo er der russ. Sprache noch nicht angepaßt ist und die Volksetymologie mit ihm ihr oftmals gar wunderliches Spiel nicht getrieben hat. Im russ. Sprachschatz liegt wohl ein Wort vor, das mit an. *vadmál* hätte zusammengestellt werden können. Der Zusammenhang damit erscheint mir jedoch fraglich, wenn auch der Bedeutung nach die beiden Wörter sich nahe stehen: es ist nämlich *воротла* 'Überkleid' (Hypat. Chr. 1074 und in Urkunden von Moskau aus dem 14. Jahrh.) und *воротла, ворѣла* 'grobes Bauerntuch aus Flachs und Hanf' (ehem. Gouv. von Tambov und Rjazań); nach

---

<sup>1)</sup> Novg. IV Chron. 193; nur diese zwei Chroniken nennen den Gefallenen bei Namen; die Laur. Chronik in der „Akad.“ Hs. (Ausg. der Arch. Kommiss. 1872, 473), sowohl wie die spätere Voskres. Chr. (ПСРЛ. VII, 123) und — nach einer Fassung — Nikon. Chr. (ib. X, 75), kennt ihn nur als „смолянаниъ“; die Novgor. I Chron. (Ausg. der Arch. Kommiss. 1888, 204) erwähnt ihn gar nicht, während sie alle vier Novgoroder, die bei Lipica gefallen sind, bei Namen nennt, wie auch übrigens die Novgor. IV und V Chron., und außerdem noch einen fünften hinzufügt; dieser Zahl begegnet man auch in der Voskres. und Nikon. Chr.

<sup>2)</sup> Im aruss. Namenbuche von Moroškin (Славянск. именослов., Pburg 1867) steht Водмоль als Eigennamen, bei Туріков (Слов. др.-руск. личн. собств. им., Pburg 1903) — als Beiname.

<sup>3)</sup> Hoops, Reallex. der germ. Alt., II, unter „Fries“.

MIKLOSICH ein Wort slavischer Herkunft, nach PREOBRAŽENSKIJ unklaren Ursprungs.

Was den Taufnamen anbetrifft, so war weder in Rußland, noch in den skandinavischen Ländern, der Name Gregorius zu jener Zeit besonders verbreitet<sup>1)</sup>. Das aruss. Григории<sup>2)</sup> ist, neben dieser Form, bekannt (vom Ende 12. Jahrh. an) als Грига<sup>3)</sup>, Григоръ<sup>4)</sup>, Григоръ<sup>5)</sup>, Григорьи<sup>6)</sup>, Григорья<sup>7)</sup>. In der Sagaliteratur tritt der Name von der Mitte des 12. Jahrh. auf, wobei er meistens nach der lateinischen Form (Gregorius, Gregorii, usw.) flektiert<sup>8)</sup>, ebenso wie in den Dipl. Norv. und Isl. In Schweden haben wir im 13.—14. Jahrh. neben der lat. Form Varianten wie Gregor, Gregors, Gregirs, Gregers, Gregoris (meistens in Urkunden, die aschw. verfaßt sind)<sup>9)</sup>.

Was die russ. Form des vorliegenden, vermutlich skandinavischen Beinamens angeht, so ist die Wiedergabe des nord. *ǣ*

<sup>1)</sup> Zu seinem Gebrauch in Schweden s. GRAPE, Stud. öv. de i fsv. inlån, personnamn. (Upps. 1911), 85, 87.

<sup>2)</sup> Griech. Γρηγόριος.

<sup>3)</sup> Vertrag Novgorods mit den Deutschen und Gotland von 1189 (L. GOETZ, Deutsch-russ. Handelsvertr. des MA. in Abh. Hamb. Kol. Inst. XXVII. 1916).

<sup>4)</sup> Novg. IV und V Chron. (s. oben); I. SREZNEVSKIJ, (Древн. пам. рус. пис. и яз.) 286 — E. 14. Jahrh.; das Rigische Schuldbuch 1286—1352, Nr. 1266.

<sup>5)</sup> Hypat, Chr. 1172 (hg. 1908 von der Arch. Kommiss. 548), 1174 (568), 1234 (774); Рус.-Лив. Акты, hg. von NAPIERSEKY, Nr. XXXVII (Smolensk, 1284); Акты Арх. Экспед. I, Nr. 3 — I. H. 14. Jahrh.

<sup>6)</sup> Ипат., 1240 (789) -- Var. Григоріа.

<sup>7)</sup> SREZNEVSKIJ, o. c. 36 (14. Jahrh.); РЛА. Nr. XCVI (1373), Nr. CXV (1392) — in beiden letzteren Urkunden wird durch Г. das mnd. *Gerd* wiedergegeben (daneben auch die Form Григорѣй gebraucht).

<sup>8)</sup> HKR. III, 353 (Ing. Sig.) u. a.; Flát. II 489 (Orkn. þ.), III 39 (Hák. s. gamla) u. a.; nom. Gregoris Fask. 390, dagegen dieselbe Form als gen. -Ágr. 81; unflektiert in der Mork., wie übrigens dort die lat. Formen Odmarus und Vincentius, als gen. stehen.

<sup>9)</sup> Svensk Dipl., Dipl. Dalec., Sver. Trakt.; vgl. Grighi (? Olof Grighasson) — Lundgren, Personn. från. med. (Sv. Landsm. Nr. 45); die üblichen Formen des Namens angeführt bei S. O. NORDBERG, Fornsv. i. v. lat. originaldipl. före 1300 (Upps. 1926), 55.



einerseits durch russ. *a*, andererseits durch *o*, wie bekannt, durch viele Beispiele bezeugt<sup>1)</sup>. Weniger leicht läßt sich das zweite *o* in russ. водмолъ erklären, da nord. *á*, d. i. langes geschlossenes *a* (später *â*, mschw. langes offenes *o*)<sup>2)</sup> im Russ. stets durch *a* wiedergegeben wird<sup>3)</sup>. Ziehen wir die Sprache des alten Gotland in Betracht, so hat man im agutn. *ā*- langes *a*, von *a* qualitativ nicht verschieden<sup>4)</sup>; ein langes betontes *a* kann aber im Russ. kein *o* ergeben<sup>5)</sup>. Es ist wohl möglich, daß hier irgendein Fehler des russ. Schreibers bereits in dem Original vorlag, aus welchem die Novgor. IV und V Chronik dieses sonst in den russ. Denkmälern nirgends vorkommende Wort genommen haben, ein Fehler, der in einem dem Russen nichtssagenden fremdartigen Worte besonders leicht hätte entstehen können; jedenfalls bleibt dieses zweite *o* unklar.

Seinem Inhalt nach gehört dieser Beiname zu denjenigen, die Kulturgegenstände und -produkte bezeichnen<sup>6)</sup>; darunter lassen sich auch solche unterscheiden, die sich, im allgemeinen, auf Handel und Verkehr beziehen, und unter diesen findet sich eine Gruppe von Namen von Handelsartikeln und Zahlungsmitteln. Aus der an. Sagazeit kennen wir Skinna-Björn den Holmgardsfahrer (von an. *skinn* 'Fell, Pelz')<sup>7)</sup>, Björn *farmadr* (dass. wie *kaupmadr* 'Kaufmann')<sup>8)</sup>, *Kaupa-Hedinn* (dieselbe Bedeutung)<sup>9)</sup>, ferner — Beinamen wie *pungr* ('Geldbeutel')<sup>10)</sup>,

<sup>1)</sup> V. THOMSON, Saml. Afh. II, (1919), 385, 391, 395, 397, 400; F. TAMM, Slav. lán., 7, in Upps. Un. Årsskr. 1882. Über das *ä* in der ersten Silbe des Wortes s. NOREEN, Aschw. Gramm., § 90<sup>1</sup>.

<sup>2)</sup> NOREEN, o. c. § 18.

<sup>3)</sup> THOMSEN, l. c. 391, 395.

<sup>4)</sup> NOREEN, o. c. § 18 (Anm. 1).

<sup>5)</sup> Über den Akzent in *vaþmāl* s. KOCK, PBB. XV, 260.

<sup>6)</sup> F. JONSSON, Aarb. f. nord. Oldk. 1907, 161ff.; B. KAHLE, Ark. f. nord. Fil. XXII NS. 142ff., 227ff.; HELLQUIST, Xen. Lid., 98—100. Leider war mir sowohl die Arbeit von K. RYGE über an. Beinamen in Afh. viede S. BUGGES Minde unzugänglich wie E. H. LINDS Nor.-isl. bin. från medelt.

<sup>7)</sup> Landn. 169 (Isl. S. I. 1842).

<sup>8)</sup> HKR. I, (Har. hárf.), u. a.

<sup>9)</sup> NJÁLA S. XXII, 3.

<sup>10)</sup> Ásbjörn p. Flát. III, 522 (1205).

*púss* (dass.)<sup>1)</sup>, *skarlat* ('Scharlach')<sup>2)</sup>, *dúkr* ('Tuch')<sup>3)</sup>, *sma-paenninger* ('Kleinmünze')<sup>4)</sup>, *salt* ('Salz')<sup>5)</sup>. Ein Wort, wie *vaþmāl*, welches zugleich ein im germanischen Norden weit verbreitetes und wohlbekanntes Gewerbezeugnis und einen Handelsartikel, sowohl wie ein übliches Zahlungsmittel, bezeichnete<sup>6)</sup>, wäre zu einem Beinamen dieser Gruppe gut geeignet; auch liegen zwei Beispiele davon vor, freilich aus späterer Zeit, nämlich Henrik und Laurens *watmal* in Åbo)<sup>7)</sup>. Indem man auf sein Vorkommen in Finnland hinweist, wird man auch an die von Vammal-, Vammel- abgeleiteten Fluß- und Seenamen in diesem Lande erinnert, die von R. SAXÉN behandelt wurden<sup>8)</sup>: der Verfasser meint, dieses Wort lasse sich kaum aus aschw. *vaþmāl*, an. *vaðmál*, erklären, andererseits aber wäre eine Zusammenstellung mit schwed. Ortsnamen möglich, die von einem Kleidungsstück abgeleitet sind, wie Broksjön, Hattsjön, u. ähnl., oder mit einem finnl. Flußnamen wie Perojoki, 'Handelsfluß' (vermutlich identisch mit der russ. Купецкая рѣка)<sup>9)</sup> — also eine Anwendung des Wortes *vaþmāl*, die zur eben besprochenen Beinamengruppe gehört<sup>10)</sup>.

<sup>1)</sup> Ingimundr p. Flát. III, 116 (Hák. S. gamla); Ólafr. p. DN. III, 334 (14. Jahrh.).

<sup>2)</sup> Arnaldr s., ein westfälischer Kaufmann in Bergen, DN I, 147 (13. Jahrh.).

<sup>3)</sup> Halldórr d. DN I, 151, V, 144 (14. Jahrh.); Þorkell d. ib. VI, 134.

<sup>4)</sup> Sv. Riksark. Perg. Nr. 1842 (1369) — s. HELLQUIST, o. c. 99, Anm. 14.

<sup>5)</sup> HELLQUIST, o. c. 99.

<sup>6)</sup> Unter anderen zahlreichen Erwähnungen in an. und aschw. Denkmälern, sowohl wie in hanseatischen und baltischen Urkunden, s. die Chronik Heinrich des Letten, wo „*watmal*“, ebenso wie Salz, als Einfuhrartikel aus Gotland bezeichnet wird (I, 11).

<sup>7)</sup> Finl. Medelt. Urk. II, 128, 157 (14.—15. Jahrh.).

<sup>8)</sup> Finl. vattendragssnamm (Stud. f. nord. Fil. I, 4, 7).

<sup>9)</sup> Novgr. I Chronik 1311; vgl. in Finnland die vom fi. *saksa* 'Kaufmann' (urspr. deutscher Kaufmann) abgeleiteten Ortsnamen (SAXÉN, o. c. 146).

<sup>10)</sup> Vgl. den Ortsnamen Vadmalsön oder Valmundsön — im 15.—16. Jahrh. das heutige Djurgården in Stockholm (MONTELIUS, Sver. Hist. II 264, III 47, 50). Ob die vom Handelsartikel oder vom

Nimmt man an, daß der Григоръ водмолъ der Novgoroder IV und V Chronik ein Ausländer, genauer, ein Schwede oder ein Gotländer, war<sup>1)</sup>, und daß die anderen Chroniken ihn смолнянинъ nennen, weil er in der Smolensker Kriegsschar als einer der Anführer („мужъ предъний“<sup>2)</sup>) auftrat so läßt sich die Frage stellen, ob es wahrscheinlich ist, daß zu jener Zeit, im ersten Viertel des 13. Jahrh., ein Fremdling im russ. Kriegsdienst hätte stehen können<sup>3)</sup>. Die, sozusagen, klassische Periode des Söldnerdienstes der Normannen bei den russischen Fürsten war damals zwar längst vorüber; daß aber trotzdem ähnliche Fälle vorkommen konnten, wird durch zwei Verträge des 13. Jahrh. bezeugt, nämlich diejenigen von 1229 und 1268. Der erstere wurde vom Fürsten Mstislav von Smolensk<sup>4)</sup> mit Riga, den deutschen Städten und Gotland geschlossen; unter seinen Bestimmungen befindet sich die folgende: „латинескому не іехати на вѣиноу съ княземъ, ни съ Роусию; аже самъ хъчѣтъ, тотъ іедѣтъ. Тако Роусину не іехати с Латинескимъ на вѣиноу, ни оу Ризѣ, ни на Гочкомъ березѣ; аже хочеть самъ, тѣтъ іедеть“<sup>5)</sup>.

Die zweite Urkunde ist ein Vertragsentwurf von 1268 (Novgorod, die Deutschen und Gotland), wobei in der deutschen (lateinischen) Fassung folgendes bestimmt wird: „nullus eciam

---

Eigennamen abgeleitete Form die ursprüngliche ist? NORDBERG (o. c., 126) erwähnt nur die letztere — Valmunzø (13.—14. Jahrh.).

<sup>1)</sup> Wohl kaum ein Deutscher, da sein Beiname dem aschw. *vařmāl*, nicht dem mnd. *watmal* entspricht.

<sup>2)</sup> Dieser Ausdruck kann einerseits „Anführer, der an der Spitze eines Heerhaufens steht“, bedeuten, andererseits — „vornehmer, angesehener Mann“: мужи предънии = мужи вящии, лучъшии, u. ähnl., in den aruss. Chroniken; vgl. Nik. 1241: „иде архиепископъ . . . изъ Новагорода съ предними мужи къ великому князю“ und Нурат. Chron. 1165 „мужа своя передния“ (vornehme Männer aus der Umgebung des Fürsten Jaroslav von Galič), sowohl wie Novg. I Chron. 1154, 1191, 1197.

<sup>3)</sup> S. dazu GOLUBOVSKIJ Ист. Смол. земли 228—229.

<sup>4)</sup> Urenkel des in den an. Sagas als Haraldr Valdamarsson bekannten Mstislav von Novgorod (+ 1132), welcher nach der Prolog-Vita ebenso wie dieser den christlichen Namen Θεοδορъ führte.

<sup>5)</sup> GOETZ, o. c. 276.

hospes Theuthonicus vel Gotensis tenetur ire in expeditionem nec ad hoc de iure poterit coartari“<sup>1)</sup>).

Daß ein Kaufmann zugleich ein Kriegermann war und gelegentlich als solcher auftreten konnte, gehörte ja zu den sozialen Verhältnissen des 10., ebensowohl wie des 13. Jahrh.

Die beiden angeführten Stellen aus den russ. Verträgen des 13. Jahrh. können zur Erklärung des uns interessierenden Berichtes der Novgoroder Chronik herangezogen werden, indem hier versucht worden ist, eine Episode aus den skandinavisch-russischen Beziehungen der späteren Periode zu ersehen — einer Periode, wo das nordwestliche Rußland, das Austrvegr und Gardaríki der Wikingerzeit, samt seinen alten, dem germanischen Norden längst bekannten Handelsstädten Novgorod und Smolensk, sowohl wie das seit alters her mit dem Baltikum und mit Rußland in Verbindung stehende Gotland, in den weitumfassenden Kreis des im Aufschwung begriffenen hanseatischen Handels eingetreten waren.

Leningrad.

E. RYDZEVSKAJA.

### Russ. паутина, ukr. павутина ‘Spinngewebe’ und Verwandtes.

Die nicht lautgesetzliche Form des Wortes ‘Spinngewebe’ im Russischen und Ukrainischen, die das ursprüngliche паучина zurückgedrängt hat, „stammt, nach der Erklärung von A. SOBOLEVSKIJ, nicht von паукъ ab, sondern von einem andern Worte derselben Wurzel mit derselben Bedeutung — паутъ, das jetzt

---

<sup>1)</sup> GOETZ, o. c. 139. Unter ähnlichen im aruss. Recht bekannten Bestimmungen über den freiwilligen Kriegsdienst bei fremden Fürsten ist die im griech.-russ. Friedens- und Handelsvertrag von 911 enthaltene die älteste (ŠACHMATOV Пов. врем. лѣтъ 38); andere Beispiele aus verschiedenen westeuropäischen, besonders hanseatischen Urkunden, s. bei GOETZ, 159. Die Verordnungen über die Befreiung der ausländischen Kaufleute vom Kriegsdienst gehören zu den Rechtsbestimmungen, die es erzielen wollen, daß Handel und Verkehr vom Kriege unabhängig sei; vgl. GOETZ, 52ff., 137—138; M. ПОКРОВСКИJ, (Рус. ист. с древн. врем.) I 69—70 (Moskau 1922) und die dort angeführten Stellen aus der Novg. I Chronik (12—14. Jahrh.).



noch in der Bedeutung 'Spinne' (im Gouvern. Jaroslavl'), öfter aber noch in der Bedeutung 'Bremse' vorkommt" (Лекції по історії руського язика, 1907, S. 133. Vgl. auch РОТЕВНЈА, Русск. Фил. В. I, 88).

Wie aus dem Hinweis von SOBOLEVSKIJ ersichtlich ist, findet sich die Bedeutung 'Spinne' bei dem Worte паут nur auf einem verhältnismäßig kleinen dialektischen Gebiet, während das Wort паутина in Großrußland sehr verbreitet ist.

ПРЕОБРАЖЕНСКИЈ (Этимол. словарь русск. яз. II, S. 27) hat die Vermutung ausgesprochen, daß die Form паутина den Einfluß der Sippe von тянуть widerspiegelt. Ich halte es auch für wahrscheinlich, daß bei der Veränderung des ursprünglichen паучина die Volksetymologie eine Rolle gespielt hat; es scheint mir aber näher zu liegen, die Assoziation mit dem Worte тина 'Schlamm' anzunehmen, vgl. das zu dieser Bedeutung gehörende Element der Einsenkung in eine zähe faserige Masse u. dgl. Dieselbe Assoziation weist auch sloven. dial. *pālčina* 'Spinnweb', *pālek* 'Spinne' auf: vgl. *pāl* 'Schlamm' und *pāvek*, Gen. Sg. *pāvka* 'Spinne' (\**pavčina* gibt es bei Pleteršnik nicht).

Eine Volksetymologie kann man auch für das bulg. па-  
ѝжина (Геров) — liter.-bulg. паяжина vermuten: hier ist der Einfluß von ѝже 'Seil, Strick' fühlbar. Was das parallele пая(д)жина betrifft, so konnte es sein *dž* durch Kontamination mit altem *č* bekommen.

Es ist interessant, daß auch in dem zugrunde liegenden Worte паук, allem Anschein nach, im Russischen keine ganz „lautgesetzliche“ Form vorliegt<sup>1)</sup>. Wenn man es mit bulg. паякъ serb. паѝк, sloven. *pājok*, *pājek*, *pāvok*, polab. *pójāk* vergleicht, so findet man im Russischen (sowie im Ukrainischen und Weißrussischen) einen Unterschied in der Akzentstelle, die vermutlich von dem Einfluß der Wörter mit dem Suffix -ѝк, Gen.-Sg. -ука́ abhängt (dem letzteren begegnet man öfters bei Wörtern

<sup>1)</sup> Als die wahrscheinlichste Etymologie erscheint mir, trotz des akutierten *q*, diejenige von R. BRANDT (Дополн. Зам., 121, vgl. ПРЕОБРАЖЕНСКИЈ II, 28): *pa* + eine mit gr. *δρῆκος*, lat. *uncus* usw. verwandte Wurzel. Siehe auch J. KOŠTÍÁL im Nastavni Vjesnik 28 (1919): alt-ind. *avkáh* usw. (Idg. Jahrbuch IX, S. 228).

nichtslavischen Ursprungs oder solchen, in denen die Wurzel und das Endelement eine enge Einheit bilden: vgl. kirchensl. *пилюкъ* 'milvus', russ. *канюк*, Gen. Sg. *канюка́* 'Art Ohreule', *бирюк*, Gen.-Sg. *бирюка́* 'Wolf', *барсук*, Gen.-Sg. *барсука́* 'Dachs' usw. Im Ukrainischen ist das Suffix produktiv.)

Es ist auch bemerkenswert, daß das Wort *паўт*, in dem man den Einfluß der Betonung von *па́к* sehen kann, dialektisch die ursprüngliche Akzentstelle — *па́ут* bewahrt.

Die bulg. Form *па́юкъ*, die neben *паѣкъ*, *паякъ* besteht, kann, wenn es kein Serbismus ist, ein Reflex desselben Suffixes sein.

Charkov.

L. BULACHOVSKIJ.

## Studien zur sorbischen Sprachgeographie.

### 1. Zur „ostsorbischen“ Mundart.

L. ŠČERBA behandelt in seinem Buch *Восточно-лужицкое нарѣчје*. Bd. 1. Petersburg 1915 hauptsächlich phonetisch den sogenannten „Muskauer Dialekt“, einen Dialekt im Osten des sorbischen Sprachgebietes. In der Einleitung bezeichnet er unter § 3 die Grenzen des Muskauer Dialektgebietes als so klar und scharf, daß bei der Grenzföhrung kein Zweifel aufkommen könne, und von sogenannten „Übergangsdialekten“ nicht die Rede sein könne. Unter § 7 föhrt er Klein-Düben, Kromlau und Jämlitz besonders an und bezeichnet die ersten beiden sprachlich als niedersorbisch und Jämlitz als schleifisch. Er bemerkt, daß dieses sein Ergebnis mit dem anderer nicht übereinstimmt. Trotzdem er aber zugibt, nur einmal in diesen Dörfern gewesen zu sein, hält er seine Meinung aufrecht.

Von denen, die sich mit der Abgrenzung des „Muskauer Dialekts“ befaßt haben, sind sich alle über die Südgrenze einig; hier wird er nämlich durch die Muskauer Heide als natürliche Grenze eindeutig begrenzt. Keine Einigkeit herrscht über die Begrenzung des Muskauer Dialekts gegen Westen hin.

WJELAN hat es in einer Abhandlung über den Muskauer Dialekt (*Časopis Maticej Serbskeje* 1869, S. 58) als erster versucht, diesen Dialekt zu begrenzen. Für ihn ist die Grenze

westlich von Jämlitz, Kromlau, Weißwasser, so daß diese drei Dörfer noch zum Muskauer Dialekt gehören. Man ist geneigt, WJELAN Glauben zu schenken, da er aus dieser Gegend stammt.

MUCKE gibt in der Einleitung zu seiner „Historischen und vergleichenden Laut- und Formenlehre der niedersorbischen Sprache. Leipzig 1891 S. 4, wahrscheinlich in Anlehnung an WJELAN, die Grenzen genau so an wie dieser. Allerdings berichtigt er an anderer Stelle diese Meinung. Im Časopis Mać. Serbskeje 1884 S. 60 bezeichnet er Kromlau als niedersorbisch.

Es herrscht also noch keine Klarheit über die dialektischen Verhältnisse jener Gegend. Man kann da jedoch nicht auf Grund flüchtiger Eindrücke und Beobachtungen Abschließendes sagen. Nur eingehende sprachgeographische Studien können ein genaues Bild geben. Ich bin in der Lage, bei einer Reihe von Wörtern das Verbreitungsgebiet anzugeben. Zunächst Kromlau und Düben: Es kann kein Zweifel bestehen, daß diese beiden Dörfer niedersorbisch sind. Folgende Wörter beweisen dies:

<i>wjaža</i> 'Haus, Hausflur'	Schleife	<i>wježa</i> Muskau	<i>wěža</i>
<i>gjarnyk</i> 'Topf'	„	<i>gernyk</i> „	<i>gernyk</i>
<i>wjacor</i> 'Abend'	„	<i>wjecor</i> „	<i>wěcor</i>
<i>jabrik</i> 'Leiterchen'	„	<i>rjeblik</i> „	<i>rěblik</i>
<i>pjac</i> 'Backofen'	„	<i>pjec</i> „	<i>pěc.</i>
<i>truba</i> 'Röhre'	„	<i>truba</i> „	<i>truba.</i>

Jedoch sind beide Dörfer nicht unbeeinflußt von den beiden angrenzenden Dialekten geblieben. In den etwa 40 Wörtern, die ich meiner Untersuchung zugrunde gelegt habe, sind drei aus dem „Schleifer Dialekt“: *gubjenica*; Musk. *gumjenica*, niedersorb. *wótalnica* 'Tennenwand', *twelka*; Musk. *hantuch* niedersorb., *hantwal* 'Handtuch'; *cejdzawka*; Musk. *powuzka*, niedersorb. *cejżawka*.

Mit dem Muskauer Dialekt teilt Kromlau, Düben die Art, den Pferde-, Kuh- und Schweinestall zu bezeichnen. Hier bezeichnet man alle diese Ställe mit *chlěw* und setzt zur Unterscheidung *konjecy*, *krowiny*, *swininy* hinzu, während im Schleifer Dialektgebiet dafür drei Vokabeln vorhanden sind:

*konjenc*, *krowjenc*, *winjenc* oder *swininy chlěw*. In Halbendorf, welches an sich zum Schleifer Dialekt gehört, habe ich allerdings einmal *chlěw* für alle drei Stallarten belegt gefunden.

Nun zu den Dörfern Jämlitz, Gablenz, Weißwasser: Die Neigung des Muskauer Dialekts, das  $e_1$  zu einem  $\check{e}$  (= ein monophthongischer Mittellaut zwischen  $i$ — $e$  mit anlautendem  $i$ -Element) zu verengen, ist von diesen Dörfern in Gablenz auffällig zu konstatieren:

Jämlitz *rjeblik* Gablenz *rěblik* Weißwasser *rjeblik* 'Leiterchen'  
(auch *rjeblik*)

„ <i>wježa</i>	„ <i>wěža</i>	„ <i>wježa</i> 'Hausflur'
„ <i>pjec</i>	„ <i>pěc</i>	„ <i>pjec</i> 'Backofen'
„ <i>gjerc</i>	„ <i>gěrc</i>	„ <i>gjerc</i> 'Musikant'
„ <i>pjes</i>	„ <i>pěs</i>	„ <i>pjes</i> 'Hund'
„ <i>len</i>	„ <i>lěn</i>	„ <i>len</i> 'Flachs'

Den dem Muskauer Dialekt eigentümlichen  $o$ -Laut, den ŠČERBA (§ 25) als mit einem  $u$ -Element ausklingend bezeichnet und mit  $o$  umschreibt, weisen Gablenz und Weißwasser auf, Jämlitz hat den normalen sorb.  $ó$ -Laut. Weißwasser-Gablenz *bog* 'Gott', *prog* 'Schwelle', *rog* 'Ecke'; Jämlitz *bóg*, *próg*, *róg*.

Das ursl.  $\xi$  in *prěsti* 'spinnen' und *grěda* 'Balken' haben Weißwasser und Gablenz als  $\acute{a}$  vertreten *přasć* und *grjada*, Jämlitz aber als  $e$  *přesć* und *grěda*.

Gemeinsam haben alle drei Orte die *ťrt*-Gruppe in *\*čěrnějb* 'schwarz' und *\*čěrtě* 'Teufel' als *t'art*, also *carny* und *cart* vertreten, während das Schleifer Gebiet hier *cerny* und *cert* (allerdings ist *cart* auch zu belegen) aufweist. Die Formen Schleifer Dial.: *gubjenica*, Musk. Dial. *gumjenica* sind in allen drei Orten nebeneinander gebräuchlich.

Aus diesen Beobachtungen geht hervor, daß diese drei Orte einen Übergang vom Muskauer Dialekt zum Schleifer Dialekt zu bilden scheinen.

Das würde ŠČERBAS Hypothese, daß der Schleifer Dialekt einst über Jämlitz weiter nach Norden gereicht habe (S. 192) unwahrscheinlich machen. ŠČERBAS Hypothese wird außerdem noch unwahrscheinlicher, wenn man folgendes bedenkt:



1. Daß wesentliche Dialektgrenzen in der Lausitz meist von Westen nach Osten verlaufen und nicht, wie es nach ŠČERBA hier der Fall sein müßte, von Norden nach Süden.

2. Daß das nächste Dorf nördlich von Jämlitz sorb. *Carna* (dtsh. Zschorne) und nicht *Cerna* heißt, wie es sonst heißen müßte, da es dann doch auf Schleifer Sprachgebiet läge.

3. Der Flurname Wustrohza, den ŠČERBA in der Gegend von Bademeusel aufgezeichnet hat, soll ŠČERBAS Hypothese stützen, indem dies eine Schleifer Form zur Grundlage haben soll, nämlich *wóstry*. Niedersorb. laute es ja *wótřy*, vgl. *Wó-třowce*. Hier ist festzustellen, daß der Wandel von *kr*, *pr*, *tr* zu *kř*, *př*, *tř* auch vor dunklen Vokalen im Niedersorb. durchaus nicht einheitlich durchgedrungen ist. So ist östlich einer Linie von Groß-Buckow, Kahren, Horno (Kr. Guben) alle Dörfer einschließlich, *kr*, *pr* vor dunklen Vokalen erhalten geblieben, oft auch *tr*, besonders in der Verbindung *str*, letzteres sogar vor hellen Vokalen. Dieses ist bereits MUCKE aufgefallen (Mu. Gr. S. 231). Da Gr. und Kl.-Bademeusel in einem Gebiet liegen, welches sich an dieses anschließt, bildet dieser Flurname Wustrohza nichts außergewöhnliches.

4. Es ist unwahrscheinlich, daß ŠČERBAS Gewährsmann für die Zahlen: *jidn*, *dwa*j, *tschi*, *schtiri*, *pitsch*, die ja nicht niedersorb. wären, diese der einmal dort gebräuchlichen Umgangssprache entnommen hat. MUCKES Statistik Časop. Mać. Serb. 1884 gibt diese Dörfer faktisch für vollkommen verdeutscht an.

Berlin.

PAUL WIRTH.

## Beiträge zur slavischen Altertumskunde.

### VI. Neues und Nachträgliches.

1. Der Flußname *Kwa*. Einen Flußnamen *Kwa* bringt KOZIEROWSKI Badania nazw topograficznych na obszarze dawnej Wschodniej Wielkopolski VI 222 bei und erläutert ihn als „rzeka na Bobrach, par. Błonie, powiat Łęczycki“. Man muß auch diesen Namen, neben den früher Zeitschr. V 360ff. und VI 145ff. besprochenen, als weder aus dem Germanischen noch aus dem Slavischen deutbar bezeichnen. Sieht man sich nach

einer Deutung um, so fällt einem sofort ein dakisches Wort ein, das von JOKL bei Ebert Reallexikon XIII 287, 288 und 293 aus dem dakischen Pflanzennamen *καδάμα · ποταμογείτων* bei Dioskorides erschlossen worden ist. JOKL a. a. O. hat diesen Namen wegen der griechischen Entsprechung als „Wassersiedler, im Wasser seine Heimstätte habend“ gedeutet und in seinem ersten Teil ein dak. *kwa* ‘Wasser’ erkannt, das er zu aind. *ka-* ‘Wasser’ stellt, wozu K. F. JOHANSSON IF 2 (1894) 20ff. W. FOY KZ 36 (1900) 123 Anm. zu vergleichen sind. Wenn ich bisher die „nordillyrischen“ Namen mehr mit Namen aus dem Illyrischen verglichen habe und jetzt einen Vergleich mit dem Dakischen für möglich halte, so geschieht das aus dem Grunde, weil JOKL auf Übereinstimmungen zwischen Thrakisch und Illyrisch im Wortschatz aufmerksam gemacht hat, die uns auch erklären würden, warum das Albanische sowohl mit dem Thrakischen als mit dem Illyrischen gemeinsame Ausdrücke besitzt. Vgl. dazu Zschr. V 286ff.

2. *Οὔιαδούας*, den Namen der Oder, habe ich aus Ptolem. II 11, 7: *μέχρι τοῦ Οὔιαδούα ποταμοῦ* erschlossen. Es steht allerdings bei Ptolem. II 11, 2 auch *Οὔιάδου ποταμοῦ ἐκβολαί*, doch könnte ich mit der ersteren Form nicht fertig werden, wenn ich diese letztere als Gen. sing. von einem *\*Οὔιαδος* auffasse. Dagegen könnte ein Gen. *Οὔιάδου* als Verstümmelung eines *Οὔιαδούα* ganz gut verstanden werden. Das Umgekehrte ist weniger wahrscheinlich, weil ein Gen. s. auf *-ov* im Griechischen sehr gewöhnlich, einer auf *-ova* dagegen ganz außergewöhnlich wäre. Ein Gen. sing. auf *-a* ist im späteren Griechisch bei den *-a* Stämmen sehr verbreitet. In römischen Eigennamen kommt er auf griechischen Inschriften mehrfach vor. Außerdem gibt es dafür Belege bei Polybios, Dio Chrysostomos u. a. Vgl. K. DIETERICH Untersuchungen z. Gesch. d. griech. Spr. (Lpz. 1898) S. 171ff. dazu weitere Beispiele bei W. SCHMID Wochenschr. f. klass. Phil. XVI 542. So viel zur Begründung meines früheren Ansatzes *\*Viaduas* für diesen Flußnamen. Ich habe nun dieses *\*Viaduas* zweifelnd mit *Addua* ‘Adda, Nebenfluß des Po zwischen Placentia und Cremona’ verglichen. Diese Deutung mißfällt RUDNICKI Slavia Occid. IX 705, der sie ohne Angabe von Grün-

den ablehnt. Wenn er ohne weiteres von einem \**Oῦιάδος* redet (auch schon *Slavia Occid.* VI 388), so halte ich das für reine Willkür, solange er den griech. Gen. s. *Oῦιαδόυα* daneben nicht erklärt. Nun ist zu bedenken, daß ZACHRISSON *Zschr. f. Ortsnamenforschung* VI 41 und LÖWENTHAL ebda IV 62ff. in diesem *Viaduas* ein Präfix *vi-* sehen, das auch in anderen idg. Flußnamen begegnet. ZACHRISSON verweist z. B. auf die gallischen Flußnamen *Viaurus*, *Vianna* und ähnliches. Besonders deutlich läßt sich *Viaurus* (s. die Belege bei HOLDER *Altkelt. Sprachsch.* III 274) in *vi-* und *auros* zerlegen, wobei zum zweiten Bestandteil *Zschr.* I 101, V 524 zu vergleichen ist. Wenn man auch in dem Falle *Oῦιαδόυας* das *vi-* so auffaßt, dann ergibt sich für den zweiten Teil der sehr ansprechende Vergleich mit avest. *adu-* 'Bach, Wasser', welches von SCHEFTELOWITZ *Idg. Jahrb.* XIV (1930) 19, IF 46 (1928) 248ff. mit lit. *odmenis* 'Flußmündung' verglichen worden ist. Vgl. auch *Idg. Jahrb.* XIV (1930) 19. Diese Deutung erscheint mir besser als der Versuch LÖWENTHALS *Zschr. f. ONforschung* IV 62ff., *Viadua(s)* aus \**Vi- audua-* zu erklären und mit lit. *audra* 'Sturm' usw. in Verbindung zu bringen. LÖWENTHAL a. O. hält den Namen für illyrisch. Zur Endung von *Oῦιαδόυας* ließe sich auf das germanische *Γρανούας* Gran-Fluß bei Ptolem. verweisen, da der Oder-Name durch germanische Vermittlung gegangen sein kann. Über die Etymologie von *Γρανούας* falsch LÖWENTHAL a. O. IV 62ff. s. *Zschr.* II 525. Trifft diese obige Erklärung von *Viaduas* das Richtige, dann hätten wir es jedenfalls wieder mit einem alten Flußnamen zu tun, der weder germanisch noch slavisch ist.

RUDNICKI hat in *Oῦιάδος*, wie er diesen Namen der Oder ansetzt, einen slavischen Flußnamen gesucht, dessen Wurzel mit derjenigen von slav. *vědro* 'Eimer', *voda* 'Wasser' usw. identisch wäre. In dem *-ia-* sieht er bereits die „lechitische“ Vertretung des urslav. *ě*. Er hat dabei stillschweigend vorausgesetzt, daß die Verteilung der westslavischen Stämme zur Zeit des Ptolemäus sich bereits von der heutigen nicht unterschieden habe. Die Sorben müssen nach ihm schon damals in der Lausitz gesessen haben und die Polen an der Oder. Sonst wäre ja das *-ia-* für *ě* nicht zu verstehen, das nicht sorbisch, sondern nur polnisch

sein kann. Nun ist aber diese Annahme mit unseren Kenntnissen von der Ausbreitung der suebischen Stämme nicht in Einklang zu bringen. Aber auch abgesehen von dieser großen Schwierigkeit, ist die „lechitische“ 'a-Vertretung für urslav. ě in so alter Zeit höchst unglaublich und vor allem existiert ein slav. \**věd*-‘Wasser’ mit langem Vokal nur in der Phantasie RUDNICKIS. Noch weniger befreunden kann ich mich mit RUDNICKIS Auffassung, der in spätlateinischen Quellen überlieferte Name der Oder *Viadrus* sei gleich einem lechit. \**Vědroš* (Slavia Occid. VI 388). Aus einem solchen, nur konstruierten slav. Namen erwarte ich ein lat. \**Vedrosis*. Ich halte *Viadrus* für eine graphische Umgestaltung von *Oῦαδούας*. Die von mir vertretene Ansicht über *Viadrus* findet sich, wie ich nachträglich merke, auch bei K. KRETSCHMER Histor. Geogr. v. Mitteleuropa 97, der *Viadrus* erst dem 15.—16. Jahrh. zuschreibt. Das stört RUDNICKI nicht, auch *Viadrus* für ein uraltes Zeugnis seiner „Lechiten“ zu halten.

3. Der Flußname *Gwda*. Für einen rechten Nebenfluß der Netze gibt es den polnischen Namen *Gwda*, dem der deutsche Name *Küddow* entspricht (s. Słownik polski geogr. 2, 922 und K. KRETSCHMER Histor. Geogr. von Mitteleuropa S. 102). Die Belege für *Gwda* hat in letzter Zeit KOZIEROWSKI an mehreren Stellen seiner verdienstvollen Arbeiten zusammengestellt. Vgl. Roczniki Tow. Przyjaciół Nauk w Poznaniu Bd. 39 S. 278, Bd. 47 S. 282. Die Schreibungen dafür sind verschieden. Es begegnet *Głda* (1650—1652), auch schon 1440: ad fluvium *Glda*. (a. O. Bd. 47, 282), außerdem aber auch *Chuda* 1260, *Kudda* 1312, *Gwda* 1349 endlich fluvius *Kieda* (1719—1720) vgl. KOZIEROWSKI a. O. 39 S. 278. Etymologisch wurde dieser Flußname in letzter Zeit von RUDNICKI Slavia Occident. VI (1927) 343ff. behandelt. Merkwürdigerweise macht er überhaupt nicht den Versuch, diese bunte Reihe von Schreibungen auf eine Grundform zurückzuführen, sondern nimmt eine Mannigfaltigkeit der Namen für verschiedene Teile des Flusses an, s. Slavia Occid. VI 352. Sehr eigenartig berührt es allerdings, daß diese Namen von angeblich verschiedener Herkunft einander lautlich so verblüffend ähnlich sind. RUDNICKI vergleicht den Namen



mit *Wda* 'einem linken Nebenfluß der Weichsel' (auch *Czarna Woda* genannt); den er durchaus plausibel auf *Vda* zurückgeführt hat. Eine „Nebenform“ *Gda* für den Gwda-Fluß hält er für einen Beweis, daß dieser Name mit apreuß. *gudde* 'Busch' etymologisch zusammenhängt. Aus *Gda* und *Wda* entstand nach ihm durch Kontamination (!) *Gwda*. Dann kamen nach ihm noch weitere Kontaminationen dazu, die die Schreibung *Głda* erklären sollen. Eine Schreibung *Gwoda* ist für RUDNICKI kontaminiert aus *Gda* und *Woda* und so geht es weiter ohne Schonung des Papiers und der Druckerschwärze. Die Erörterung endet damit, daß die Schreibung *Głda* als *Głda* zu russ. *gludkij* 'schlüpfrig, glatt': lit. *glaudūs* 'glatt' gestellt wird, die anderen Schreibungen aber ihre eigenen Etymologien bekommen.

Bereits KOZIEROWSKI Roczniki Tow. Przyj. Nauk w Poznaniu 47 S. 282 hat *Głda* mit dem ON *Wygiełdów* im Kr. Wieluń verglichen. Dazu kommt noch ein fluvius *Kefdicz* bei Baldenburg in einer Urkunde von 1310 bei PERLBACH Pommerell. Urkundenb. 603, den schon RUDNICKI *Slavia Occid.* VI 352ff. mit *Gwda* verglichen und zu einer „lechitischen“ Wurzel \**gud-* gestellt hat, die zu deutsch gießen usw. gehören soll.

Ich bin der Ansicht, daß die verschiedenen Formen und Schreibungen für den Flußnamen *Küddow* nur unter einen Hut gebracht werden können, wenn als Grundform für alle ein \**Kłda* oder \**Głda* angesetzt wird. In beiden Fällen wäre der Vokal *z* nach *l* im Polnischen oder Pomoranischen geschwunden. Nun erscheint mir aber RUDNICKIS Deutung von *Głda* im Zusammenhange mit russ. *gludkij* 'schlüpfrig, glatt' wegen der für einen Flußnamen wenig charakteristischen Bedeutung des letzteren nicht einleuchtend. Das lit. *glaudūs* 'sich anschmiegend, glatt anliegend, eng geschlossen', auch 'schmeichlerisch' (vgl. NIEDERMANN-SENN-BRENDER Lit. Wb. s. v.) paßt noch weniger für einen Flußnamen. Vgl. auch lett. *glāust* 'glätten, streicheln, liebkosen' und *gluda* 'Sensenstein', *gluds* 'glatt' (MÜHLENBACH-ENDZELIN Lett. Wb. I 622ff., 629). Ich möchte bei *Głda* von einem älteren *Kłda* ausgehen. Dann ergibt sich die Möglichkeit, diesen Flußnamen zu der idg. Wurzel zu stellen, die in griech. κλύζω 'spüle', κλύδων 'Wogenschlag', κλυσμός

‘Plätschern’, lat. *cluo* ‘purgo’, *cloāca*, irisch *Cluad* ‘Flußname’ phryg. *Cludrus* ‘Flußname’ vorliegt. Vgl. dazu WALDE Lat. Wb.<sup>2</sup> S. 172ff., OSTHOFF Zschr. f. kelt. Phil. VI 395ff., JOKL bei Ebert Reallex. X 142. Diese Wurzel sucht man auch in lit. *slūju*, -ti, *slaviāu* ‘feger, wische’. In einem \**Klāda* mußte das Polnische zuerst den *z*-Vokal verlieren wie in poln. *pchła*, *okchnąć* ‘taub werden’ *okchły* ‘taub’, apoln. *kłtać* ‘schlucken’, Gen. s. *ptci* von *ptec* aus *blōcha*, *ogłschnęti*, *głstati*, *plęti* usw. Darauf mußte in \**Klāda* eine Assimilation des *k* an die benachbarten stimmhaften Laute stattfinden, wie umgekehrt in \**glchnąć* der *g*-Laut durch die stimmlose Nachbarschaft zu *k* verändert worden ist. Selbstverständlich sind die Schreibungen *Gwda* usw. nur graphische Varianten und es besteht keine Notwendigkeit, für sie andere Grundformen anzusetzen als für *Głda*. Welcher Sprache dieser hier vorausgesetzte \**Klāda*-Name ursprünglich angehört, ist schwer zu entscheiden. Er braucht wegen seines Gutturals nicht unbedingt unslavisch zu sein, auch wenn die oben angegebenen idg. Wörter ein idg. *k̑*- im Anlaut gehabt haben sollten, denn wir haben ja bekanntlich auch im Slavischen Entgleisungen in der Vertretung der idg. Palatale. Viel weniger wahrscheinlich als obige Deutung erscheint mir jedenfalls der Versuch Archiv 38, 53 das *l* in *Głda* durch „Einschub“ zu deuten und den Namen zu apreuß. *gudde* ‘Busch’ zu stellen.

4. *Cusus* „ein Nebenfluß der Donau“. Von diesem bei Tacitus Annales II 63 begegnenden Fluß, der gewöhnlich mit dem Waag identifiziert wird, ist schon Zschr. VI 148 die Rede gewesen. Ein ähnlicher Name begegnet auch auf illyrischem Gebiet wie a. O. hervorgehoben worden ist. Daß er ursprünglich slavisch ist, ist selbstverständlich ausgeschlossen, da er zu einer Zeit bezeugt ist, wo in der heutigen Tschechoslowakei keine Slaven saßen. Ich möchte ihn aber etymologisch als unverwandt mit der idg. Wurzel verknüpfen, die in bg. *kíša* ‘Schlackwetter’ skr. *kíša* ‘Regen’, lett. *kāšāt* ‘wallen, kochen’, *kūsuls* ‘Sprudel’ vorliegt. Vgl. dazu BERNEKER EWb. I 678, MÜHLENBACH-ENDZELIN Lett. Wb. II 337ff., OSTEN-SACKEN Archiv 32, 330, ZUBATÝ Sborník Filol. I 124.

5. *Tharandt* „Ortsname in Sachsen“. Von diesem Namen ist bereits Zeitschr. VI 145ff. die Rede gewesen. Er wurde dort mit dem illyrischen Ortsnamen *Tarentum* zusammengestellt und es wurde darauf hingewiesen, daß *Tarentum* von einem *Tara*-Fluß seinen Namen hat. Dieser letztere könnte die Bedeutung „schnell“ gehabt haben. Vgl. die a. O. beigebrachten idg. Wörter. Merkwürdigerweise liegt auch *Tharandt* an einem Fluß, der *Wilde Weißeritz* heißt und dessen zweiter Bestandteil auf slav. *Bystrica* 'schneller Fluß' zurückgeht. Als ich diese Tatsachen in einem Vortrage in der Berliner Gesellschaft für deutsche Philologie im November 1930 darlegte, bemerkte der Germanist Dr. O. BASLER in der anschließenden Diskussion, er habe als Kind in *Tharandt* als Bezeichnung für einen in die Weißeritz mündenden kleinen Bach die Benennung *Thare* gehört. Dieser Bach habe eine schnelle Strömung und stimme zu dem von mir genannten illyrischen Flußnamen, vgl. *Tara* in Bosnien (a. O.). Dr. BASLER hat die Güte, mir über diesen Gegenstand jetzt noch Folgendes zu schreiben (16. 3. 1931): „Der endgültige Bericht über *Thare*, *Thara* hat sich lang hinausgeschoben, weil ich immer die Hoffnung auf aktenmäßige Begründung hatte. In Kartenwerken seit der Mitte des 18. Jahrh. bis heute, auch in 1 : 100000 Aufnahme kommt der Name nicht vor. Meine Anfragen bei dem Vorsteher der Schule in *Tharandt*, bei Prof. RAAB von der Forsthochschule daselbst, und im Staatsarchiv zu Dresden sind erfolglos geblieben: keine der drei Stellen, die sich wirklich Mühe gaben mir zu helfen, konnte aus lebendem Mund den Namen *Thara* für den in *Tharandt* in die ‚Weißritzbach‘ einmündenden kleinen Bach nachweisen. Besonders der Schulkorvorstand ließ die Eltern der Kinder befragen . . . Und doch täuscht mich meine Erinnerung nicht — ich habe den sächsischen Klang von *Thāra* noch fest im Ohr; ich möchte auch nicht an die Möglichkeit der sekundären Bezeichnung *Thara* nach vorhandenem ON *Tharandt* glauben. Vielleicht ist die Sache in letztem Ausklingen gewesen, als ich sie hörte. Der fragliche Bach heißt in der Stadt *Tharandt*, auch in der Literatur *Schlo(d)itzbach*, soll zu abg. *zlato* gehören und ‚goldführender Bach‘ bedeuten.“

## VII. Die Kylfingar in Rußland.

Durch einen schönen Aufsatz von MIKLOSICH Archiv X 1—7 sind wir längst darüber belehrt worden, daß eine nordgermanische Sippe der Kylfingar (aruss. *kolbegъ*) im alten Rußland ansässig gewesen ist. MIKLOSICH hat mit Hilfe von Ortsnamen den Nachweis erbracht, daß diese Sippe etwa in der Gegend von Tichvin und bei Pskov gesessen hat. Daß diese Kylfingar ein Eroberervolk waren, zeigt ihre ständige Erwähnung im Zusammenhange mit den Warägern in der Russkaja Pravda. Rechtlich ist ein *Kolbjagъ* einem *Varjagъ* gleichgestellt, wie die von MIKLOSICH beigebrachten Zitate aus der Russkaja Pravda zeigen. Vgl. auch ŠACHMATOV Drevnejšije sud'by russk. plemeni 48ff. Nun hat in neuester Zeit der Petersburger Germanist W. BRIEM sich wiederum der Kylfingar-Frage angenommen und kommt zu dem Ergebnis, daß die Kylfingar mit den Woten, einem finnischen Volksstamm im Petersburger Gouvernement, identisch sein müssen. Seine darüber handelnden Aufsätze sind Bulletin de l'Acad. des Sciences de SSSR 1929 Nr. 4 S. 277ff. und Acta philologica scandinavica IV (1929) 40ff. erschienen.

BRIEM geht von der früher bereits bekannten Tatsache aus, daß der Name *Kylfingar* von einem anord. *kylfa* 'Keule, Knüttel, Stecken' abgeleitet sei. Vgl. dazu schon Unterz. Rocznik Slawist. V 137. Diese Ableitung faßt er so auf, daß *Kylfa* die Bezeichnung eines Landes oder Ortes sei, von wo die Kylfingar stammten oder wo sie wohnten. Nun ist BRIEM bekannt, daß der Name *Vadja* für das Wotenvolk, russ. *Vodь* mit finn. *vaaja* 'Pflock, Keil, Pfahl', estn. *wai* Gen. *waia* 'das-selbe' zusammenhängt (vgl. schon SJÖGREN Gesammelte Schriften I 501ff.)<sup>1)</sup>. Daraus schließt er, daß das von ihm unter *Kylfa* vermutete Land mit dem Lande der *Vodь*, der ostseefinnischen Woten identisch sei und er sieht in *Kylfingar* einen ins Nordische übersetzten Wotennamen.

<sup>1)</sup> Über die Verbreitung der Woten, (die nicht dasselbe sind wie die *Wotjaken* im Osten, trotz KARSKIJ Russkaja Pravda S. 99) vgl. L. KETTUNEN *Vatjan kielen äänestoria*. Helsingfors 1915 (mit Karte), dazu auch F. WIEDEMANN Über die Nationalität und Sprache der Kreewinen in Kurland (1871).



Ich muß gestehen, daß ich diese ganze Lehre von BRIEM für völlig abwegig halte. Ich wundere mich besonders, daß ein Germanist auf solche Gedanken kommen konnte und gehe hier auf diese Irrlehre nur deswegen ein, weil ihr Urheber sie an mehreren Stellen mit großer Sicherheit vertritt und sie neuerdings anscheinend auch von anderer Seite Anerkennung gefunden hat. Vgl. E. RYDZEVSKAJA Doklady Akad. Nauk 1930, B, Nr. 8 S. 137ff. und KARSKIJ in seiner neuen Ausgabe der Russkaja Pravda (Peterburg 1930) S. 99.

Schon die Voraussetzung, daß ein Land \**Kylfa* aus dem Namen der *Kylfingar* zu erschließen sei, ist durchaus nicht zwingend. Der Name *Kylfingar* könnte als „die mit Keulen Bewaffneten“ aufgefaßt werden. So deutete ihn F. JÓNSSON s. unten und VASILJEVSKIJ Trudy I 350ff. Diese Leute konnten natürlich ihre Bewaffnung ändern und doch blieb der Name. Dieser Name kann aber auch anders erklärt werden, als „die Leute eines *Kylfa*“, wo *Kylfa* ein Personennamen wäre wie aruss. *Kyj* ~ *Kij*, woher *Kiev*. Schließlich könnten das auch Leute sein, die einen Pflock verehrten. F. JÓNSSON erwägt auch noch die Deutung als „Eidgenossen“. Es gibt also mehrere Möglichkeiten, die m. E. nicht weniger nahe liegen als die eine, von BRIEM willkürlich herausgegriffene. Als ein germanisches Eroberervolk werden die *Kylfingar* erwiesen durch die rechtliche Gleichstellung mit den Warägern und durch die Nachricht der Egilssaga Skallagrimssonar ed. F. JÓNSSON S. 35ff., wonach 30 *Kylfingar* von Osten zu den Lappen im nördlichen Norwegen gekommen sind. Zudem hat auch schon MIKLOSICH die Umschreibung von *pugna* als *kylfings fjúk* (*Kylfingi procella*) in einem Gedicht aus dem 14. Jahrh. erwähnt Archiv X 6. Es ist deutlich zu sehen, daß es sich um Krieger handelt. Das beweisen auch die aus byzantinischen Quellen beigebrachten Belege für *Κούλιγγοι* in byzantinischen Diensten. Diese Form muß aus dem aruss. *кѡлбѣгѡ* entlehnt sein, vgl. schon Unterz. Roczn. Slaw. V 137. Es ist ganz phantastisch in diesem Falle, wie BRIEM und RYDZEVSKAJA Doklady Akad. N. 1930 S. 141 es tun, von finnischen Söldnern in Byzanz zu sprechen. Die harmlosen Woten waren solchen Aufgaben nicht

gewachsen. Vgl. z. B. in der Novgoroder 1. Chronik Synodalhs. s. a. 1069 die Nachricht von der schweren Niederlage der Woten durch die Russen. Wo gibt es denn überhaupt Spuren ostseefinnischer Krieger bei den Byzantinern? BRIEM Bulletin 1929 S. 285 deutet an, einige von den bisher ungedeuteten Namen in den Verträgen der Russen mit den Griechen seien möglicherweise nicht germanisch, sondern finnisch. Solche Aussprüche müßten aber doch jedenfalls begründet werden, denn der finnische (d. h. ostseefinnische!) Einfluß in Byzanz ist so unwahrscheinlich wie nur möglich. Die Byzantiner haben natürlich nur kampferprobte Söldnertruppen herangezogen und die Eignung der Woten für das Kriegshandwerk mußte ihnen höchst problematisch bleiben, weil der Kriege Ruhm dieses von BRIEM erst für die Kriegsgeschichte entdeckten Volkes sogar dem Kiewer Chronisten unbekannt geblieben ist<sup>1)</sup>. Es genügt auch die Nowgoroder Chroniken durchzusehen, um sich davon zu überzeugen, daß die *Vodb*, *Vožane* 'die Woten' in ganz anderer Weise auftreten als die *Kylfingar* und nicht bis nach Lappland wandern. Das von BRIEM erfundene Land *Kylfa* soll so viel bedeuten wie „Keil“ und soll mit wotisch *Vadja* 'Keil' identisch sein. Der Verfasser setzt sich aber über die Tatsache glatt hinweg (Bulletin de l'Acad. 1929 S. 282), daß die den Namen der *Kylfingar* in Rußland enthaltenden und von MIKLOSICH nachgewiesenen Ortsnamen bei Pskov und Tichvin durchaus nicht auf dem Gebiet der historisch bezeugten Woten liegen. Die Woten sitzen viel nördlicher.

BRIEM macht Bulletin 1929 S. 282 den Versuch, einige Ortsnamen um Novgorod mit dem Namen der Woten zu verbinden und folgt dabei der philologisch höchst unzuverlässigen Führung N. BARSOVS. Gleich letzterem betrachtet er als Ablei-

<sup>1)</sup> Durchaus nicht befreunden kann ich mich auch mit den Ausführungen von KARSTEN Germ.-finn. Lehnwortstudien (Helsingfors 1915) S. 244 Anm. über die *Kylfingar* und den Zusammenhang des finn. *Kaleva* mit denselben. Auch nicht mit seiner Ansicht von der Teilnahme der Finnen an der Gründung des russischen Reiches. Auf unmöglichen sprachlichen Voraussetzungen beruhen schließlich die ganz veralteten Kombinationen über die *Kolbjagi* bei L. K. GOETZ Das russische Recht III 90 ff. und IV 86.

tungen des Namens *Vadja*, *Vadjalaiset* solche Ortsnamen wie: *Vodosjino* ON nordwestl. von Boroviči, *Vodosi* an der Lovat', *Vodosy* an der Kunja. Die Zusammengehörigkeit dieser Namen mit der Bezeichnung der Woten ist aber durchaus fraglich und müßte erst durch Deutung der Wortbildungselemente begründet werden. Doch damit gibt sich der Verfasser überhaupt nicht ab. Weiterhin muß BRIEM, um seine These *Vodb* = \**Kylfa* zu stützen, annehmen, daß eventuelle Übersetzungen der *Kylfa*-Ortsnamen als russ. *Klin* weiterleben. Dieser Versuch erscheint sofort sehr wenig aussichtsvoll, wenn man die treffende Beobachtung von E. RYDZEVSKAJA Doklady Akad. Nauk 1930 Nr. 8 S. 137ff. berücksichtigt, wonach der geographische Name *Klin* sich durchaus nicht auf das Gebiet der Novgoroder Slověne und der Woten beschränkt, sondern auch im Wolga-gebiet, Nordwest- und Zentralrußland, sowie in Polen und Litauen angetroffen wird. Vgl. z. B. die verschiedenen polnischen ON *Klin* im Słownik polski geogr. IV 153ff. und für Rußland etwa SEMENOV Geogr.-statist. slovar' II 633ff. Mit Hilfe der *Klin*-Namen läßt sich jedenfalls das Verbreitungsgebiet der Woten nicht bestimmen. Sonst hat BRIEM abgesehen von diesen Namen, auf Grund der stark veralteten Arbeit von BARSOV Očerki russ. istorič. geografii verschiedene Ortsnamen als Beweis für das Vorhandensein seiner „finnischen“ *Kylfingar* im Petersburger Gouv. herangezogen wie *Kolba*, *Kolpino* usw. die mit den *Kylfingar* nicht das Geringste zu tun haben, wie jeder geschulte Sprachforscher sofort sehen kann. Diese Namen hat schon RYDZEVSKAJA anders erklärt (DOKLADY 1930 S. 141ff.). Sieht man von dem hier besprochenen Material ab, dann bleibt für BRIEMS These von der Gleichsetzung der *Kylfingar* und Woten überhaupt kein Beweismaterial übrig und das hier besprochene Material kann unter keinen Umständen für seine Ansicht verwertet werden. Es muß auch auffallen, daß BRIEM sich über die Bedeutungsverschiedenheit von *Vadja* 'Keil, Pflock, Stange' (zum Einschlagen oder Einstecken) s. THOMSEN Beröringer 235 und *Kylfa* 'Keule, Knüppel, Stecken' doch zu leicht hinwegsetzt. Für die von ihm angenommene Übersetzung eines Ländernamens wäre begriffliche Identität beider Bedeutungen un-

bedingt notwendig. Aus diesen Gründen halte ich die ganzen Aufsätze von BRIEM für durchaus verfehlt und für einen argen Rückschritt nach den früheren soliden Feststellungen von MIKLOSICH, VASILJEVSKIJ und ŠACHMATOV.

Berlin.

M. VASMER.

## Wiederum die Unterschrift der Anna Regina.

### I.

Die Königinmutter Anna, die im Jahre 1063 unter eine lateinische Urkunde ihren Namen in kyrillischen Buchstaben als *Ana r̃vina* setzte, scheint noch immer nicht zur Ruhe zu kommen, s. diese Zeitschr. IV, 141 u. V, 136. Denn C. KARSTIEN greift die Frage in Zschr. für franz. Spr. u. Lit. 52, 129 wieder auf und nun äußern sich E. BERNEKER und K. VOSSLER in Arch. f. slav. Phil. 42, 258ff. zu dem gleichen Problem. KARSTIEN findet es unverständlich, daß „sich unter einer lat. Urkunde der Mitte des 11. Jahrh. eine französische Unterschrift findet“. Aber man könnte es ebenso unverständlich finden, daß unter ein lat. Dokument eine Namensunterschrift in kyrillischen Buchstaben gesetzt wurde; trotzdem ist dies eine zwar einzige, aber von keiner Seite bezweifelte Tatsache. Beides, die Verwendung der kyrillischen Buchstaben und die Wiedergabe der volkstümlichen Rede gehen eben Hand in Hand, vulgäre Sprache und vulgäre Schrift. Ebenso ist es KARSTIEN unbegreiflich, „warum, wenn die Königin schon frz. schreiben wollte, sie im Auslaut der beiden Worte *a* für altfrz. *e* schreibt, also gleichsam doch wieder latinisiert“. Die Schreibung des abgeschwächten Auslautvokals von altfrz. *Ane* als *-a* ist nicht unverständlicher als die Schreibungen *fradra* und *sendra* in den Straßburger Eiden für späteres *fredre*, *sendre*. Das altfrz. *-e* ist aber nicht, wie KARSTIEN zu glauben scheint, ein volles *-e*. So wie heute in Gebieten von Nord- und Süditalien die abgeschwächten Auslautvokale regional den Eindruck eines dumpfen *a* machen, s. z. B. JABERG-JUD Der Sprachatlas als Forschungsinstrument 34, so sind die Auslautvokale des Altfrz. weder ein *-e*- noch ein *-a*-. Das auslautende *-a* in *Ana* und *r̃vina* ist also ein Annäherungswert für



einen Laut, der auch im kyrillischen Alphabet keine vollständige Entsprechung hatte. Die weitere Annahme KARSTIENS, daß beim Lateinlesen im 11. Jahrh. *g* in einem Worte wie *regina* als -*y*- artikuliert wurde, ist schon dadurch hinfällig, daß auch in den ältesten Lehnwörtern des Französischen aus dem Lateinischen lat. *gi* als *ġi*, später *ži* französisiert wurde.

VOSSLER meint seinerseits, daß „trotz des besten Willens, ein ‘Anna Regina’ auf das Pergament zu bringen, sehr wohl im Schatten einer unzulänglichen Kenntnis des Schriftlateins ein Gebilde aus der kyrillischen Feder der hohen Frau geflossen sein könnte, das der altfranzösischen Lautung *Ane reine* merkwürdig nahe kam.“ Ich habe zwar keinerlei Kenntnis von den geistigen Fähigkeiten der hohen Dame. Sollte sie aber in der langen Zeit ihres Lebens am französischen Hof keinen Lehrmeister gefunden haben, der es ihr beigebracht hätte, daß in der Schriftsprache der Zeit, dem Lateinischen, „Königin Anna“ = *Anna regina* heiße? Selbst Analphabeten erlernen doch bisweilen ihren Namenszug und mein fünfjähriger Jüngster schreibt seinen Namen ohne orthographischen Fehler, trotzdem dies zweifellos schwieriger ist, als *Anna regina* zu buchstabieren. Ich glaube, es ist ein Gebot der Billigkeit der hohen Dame gegenüber, daß wir ihre geistigen Fähigkeiten nicht allzusehr in Zweifel ziehen. Aber selbst für den Fall, daß Königin Anna bewußt und in voller Absicht in französischer Sprache ihren Namen unterfertigte, kann sich VOSSLER nicht dazu entschließen, daß man „auf Grund ihrer unbeholfenen Zeichen die Aussprache des altfranzösischen Wortes für *regina* zu bestimmen“ versuche. Auch ich würde die Skepsis meines verehrten Münchner Kollegen teilen, wenn wir nicht auch andere Hilfsmittel für die Kenntnis der altfranzösischen Lautentwicklung hätten, in deren Mitte die vielumstrittene Namensunterschrift nichts anderes als ein Bindeglied darstellt. Das ist auch die Meinung VOSSLERS, wenn er nun die drei altfranzösischen Formentypen für lat. *regina* aufstellt, die seiner Meinung nach der Königin Anna am frz. Hof zu Ohren gekommen sein können. Da möchte ich nun aber die Form vom Typus *raïne* ohne Bedenken ausscheiden. Diese stammt aus dem Südosten und hatte für Ohren am französischen

Königshof wohl die gleiche Wirkung wie oberbayerische Gutturale in der Umgebung der preußischen Hofleute. Die westfrz. Form *reine* mag dagegen der Königinmutter wohl öfter zu Ohren gekommen sein. Wahrscheinlicher ist es aber doch, daß sie, wenn sie französisch sprach — und das hat sie doch zweifellos erlernt, wenn man schon mit VOSSLER annimmt, daß ihre Lateinkenntnisse ungenügend waren — die Sprachform ihrer ständigen Umgebung gebrauchte. Um diese handelt es sich also in erster Linie. Wenn VOSSLER die Form *roïne*, *roïne* in den Osten des nordfr. Sprachgebietes verlegt, so läßt er sich vermutlich durch die Tatsache leiten, daß die ältesten Belege der Schreibung *-oi-* für älteres *-ei-* im Osten nachweisbar sind, während *-oi-* Schreibungen in der Isle-de-France erst um 1200, also lange nach dem seeligen Ende der Königin Anna auftauchen. Wohl aber geht es z. B. aus den Belegen bei GODEFROY hervor, daß die spätere Form der Isle-de-France *roïne*, *roïne* war, s. auch HERZOG, Hist. Sprachlehre des Neufrz. 36. Nun, hätte die Königin sich als *roïne* bezeichnen hören, dann hätte sie eben *roïne* geschrieben und keinen Anlaß für späteren sprachwissenschaftlichen Zwist geboten. Aber dieses *-oi-* aus älterem *-ei-* ist — und das weiß man schon lange, gar kein phonetisch richtig wiedergegebenes *-oi-*, denn es reimt noch im 12. Jahrh. in einzelnen Denkmälern weder mit *qi* aus *ǣ*, *ō* + *i* (*angoisse*) noch mit *qi* aus *au* + *i* (*joie*) noch mit ostfrz. *qi* aus *ö* + *i* (*coir* für literarisches *cuir*); das heißt, Schreibungen wie *Soifridus*, a. 1078 stellen einen phonetisch ungenauen Versuch dar, die Entsprechung des älteren *-ei-* wiederzugeben. Trotz alles Hin und Wider, das die Neuaufröhlung der Frage zur Folge gehabt hat, sehe ich keinen phonetischen Weg, der von älterem *-ei-* ohne *ai* zu berühren, zu *-oi-* führt, wenn man nicht als Zwischenstufe einen Diphthong ansetzt, dessen erster Bestandteil einem getrübbten *e* oder *o* entspricht, also einem Laut, der der palatalen Nüance des rumänischen *ă* entspricht, die ich in meinen Oltenischen Mundarten besprochen habe. Dieses rumänische *ă* steht akustisch einem *o* nahe. Das zeigen z. B. die Siebenbürger Sachsen, die seit dem 16. Jahrh. das rumänische *-ă-* mit *-o-* wiedergeben. So konnte auch rein phonetisch *-ai-* zu *-oi-* werden. Hier schiebt

sich nun das *rvina* als zwar vereinzelt, aber deshalb nicht zu vernachlässigendes Zwischenglied ein. Die am lateinischen Alphabet geschulten Schreiber des 11. und 12. Jahrh., denen für den volkstümlichen -*vi*- Laut kein lat. Schriftzeichen zur Verfügung steht, setzen Annäherungswerte ein, also -*ei*- und später -*oi*-, das doch kein reines -*oi*- ist, nachdem es von vollem, echtem -*oi*- zunächst geschieden bleibt. Anders die Königinmutter. Für diese muß es geradezu ein patriotisches Erlebnis gewesen sein, den einheimischen -*z*-Laut in der Volkssprache wiederzufinden, und da sie diesen Laut besser zu umschreiben versteht, als ihre lateinisch gebildeten Aktuare, setzt sie das kyrillische -*z*- dort, wo es hingehört. Wie dem auch sei, VOSSLER stimmt mit mir überein, daß eine Form *ruine* im Französischen nicht bestanden hat, daß -*z*- also auf keinen Fall in *rvina* als -*u*- zu lesen ist; und dieses negative Ergebnis rechtfertigt es allein, daß diese Ausführungen in einer slavistischen Fragen gewidmeten Zeitschrift erscheinen.

Berlin.

E. GAMILLSCHEG.

## II.

Die obigen Ausführungen dürften zusammen mit den früheren Bemerkungen von EKBLOM Språkvetenskapl. Sällsk. Förhandl. Uppsala 1928 S. 14 und THOMSON Zschr. V 392ff. deutlich gezeigt haben, daß eine *u*-Aussprache für das *z* von *Rvina* nicht in Frage kommt. Etwas anderes hatte aber auch ich früher nicht behauptet. Daher finde ich die ganze Polemik BERNEKERS Archiv 42 S. 258ff. gegen mich entbehrlich. Neu aufgeworfen wird von BERNEKER a. O. die Frage, ob die Königin Anna selbst die Unterschrift ausgeführt hat, oder ein slavischer Geistlicher an ihrem Hofe. BERNEKER glaubt letzteres für das Wahrscheinlichere halten zu müssen. Ich kann mich dieser Auffassung nicht anschließen. Wir wissen, daß die Königin Anna die Tochter Jaroslav des Weisen war und zuerst mit Heinrich I. von Frankreich, später mit dem Grafen Raoul von Valois vermählt gewesen ist. Von dem alten Jaroslav wissen wir, daß er mit Ingigerd, der Tochter des Schwedenkönigs Olof Skötkonung (ca. 994—1022) vermählt war. Dieser Olof Skötkonung ist schon Christ gewesen. Von Jaroslav heißt es in der

LAURENTIUS-Hs. s. a. 1037: *i bě Jaroslav ljubja cerkovnyja ustavy, popy ljubjaše po veliku, izliča že černorizcě, i knigamъ prileža i počitaja je často v nošti i vž dne. I sobra piscě mnogy i prekladaše otъ Greků na Slověnъskoje pismo i spisaša knigy mnogy.* Weiter wird dort von Jaroslav nochmals wiederholt: *J. že sei, jakože rekochomъ, ljubimъ bě knigamъ, i mnogy napisavъ položi v svjatei Sofii cerkvi, juže sozda sam . . . postavljaja popy i . . . velja imъ učiti ljudi . . . i umnožišasja prevvuteri i ljudbje chrestějanъstii.* Nun ist es doch wahrscheinlich, daß ein so für Bildung empfänglicher Herrscher auch im Familienkreise dafür gesorgt hat, daß etwas gelernt wurde und daß seine Kinder auch ihren Namen schreiben konnten. Von seiner Tochter Anna wissen wir, daß sie in Frankreich durchaus nicht tatenlos dahinlebte. M. PROU *Recueil des actes de Philippe I* (Paris 1908) S. CXXXIV stellt fest, daß sie sich auch an der Regierung beteiligte und daß von ihr eine recht große Anzahl Urkunden aus den Jahren 1060 bis 1065 stammt (a. O.). So kann man der Anna Regina auch wegen ihrer schwedischen Verwandtschaft ohne weiteres zutrauen, daß sie selbst diese schließlich doch recht kümmerliche Unterschrift abgefaßt hat.

BERNEKER rechnet mit der Möglichkeit, daß ein mit der Königin Anna nach Frankreich gegangener bulgarischer oder russischer Geistlicher ihren Namen für sie geschrieben hat. Wenn sie einen solchen Geistlichen mitgenommen hat, dann liegt es näher an einen Russen als an einen Bulgaren zu denken. Wenn es ein Russe war, der für Anna den Namen schrieb, dann beweist die Schreibung für die russische Sprachgeschichte natürlich genau dasselbe, wie wenn sie von Anna selbst stammte. Daß es ein bulgarischer Seelsorger gewesen sein könnte, ist recht unwahrscheinlich, denn die oberste Geistlichkeit war in Rußland meist griechisch. Zudem sind die Verhältnisse in Bulgarien um die Zeit durchaus nicht geeignet für eine gründliche Ausbildung der Geistlichkeit. Die Annahme eines solchen Bulgaren erleichtert nicht das Verständnis der mit der Unterschrift zusammenhängenden Fragen und würde unsere Ansichten über den Lautwert des *z*-Zeichens ebenfalls nicht ändern.

Berlin.

M. VASMER.



## Etymologien.

1. Slov. *Ščavnica*, Flußname, *ščava* 'Spülicht'<sup>1)</sup> kann zu gr. *σκόβαλον* 'Kehricht', apr. *skewre* 'Sau' gehören, idg. *\*skēu-* 'schmutzig sein'. Unverwandt russ. *шавѣль* 'Sauerampfer', asl. *štava* usw.<sup>2)</sup>, diese aus *\*skhēuā*, wonen *\*skhēuā* (woher slov. *šavje* 'rumex'<sup>3)</sup>), zu ai. *churikā* 'Messer', idg. *\*skh̥urikā*.

2. russ. *шылѣта* pl. 'Hoden' kann von idg. *\*keul̥iēnt-* 'schwellend' gebildet sein, zu ai. *šūnás* 'geschwollen, aufgedunsen', armen. *soil* 'Höhle' (idg. *\*keulo-*). Zum Semasiologischen WALDE Lat. Wb.<sup>2</sup> 146. Ablautend an *-haull* 'Leistenbruch' aus idg. *\*kōulo-s* 'Schwellung'. Ablautend poln. *Sulewnica*, Flußname (s. KOZIEROWSKI Slav. Occ. V, 123).

3. klr. *ščur* 'Uferschwalbe' kann idg. *\*skeuro-s* 'Versteck' fortsetzen, zu lat. *obscurus*. *Cotyle riparia* Boie. gräbt sich meter-tiefe Erdröhren. Ganz anders über lat. *obscurus* M. VASMER Prace Lingw. ofiar. J. Baudouin de Courtenay S. 81.

4. russ. *бóпор* 'Feind' ist nicht nur identisch mit lit. *vařgas* 'Not, Elend'<sup>4)</sup>, sondern auch mit ai. *varga-s* 'Schar': alles zu serb. *vrijěža* 'Wickelranke', *vřž* 'Knoten', kypr. *κατέφογγον* 'belagerten': idg. *\*uōřgo-s* 'Bund', 'Schar', 'feindliche Schar', 'Not, Elend'. Lit. *vérgas* 'Sklave' < idg. *\*uérgo-s* 'Bindung'<sup>5)</sup>.

5. aruss. *сверпъ* 'wild, grausam', poln. *świerzpa* 'Stute'<sup>6)</sup> können zu lat. *verpus* 'Beschnittener', *verpa* 'männliches Glied' gehören. Idg. *\*(s)uērpo-s* 'Wut, Grausamkeit', *\*(s)uērpā* 'Erregung', *\*suērepā* 'zum Hengst gehörige'. Idg. *suērp-*: *suērep-*.

6. aslav. *vyja* 'Hals', salab. *váijo*<sup>7)</sup> können als 'Halsöffnung am Kleide' zu avest. *uyamna-s* 'deficiens' gehören.

Berlin.

JOHN LOEWENTHAL †.

Russ. *mizinec* usw.

Auf SCHIEFNERS Zusammenstellung<sup>8)</sup> von mongol. *šige-*

1) MIKLOSICH Wb. 342. 2) MIKLOSICH a. a. O. 342.

3) MIKLOSICH ebenda. 4) TRAUTMANN Balt.-slav. Wb. 342.

5) Zum Semasiologischen FALK und TCRP in FICKS Wb. 3<sup>4</sup>, 396 etwas anders. Idg. *\*uōřgho-s* 'Fesselung', 'Bindung' < germ. *\*vargaz* 'Missetäter', 'Wolf' entspräche primitiver Auffassung eher.

6) MIKLOSICH a. a. O. 329. 7) MIKLOSICH a. a. O. 397.

8) Eine von seinen zahllosen, besonders in den Vorreden zu den

pissen'<sup>1)</sup> und *šigedzei* 'der kleine Finger'<sup>2)</sup> (KOWALEWSKI II 1510b) in CASTRÉNS Tungusischer Sprachlehre S. XIV Anm. weist BANG Türkische Turfantexte V (Berl. Sitz.-Ber. 1931) hin. Zwar auf finno-ugrischem Gebiete konnte ich auf seine Frage, ob es da was ähnliches gäbe, nichts nachweisen; aber russ. *mizinec* 'kleiner Finger', 'jüngstgeborener Sohn' (reichliche Zusammenstellungen bei BERNEKER II 55) empfängt damit seine Erklärung: *mizō* 'harnen' (ebd. II 63).

Berlin.

ERNST LEWY.

Die obige geistreiche Deutung von russ. *mizinec* usw. halte ich für sehr plausibel. Da das erste *i*- dieses Wortes spezifisch ostslavisch ist und aus einem *ě*- vermutlich durch Assimilation an das folgende *i* entstanden ist, so wäre *mězinьcb* in erster Linie mit gr. *μοιχός* 'Ehebrecher' zusammenzustellen, das mit gr. *ὀμιχεῖν* 'urinieren' ablautet. Über die Bedeutung 'Ehebrecher' vgl. WALDE-POKORNY Vgl. Wb. II 245ff. und BOISACQ Dict. étym. S. 700. Dem slavischen Wort liegt offenbar eine Weiterbildung von \**měz*- mit einem *-ino*-Element zugrunde, welches öfters deminutive oder individualisierende Bedeutung hat, vgl. einerseits gr. *κοραῖνος* 'junger Rabe', andererseits gr. *ἀγγιστῖνος* 'nahe beieinander befindlich' und die Beispiele bei VONDRÁK Vgl. Gr. I<sup>2</sup> 541ff. Zur Weiterbildung mit *-cb* vgl. russ. *pechotinec*: *pěchota* 'Fußvolk'.

Berlin.

M. VASMER.

Ausgaben der CASTRÉNSchen und USLARSchen Schriften verstreuten Bemerkungen zur Bedeutungslehre.

<sup>1)</sup> Mandschu. *sike* 'Pisse, Urin' GABELENTZ 177a. Dies Wort, das er mit 'Geschlechtsteile' übersetzte, gefiel schon dem alten RITTER VON XYLANDER (Das Sprachgeschlecht der Titanen, 1837, S. 129) natürlich sehr gut, und er verglich es mit 'seichen'. Leuten, die auf etymologischem Sprachverwandtschaftsbeweis aus sind und denen die finnisch-ketschuanische Verwandtschaft nicht genügt, ist v. XYLANDERS Buch sehr zu empfehlen. Ich denke hier besonders an F. O. SCHRADER-Kiel wegen seiner uralisch-drawidischen Bemühungen und an H. GÜNTERT wegen seiner koreanisch-indogermanischen Gleichungen.

<sup>2)</sup> Für die Wortbildung kann ich aus POPPES reichhaltigem Aufsatz (Keleti Szemle XX) keine Entsprechung nachweisen.

## Besprechungen.

### Die Erforschung der altbulgarischen Kunst seit 1914.

Es ist das Verdienst der Bulgarischen Archäologischen Gesellschaft, die Erforschung der altbulgarischen Kunstdenkmäler systematisch in Angriff genommen zu haben. Die seit 1910 erscheinende Zeitschrift dieser Gesellschaft — *Известия на Българското Археологическо Дружество* (Изв. Арх. Др.) — ist die wichtigste Sammelstelle für die Untersuchungen über die altbulgarische Kunst geworden. Neben den größeren, unten angeführten Aufsätzen, sind in dieser Zeitschrift auch zahlreiche kleinere Beiträge und Mitteilungen erschienen, die ich im einzelnen nicht aufzählen werde. Im Jahre 1920 wurde die Archäologische Gesellschaft durch das Bulgarische Archäologische Institut ersetzt, welches in der gleichen Richtung arbeitete und die Herausgabe derselben Zeitschrift — jetzt unter dem Titel *Известия на Българския Археологически Институтъ* (Изв. Арх. Инст.) — fortsetzte. Von anderen Zeitschriften kommt für die altbulgarische Kunst vor allem das seit 1920 erscheinende Jahrbuch des Nationalmuseums in Sofia in Betracht (*Годишникъ на Народния Музей въ София*, hier nur als „*Годишникъ*“ angeführt). Einzelne Aufsätze über die altbulgarische Kunst sind selbstverständlich auch in anderen bulgarischen Zeitschriften veröffentlicht worden. Als weitere laufende Veröffentlichungen sind die von der Bulgarischen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen „*Български художествени старини*“ zu erwähnen, von denen leider bis jetzt nur 2 Hefte erschienen sind (1907 und 1911), und die größer angelegten, gleichzeitig bulgarisch und französisch erscheinenden „*Художествени паметници на България*“, die vom Archäologischen Institut herausgegeben werden. Von dieser letzteren Reihe liegt zur Zeit nur ein Band vom Jahre 1924 vor (A. GRABAR *L'église de Boiana*, s. unten).

In diesem Zusammenhange ist auch auf den reich illustrierten Führer des Nationalmuseums in Sofia hinzuweisen (Водачъ за Народния Музей въ София, Sofia 1923, 422 S. 8° mit 224 Abb.), der einen kurzgefaßten Katalog der altbulgarischen Kunstdenkmäler im Museum, mit einer Einleitung vom Leiter der mittelalterlichen Abteilung, K. Miatev, enthält. Zahlreiche Abbildungen gibt auch A. ПРОТИЧ (Protitch) in seinem „*Guide à travers la Bulgarie: archéologie, histoire, art*“, Sofia 1923, 38 S., 16° mit 109 Abbildungen als Beilage. Eine gute Übersicht über die wichtigsten altbulgarischen Kirchen und ihre Malereien findet man bei A. GRABAR *Материали по средновековному искуству въ*

Болгарии (Годишникъ für 1920, S. 97—164). Ergänzungen dazu hat GRAVAR in seinem Aufsätze „Нѣколко срѣдновѣковни паметници изъ западна България“ (Годишникъ für 1921, S. 289—296) geliefert.

Die auf die altbulgarische Kunst sich beziehenden Schriften werden regelmäßig in der „Bibliographie“ der Изв. Арх. Инст. verzeichnet. Die ältere Literatur findet man in meiner „Библиография по археологията на България“ (Годишникъ für 1922/25, S. 613—649).

Das auch in Bulgarien erst in den letzten Jahren erwachte Interesse für die altbulgarische Kunst hat bald eine zusammenfassende Darstellung ihrer Entwicklung notwendig gemacht. Als erster Versuch einer solchen Darstellung ist mein Werk „Die altbulgarische Kunst“ zu bezeichnen, das gleichzeitig in einer deutschen, einer französischen und einer englischen Ausgabe erschienen ist (Bern, Paul Haupt, 1919, VIII + 88 S., 4<sup>o</sup> mit 72 Abb. und 58 Taf. in Lichtdruck und in Dreifarbendruck). Ich habe das Hauptgewicht in diesem Werke auf die gute Wiedergabe und die chronologische Anordnung der wichtigsten altbulgarischen Kunstdenkmäler — Architektur, Malerei und Kunstgewerbe — gelegt, um dadurch auch weitere Kreise mit ihnen bekannt zu machen, während der Text nur auf das allernotwendigste beschränkt war. Drei Jahre später ließ ich eine Umarbeitung und Ergänzung des Textes, mit wenigen Abbildungen, in der von PIERRE MARCEL herausgegebenen Bibliothek „Art et Esthétique“ erscheinen (Paris, F. Alcan, 1922, 102 S., 8<sup>o</sup> mit 16 Taf.). Erst im Jahre 1924 erschien auch eine bulgarische, im Texte bedeutend vermehrte Ausgabe des ursprünglichen Tafelwerkes (Старобългарското изкуство, Sofia 1924, VIII + 128 S., 4<sup>o</sup> mit 58 Taf.). Inzwischen habe ich in zwei Aufsätzen das Verhältnis der altbulgarischen zur byzantinischen und altrumänischen Kunst etwas genauer zu bestimmen gesucht (Старобългарско и византийско изкуство, Златокогъ III, 1922, S. 363—370; Староромънско и старобългарско изкуство, ebda VI, 1925, S. 190—200), und ganz neuerdings bin ich ausführlicher auf den Ursprung der altbulgarischen Kunst eingegangen (Der Ursprung der altbulgarischen Kunst, Byzant. Zschr. XXX, 1929/30 — Festschrift Aug. Heisenberg — S. 523—528; erschienen auch in französischer Übersetzung „Les origines de l'art bulgare“ in La Revue bulgare II, Sofia 1930, S. 57—61). Die Ergebnisse meiner bisherigen Untersuchungen auf dem Gebiete der altbulgarischen Kunst habe ich in meiner im Druck befindlichen „Geschichte der bulgarischen Kunst“, die auch die neuere Zeit einschließt, zusammengefaßt (das Buch erscheint im Grundriß der slavischen Philologie und Kulturgeschichte, hgb. von R. TRAUTMANN und M. VASMER).

Eine für weitere Kreise bestimmte Darstellung der ältesten bulgarischen Kunst hat vor zwei Jahren K. МИАТЕВ veröffentlicht (Изкуството на българитѣ презъ IX и X вѣкъ, Бълг. Историческа Библиотека I, 1928, Heft 4, S. 148—179). Vgl. jetzt auch K. МИАТЕВ



Българското изкуство презъ IX и X вѣкъ, in der Festschrift zur Feier des Jahrtausends seit dem Tode des Zaren Simeon, 927—1927: „България 1000 години“, I, Sofia 1930, S. 139—182. Die bulgarische Kunst unter der türkischen Herrschaft ist zum Teil auf Grund neuen Materials von A. Протиѣ behandelt (Денационализиране и възраждане на българското изкуство презъ турското робство отъ 1393 до 1879 година, Sofia 1930, 158 S. 4<sup>o</sup>, mit 200 Abb. und mit einer ausführlichen Inhaltsangabe in französischer Sprache, S. I—XXIX; Sonderabdruck aus der eben genannten Festschrift „България 1000 години“, I, S. 383—540).

Auch im Auslande hat die altbulgarische Kunst in den letzten Jahren angefangen Beachtung zu finden. Das ergibt sich nicht nur aus den unten angeführten einzelnen Monographien, sondern auch daraus, daß sie erst in den neuesten Handbüchern der mittelalterlichen und byzantinischen Kunst berücksichtigt wird (A. SPRINGER—J. NEUWIRTH, Handbuch der Kunstgeschichte II, 12. Aufl., Leipzig 1924, S. 66f. und 82ff.; CH. DIEHL, Manuel d'art byzantin, 2. Aufl., Paris 1925/26, S. 764 und 829ff.; O. DALTON, East Christian Art, Oxford 1925, S. 146ff., 259, 263). Einen kurzen Abriß ihrer Geschichte hat V. МОЛѢ geschrieben (Historja sztuki w Bułgarji, Abdruck aus Przegląd Współczesny 1926, Nr. 46/7, 13 S., 8<sup>o</sup>; erschienen auch in bulgarischer Übersetzung in Училищенъ Прегледъ XXVII, 1928, S. 17—31). Auch J. STRZYGOWSKI hat in seinen neuesten Arbeiten die altbulgarische Kunst, wenn auch ganz flüchtig, berücksichtigt (vgl. besonders „Die Stellung des Balkans in der Kunstgeschichte“, BULICEV Zbornik, Zagreb 1924, S. 507—513, und „Der Balkan im Lichte der Forschung über bildende Kunst“, Vjesnik za arheol. i hist. dalmatinsku XLIX, 1926/27, S. 3—41). Schließlich ist in diesem Zusammenhange noch das nachgelassene Werk N. P. КОНДАКОВ's, Очерки и замѣтки по исторіи средневѣковаго искусства и культуры, zu erwähnen (Prag 1929, IV + 456 S. 4<sup>o</sup>). Der große russische Gelehrte macht darin interessante Beobachtungen auch über einige der ältesten bulgarischen Kunstdenkmäler (S. 86ff.: das Reiterrelief von Madara; S. 101ff.: die Sandsteinreliefs von Stara-Zagora; S. 124ff.: die Keramik von Patleina).

Eine der wichtigsten Aufgaben der altbulgarischen Kunstforschung ist der Nachweis der fremden Einflüsse in den altbulgarischen Kunstwerken. Schon in meiner „Altbulgarischen Kunst“ habe ich die sassanidischen Elemente in dieser Kunst hervorgehoben (vgl. auch meinen auf S. 132 angeführten Aufsatz „Der Ursprung der altbulgarischen Kunst“). In neuerer Zeit wurde die sassanidische Tradition in der altbulgarischen Kunst von A. Протиѣ allseitig beleuchtet (Сасанидската художествена традиция у прабългаритѣ, Изв. Арх. Инст. IV, 1926/27, S. 211—235). Vgl. auch B. FILOV Les palais vieux-bulgares et les palais sassanides, Recueil Th. Uspenskij (L'art byzantin chez les

Slaves) I, Paris 1930, S. 80—86; A. PROTIČ Les origines sassanides et byzantines de l'art bulgare, Mélanges Ch. Diehl, Paris 1930, II, S. 137—159. A. GRABAR hat in seinen „Recherches sur les influences orientales dans l'art balkanique“ (Paris 1928, XIV + 152 S., 8°, mit 16 Taf., Publications de la Faculté des Lettres de l'Université de Strasbourg, Bd. 43) den orientalischen Charakter einer Reihe wichtiger altbulgarischer Kunstdenkmäler nachgewiesen (die Keramik von Patleina, die Miniaturen des Dobreišo-Tetraevangeliums und die Miniaturen der „Alexandreis“ in der Nationalbibliothek in Sofia). Auch die Rolle, welche die Athos-Klöster in der Entwicklung der kirchlichen Kunst in Bulgarien gespielt haben, ist neuerdings wiederholt geschildert worden (A. PPOTIČ, Света Гора и българското изкуство, Бълг. Прегледъ I, 1929, S. 249—276; B. FILOV, Значението на атонските манастири за българската църковна живопись, Отецъ Паисий III, 1930, S. 125—127).

\*            \*            \*

Die wissenschaftliche Forschung in Bulgarien hat sich nicht nur mit den über der Erde erhaltenen altbulgarischen Kunstdenkmälern beschäftigt, sondern sie suchte auch durch Ausgrabungen neue Denkmäler ans Licht zu bringen. Die bei früheren Ausgrabungen in der altbulgarischen Hauptstadt Preslav entdeckten Denkmäler hat K. ŠKORPII zusammenfassend behandelt (Бълѣжки за старата българска столица Прѣславъ, Изв. Арх. Др. IV, 1914, S. 129—147; Паметници отъ столица Преславъ, in der Festschrift „България 1000 години“, I S. 183—275). In der Zeit vom Jahre 1909 bis 1914 hat die Archäologische Gesellschaft in Preslav Ausgrabungen in der Gegend von Patleina, 7 km süd-östlich von Preslav, veranstaltet. Der Bericht darüber erschien noch im Jahre 1914 (J. GOSPODINOV, Разкопки въ Патлейна, Изв. Арх. Др. IV, 1914, S. 113—128). Es wurden an dieser Stelle die Ruinen eines altbulgarischen Klosters entdeckt, die architekturgeschichtlich kein besonderes Interesse bieten. In ihnen aber kamen zum Vorschein zahlreiche Reste einer eigenartigen glasierten Keramik aus dem 9. oder 10. Jahrh., die zur Verkleidung der Wände gedient hat und zu der damals noch keine Parallelen aus der christlichen Zeit angeführt werden konnten. Sie wurde ausführlich von A. GRABAR in seinem oben (S. 134) angeführten Werke „Recherches sur les influences orientales dans l'art balkanique“ behandelt. Vgl. auch meine „Altbulg. Kunst“ S. 8f.; O. DALTON, East Christian Art, Oxford 1925, S. 51 und 347; J. STRZYGOWSKI, Die Baukunst der Armenier, Wien 1918, S. 568; N. KONDAKOV, Очерки и замѣтки по исторіи средневѣковаго искусства и культуры, Prag 1929, S. 124ff. und besonders D. TALBOT RICE, Byzantine Glazed Pottery, Oxford 1930.

Mit den Ruinen von Patleina hat sich auch V. ZLATARSKI eingehend beschäftigt (Къмъ историята на открития въ мѣстността Патлейна старъ български манастиръ, Изв. Арх. Инст. I, 1921/22, S. 146—162). Er kommt zu dem Ergebnis, daß das Kloster schon vom König Boris bald nach 864 gegründet sei, daß Boris selbst seine letzten Tage in diesem Kloster als Mönch verbracht habe und daß Patleina der Schauplatz einer ausgedehnten literarischen Tätigkeit unter dem Zaren Simeon gewesen ist.

Im Jahre 1900 hat der französische Gelehrte G. SEURE Ausgrabungen auf dem befestigten Hügel Trapezica in Tŕrnovo veranstaltet, wobei 17 Kirchen des 13. und 14. Jahrh. entdeckt wurden. Ein Bericht darüber ist von SEURE niemals erschienen. Erst im Jahre 1915 hat V. DIMOV eine ausführliche Beschreibung der entdeckten Kirchen und ihrer Malereien gegeben (Разкопкитѣ на Трапезица въ Търново, Изв. Арх. Др. V, 1915, S. 112—176).

Das bulgarische Nationalmuseum in Sofia hat seit 1924 ausgedehnte Ausgrabungen in der altbulgarischen Siedelung bei Madara, Regierungsbez. Šumen, veranstaltet, deren Ergebnisse noch nicht veröffentlicht sind. Madara war schon lange durch das große, an einer steilen Felsenwand eingehauene Relief eines Reiters bekannt. In Verbindung mit den Ausgrabungen wurde ein besonderes Holzgerüst errichtet, welches die Möglichkeit bot, die lange, neben dem Relief befindliche, schlecht erhaltene griechische Inschrift wenigstens teilweise zu entziffern. Es hat sich herausgestellt, daß das Relief, in dem sassanidische Züge nicht zu verkennen sind, aus dem Anfang des 9. Jahrh. stammt und den bulgarischen König Krum darstellt. Dadurch erklärt sich der Umstand, daß gerade diesem Relief eine ganze Reihe von Untersuchungen gewidmet wurden:

1. R. ПОРОВ, G. ФЕНЕР und G. КАСАРОВ, Мадарскиятъ конникъ, Sofia 1925, 40 S. 8°.

2. G. ФЕНЕР, Мадарскиятъ конникъ: погребални обичаи на прабългаритѣ, Изв. на Етнографския Музей VI, 1926, S. 81—106. ФЕНЕР hält das Relief für ein Grabdenkmal — eine Auffassung, die von anderen Forschern nicht geteilt wird.

3. Ders., Прабългарски паметници при Мадара и приносъ къмъ религията на прабългаритѣ, Годишникъ на Народната Библиотека въ Пловдивъ für 1927 (1929), S. 145—164.

4. Ders., Die Inschrift des Reiterreliefs von Madara, Sofia 1928, 144 S. 4°. Das Buch ist gleichzeitig auch in bulgarischer Sprache erschienen („Надписътъ на Мадарския конникъ“).

5. K. МИАТЕВ, Мадарскиятъ конникъ, Изв. Арх. Инст. V, 1928/29, S. 90—126.

6. Ders., Мадара и Мадарскиятъ конникъ, Бълг. Историческа Библиотека III, 1930, Heft 1, S. 24—51 (für weitere Kreise bestimmt).

7. G. KACAROV, Notes sur la sculpture rupestre de Madara, Recueil Th. Uspenskij (L'art byzantin chez les Slaves) I, Paris 1930, S. 87—91.

Von den anderen Funden von Madara wurde bis jetzt nur ein goldener Gürtelschmuck, wahrscheinlich aus dem 9. Jahrh., veröffentlicht (K. МИАТЕВ, Старобългарски златенъ накитъ отъ Мадара, Изв. Арх. Инст. IV, 1926/27, S. 14—26).

Das Bulgarische Nationalmuseum veranstaltet seit drei Jahren Ausgrabungen auch in Preslav, über die wir ebenfalls noch keinen ausführlichen Bericht besitzen (vgl. vorläufig B. FILOV, Разкопките въ Мадара и Преславъ, Бълг. Мисъл IV, 1929, S. 360—369; Ders., Les dernières découvertes archéologiques en Bulgarie, La Revue bulgare I, Sofia 1929, Nr. 3/4, S. 57—60; Ders., Mélanges Ch. Diehl, Paris 1930, II S. 11 ff.). Veröffentlicht ist, wenn auch noch nicht abschließend, nur die an dieser Stelle entdeckte Rundkirche aus dem Anfang des 10. Jahrh., die kunstgeschichtlich sehr großes Interesse bietet (K. МИАТЕВ, Симеоновата църква въ Преславъ и нейниятъ епиграфиченъ материалъ, Бълг. Прегледъ I, 1929, S. 100—124; Ders., Die Rundkirche von Preslav, Byzant. Zschr. XXX, 1929/30, S. 561—567). Diese Entdeckungen haben es ermöglicht, ein zusammenfassendes Bild der altbulgarischen Architektur im 10. Jahrh. zu entwerfen (A. РАШЕНОВ, Архитектурата презъ „Златния векъ“ на Симеона, Архитектъ II, 1929, Nr. 6, S. 1—4 mit 11 Beilagen).

\* \* \*

Auf dem Gebiete der altbulgarischen Architektur ist bis jetzt verhältnismäßig wenig gearbeitet worden. Im Jahre 1914 erschien der erste Teil eines großen, von C. GURLITT herausgegebenen Tafelwerkes „Alte Bauten in Bulgarien“ (Berlin, E. Wasmuth, o. J., 12 S. Fol. mit 39 Taf. in Lichtdruck). Die Aufnahmen dazu sind von M. ZIMMERMANN hergestellt, von dem auch der Text stammt (vgl. auch M. ZIMMERMANN, Beiträge zur Kenntnis christlicher Baudenkmäler in Bulgarien, Berlin 1913, 27 S., 4<sup>o</sup>, mit 4 Taf.). Das Werk enthält Grundrisse, Aufrisse und photographische Aufnahmen der wichtigsten Kirchen in Mesembria, wie auch einzelne Kirchen aus Bačkovovo, Tărnovo und Arbanasi. Es scheint, daß ursprünglich die Aufnahme sämtlicher altbulgarischer Bauten geplant war. Eine Fortsetzung des Werkes ist aber seitdem nicht mehr erschienen. Zahlreiche Detailaufnahmen von einzelnen Bauten findet man bei P. КОИЧЕВ, Българското архитектурно изкуство, Sofia 1925, 38 Taf. 4<sup>o</sup> mit einem kurzen Vorwort, und bei A. ТОРНИОВ, Архитектурни мотиви изъ България, Sofia 2815, 89 S. 4<sup>o</sup>.

Eine Reihe von Aufsätzen behandeln einzelne kirchliche Bauten, beschränken sich aber darauf, nur eine mehr oder weniger ausführliche



Beschreibung der Denkmäler zu geben, ohne auf die architekturgeschichtlichen Probleme einzugehen. Von dieser Art sind folgende Arbeiten:

1. SCHMIDT-Annaberg, Die Basilika Aja Sofia in Ochrida, Deutsche Bauzeitung LV, 1921, S. 193—196 und 205—212.
2. A. RAŠENOV, Църквата въ Абоба-Плиска, Списание на Бълг. Инженерно-архитектно Дружество XXIV, 1924, S. 190—194.
3. Ders. Църквата Св. Пантократоръ въ Месемврия, ebda S. 253f.
4. M. ZLOKOVIĆ, Старе цркве у областима Преспе и Охрида, Стариана (Belgrad), Serie III, Bd. III, 1924/25, S. 115—149.
5. A. ПРОТИЋ, Художественитѣ паметници на Иванъ Асеня II, Бълг. Историческа Библиотека III, 1930, Heft 3, S. 149—186 (behandelt hauptsächlich die Kirche der Vierzig Märtyrer in Tărnovo und die Festungskirche bei Stanimaka).

Die für die altbulgarische Architektur charakteristischen zwei-stöckigen Begräbniskirchen wurden eingehend von A. ГРАВАР untersucht (Болгарскія църкви-гробници, Изв. Арх. Инст. I, 1921/22, S. 103—136; vgl. auch N. ВКУНОВ, К вопросу о болгарских двухэтажных церквах-гробницах, ebda IV, 1926/27, S. 135—144). Einige altchristliche Kapitäle aus Tărnovo und Mesembria, die bei späteren kirchlichen Bauten wieder Verwendung gefunden haben, hat J. STRZYGOWSKI veröffentlicht (Ein Christusrelief und altchristliche Kapitäle aus Moesien, Byzant.-neugriech. Jahrbücher I, 1920, S. 17—34). Eine Gruppe von Marmorkapitälern mit Weinblattornamenten, die für die bulgarische Architektur des 10. Jahrh. charakteristisch zu sein scheinen, habe ich in den *Mélanges Ch. Diehl*, Paris 1930, II S. 11—18, behandelt.

Einen kurzen, mit zahlreichen Abbildungen versehenen Überblick der kirchlichen Architektur in Bulgarien, von der altchristlichen Zeit bis in das 19. Jahrh., verdanken wir A. ПРОТИЋ (*Същностъ и развитие на българската църковна архитектура*, Изв. Арх. Инст. I, 1921/22, S. 186—205; *L'architecture religieuse bulgare*, Sofia 1924, 72 S. 16<sup>o</sup>, mit 68 Abb.). Sehr nützlich und zuverlässig ist der ausführliche Katalog mit Plänen und Abbildungen, den Frl. V. IVANOVA für die älteren kirchlichen Bauten in Bulgarien, bis zum 12. Jahrh., hergestellt hat (*Стари църкви и манастири въ българскитѣ земи*, *Годишникъ* für 1922/25, S. 429—582). Ganz neuerdings habe ich den Versuch gemacht, die Entwicklung der altbulgarischen kirchlichen Architektur etwas eingehender zu verfolgen und ihr Verhältnis einerseits zu der byzantinischen, andererseits zu der orientalischen Architektur zu bestimmen (*Старобългарската църковна архитектура*, *Списание на Бълг. Акад. на Наукитѣ*, hist.-philol. Kl. XXI, 1930, S. 1—59, mit 20 Taf.). Für die einzige mittelalterliche Burg in Bulgarien, die Festung „Baba Vida“ in Vidin, besitzen wir zur Zeit nur eine kurze Beschreibung (A. RADO-SLAVOV, *Видинската крепостъ*, *Годишникъ* für 1920, S. 92—96).

Auch die bürgerliche Architektur der türkischen Zeit — für die ältere Zeit besitzen wir keine Denkmäler — ist Gegenstand mehrerer Arbeiten meist beschreibender Art geworden:

1. A. Протиѣ, Арбанашката кѣща, Годишникъ für 1921, S. 29—58; wiederholt in Списание на Бѣлг. Инженерно-архитектно Дружество XXV, 1925, S. 27—34 und 37—41.

2. Ders., Еленскитѣ чорбаджии и тѣхната кѣща, Abdruck aus Сборникъ Иларионъ Макариополски, Софія 1925, 24 S.

3. Ders., Кѣщата на Копривщенци, Годишникъ на Народната Библиотека въ Пловдивъ für 1925, S. 349—370.

4. St. KOSTOV, Стари кѣщи въ Банско, Известия на Етнографския Музей VI, 1926, S. 7—26.

5. D. USTA-GENČOV, Приносъ къмъ живота и дейността на Уста Генчо Кѣнчевъ, Списание на Бѣлг. Акад. на Наукитѣ, hist.-philol. Kl. XIV, 1923, S. 131—162 (Usta Genčo Kănčev war einer der großen Baumeister aus den letzten Dezennien der türkischen Herrschaft in Bulgarien).

Ein beachtenswerter Versuch, das bulgarische Haus in seiner architektonischen und kulturgeschichtlichen Entwicklung auf breiter Grundlage zu verfolgen, ist neuerdings vom Architekten T. ZLATEV unternommen worden (Бѣлгарската кѣща въ своя архитектурниченъ и културно-исторически развой, Bd. I: Селска кѣща, Sofia 1930, VIII + 178 S. gr. 8<sup>o</sup>). Das Buch enthält sehr reiches Material, aber die Behandlung des Stoffes ist ungleichmäßig und der Unterschied zwischen Land- und Stadthaus ist nicht klar durchgeführt. Der Verfasser befaßt sich im ersten Bande seines Werkes („Das Landhaus“) eigentlich fast ausschließlich mit dem Hause der bulgarischen Kleinstadt.

\*     \*     \*

Auf dem Gebiete der altbulgarischen Malerei hat in den letzten Jahren vor allem der russische Gelehrte A. GRABAR, der im Laufe von zwei Jahren als wissenschaftlicher Beamter des Bulgarischen Nationalmuseums angestellt war, mit Erfolg gearbeitet. In einer Reihe von Aufsätzen hat er zunächst die wichtigsten kirchlichen Wandmalereien monographisch bearbeitet (Стенописътъ въ църквата Св. Четиридесетъ Мѣченици въ В. Търново, Годишникъ für 1921, S. 90—112; Роспись церкви-костницы Бачковскаго монастыря, Изв. Арх. Инст II, 1923/24, S. 1—68; Погановскиятъ манастиръ, ebda IV, 1926/27, S. 172—210; vgl. auch seine oben S. 134 angeführten Aufsätze). Auch die Malereien aus der Kirche in Bojana — kunstgeschichtlich das bedeutendste Werk der altbulgarischen Wandmalerei — wurden von A. GRABAR in ihrer Gesamtheit herausgegeben und durch eine genaue Beschreibung der wissenschaftlichen Forschung zugänglich gemacht (Боянската църква, Bd. I der „Художествени паметници на Бѣлгария“, hgb. vom Bulg.

Arch. Inst., Text bulgarisch und französisch, Sofia 1924, XII + 88 S. 4<sup>o</sup> mit 39 Taf.). In einem späteren Aufsatz hat GRABAR auf abendländische Elemente in diesen Malereien hingewiesen (*Un reflet du monde latin dans une peinture balkanique du 13<sup>ème</sup> siècle, Byzantion I, 1924, S. 229—243*).

Mit den Malereien von Bojana beschäftigen sich noch folgende Arbeiten:

1. N. A. BEES, *Aus Boyana, der Grabstätte der Bulgarenkönigin Eleonore, Studien zur Kunst des Ostens, J. STRZYGOWSKI gewidmet, Wien-Hellerau 1923, S. 104—111*. Der Verfasser weist auf die Beziehungen hin, die in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. zwischen Bulgarien und dem Hofe von Nikäa bestanden haben, und vermutet, daß die Meister der Malereien von Bojana aus Nikäa stammten.

2. D. AINALOV, *Боянская роспись 1259 года, Изв. Арх. Инст. IV, 1926/27, S. 121—134*. Der Verfasser hebt die Übereinstimmungen zwischen den Malereien von Bojana und gewissen gleichzeitigen abendländischen Werken hervor. Der Aufsatz enthält auch interessante Bemerkungen über das Bild der Heiligen Nedelja, das der Verfasser als eine slavische Umbildung des alten Orantentypus erklärt.

3. N. МАВРОДИНОВ, *Боянската живопись, Златопоръ X, 1929, S. 39—47*. Ein für weitere Kreise bestimmter Aufsatz, der auch persönliche Eindrücke des Verfassers wiedergibt.

A. GRABAR hat sich auch mit der „Vorgeschichte“ der bulgarischen Malerei beschäftigt, indem er den Charakter der verlorenen Denkmäler dieser Malerei aus dem 9. bis 11. Jahrh. auf Grund der Stileigentümlichkeiten einiger Miniaturen des 13. Jahrh. zu bestimmen suchte („*До-история*“ болгарской живописи, *Сборникъ В. Н. Златарски, Sofia 1925, S. 555—573*). Die Ergebnisse seiner Untersuchungen über die altbulgarische Malerei hat GRABAR neuerdings in seinem monumentalen Werke „*La peinture religieuse en Bulgarie*“, Paris 1928, XXII + 396 S. 4<sup>o</sup>, mit einem besonderen Tafelband von 64 Lichtdrucktafeln (= *Orient et Byzance, Bd. I*) niedergelegt. GRABAR behandelt in diesem Werke in vorbildlicher Weise alle bis jetzt bekannten altbulgarischen Wandmalereien aus der Zeit vor dem 16. Jahrh. und hat die Grundlage für jede künftige Forschung auf diesem Gebiete gelegt (vgl. meine ausführliche Besprechung in *Изв. Арх. Инст. V, 1928/29, S. 399—410*). Hauptsächlich auf diesem Werke GRABARS beruht auch mein für weitere Kreise bestimmter Aufsatz über die altbulgarische Malerei des 13. und 14. Jahrh. (*Старобългарската живопись презъ XIII и XIV вѣкъ, Бълг. Историческа Библиотека III, 1930, Heft 1, S. 52—95*; vgl. auch meinen älteren Aufsatz *Старобългарскитѣ фрески, Златопоръ VIII, 1927, S. 108—113*).

Wichtige Beiträge für die Geschichte der altbulgarischen Wandmalereien findet man noch in folgenden Arbeiten:

1. A. PROTIC, Юго-западната школа въ българската стенопись презъ XIII и XIV вѣкъ, Сборникъ В. Н. Златарски, Sofia 1925, S. 291—342.

2. Ders., Un modèle des maîtres bulgares du XV<sup>e</sup> et du XVI<sup>e</sup> siècle, Recueil N. P. KONDAKOV, Prag 1926, S. 101—108; abgedruckt auch bulgarisch unter dem Titel „Единъ портретъ-модель за българските майстори презъ XV и XVI вѣкъ“, in Годишникъ für 1922/25, S. 218—236.

3. Ders., Le style de l'école de peinture murale de Tirnovo au XIII<sup>e</sup> et au XIV<sup>e</sup> siècle, Recueil Th. Uspenskij, I, Paris 1930, S. 92—101.

4. К. МИАТЕВ, Декоративната система на българските стенописи, Сборникъ В. Н. Златарски, Sofia 1925, S. 135—149.

5. Ders., Монументалната живопись въ древна България, Годишникъ на Софийския Университетъ, Богословски факултетъ, IV, 1926/27, S. 131—150 (Antrittsvorlesung).

6. Ders., Фрагментъ отъ фреската Св. Четиридесетъ Мъченици въ църквата при с. Водоча до Струмица, Макед. Прегледъ V, 1929, Heft IV, S. 46—62.

7. Ders., Les „Quarante Martyrs“, fragment de fresque à Vodoča (Macédoine), Recueil Th. Uspenskij, I, S. 102—109.

In Bulgarien sind bisher keine größeren Fragmente von Wandmosaiken gefunden worden, obwohl die zahlreichen farbigen Glaswürfelchen, gefunden bei den Ausgrabungen in Preslav und Tarnovo, den Beweis erbringen, daß die Wandmosaiken auch in Bulgarien Verbreitung gefunden haben. Das einzige beachtenswerte Fragment, welches vom Kopfe eines Heiligen stammt und auf Trapezica in Tarnovo gefunden wurde, ist ausführlich von K. МИАТЕВ besprochen worden (Мозаики отъ Трапезица, Изв. Арх. Инст. I, 1921/22, S. 163—176).

Die wichtigsten Denkmäler der altbulgarischen Miniaturmalerei sind die vatikanische Handschrift, welche die bulgarische Übersetzung der Weltchronik des Konstantin Manasses enthält, und das Tetraevangelium des Zaren Ivan Alexander im Britischen Museum in London. Mit der Datierung der ersteren Handschrift und mit ihren Miniaturen hat sich I. TRIFONOV beschäftigt (Бележки върху срѣднобългарския преводъ на Манасиевата Хроника, Изв. Арх. Инст. II, 1923/24, S. 137—173). TRIFONOV kommt zu dem Ergebnis, daß die Handschrift für den Zaren Ivan Alexander spätestens im Jahre 1345 ausgeführt worden ist. Sämtliche Miniaturen dieser Handschrift wurden von mir veröffentlicht, und zwar als Bd. XVII der „Codices e Vaticanis selecti“ (Les miniatures de la Chronique de Manassès à la Bibliothèque du Vatican, Sofia 1927, 86 S. Fol. mit 44 Taf. in Lichtdruck und in Dreifarbendruck; das Werk ist gleichzeitig auch in bul-



garischer Sprache erschienen). Die ausführliche Einleitung enthält folgende Kapitel: 1. Beschreibung der Handschrift und ältere Literatur, 2. Datierung der Handschrift, 3. Technik und Stil der Miniaturen, 4. Verhältnis der Miniaturen zum Texte der Handschrift, 5. Quellen, Meister und künstlerischer Wert der Miniaturen, 6. Archäologische Bedeutung der Miniaturen. Der zweite Teil des Textes enthält eine genaue Beschreibung der Miniaturen. Auch AUG. HEISENBERG hat dieser Handschrift einen Aufsatz gewidmet, in dem er die Vermutung begründet hat, daß die Handschrift für Ivan Asen, den Sohn Ivan Alexanders, hergestellt sei, und zwar wahrscheinlich aus Anlaß seiner Vermählung mit der byzantinischen Prinzessin Irene (Über den Ursprung der illustrierten Chronik des Konstantinos Manasses, Münch. Jahrbuch f. bild. Kunst, NF. V, 1928, S. 291—310).

Die Miniaturen der Londoner Handschrift wurden von mir in zwei Aufsätzen behandelt (Die Miniaturen des Evangeliums Ivan Alexanders in London, Byzantion IV, 1927/28, S. 313—319; Лондонското евангелие на Ив. Александра и неговите миниатюри, Списание на Бълг. Акад. на Науките, hist.-philol. Kl. XX, 1928, S. 1—32 mit 6 Taf.), wobei ich hauptsächlich auf das Verhältnis des Londoner Evangeliums zu dem griechischen Evangelium Paris 74 und seinen Kopien eingegangen bin. Mit den gleichen Fragen hat sich kurz vorher auch SIRARPIE DER NERSESSIAN beschäftigt (Two slavonic parallels of the Greek Tetraevangelia: Paris 74, The Art Bulletin, New York, IX, 1927, S. 223—274). Ich habe in meinem bulgarischen Aufsatz die von DER NERSESSIAN vertretenen Ansichten mir nicht aneignen können und bin zu anderen Ergebnissen bezüglich des Verhältnisses der betreffenden Handschriften gekommen. Die Miniaturen des Dobrejšo-Tetraevangeliums des 13. Jahrh. sind eingehend von A. GRABAR in seinem oben (S. 134) angeführten Werke (Recherches sur les influences orientales dans l'art balkanique) behandelt.

Auf die bulgarische Miniaturmalerei beziehen sich noch folgende Arbeiten:

1. I. IVANOV, Le costume des rois païens bulgares d'après un manuscrit e la Bibliothèque National de Madrid, Extrait des Procès-verbaux et Mémoires du Congrès international des bibliothécaires et des bibliophiles, Paris 1923, 4 S. 8°. Vgl. auch IVANOV, Le costume des anciens Bulgares, Recueil Th. Uspenskij, I, S. 325—333.

2. B. FILOV, Портретът на Ив. Александра, Сборникъ В. Н. Златарски, Sofia 1925, S. 499—504.

3. N. D. PROTASOV, Черты староболгарской одежды в славянской миниатюре, Институт археологии и искусствознания, Труды секции археологии, Москва, III, 1928, S. 87—95.

4. Ders., Славянская одежда в болгарской миниатюре XIV века, ebda IV, 1928, S. 391—407.

Mit den Verzierungen der bulgarischen Handschriften in der Nationalbibliothek in Plovdiv beschäftigt sich N. RAINOV (Орнаментъ и буква въ славянскитѣ рѣкописи на Народната Библиотека въ Пловдивъ, Sofia 1925, LXXVI + 186 S. 8<sup>o</sup> mit 37 Taf.). In der Einleitung gibt RAINOV eine ausführliche kritische Übersicht der Literatur über die bulgarische Miniaturmalerei und Handschriftenornamentik. In meinem auf S. 139 angeführten Aufsatz über die altbulgarische Malerei habe ich ebenfalls ein besonderes Kapitel diesen beiden Zweigen der altbulgarischen Kunst gewidmet.

Über das altbulgarische Kunstgewerbe besitzen wir noch keine speziellen Untersuchungen. Der Aufsatz von K. MIATEV (Художествени занаяти у старитѣ българи, Бълг. Историческа Библиотека I, 1928, Heft 1, S. 160—186) gibt nur eine allgemeine Übersicht, die für weitere Kreise bestimmt ist. Die Schmuckgegenstände, die E. PETEVA veröffentlicht hat (Български народни накити, Известия на Етнографския Музей VI, 1926, S. 59—80; VII, 1927, S. 69—106) gehören mehr in das Bereich der Ethnographie. Es befinden sich aber darunter auch ältere Denkmäler, die auch kunstgeschichtlich von Interesse sind.

Die Annahme N. KONDAKOVs (Македония: археологическое путешествие, Petersburg 1909, S. 24—29), daß der berühmte Schatz von Nagy-Szent-Miklós den alten Bulgaren („Protobulgaren“) zuzuschreiben sei, wurde auch von anderen Gelehrten gebilligt und durch neue Gründe gestützt. So wurde der Schatz in das Bereich der altbulgarischen Kunst einbezogen, obwohl die Ansichten über seine Entstehungszeit und seine ethnische Zugehörigkeit noch weit auseinandergehen. Es wird jedenfalls nicht überflüssig sein, hier auch die Literatur der letzten Jahre über diesen Schatz anzuführen, ohne auf ihre Ergebnisse einzugehen:

1. G. SUPKA, A Nagyszentmiklósi kincs revíziója (Zur Revision des Schatzfundes von Nagyszentmiklós), Archaeologiai Értesítő XXXV, 1915, S. 50—64 und XXXVII, 1917, S. 8—86.

2. Deis., Das Rätsel des Goldfundes von Nagy-Szent-Miklós, Monatshefte für Kunstwiss. IX, 1916, S. 13—24; vgl. auch M. ROSENBERG, ebda, S. 101—102.

3. J. STRZYGOWSKI, Altai-Iran und Völkerwanderung, Leipzig 1917, S. 54—64 und 164—169.

4. A. RIEGL-E. ZIMMERMANN, Die spätrömische Kunstindustrie, Bd. II, Wien 1923, S. 79—106 mit Taf. 31—47 (die beste Veröffentlichung des ganzen Schatzes mit vorzüglichen Lichtdrucktafeln).

5. G. SUPKA, Zur Herkunft der Tierschale im Schatze von Nagy-Szent-Miklós, Studien zur Kunst des Ostens, J. STRZYGOWSKI gewidmet, Wien-Hellerau 1923, S. 251—255.

6. H. MÖTEFINDT, Zur Datierung und Beurteilung des Schatzfundes von Nagy-Szent-Miklós, *Mitteil. der anthropol. Gesell. in Wien*, LV, 1925, S. 1—6.

7. Ders. Der Schatzfund von Nagy-Szent-Miklós, *Ungar. Jahrbücher* (Berlin) V, 1925, S. 364—391.

8. W. SCHMIDT, Zur Chronologie des Schatzes von Nagy St. Miklós, *Festgabe für den 70-jährigen G. KOSSINNA* (= Mannus, *Ergänzungsband VI*), 1928, S. 221—231.

Speziell mit den Inschriften auf den Gefäßen des Schatzes beschäftigen sich folgende Arbeiten:

1. V. THOMSEN, Une inscription de la trouvaille d'or de Nagy-Szent-Miklós, *Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab, hist.-filol. Meddelelser I* 1, Kopenhagen 1917, 28 S. 8°.

2. L. JELIĆ, Die Inschrift auf der Buila-Schale von Nagy-Szent-Miklós, *Studien zur Kunst des Ostens*, J. Strzygowski gewidmet, Wien-Hellerau 1923, S. 147—158.

3. H. SCHÄDER, Zur Beschriftung des Schatzfundes von Nagy-Szent-Miklós, *Ungar. Jahrbücher* (Berlin) V, 1925, S. 447—454.

4. St. MLADENOV, Надписитѣ на старобългарското съкровище отъ Nagy-Szent-Miklós, *Годишникъ* für 1922/25, S. 362—380.

5. Ders., Томсеновиятъ опитъ за преводъ на най-дългия надписъ на старобългарското съкровище отъ Nagy-Szent-Miklós, *Списание на Бълг. Акад. на Наукитѣ*, hist.-philol. Kl. XIX, 1926, S. 61—80.

6. Ders., Zur Erklärung der sogenannten Buila-Inschrift des Goldschatzes von Nagy-Szent-Miklós, *Ungar. Jahrbücher* (Berlin) VII, 1927, S. 331—337.

In meiner „Geschichte der bulgarischen Kunst“ habe ich ebenfalls dem Schatze ein besonderes Kapitel gewidmet.

Schließlich ist darauf hinzuweisen, daß auch die bulgarische Numismatik im Leiter der numismatischen Abteilung des Nationalmuseums in Sofia, N. MUŠMOV, einen ausgezeichneten Bearbeiter gefunden hat. Außer zahlreichen kleineren Beiträgen (*Изв. Арх. Др.* IV, 1914, S. 49—69; VI, 1916/18, S. 57—70; *Изв. Арх. Инст.* I 1921/22, S. 61—67 und 177—185; *Изв. на Историческото Дружество IV*, 1915, S. 189—206; *Годишникъ* für 1921, S. 113—146; *Училищенъ Прегледъ XXIII*, 1924, S. 25—44; *Сборникъ* В. Н. Златарски, Sofia 1925, S. 185—186; *Byzant. Zschr.* XXX, 1929/30, S. 626—633) hat uns MUŠMOV auch ein zusammenfassendes Werk über die bulgarische Numismatik gegeben (*Монетитѣ и печатитѣ на българскитѣ царе*, Sofia 1924, XVI + 200 S. 4° mit 7 Taf.).

Sofia.

B. FILOV.

## Die polnische Sprachwissenschaft in den Jahren 1915—1930.

## Teil I.

## Abkürzungen.

- AfslPh = Archiv für slavische Philologie. Berlin.  
 BiulPTJ = Biuletyn Polskiego Towarzystwa Językoznawczego. Krakau.  
 BSL = Bulletin de la Société de Linguistique de Paris.  
 Bull = Bulletin international de l'Académie Polonaise des sciences et des lettres. Classe de philologie. Classe d'histoire et de philosophie. Krakau.  
 EP = Encyklopedia Polska. Krakau.  
 JP = Język Polski. Krakau.  
 KsSD = Księga pamiątkowa ku uczczeniu St. Dobrzyckiego. Posen 1928.  
 KZ = Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen. Göttingen.  
 LBSl = Lwowska Biblioteka Slawistyczna. Lemberg.  
 MPKJ = Materjały i Prace Komisji Językowej Polskiej Akademji Umiejętności. Krakau.  
 PamLit = Pamiętnik Literacki. Lemberg.  
 PKJ = Prace Komisji Językowej Polskiej Akademji Umiejętności. Krakau.  
 PrFil = Prace Filologiczne. Warszawa.  
 PrPol = Prace Polonistyczne ofiarowane J. Łosiowi (= PrFil XII). Warszawa 1927.  
 PrzHum = Przegląd Humanistyczny Bd. I—IV Warszawa, Bd. Vff. Lemberg.  
 PrzWsp = Przegląd Współczesny. Krakau.  
 RdES = Revue des Etudes Slaves. Paris.  
 Rozpr = Rozprawy Wydziału Filologicznego Polskiej Akademji Umiejętności. Krakau.  
 RS = Rocznik Slawistyczny. Krakau.  
 Sl = Slavia. Prag.  
 SlOcc = Slavia Occidentalis. Posen.  
 Sobolevskij-Festschrift = Sbornik otd. russk. jaz. i slov. Akademii Nauk. Bd. 101 Nr. 3, Pburg 1928.  
 Spr = Sprawozdania z czynności i posiedzeń Polskiej Akademji Umiejętności. Krakau.  
 STNLw = Sprawozdania Towarzystwa Naukowego we Lwowie.  
 STNPozn = Sprawozdania Poznańskiego Towarzystwa Przyjaciół Nauk. Posen.  
 STNWarsz = Sprawozdania z posiedzeń Towarzystwa Naukowego Warszawskiego Abt. I. Sprachwissenschaft und Literatur. Warschau.



StStpol = Studja Staropolskie. Księga ku czci Al. Brücknera. Krakau 1928.

Symb = Symbolae Grammaticae in honorem Ioannis Rozwadowski. Krakau Bd. I 1927, Bd. II 1928.

Výt = Sjezd slovanských filologů v Praze 1929. Výtahy z přednášek.

Zschr = Zeitschrift für slavische Philologie. Berlin.

ZTNTor = Zapiski Towarzystwa Nauk w Toruniu.

### Einleitung.

Einen Wendepunkt in der Geschichte der polnischen Sprachwissenschaft bedeuten die zwei sprachwissenschaftlichen Bände der Encyklopedja Polska unter dem Titel: *Język polski i jego historia z uwzględnieniem innych języków na ziemiach polskich*. Sie wurden 1915 von der Polnischen Akademie der Wissenschaften in Krakau herausgegeben. Seit dem Erscheinen dieser Sammelarbeit, die grundlegend wurde für die späteren Untersuchungen über das Polnische, seine Geschichte und seine Beziehungen zu den Nachbarsprachen, wie auch die sonstigen auf polnischem Territorium vorkommenden Sprachen, datiert das Aufblühen der polnischen Sprachwissenschaft. Hinzu kamen noch einige andere Faktoren. Die Errichtung des Polnischen Staates, die Begründung von drei neuen Universitäten in Polen (Warschau, Posen, Wilna; Krakau und Lemberg besaßen polnische Universitäten bereits vor dem Kriege), die Vermehrung der sprachwissenschaftlichen Lehrstühle, die Rückkehr der hervorragenden Sprachwissenschaftler J. BAUDOUIN DE COURTENAY und W. PORZEZIŃSKI in die Heimat, das Heranwachsen junger wissenschaftlicher Kräfte und die Energie, mit der sich diese jungen und jüngsten Sprachwissenschaftler an die Arbeit machten, führte dazu, daß die polnische Sprachwissenschaft im Laufe der letzten Jahre eine führende Stellung in der slavischen sprachwissenschaftlichen Forschung eingenommen hat. Hierbei müssen namentlich die Verdienste von JAN ŁOŚ, KAZIMIERZ NITSCH und JAN ROZWADOWSKI hervorgehoben werden. Diese drei wissenschaftlich verschiedenen Individualitäten: der gründlichste Kenner der polnischen Sprachgeschichte J. ŁOŚ, der verdiente Dialektforscher, ausgezeichnete Systematiker und außerordentlich rege Slavist K. NITSCH und J. ROZWADOWSKI, ein Indogermanist mit weitverzweigtem Wissen und tiefeschürfender Sprachphilosoph, haben in Krakau ein sprachwissenschaftliches Zentrum geschaffen, dessen Einfluß sich auf ganz Polen erstreckt. Unter der Redaktion dieser Gelehrten sind auch die oben erwähnten Bände der Polnischen Encyklopädie entstanden.

Damit ist erklärt, warum wir mit dem Jahre 1915 unseren Bericht über die polnische sprachwissenschaftliche Literatur beginnen. Das Jahr 1915 ist der Terminus a quo, das Enddatum der 30. Juni 1930. Den Inhalt sollen in gedrängter Besprechung die in Polen resp. im

Auslande von polnischen Sprachwissenschaftlern publizierten Arbeiten über Fragen der allgemeinen Sprachwissenschaft, der Indogermanistik, der Slavistik, sowohl des Urslavischen als auch der einzelnen slavischen Sprachen ausmachen. Am ausführlichsten wird hier über das Gebiet der polnischen Sprache referiert werden, wobei auch die einschlägigen Arbeiten der nicht-polnischen Gelehrten Berücksichtigung finden. Und zwar geht der Unterzeichnete auf den Inhalt der Arbeiten kurz ein, wenn dieser nicht bereits aus dem Titel ersichtlich ist, sonst beschränkt er sich auf eine bloße Titelangabe. Die Titel werden polnisch und in deutscher Übersetzung gegeben; enthält die Arbeit jedoch ein französisches Résumé, so folgt der französische Titel. In diesem Bericht will Unterzeichneter vor allen Dingen Bibliograph und nicht Kritiker sein. Er enthält sich daher einer jeden eigenen Beurteilung, ist aber bemüht, alle Rezensionen, soweit sie ihm zugänglich sind, aufs Genaueste zu notieren. Auch alle Arbeiten von Nichtfachleuten fühlt er sich als Chronist verpflichtet aufzuführen, weil diese, obgleich an sich häufig wertlos, für die Geschichte der polnischen sprachwissenschaftlichen Kultur doch von einigem Interesse sind. Um eine Irreführung des Lesers zu vermeiden, wird in diesen Fällen der wissenschaftliche Wert kurz angegeben. Unterzeichnetem kam es bei der Abfassung dieses Berichts hauptsächlich darauf an, die Aufmerksamkeit der nicht-polnischen Sprachwissenschaftler auf die vielseitige polnische sprachwissenschaftliche Arbeit zu lenken.

#### I. Organisation der sprachwissenschaftlichen Forschung.

Die Sprachwissenschaftliche Kommission an der Polnischen Akademie der Wissenschaften in Krakau ist die älteste Institution, die für die Entwicklung der sprachwissenschaftlichen Forschung in Polen Sorge trägt. Ihre ursprüngliche Bestimmung war die Organisation der Forschung auf dem Gebiet der polnischen Sprache, allmählich erweiterte sich aber ihr Tätigkeitsbereich auf die Sprachwissenschaft im Allgemeinen. Daraus erklärt es sich, daß wir unter ihren Ausgaben auch Arbeiten finden, die über das Gebiet der Polonistik und Slavistik hinausweisen, z. B. romanistische, germanistische usw. Sie gibt jetzt zwei Monographieserien heraus: die *Prace Komisji Językowej* und die *Monografie polskich cech gwarowych*, ferner subventioniert sie den *Rocznik Slawistyczny* und die Zweimonatsschrift *Język Polski*.

Die Westslaven, besonders deren westlichster Zweig, bilden das Forschungsgebiet des 1921 begründeten Westslavischen Instituts in Posen, das der Sprachwissenschaft den Vorzug gibt, ohne sich jedoch auf diese Disziplin zu beschränken. Das Statut des Westslavischen Instituts erschien im ersten Band der von ihm herausgegebenen *Slavia Occidentalis* I (1921) S. VIII—IX. Außerdem publiziert das Institut auch noch Monographien über das Westslaventum.

Die 1925 in Krakau begründete Polnische Sprachwissenschaftliche Gesellschaft hat sich die Aufgabe gestellt, die Entwicklung der sprachwissenschaftlichen Forschung, insbesondere die der allgemeinen Sprachwissenschaft zu fördern. Diesem Zweck dienen die jährlich von ihr abgehaltenen wissenschaftlichen Tagungen, auf denen eine im voraus fixierte Frage zur Diskussion steht. So beschäftigte sich z. B. die Tagung von 1927 mit dem sog. Idealismus und Positivismus in der Sprachwissenschaft, die von 1928 mit dem Problem der Sprachwissenschaften usw. Außerdem kommen auf den Tagungen verschiedene Einzelfragen und Organisationsfragen zur Sprache. Die Gesellschaft gibt das *Biuletyn Polskiego Towarzystwa Językoznawczego* — *Bulletin de la Société Polonaise de Linguistique* heraus, dessen erste Lieferung (1927 S. 80—84) das Statut der Gesellschaft enthält. Vgl. auch A. KLECZKOWSKI *Die polnische Sprachwissenschaftliche Gesellschaft*, Slavische Rundschau I (1929) S. 408—9.

Die bisher erwähnten sprachwissenschaftlichen Institutionen verfolgen ausschließlich wissenschaftliche Ziele. Dagegen bezweckt die 1920 in Krakau begründete Gesellschaft der Freunde der Polnischen Sprache, einen Kontakt herzustellen mit der breiten Öffentlichkeit und unter ihr, nach § 1 der Statuten, „die Liebe zur polnischen Sprache, die auf der Kenntnis von deren Entwicklungs- und Bedeutungsgesetzen wie auch auf dem Verständnis sprachlicher Erscheinungen überhaupt beruht“ zu verbreiten. Deswegen veranstaltet die Gesellschaft der Freunde der Polnischen Sprache öffentliche Vorträge in den lokalen Gesellschaften, vor allem in den Universitätszentren, und gibt die Zweimonatsschrift *Język Polski* wie auch die *Biblioteczka Towarzystwa Miłośników Języka Polskiego* heraus. Außerdem publizierte sie A. GAWROŃSKI's *Szkice językoznawcze* (Sprachwissenschaftliche Skizzen) 1928, 218 S. und M. ABIŃSKI *Obrazy głosek polskich* (Darstellungen der polnischen Laute) 1925, 14 S. + 47 Taf. In Vorbereitung befindet sich T. BENNI *Palatogramy głosek polskich* (Palatogramme der polnischen Laute) [inzwischen erschienen; Korr. N.]. Das Statut der Gesellschaft findet sich JP V (1920) S. 125—8.

Für die Organisation und Belebung der sprachwissenschaftlichen Forschung wird in Polen viel getan. Vgl. die Aufsätze von K. NITSCH *Organizacja i potrzeby nauki w dziale języka polskiego* (Die Organisation und die Bedürfnisse der Wissenschaft auf dem Gebiet der polnischen Sprache) *Nauka Polska* I (1918) S. 355—66 und *Badania językoznawcze na prowincji* (Die sprachwissenschaftlichen Forschungen in der Provinz) ib. IV (1923) S. 224—31, J. ROZWADOWSKI *Uwagi o polskich potrzebach naukowych w zakresie językoznawstwa* (Betrachtungen über die polnischen wissenschaftlichen Bedürfnisse auf dem Gebiet der Sprachwissenschaft) ib. I (1918) S. 345—54, S. SZOBER *O potrzebach naukowych językoznawstwa w Polsce* (Über die wissenschaftlichen Be-



dürfnisse der Sprachwissenschaft in Polen) ib. II (1919) S. 308—22, A. BRUECKNER *Czego od polonistyki najpilniej wymagamy?* (Was wir von der Polonistik am dringendsten verlangen?) ib. II (1919) S. 323—49, T. LEHR-SZŁAWIŃSKI *Zadania i potrzeby slawistyki w Polsce* (Die Aufgaben und Bedürfnisse der Slavistik in Polen) ib. X (1929) S. 350—62 und *Die Slavistik in Polen im letzten Jahrzehnt*, Slavische Rundschau I (1929) S. 646—51.

## II. Bibliographie.

Bisher verfügt die polnische Sprachwissenschaft noch über keine eigene Bibliographie, wiesie z. B. L. FINKEL für die Geschichte, F. GAWĘŁEK und J. S. BYSTRON für die Ethnographie und E. KOŁODZIEJCZYK für die Slavistik (im weiteren Sinne) zusammengestellt haben. Jedoch bringen die Fachzeitschriften, in erster Linie die *Prace Filologiczne* (seit 1885) und der *Rocznik Slawistyczny* (seit 1908) jährlich bibliographische Verzeichnisse. Besonders wertvoll ist davon die kritische Bibliographie des *Rocznik Slawistyczny*, die in Bd. VIII (1918) bis zum Jahre 1917 einschließlich fortgeführt ist. Seit 1930 soll diese auf einem hohen Niveau stehende Zeitschrift nach längerer Unterbrechung wiederum regelmäßig erscheinen, aber nur die laufende Bibliographie enthalten; die Lücken werden nicht nachgetragen. Ferner sollen hier von nun ab, nach einer auf dem I. Slavistenkongreß in Prag getroffenen Vereinbarung nur die sprachwissenschaftlichen Arbeiten, die auf dem Gebiet Polens und in den nicht-slavischen Ländern erscheinen, notiert werden. Die Bibliographie der tschechischen, slowakischen und südslavischen Erscheinungen übernimmt der *Sborník Filologický* und der *Južnoslovenski Filolog*. — Für die Jahre 1918—1930 finden wir eine Bibliographie der polnischen linguistischen Arbeiten in den *Prace Filologiczne* (Bd. X 1926 und ff.), wie auch im Indogermanischen Jahrbuch (Bd. VIII 1922 und ff.) verzeichnet. Außerdem können auch die bibliographischen Notizen der *Revue des Etudes Slaves* (Bd. I 1921 und ff.) nützlich sein. Interessante Berichte über die polnischen sprachwissenschaftlichen Ergebnisse der Jahre 1923—1925 brachte W. PORZEZIŃSKI im *Przegląd Humanistyczny* Bd. II (1923) S. 399—414, Bd. III (1924) S. 294—305, Bd. IV (1925) S. 326—37. Als der *Przegląd Humanistyczny* zeitweilig sein Erscheinen einstellen mußte, setzte PORZEZIŃSKI seine Berichterstattung in den *Prace Filologiczne* fort und zwar für das Jahr 1926 in Bd. XI (1927) S. 465—86, für 1927 in Bd. XIII (1928) S. 505—33. Nach PORZEZIŃSKIs Tode übernahm W. DOROSZEWSKI die Fortführung dieser Berichte (für 1928 ib. Bd. XIV 1929 S. 665—717), die nunmehr französisch erscheinen, um allen Sprachwissenschaftlern die Möglichkeit zu geben, sich über die polnischen sprachwissenschaftlichen Arbeiten zu orientieren. PORZEZIŃSKI verdanken wir auch ein Verzeichnis der seit 1868 von Polen geschriebe-



nen Arbeiten aus dem Bereich der allgemeinen Sprachwissenschaft (BiulPTJ I 1927 S. 71—9).

Schriftenverzeichnisse einzelner polnischer Sprachwissenschaftler und Philologen sind daneben zusammengestellt worden, z. B. J. KURYŁOWICZ lieferte ein Verzeichnis der Arbeiten von A. GAWROŃSKI (BiulPTJ I 1927 S. 45—6), W. TASZYCKI ein solches von J. ŁÓŚ (PrPol S. XIII—XXVII) und J. ROZWADOWSKI (Symb. I S. XI—XXIV), S. SZOBER (PrFil XIV 1929 S. XXIX—XXXIII, auch BiulPTJ II 1930 S. 77—81) und N. TRUBECKOJ (Sl IX 1930/31 S. 200—202) von W. PORZEZIŃSKI, und W. T. WISŁOCKI von A. BRUECKNER (StStpol S. 683—784). Es gibt außerdem noch ein Verzeichnis der Arbeiten von S. DOBRZYCKI (KsSD S. VII—XV).

Einige bibliographische Ausgaben über die der Ethnographie nahestehenden Gebiete der Sprachwissenschaft enthalten die Berichte von J. S. BYSTRON *Ludoznawstwo polskie w latach 1922—1925* (Die polnische Volkskunde in den Jahren 1922—1925) Sl V (1926/27) S. 378—390 und 614—25, besonders S. 621—2, seine *Bibliografja etnografji polskiej* I, Krakau 1929, VI + 160 S. (vgl. 4. Kap. „Sprache“ S. 55—70), ferner A. FISCHER *Die polnische volkskundliche Forschung 1914—1924*, Zschr. I (1924) S. 431—45 (hauptsächlich die Abschnitte „Volksmundarten“ S. 443, „Ortsnamen“ S. 444—5, „Personennamen“ S. 445) und *Die polnische volkskundliche Forschung 1925—1928*, Zschr. VI (1929) S. 231—58 (vgl. die Abschnitte „Volksmundarten“ S. 242, „Ortsnamen“ S. 242—4, „Personennamen“ S. 243).

Nur einige Arbeiten über die polnische Sprache in Schlesien erwähnt die *Bibliographie der schlesischen Volkskunde* Bd. I von E. BOELICH (Schlesische Bibliographie III/1 Breslau 1929 S. 103—5), die außerdem im Abschnitt „Namengebung“ S. 289—342 eine ziemlich lückenhafte Bibliographie über die schlesischen Personen- und Ortsnamen vorlegt. Auch über den Abschnitt „Historische Namenkunde“ bei V. LOEWE *Bibliographie der schlesischen Geschichte* (Schlesische Bibliographie I Breslau 1927 S. 68—76) fällt es schwer, sich günstiger zu äußern. Sehr ausführlich berichtet dagegen über die polnische Ortsnamenforschung, soweit sie sich auf die westpolnischen Gebiete bezieht, M. VASMER in *Die slavische Ortsnamenforschung in Ostdeutschland 1914—1927* Teil I und II Zschr. VI (1929) S. 173—204, 464—95.

Eine Bibliographie der sprachwissenschaftlichen Arbeiten über das Kaschubisch-Pomoranische stellte W. PNIEWSKI *Rocznik Gdański* I (1927) S. 83—116, Ergänzungen ib. II/III (1928/29) S. 152—161 zusammen.

### III. Zeitschriften und Sammelwerke.

Die älteste der polnischen sprachwissenschaftlichen Zeitschriften sind die *Prace Filologiczne*, die seit 1884 in Warschau erscheinen. Sie

werden jetzt von S. SZOBER geleitet und kommen jährlich heraus. Gemäß ihrem ursprünglichen Programm brachte diese Zeitschrift bis zum Jahre 1920 „Abhandlungen aus der allgemeinen Sprachwissenschaft, Untersuchungen aus dem Gebiet der slavischen Sprachen und besonders der polnischen, wie auch Abhandlungen über das altpolnische Schrifttum, Materialien zur polnischen Sprachgeschichte und dem polnischen Schrifttum, bibliographische Mitteilungen, Referate und Berichte über Arbeiten aus diesem Gebiet“. Vom 10. Bande (1926) nehmen die Prace Filologiczne auch Arbeiten aus den anderen Gebieten der Indogermanistik auf. Zwei Bänden dieser Zeitschrift kommt eine spezielle Bestimmung zu: Band XII (1927 XXVII + 610 S.) ist JAN ŁOŚ zu seinem 25. Jubiläum als Lehrer und Forscher an der Jagellonischen Universität in Krakau gewidmet, Band XIV (1929 S. XXXIII + 800) dem Andenken des 1929 verstorbenen W. PORZEZIŃSKI.

Der weit über die Grenzen Polens bekannte *Rocznik Slawistyczny* wurde 1908 von J. ŁOŚ, L. MAŃKOWSKI, K. NITSCH und J. ROZWADOWSKI begründet und nach dem Tode von MAŃKOWSKI von den drei anderen Gelehrten fortgeführt; er erschien regelmäßig bis zum Jahre 1918 (Bd. VIII). Da es infolge des Weltkrieges unmöglich wurde, die slavische Bibliographie, die den Hauptteil eines jeden Bandes ausmachte, fortzusetzen, stellte diese Zeitschrift zeitweilig ihr Erscheinen ein. Erst 1921 kam der erste Teil des 9. Bandes heraus und man hoffte, daß es gelingen würde, die Lücken in der Bibliographie nachzutragen. Als sich dieses Vorhaben als undurchführbar erwies, ließ die Redaktion, in deren Bestand T. LEHR-SPEŁAWIŃSKI nach dem Tode von ŁOŚ eintrat, 1930 den seit langem bereits gesetzten zweiten Teil des 9. Bandes erscheinen. Mit aufrichtiger Freude nehmen wir von dem Versprechen der Redaktion Kenntnis, daß sie den *Rocznik Slawistyczny* von nun ab wieder jährlich herausgeben wird.

Die 1921 in Posen begründete *Slavia Occidentalis* beschäftigt sich mit der Erforschung des Westslaventums, insbesondere des Polabischen. Außer sprachwissenschaftlichen Abhandlungen, die den größten Raum einnehmen, bringt diese Zeitschrift historische, ethnographische u. ä. Aufsätze. Bisher sind 8 Bände unter der Redaktion von M. RUDNICKI erschienen.

Mit der Dialektologie und Ethnographie der Slaven beschäftigt sich der *Lud Słowiański*, der in Krakau von K. NITSCH und I. MOSZYŃSKI herausgegeben wird. Die erste Lieferung erschien 1929, die zweite 1930. Dieses neue slavistische Organ soll Abhandlungen, Materialien, Untersuchungen, Übersichten und Rezensionen aus dem Gebiet der slavischen Volkskultur enthalten, ferner die Volksmundarten, die materielle, geistige und soziale Kultur berücksichtigen. Als Publikationssprachen sind gemäß der polnischen Herausgebertradition alle

slavischen Sprachen, außerdem deutsch, italienisch, französisch und englisch vorgesehen. Die erste Hälfte der Veröffentlichung bilden Dialektabhandlungen (Abt. A), die zweite ethnographische Aufsätze (Abt. B). Der bisher erschienene erste Band macht einen außerordentlich günstigen Eindruck.

Das gleiche muß über das von der Polnischen Akademie der Wissenschaften herausgegebene *Archivum Neophilologicum* gesagt werden. Diese neueste polnische philologische Publikation begann unter der Redaktion von S. WĘDKIEWICZ 1930 in Krakau zu erscheinen. Die erste Lieferung des ersten Bandes umfaßt eine Reihe von Aufsätzen aus der slavischen, deutschen, italienischen, französischen und englischen Philologie.

Das *Biuletyn Polskiego Towarzystwa Językoznawczego* — *Bulletin de la Société Polonaise de Linguistique* bringt nur Arbeiten über die allgemeine Sprachwissenschaft. Seine erste Lieferung erschien 1927, die zweite 1930. Herausgegeben wird er von einem Redaktionskomitee, das aus W. DOROSZEWSKI, K. NITSCH, J. ROZWADOWSKI und S. WĘDKIEWICZ besteht.

Das Hauptziel der Zweimonatsschrift *Język Polski* ist die Pflege des Interesses für das Leben und die Bedürfnisse der polnischen Sprache. Außerdem ist sie bemüht, ihre Leser mit den Ergebnissen der wissenschaftlichen Erforschung des Polnischen bekannt zu machen und das Verständnis für Spracherscheinungen zu erweitern. Die ersten drei Jahrgänge dieser vielseitigen und immer sehr sorgfältig redigierten Zeitschrift (1913, 1914 und 1916) erschienen unter der Redaktion von R. ZAWILIŃSKI. Von Ende 1916 bis 1919 war ihr Erscheinen eingestellt, darauf wurde sie zwei Jahre von der Sprachlichen Kommission der Polnischen Akademie der Wissenschaften geleitet und seit 1921 erscheint sie als das Organ der Gesellschaft der Freunde der polnischen Sprache. Der *Język Polski* bringt Abhandlungen allgemeinen Charakters, Aufsätze über die Geschichte polnischer Ausdrücke und Wendungen, Rezensionen, Antworten auf Fragen aus dem Leserkreis in bezug auf Sprachreinigung und behandelt schließlich Fragen, die mit dem polnischen Sprachunterricht in den Schulen in Zusammenhang stehen. 1930 erscheint der 15. Jahrgang. Seit 1919 wird der *Język Polski* von K. NITSCH redigiert.

Ausschließlich der Sprachreinigung dient die Monatsschrift *Poradnik Językowy*, die seit 1901 in Krakau von R. ZAWILIŃSKI herausgegeben wird. Sie wurde bis Ende 1916 fortgesetzt, dann für die Jahre 1917 und 1918 eingestellt und 1919 als Serie B. wiederum erneuert. Dieser zweiten Serie der ehemals interessanten Zeitschrift kommt fast keinerlei Wert zu.

Die *Materiały i Prace Komisji Językowej Akademii Umiejętności*, deren erster Band 1901 erschien, stellten eigentlich bereits 1915 ihr

Erscheinen ein, obgleich die letzte — verspätete — Lieferung erst 1920 ausgegeben wurde. Von dieser Publikation liegen acht starke Bände vor. Seit 1917 gibt die Sprachliche Kommission an ihrer Stelle die Monographieserie *Prace Komisji Językowej* heraus, von der bisher 17 Bände erschienen sind. Außerdem veröffentlicht die gleiche Institution seit 1916 die *Monografie polskich cech gwarowych*; bisher fünf Arbeiten. Beide Sammlungen werden von K. NITSCH redigiert.

Der Popularisierung der Forschungsergebnisse über das Polnische dient außer der Zweimonatsschrift *Język Polski* seit 1920 auch die *Biblioteczka Towarzystwa Miłośników Języka Polskiego*, von der bisher unter der Redaktion von K. NITSCH 10 Lieferungen, je 2 Bogen stark, erschienen sind.

Altpolnische Denkmäler mit sorgfältigem Kommentar sollten in der Serie *Księżeczki Staropolskie* veröffentlicht werden, die die Lubliner Abteilung der Gesellschaft der Freunde der Polnischen Sprache 1922 herauszugeben begann. Mit dem dritten Heft (1925) wurde aber diese Publikation eingestellt.

Die seit 1926 im Verlag K. S. Jakubowski in Lemberg erscheinende *Lwowska Biblioteka Slawistyczna* umfaßt eine Reihe wichtiger Handbücher für Studenten aus dem Gebiet der Slavistik im weitesten Sinn. Diese wertvolle Sammlung wird redigiert von F. BUJAK, J. CZEKANOWSKI und T. LEHR-SPŁAWIŃSKI. Bisher liegen 10 Bände vor.

#### IV. Festschriften.

Der erste von den polnischen Sprachwissenschaftlern, der von seinen Kollegen eine Festschrift erhielt war J. BAUDOUIN DE COURTENAY. (*Prace lingwistyczne ofiarowane Janowi Baudouinowi de Courtenay dla uczczenia jego działalności naukowej 1868—1921*, Krakau 1921, XVI + 263 S.) Die Festschrift enthält 42 Aufsätze aus dem Gebiet der allgemeinen Sprachwissenschaft, der Indogermanistik, hauptsächlich aber der Slavistik und Polonistik. Die Mehrzahl der Aufsätze (27 von 42) stammen von nicht-polnischen Gelehrten, der Rest (15 Aufsätze) von polnischen Gelehrten. Vgl. die Rezensionen: K. NITSCH JP VI (1921) S. 123—4, A. M(ÉILLET) BSL XXII (1921) S. 188—9, O. HJER Listy filologicke XLIX (1922) S. 312—8, M. WEINGART Časopis pro moderní filologii VIII (1922) S. 248—61.

Im J. 1927 erschien je eine Festschrift für J. ŁOŚ und J. ROZWADOWSKI. Die ŁOŚ-Festschrift trägt den Titel *Prace polonistyczne ofiarowane Janowi Łosiowi dla uczczenia dwudziestopięciolecia jego działalności naukowej na Uniwersytecie Jagiellońskim 1902—1927*, Warschau 1927, XXVII + 610 S. und bildet zugleich Bd. XII der *Prace Filologiczne*. Mit Ausnahme von G. ILJINSKIJ, R. SMAL-STOCKYJ, J. ZIŁYŃSKYJ und N. VAN WIJK sind darin nur polnische Gelehrte vertreten. Zur Ehrung dieses bekannten Erforschers der polnischen



Sprache, der auch ein lebhaftes Interesse für literarhistorische und kulturhistorische Fragen besaß, schließen sich hier den Sprachwissenschaftlern desgleichen Vertreter der anderen Teile der Polonistik im weitesten Sinne an. Die Festschrift enthält im ganzen 47 Aufsätze, davon 35 sprachwissenschaftliche. 31 der Verfasser sind Polen, 4 Aufsätze stammen von den oben genannten nicht-polnischen Gelehrten. Rezensionen: K. NITSCH JP XIII (1928) S. 179—84, S. ŁEMPICKI PamLit XXVI (1929) 101—27.

Gleichzeitig mit der Łoś-Festschrift erschienen die *Symbolae Grammaticae in honorem Joannis Rozwadowski*, vielmehr der erste Band (Krakau 1927, XXIV + 336 S.; Bd. II erschien erst 1928, 625 S.). Dieses Werk umfaßt Abhandlungen aus den Gebieten der Sprachwissenschaft, die durch ROZWADOWSKI's eigene wissenschaftliche Tätigkeit bereichert worden sind und zwar ist der erste Band Problemen gewidmet, die mit der allgemeinen Sprachwissenschaft (6 Aufsätze), der Indogermanistik (20 Aufsätze) und mit Nachbargebieten (3 Aufsätze) zusammenhängen. Auf die ganze indogermanische Sprachgruppe beziehen sich 7 Aufsätze, auf die griechische Sprache 4, die lateinische 4, das Keltische 4 und auf die Zigeunersprache 1 Aufsatz. Der zweite Band enthält Arbeiten aus dem Gebiet der baltischen (5 Aufsätze) und slavischen (44 Aufsätze) Sprachwissenschaft. Allgemeine Fragen der Slavistik behandeln 13 Aufsätze, das Alt- resp. Neubulgarische 7, das Ostslavische 5 und schließlich das Polnische 19 Aufsätze. Von diesen 78 Aufsätzen stammen 35 aus der Feder polnischer Autoren. Es ist hier besonders die Mannigfaltigkeit der bearbeiteten Probleme hervorzuheben. Mit Ausnahme des Keltischen, das durch keinen polnischen Gelehrten vertreten ist, weisen alle anderen Gebiete auch polnische Arbeiten auf. Rezensionen: A. M(EILLET) BSL XXIX (1929) S. 27—30 und BSL XXX (1930) S. 187—91, A. DEBRUNNER Indogerm. Forsch. XLVII (1929) S. 300—2, K. NITSCH JP XV (1930) S. 17—23.

Bei Erwähnung der Festschriften für die genannten Sprachwissenschaftler müssen wir auch der Festschriften für die Philologen A. BRÜCKNER und S. DOBRZYCKI gedenken, von denen der erste sich um die Erforschung des Altpolnischen sehr verdient gemacht hat. Die Brückner-Festschrift (*Studja staropolskie*, Krakau 1928, 793 S.) umfaßt hauptsächlich historische und literarische Arbeiten und nur sechs sprachwissenschaftliche. Rezensionen: J. S. BYSTRON Przewsp VII (1928) Nr. 70 S. 326—31, O. FORST-BATAGLIA Jahrb. f. Kult. und Gesch. d. Slaven IV (1928) S. 452—60.

Noch weniger und zwar nur vier sprachwissenschaftliche Aufsätze unter einer ganzen Reihe von literarhistorischen enthält die Dobrzycki-Festschrift (*Księga pamiątkowa ku uczczeniu trzydziestoletniej pracy Faukowej i nauczycielskiej St. Dobrzyckiego*, Posen 1928, XV + 408 S.

Rezension: S. LEMPICKI PamLit XXVI (1929) S. 101—27 (ebenda auch über die Brückner-Festschrift).

# V. Beiträge zur Geschichte der Sprachwissenschaft in Polen. Biographien. Nekrologe.

Das Fehlen einer kritischen Bearbeitung der Geschichte der Sprachwissenschaft in Polen versuchen mehr oder weniger die Aufsätze von J. ROZWADOWSKI *Udział Polaków w językoznawstwie* (Der Anteil der Polen an der Sprachwissenschaft) im Sammelwerk *Polska w kulturze powszechnej*, Krakau 1918 Bd. II S. 130—6, K. NITSCH *Stan nauki [w dziale języka polskiego] w ostatnich latach piętnastu* (Der Stand der Forschung auf dem Gebiete der polnischen Sprache in den letzten 15 Jahren) *Nauka Polska* I 1918 S. 355—61, W. PORZEZIŃSKI *La linguistique en Pologne* (Passé et état actuel) *PrzHum* III (1924) S. 82—98, Ders., *Die allgemeine Sprachwissenschaft in Polen seit 1868*, *BiulPTJ* I (1927) S. 47—79 wettzumachen. Eine Teilfrage bearbeitete T. LEHR-SZŁAWIŃSKI im Aufsatz *Józef Dobrowski a językoznawstwo polskie* (Josef Dobrovský 1753—1829. *Sborník statí*, Prag 1929, S. 107—113, frz. Josef Dobrovský et la linguistique polonaise S. 402). Viel Material für einen künftigen Historiker der polnischen sprachwissenschaftlichen Forschung enthalten die Biographien der polnischen Linguisten und Philologen, wie auch die Bewertungen ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit aus Anlaß von wissenschaftlichen Jubiläen und in Nachrufen. Charakteristiken dieser Art sind für folgende Gelehrte erschienen:

K. Appel (1857—1930), den verdienten, obgleich wenig bekannten Forscher auf dem Gebiete der allgemeinen Sprachwissenschaft; vgl. den Nekrolog von J. ROZWADOWSKI *JP* XV (1930) S. 61—62.

J. Baudouin de Courtenay (1845—1929). Die Festschrift für diesen Gelehrten enthält seine Biographie von A. A. KRYŃSKI (S. XII—XVI) und eine Charakteristik seiner wissenschaftlichen Tätigkeit von J. ROZWADOWSKI ebda. S. V—XII. Diese beiden Aufsätze erschienen auch *JP* 1929 S. 162—8. Über diesen großen Linguisten schrieben ferner J. ŁOŚ *JP* VI (1921) S. 65—73 und A. B(ELIĆ) *Južnoslovenski Filolog* IV (1924) S. 190—3, nach Baudouins Tode S. SZOBER *PrFil* XIV (1929) S. 742—5 und *Ruch Słowiański* II (1929) S. 406—8, W. DOROSZEWSKI *Pamiętnik Warszawski* IV (1929) S. 3—13, R. JAKOBSON *Slavische Rundschau* I (1929) S. 809—12; J. ROZWADOWSKI veröffentlichte im *JP* XIV (1929) S. 169—70 die am Grabe von Baudouin gehaltene Rede, die eine kurze und treffende Beurteilung seiner Leistungen enthält; ausführlicher wurden diese auch von M. WEINGART *Ročenka Slovanského Ústavu* II Prag 1930 S. 172—98 gewürdigt, der den verstorbenen Gelehrten als Linguisten auch in dem *Časopis pro moderní filologii* XIV (1930) S. 185—7 charakterisierte.

An einer erschöpfenden Monographie über Baudouin arbeitet W. DOROSZEWSKI.

A. Brückner. Zum 60. Geburtstag von Brückner schrieb über dessen Forschertätigkeit auf dem Gebiet der slavischen Sprachen und Literaturen M. WEINGART Čas. pro mod. filol. V (1916) S. 272—6, zum 70. Geburtstag I. CHRZANOWSKI Ruch Literacki I (1926) S. 65—7, R. DYBOSKI The Slavonic Review IV (1926) S. 686—9, J. KRZYŻANOWSKI PrzWsp V (1926) Nr. 49 S. 161—77. Diese Aufsätze behandeln hauptsächlich Brückners Verdienste um das altpolnische Schrifttum, während seine Arbeiten auf dem Gebiet der altpolnischen Sprache noch einer Würdigung harren.

A. Gawroński 1885—1927. Der vorzeitige Tod dieses genialen Gelehrten, des hervorragenden Kenners der altindischen Philologie, der indogermanischen und allgemeinen Sprachwissenschaft, rief eine Reihe von Aufsätzen, Erinnerungen und Nekrologen hervor. K. NITSCH handelte über ihn zweimal JP XII (1927) S. 1—5 und PrzWsp VI (1927) Nr. 58 S. 177—91; J. KURYŁOWICZ charakterisierte ihn in drei Aufsätzen unter verschiedenen Gesichtspunkten BiulPTJ I (1927) S. 37—45, Kwartalnik Klasyczny I (1927) S. 149—51, Lud XXVI (1927) S. 115—7; S. SZOBER veröffentlichte einen Nekrolog in PrFil XI (1927) S. 503—7. Außerdem erschien eine Gedenkschrift unter dem Titel *Pamięci Andrzeja Gawrońskiego*. Posiedzenie uroczyste Wydziału filologicznego Towarzystwa Naukowego we Lwowie dnia 6. II. 1928 (A. G. zum Gedächtnis. Feierliche Sitzung der Philol. Abt. der Wiss. Gesellschaft in Lemberg am 6. II. 1928) Lemberg 1928, 44 S. mit folgenden Aufsätzen: W. BRUCHNAŁSKI Andrzej Gawroński, T. LEHR-SPLAWIŃSKI Die Arbeiten von A. G. auf dem Gebiete der allgemeinen und polnischen Sprachwissenschaft, J. KURYŁOWICZ Die Verdienste G.s um die idg. Sprachwissenschaft und indische Philologie, W. KORWICZ A. G. als Organisator der orientalistischen Studien in Polen. Gawroński als Indologen behandelte auch S. STASIAK Rocznik Orientalistyczny IV (1928) S. VIII—XXI (ib. S. I—VII eine ausführliche Biographie Gawrońskis).

A. A. Kryński. Die Arbeiten dieses verdienten Erforschers der polnischen Sprache und eifrigen Sprachreinigers besprach S. SZOBER aus Anlaß seiner 50jährigen wissenschaftlichen Tätigkeit JP VI (1921) S. 112—5.

J. Łoś (1860—1928). Über Łoś als Sprachwissenschaftler und Pädagog handelt eine Reihe von Aufsätzen und Nekrologen, die mit dem zum vierzigjährigen Jubiläum von Łoś's wissenschaftlicher Arbeit verfaßten Artikel von W. TASZYCKI beginnen, PrzWsp V (1926) Nr. 45 S. 22—38 (als Separatabdruck mit Zusatz einer Bibliographie Krakau 1926, 35 S.). Ferner sind zu nennen die Aufsätze von S. SZOBER PrPol VII—XII und A. BELIĆ Južnoslovenski Filolog VI

(1926/27) S. 223—4 und die Nekrologe von T. LEHR-SPLAWIŃSKI *Ruch Słowiański* I (1928) S. 102—4, S. SZOBER *PrFil* XIII (1928) S. 541—5, H. GAERTNER *PamLit* XXV (1928) S. 669—72, K. NITSCH *RdES* IX (1929) S. 209—13 und E. KLICH *SlOec* VIII (1929) S. 1—7.

W. PORZEZIŃSKI (1870—1929). In dem zum Gedächtnis von Porzeziński herausgegebenen Band XIV (1929) der *Prace Filologiczne* schrieb S. SZOBER S. VII—XXIV über ihn und seine wissenschaftliche Tätigkeit; an gleicher Stelle charakterisierte ihn W. DOROSZEWSKI (S. XXV—XXVIII) als Gelehrten und Persönlichkeit; vgl. ferner K. NITSCH *JP* XIV (1929) S. 58—61, T. LEHR-SPLAWIŃSKI *Ruch Słowiański* II (1929) S. 191—2, W. DOROSZEWSKI *RdES* IX (1929) S. 335—7 und *Indogermanisches Jahrbuch* XIV (1930) S. 371—4, S. SZOBER *BiulPTJ* II (1930) S. 69—77, N. TRUBECKOJ *Sl* IX (1930/31) S. 198—202.

J. ROZWADOWSKI. Einen kurzen Überblick über die sprachwissenschaftliche Arbeit von Rozwadowski und ihre Ergebnisse enthält die von K. NITSCH verfaßte Einleitung zu den *Symbolae* I S. V—IX; ausführlicher ist sein Aufsatz über R. in *PrzWsp* VII (1928) Nr. 69 S. 1—10, vgl. auch A. BELIĆ *Južnoslov. Filolog* VI (1926/27) S. 221—2.

Ältere Forscher auf dem Gebiet der polnischen Sprache behandeln: der Aufsatz von A. A. KRYŃSKI über Anton Małeckı 1821—1913, *PrFil* VIII (1916) S. 641—6, S. SZOBER über Jan Karłowicz 1836—1903, *PrFil* XIII (1928) S. 546—57, wie auch das kleine Buch von F. ARASZKIEWICZ über Hieronymus Łopaciński 1860—1906, *Lublin* 1928, 46 S.

Erwähnt seien hier auch die Aufsätze, die sich auf die „vorhistorische“ polnische Sprachwissenschaft beziehen und Arbeiten über die polnische Sprache und „sprachwissenschaftliche“ Unternehmungen behandeln aus einer Zeit, als die Sprachwissenschaft noch keinen besonderen Wissenszweig darstellte. Die Anfänge des Interesses für die polnische Sprache behandelt populär R. ZAWILIŃSKI *Najdawniejsze gramatyki i słowniki polskie* (Die ältesten polnischen Grammatiken und Wörterbücher) *JP* III (1916) S. 64—6. Über den Vater der polnischen Lexikographie Jan Mączyński, den Verfasser des *Lexicon latino-polonicum ex optimis latinae linguae scriptoribus concinnatum* 1664 veröffentlichte eine längere Abhandlung H. BARYCZ *Reformacja w Polsce* III (1924) S. 218—55. Seine Ansichten über den polnischen Wortschatz dieses Wörterbuches werden von H. GAERTNER *Na marginesie słownika Jana Mączyńskiego* (In margine des Wörterbuches von J. M.) *JP* XI (1926) S. 48—53 ergänzt und berichtet. Über die Geschichte der polnischen Lexikographie handelt auch der Aufsatz von H. OESTERREICHER *Nieco o dziele polskim w jedenastojęzycznym słowniku Kalepina z r. 1590* (Einiges über den polnischen Teil im Elfsprachenwörterbuch von Kalepinus aus dem Jahre 1590) *PrPol* S. 464—73. Interessante Mitteilungen über die Arbeit von J. SIESTRZYŃ-



SKI *Teorja i mechanizm mowy* (Theorie und Mechanismus der Sprache) (1820), die ihrer Zeit weit voraus war, leider aber nicht gedruckt wurde, macht T. BENNI STNWarsz X (1917) S. 73—94. Verf. vertritt die Ansicht, daß diese Arbeit auch heute noch wert wäre gedruckt zu werden.

## VI. Allgemeine Sprachwissenschaft.

Der in Abschnitt V und II dieses Berichts erwähnte deutsche Aufsatz von W. PORZEZIŃSKI *Die allgemeine Sprachwissenschaft in Polen seit 1868*, BiulPTJ I (1927) S. 47—71, d. h. seit dem Erscheinen der Abhandlung von Baudouin de Courtenay: Einige Fälle der Wirkung der Analogie in der polnischen Deklination (Beiträge z. vgl. Sprachforschung VI) enthebt mich der Pflicht, über diesen Teil der polnischen Sprachwissenschaft zu referieren<sup>1)</sup>. Erwähnt sei, daß die diesem Aufsatz beigegebene Bibliographie S. 71—9 auch ganz kurze Beurteilungen der einzelnen Arbeiten enthält. Ich darf mich daher auf jene Arbeiten beschränken, die nach 1927 erschienen sind. An erster Stelle wären die Aufsätze von J. BAUDOUIN DE COURTENAY zu nennen: *Różnica między fonetyką a psychofonetyką* (Der Unterschied zwischen der Phonetik und Psychophonetik) STNWarsz XX (1927) S. 3—9, *Ilościowość w myśleniu językowym*, Symb I. S. 3—18 franz. *La notion de quantité dans le langage* ib. 321—3, *Fakultative Sprachlaute*, Schrijnen-Festschrift 1929 S. 38—43, *Einfluß der Sprache auf Weltanschauung und Stimmung* PrFil XIV (1929) S. 185—256. J. ROZWADOWSKI veröffentlichte das auf der 2. Tagung der Polnischen Sprachwissenschaftlichen Gesellschaft verlesene Referat *O tak zwanym idealizmie i pozytywizmie w językoznawstwie* (Über den sog. Idealismus und Positivismus in der Sprachwissenschaft) BiulPTJ II (1930) S. 117—25 und *Pesymizm i optymizm wobec dzisiejszego językoznawstwa* (Pessimismus und Opti-

<sup>1)</sup> Von den von PORZEZIŃSKI übergangenen Arbeiten verdienten erwähnt zu werden: W. NIEDŹWIEDZKI *Potęgowanie pojęć i stopniowanie bezwzględne w języku polskim* (Die Steigerung der Begriffe und die absolute Komparation im Polnischen) JP IV (1919) S. 44—8, K. KONIŃSKI „*Niech Imię Jego będzie pochwalone*“. *Przyczynek do kwestji formy poetyckiej oraz związków między szykiem wyrazów a akcentem* (Ein Beitrag zum Problem der poetischen Form und der Beziehungen zwischen Wortfolge und Akzent) JP VIII (1923) S. 65—76, 103—10, P. JAWOREK *Jak powstały liczebniki?* (Wie sind die Zahlwörter entstanden?) JP IX (1924) S. 1—7, J. ŁOŚ *Czy i o ile w przebiegu zmian językowych odbija się stopień cywilizacji lub charakter narodu?* (Inwiefern widerspiegelt sich in den Sprachveränderungen die Kulturstufe oder der Volkscharakter?) JP XI (1926) S. 41—7.

mismus angesichts der heutigen Sprachwissenschaft) JP XIV (1929) S. 136—9. Das auf der 3. Tagung dieser Gesellschaft gehaltene Referat von T. LEHR-SPLAWIŃSKI *Zagadnienie pokrewieństwa językowego* (Das Problem der Sprachverwandtschaft) erschien BiulPTJII (1930) S. 130—7, dazu das Korreferat von J. BAUDOUIN DE COURTENAY ib. S. 104—16; an der sich anschließenden Diskussion beteiligten sich J. ROZWADOWSKI, S. SZOBER, K. NITSCH, J. ŁOŚ, W. PORZEZIŃSKI, Z. ŁEMPICKI und A. KLECZKOWSKI, vgl. ib. S. 137—42. Im zweiten Bande dieser Publikation befindet sich gleichfalls die von DOROSZEWSKI besorgte französische Übersetzung (*De la Phrase et du Mot. Etude de psychologie linguistique* S. 3—68) der Abhandlung von J. ŁOŚ *Stosunek zdania do innych typów morfologicznych* (1910), die der Verf. kurz vor seinem Tode für eine neue Auflage durchgesehen hat; ferner die französische Übersetzung *Quelques mots sur les „parties du discours“* ib. S. 82—103 der Abhandlung von W. PORZEZIŃSKI *O tak zwanych częściach mowy* aus dem Przegląd Humanistyczny II (1923) S. 129—50.

Semantische Fragen berühren: J. ŁOŚ *Zakres wyrazu i pojęcia* (Das Gebiet des Ausdrucks und Begriffs) JP XII (1927) S. 73—5, W. PORZEZIŃSKI *Z metodologii badań semantycznych* (Zur Methodologie der semantischen Forschung) PrPol S. 223—9, J. KURYŁOWICZ *Podstawy psychologiczne semantyki* (Psychologische Grundlagen der Semantik) Przegląd Filozoficzny XXX (1927) S. 319—22, W. DOROSZEWSKI *Czynnik społeczny i indywidualny w rozwoju znaczeniowym wyrazów* Symb. I S. 19—35 frz. *Le facteur social et individuel dans l'évolution sémantique des mots* ib. 323—5 und *Quelques remarques sur le changement de sens* PrFil XIV (1929) S. 512—6.

Über syntaktische Fragen schrieben: S. SZOBER *Przyczynki do analizy zdań bezpodmiotowych* (Beiträge zur Analyse von subjektlosen Sätzen) STNWarsz XXI (1928) S. 42—4 und ausführlicher in *Quelques remarques sur les impersonnels*, Schrijnen-Festschrift 1929 S. 89—96. Den Ergebnissen von SZOBER schließt sich W. DOROSZEWSKI an und ergänzt sie in *Remarques sur les effets stylistiques de la transposition de l'ordre des mots dans une phrase*, ib. S. 97—101.

Ein Beweis für die weitverzweigten Interessen von W. DOROSZEWSKI auf dem Gebiet der allgemeinen Sprachwissenschaft sind ferner die Aufsätze *O rolę pierwiastka indywidualnego w języku* (Über die Rolle des individuellen Elements in der Sprache) JP XIII (1928) S. 42—5, *Język a cywilizacja* (Sprache und Zivilisation) JP XIV (1929) S. 136—9, *Uwagi o metodach geografji lingwistycznej* (Betrachtungen über die Methoden der Sprachgeographie) PrFil XIV (1929) S. 154—64, „*Language*“ et „*parole*“ ib. S. 485—97.

Gern arbeitet auf diesem Gebiet J. KURYŁOWICZ; er veröffentlichte außer den oben erwähnten auch den Aufsatz *Związki metryki z językiem potocznym* (Die Zusammenhänge zwischen Metrik und Um-

gangssprache) Lemberg 1930, 16 S. Separatabdruck aus der Księga pamiątkowa 2. gimn. we Lwowie.

Von den übrigen polnischen Sprachwissenschaftlern haben Arbeiten aus diesem Gebiet publiziert: A. KROKIEWICZ *O głównych częściach gramatyki i ich stosunku wzajemnym*, Symb. I S. 37—46 frz. De parties principales de la grammaire et de leurs rapports réciproques ib. 325, M. RUDNICKI *Język jako zjawisko pamięciowe. Prawo identyfikacji wyobrażeń niedostatecznie różnych*, Symb. I S. 53—69, frz. La langue comme phénomène de la mémoire. La loi d'identification des notions qui ne sont pas suffisamment distinctes ib. 325—6, vgl. den die hier gewonnenen Ergebnisse illustrierenden Aufsatz des gleichen Verfassers *Mieszanie szeregów s z c z (dz), ś z ć ż (dź) oraz ś z ć ż (dź) w (polskim) języku literackim* (Der Wechsel der Reihen . . . in der polnischen Literatursprache) JP XIII (1928) S. 45—8. Der bekannte Phonetiker T. BENNI schrieb zweimal über den Begriff des Phonems: *Zur neueren Entwicklung des Phonembegriffs*, Schrijnen-Festschrift 1929 S. 34—7 und *Z wędrówki pojęcia fonemu* (Von der Wanderung des Phonembegriffes) STNWarsz XXII (1929) S. 25—31.

Als Gedenkschrift für A. GAWROŃSKI hat die Gesellschaft der Freunde der polnischen Sprache das Buch *Szkice Językoznawcze* (Sprachwissenschaftliche Skizzen) Warschau 1928, 217 S. herausgegeben. Das Buch enthält folgende Aufsätze: 1. O istocie i rozwoju języka (vgl. den gleichen Aufsatz *La langue, sa nature et son évolution* BiulPTJ I 1927 S. 3—36), 2. Granice względności w dziedzinie języka (Die Grenzen der Relativität auf sprachlichem Gebiet), 3. O podstawie psychologicznej zapożyczania wyrazów obcych (Über die psychologische Grundlage der Entlehnung fremder Ausdrücke), 4. O pisaniu liter wielkich (Über das Schreiben großer Buchstaben), 5. Sprawa nauki języków klasycznych w szkole średniej (Die klassischen Sprachen in der Mittelschule), 6. O starożytności języka polskiego w świetle ostatnich badań nad stanowiskiem języków germańskich (Über das Alter der polnischen Sprache im Lichte der neuesten Forschungen über die Stellung der germanischen Sprachen), 7. O przyimku „dla“ w dzisiejszej polszczyźnie (Über die Präposition „dla“ im heutigen Polnischen), 8. Nauka narodowa czy międzynarodowa? (Nationale oder internationale Wissenschaft?), 9. Wartość uczuciowa deminutywów (Der Gefühlswert der Deminutiva).

Schließlich sei erwähnt, daß die Philologische Abteilung der Polnischen Akademie der Wissenschaften eine Auswahl aus den Arbeiten von J. BAUDOUIN DE COURTENAY, die sich auf die allgemeine Sprachwissenschaft beziehen, herauszugeben beabsichtigt.

## VII. Indogermanische Sprachwissenschaft.

Wie auf allen anderen sprachwissenschaftlichen Gebieten läßt sich auch in der Indogermanistik eine Zunahme der polnischen wissen-



schaftlichen Kräfte und Arbeiten konstatieren. A. GAWROŃSKI, dem tiefen und auf seinem Arbeitsgebiet vielseitigen Gelehrten war es leider nicht vergönnt, seinen Abriß der indogermanischen Grammatik zu vollenden. Nur einen Bruchteil davon hat er im Manuskript hinterlassen. Es wäre dies zweifellos eine hervorragende und zugleich die erste original polnische vergleichende indogermanische Grammatik geworden. Das Fehlen eines solchen Handbuchs macht sich in Polen sehr bemerkbar, da auch die von S. MICHAŁSKI besorgte und von ROZWADOWSKI überwachte polnische Übersetzung (*Zarys gramatyki porównawczej języków indoeuropejskich*. Warschau 1919, XLVII + 382 S.) des bekannten Buches von A. MEILLET *Introduction à l'étude comparative des langues indo-européennes* nicht imstande ist diese Lücke auszufüllen. Das Fehlen eines Handbuchs auf diesem Gebiet könnte teilweise ersetzt werden durch den *Wstęp do językoznawstwa indoeuropejskiego*, den PORZEZIŃSKI im Manuskript hinterlassen hat und dessen Drucklegung beschleunigt werden müßte. Es handelt sich hierbei um eine neue Darstellung und nicht um die polnische Bearbeitung der russisch erschienenen (1907, 4. Aufl. 1916) und ins Deutsche übersetzten (1910) Einführung in die Sprachwissenschaft.

An indogermanistischen Arbeiten hat J. KURYŁOWICZ folgende veröffentlicht: *Nowy typ pierwiastków indoeuropejskich* (Ein neuer Typus indogermanischer Wurzeln) STNLw VI (1926) S. 57—60, *Origine indoeuropéenne du redoublement attique*, Eos XXX (1927) S. 206—210, *ə indoeuropéen et h hittite*, Symb. I S. 95—104, *Les effets du ə en indo-iranien*, PrFil XI (1927) S. 201—43, *Un problème de sandhi indo-européen*, Actes du 1. congrès international de linguistes à la Haye 1928 S. 111—3, *Czas i aspekt w językach indoeuropejskich* (Zeit und Aspekt in den indogermanischen Sprachen) STNLw VII (1927) S. 124—8, *L'aoriste au point de vue formel*, Eos XXXII (1930) S. 221—7. Zu den beiden Aufsätzen über das *ə* vgl. die Rezensionen von C. MARSTRANDER *Norsk tidsskrift for sprogvidenskap* III (1929) S. 290—5, A. MEILLET BSL XXIX (1929) S. 60—2, E. H. STURTEVANT *Language* VI (1930) S. 149—58.

S. SZOBER veröffentlichte: *De pronominum personalium, quae in pristina lingua indoeuropaea fuerint, declinatione ac forma primigenia* Charisteria Casimiro MORAWSKI septuagenario oblata... Krakau 1922 S. 269—80, Rez. M. WEINGART *Časopis pro moderní filologii* X (1924) S. 46—8, und hauptsächlich *Postaciowe znaczenie praindoeuropejskich zdwojonych tematów czasownikowych typu stind. jīgāmi, grec. βιβᾶμ* Symb I S. 125—36, frz. *L'aspect des thèmes verbaux indoeuropéens redoublés du type skr. usw. ebda.* S. 326—8. Diese Arbeiten bedeuten eine Rückkehr Szobers zur Indogermanistik. Aus der Indogermanistik hervorgegangen, hat er sich bisher hauptsächlich mit dem Polnischen und der allgemeinen Sprachwissenschaft beschäftigt. Es ist zu hoffen,



daß Szober, der jetzt den durch den Tod von Porzeziński erledigten Lehrstuhl für Indogermanistik an der Warschauer Universität inne hat, künftig die polnische indogermanistische Literatur noch durch manche wertvolle Arbeit bereichert.

J. OTRĘBSKI, der auf lateinischem, neuerdings auch litauischem Gebiet gearbeitet hat, publizierte zwei Arbeiten über indogermanistische Fragen: I. *Przyczynki do gramatyki porównawczej języków indoeuropejskich*, PKJ 5 Krakau 1919 16 S., deutsch: *Beiträge zur vgl. Grammatik der idg. Sprachen*. 1. *Die Vertretung des idg. dh im Lateinischen und lat. verbale b-Bildungen*. 2. *Lat. comminus und eminus*. 3. *Slav. mōditi: muditi . . . , żędaję: żędati*. Bull 1919/20 S. 36—41; Rez. O. HUBER *Listy fil.* XLVIII (1921) S. 296—8, II. *Z badań nad infiksem nosowym w językach indoeuropejskich*, PKJ 15 Krakau 1929, 68 S. frz. *Recherches sur l'infixe nasal*, Bull. 1926 S. 120—7.

### VIII. Baltische Sprachwissenschaft.

Zu den alten und verdienten Lituanisten W. PORZEZIŃSKI, J. ROZWADOWSKI und A. BRUECKNER haben sich neue Forscher auf dem Gebiet der baltischen Sprachen, besonders des Litauischen, gesellt und zwar J. KURYŁOWICZ und J. OTRĘBSKI. Wir beginnen mit dem sehr gut informierenden Aufsatz von J. ROZWADOWSKI *Języki balttyckie* (Die baltischen Sprachen) EP III (1915) S. 366—86, der eine erste Orientierung über diese Sprachgruppe erleichtert und gedrängt über die äußere Sprachgeschichte des Litauischen, Lettischen, Altpreußischen und Jatwingischen belehrt. Einen ganz kurzen Überblick über die Entwicklung der Erforschung dieser Sprachen lieferte A. BRUECKNER: *Das Litauische und seine Verwandten*, Geschichte der idg. Sprachwissenschaft, hgb. von W. Streitberg. Bd. III. Slavisch-Litauisch, Albanisch. Straßburg 1917 S. 80—107. Hauptsächlich dient aber dieser Aufsatz der Verteidigung der baltisch-slavischen Spracheinheit. Seine Behauptungen stützt der Verf. durch neues Material, was dem Aufsatz einen großen Wert verleiht. W. PORZEZIŃSKI fügte seinen früheren Studien den Aufsatz *Przyczynki do dziejów języka litewskiego* Symb II S. 27—33 frz. *Quelques notes sur la grammaire historique de la langue lituanienne* ib. 526—7 hinzu. Es werden darin folgende Probleme behandelt: 1. Die alten *a*, *ę* in gewissen grammatischen Endungen, 2. Existierte im urlit. ein nasales *ū*? 3. Das ostlit. *ż*, 4. Dialektreflexe der Gruppen *tj*, *dj*. Ferner veröffentlichte PORZEZIŃSKI den Aufsatz *Litewskie a i e pod akcentem*, Sobolevskij-Festschrift S. 357—8. J. KURYŁOWICZ informierte über die Ergebnisse seiner eigenen Forschungen im Referat *Indoeuropejskie ō, ā w językach balttyckich* (Idg. *ō*, *ā* in den baltischen Sprachen) STNLw VI (1926) S. 108—9 und *Intonacje litewskie* (Litauische Intonationen) ib. VII (1927) S. 82—4. J. OTRĘBSKI hat für den Druck eine erschöpfende Dialektmonographie

unter dem Titel *Północno-wschodni litewski dialekt parafji Twereckiej* Spr XXXIV (1929) Nr. 2 S. 6—13, frz. Le dialecte lituanien nord-est de la paroisse de Twerecz, Bull 1929 S. 69—79 vorbereitet. Außerdem lieferte er eine sprachliche Analyse der von ihm gemeinsam mit M. BREN-SZTEJN herausgegebenen *Dajny litewskie zapisane przez Adama Mickiewicza* (Die von A. M. niedergeschriebenen litauischen Dainos). Wilna 1927, 25 S.

### IX. Slavische Sprachwissenschaft<sup>1)</sup>.

Die Forschungen, die sich mit der Klärung gewisser Probleme der ganzen slavischen Sprachfamilie beschäftigen, führen uns meist in die entlegene Epoche des Urslavischen. Alle polnischen Arbeiten, die sich auf das Urslavische beziehen, bespreche ich im nächsten (X.) Kapitel. Hier müssen jene Arbeiten Berücksichtigung finden, die mit slavischem Material im weitesten Sinne operieren, trotzdem aber keinen Nachdruck auf den vorhistorischen Stand der Erscheinung legen. Außerdem behandle ich darin Arbeiten, die über den Rahmen einer der drei slavischen Sprachgruppen hinausgehende Probleme zum Gegenstand haben.

An erster Stelle sei das Handbuch von A. BRUECKNER und T. LEHR-SPEAWIŃSKI genannt *Zarys dziejów literatur słowiańskich i języków literackich słowiańskich*, LBS IX Lemberg 1929, VIII + 206 S. Uns interessiert hier hauptsächlich der zweite Teil, der über die slavischen Literatursprachen handelt und die äußere Geschichte jener slavischen Sprachen, angefangen mit dem Altkirchenslavischen, umfaßt, die Träger einer Literatur geworden sind. Daraus ergibt sich das durch die Einstellung des Verfassers gerechtfertigte Fehlen eines Abschnitts über das Polabische. Und dennoch hätte über diese Sprache, sei es auch nur in Form eines Nachtrages, informiert werden müssen. Rez. J. B. RICHTER PamLit XXVI (1929) S. 469—77. Die territoriale Ausbreitung der slavischen Völker von den ältesten Zeiten bis in die Gegenwart und die Entwicklung der slavischen Sprachen unter diesem Gesichtspunkt behandelt auf Grund sprachwissenschaftlicher Ergebnisse J. CZEKANOWSKI in *Wstęp do historii Słowian*. Perspektywy antropologiczne, etnograficzne, prehistoryczne i językoznawcze, LBSI Bd. III Lemberg 1927 S. 94—166, Rez. A. BRUECKNER Kwartalnik Historyczny XLI (1927) S. 296—307, M. VASMER Zschr. IV (1927) S. 273—85, A. FISCHER Lud XXVI (1927) S. 90—4, K. MOSZYŃSKI Sl VI (1927/28) S. 814—20, M. RUDNICKI SlOcc VIII (1929) S. 514—24. Zu den Besprechungen von MOSZYŃSKI und VASMER vgl. die Antwort von Czekanowski Lud XXVIII (1928) S. 41—56 und Sl VII (1928/29)

<sup>1)</sup> Die slavische Ortsnamenforschung wird in einem besonderen Abschnitt des zweiten Teils zur Sprache kommen.

S. 672—81<sup>1)</sup>. Einen kurzen, einseitigen Bericht über die historische Erforschung der slavischen Sprachen gab A. BRUECKNER in *Die slavischen Sprachen*, Geschichte der idg. Sprachwissenschaft hgb. von W. Streitberg Bd. III. Slavisch-Litauisch, Albanisch, Straßburg 1917 S. 1—79. Rezension: K. NITSCH RS VIII (1928) S. 157—71.

Über Einzelfragen handelten W. KURASZKIEWICZ *Nowe problemy w badaniach nad samogłoskami nosowymi w językach słowiańskich*, Výt (S. 1—3), S. SZOBER *Postępowe upodobnienie spółgłosek pod względem dźwięczności w językach słowiańskich*, Sobolevskij-Festschrift S. 362—6, und *Wpływ podzielnosci psychologicznej na układ wyrazów w zdaniu słowiańskim*, Výt (S. 1), M. RUDNICKI *Grupy tl, dl w językach słowiańskich*, PrPol S. 30—4, J. BAUDOUIN DE COURTENAY *Izoglosy w świecie językowym słowiańskim*, Výt (S. 1—3), W. DOROSZEWSKI *Próba ogólnej klasyfikacji znaczeniowej sufiksów w językach słowiańskich*, Výt (S. 1—12), M. Z. KRYŃSKI *Końcówka -go w dopełniaczu deklinacji zaimkowej języków słowiańskich*, PrFil VIII (1916) S. 439—525. Die slavische Wortforschung wurde bereichert durch: T. LEHR-SPEŁAWIŃSKI *Pochodzenie i rozpowszechnienie wyrazu król w polszczyźnie i w innych językach słowiańskich*, PrPol S. 44—53, T. KOWALSKI *W sprawie metodologii badań zapożyczeń tureckich w językach słowiańskich*, Výt (S. 1—3), hauptsächlich aber durch die kritischen Abhandlungen von BRUECKNER über slavische Etymologien. Man findet zwar darin viele unbeweisbare Behauptungen, aber auch viel Überzeugendes und Treffendes. Hierher gehören seine Aufsätze: *Zasady etymologii słowiańskiej*, Rozpr LVI (1917) S. 88—171 deutsch Grundzüge der slavischen Etymologie Bull 1916 S. 41—5, *Über Etymologien und Etymologisieren II*, KZ XLVIII (1918) S. 161—229 (Teil I ib. XLV [1913] S. 24—51), *Wzory etymologii i krytyki źródłowej I* Sl. III (1924/25) S. 193—224, II Sl V (1926/27) S. 417—38. Etymologische Beiträge gibt auch H. WILMANN-GRABOWSKA in Sl. blázina, av. barziš, skr. barhih, Symb II S. 167—71 und M. RUDNICKI *Słow. kursa*, SlOcc. VII (1928) S. 85—90, frz. ib. S. 565—6.

Eine für die Zukunft der Slavistik in Polen sehr wichtige Angelegenheit berührt die Programmschrift von K. NITSCH *O potrzebie uczenia się języków słowiańskich* (Über die Notwendigkeit slavische Sprachen zu lernen) JP XIV (1929) S. 129—33.

## X. Das Urslavische.

In erster Linie gehen wir auf die Arbeiten ein, die sich mit der äußeren Geschichte des Urslavischen befassen. Im Referat *Kilka uwag o praojczyźnie Słowian*, STNLw IV (1924) S. 62—5 behandelt T. LEHR-SPEŁAWIŃSKI vom Standpunkt der Sprachwissenschaft eine Hypothese,

<sup>1)</sup> Vgl. dazu wiederum M. VASMER, Zschr. VII 504ff. (M. V.).



nach der die alten Slaven mit einem Volk identifiziert werden, das Träger der sog. Lausitzer Kultur war. Der Verf. zieht alle sprachwissenschaftlichen Momente heran, die hier eine Rolle spielen könnten und kommt zum Schluß, daß man mit Hilfe der Sprachwissenschaft eine schlesisch-lausitzisch-großpolnische Urheimat der Slaven weder beweisen noch widerlegen kann. Gegen diese Ansicht wendet sich J. ROZWADOWSKI in *Remarques critiques sur la patrie, dite primitive, des peuples slaves*, Conférence des historiens des états de l'Europe Orientale et du monde slave Varsovie 26.—29. Juin 1927. II. Compte rendu et communications Warschau 1928 S. 157—61, wo er selbst sich für eine Urheimat der Slaven in Osteuropa hinter dem Dnepr ausspricht. Dagegen sucht wiederum K. MOSZYŃSKI in *Badania nad pochodzeniem i pierwotną kulturą Słowian*, Rozpr LXII Nr. 2 Krakau 1925, 140 S. frz. *Recherches sur l'origine et la civilisation primitive des Slaves*, Bull 1925 S. 28—34 auf Grund einer Reihe turkotatarischer und ostslawischer Übereinstimmungen die asiatische Herkunft der Slaven und folglich auch des Urslavischen zu beweisen. Obgleich diese Arbeit ungenügend durchdacht und durchgeführt ist, wirkt sie doch sehr anregend. Rez. L. NIEDERLE Sl IV (1925/26) S. 836—9, A. BRUECKNER PrzWsp V (1926) Nr. 47 S. 465—6 und Kwartalnik Historyczny XL (1926) S. 43—8, M. RUDNICKI SlOce V (1926) S. 576—9, W. KOTWICZ Rocznik Orientalistyczny III (1927) S. 290—326.

Die meisten polnischen Arbeiten über das Urslavische beschäftigen sich mit der Lautlehre. J. ROZWADOWSKI *Przyczynki do historycznej fonetyki języków słowiańskich*, RS VII (1914/15) S. 9—23 bespricht: 1. das urslav. *je-*, 2. Die Entwicklung des ursprünglich auslautenden *-os* im Slavischen und die sog. erste Vokalisation der reduzierten Vokale, 3. die Variante *je-//o-* im Slavischen. K. NITSCH schrieb über *Nature et chronologie de la seconde palatalisation en slave commun*, RdES VI (1926) S. 42—53, ferner *W sprawie „trzeciego ě“*, Sobolevskij-Festschrift S. 358—9. Der zweite dieser Aufsätze befaßt sich mit der Erklärung der Variante *-ě// -ę* in gewissen Deklinationsendungen. Hierüber handelte auch J. OTRĘBSKI *Słowiańskie formacje na -ę// -ě i na -y// -a*, PrLingw S. 10—6. Mit dem erstgenannten Aufsatz von NITSCH berührt sich das Referat von OTRĘBSKI *O czasownikach typu st.-c.-słow. naričę naricaję naricati*, Výt (S. 1) und die Arbeit *O t. zw. Baudouinowskiej palatalizacji w językach słowiańskich*, Wilna 1929, 56 S. frz. La palatalisation dite de Baudouin de C. dans les langues slaves ib. S. 53—6. Es handelt sich hier um die Palatalisation von *k, g, ch* nach gewissen Vokalen der vorderen Reihe und um die Feststellung der Beziehung dieser Erscheinung zur sog. zweiten slavischen Palatalisation. Einen rein vokalischen Charakter der Nasalvokale im Urslavischen behauptet T. LEHR-SPŁAWIŃSKI *Kilka uwag o nosówkach prastowiańskich*, PrFil XIV (1929) S. 635—43. T. MILEWSKI veröffent-



lichte den Aufsatz *Przyczynek do charakterystyki wymowy prast. y*, Spr XXXIV (1929) Nr. 5 S. 14—20 deutsch Ein Beitrag zur Charakteristik der Aussprache von ursl. y, Bull 1929 S. 133f., A. BRUECKNER beschäftigte das „*Slavische ch-*“, KZ LI (1923) S. 221—42 und dessen Herkunft.

Von Arbeiten, die nicht die urslav. Lautlehre behandeln, verdienen Beachtung der Aufsatz von S. SZOBER *Słowiański Nom.-Acc. sg. neutr. tematów na -o-, -es-*, PrPol S. 563—71, von J. KURYŁOWICZ *Pochodzenie słowiańskich aspektów czasownikowych*, STNLw IX (1929) S. 70—4 und Výt (S. 1—6), vgl. auch *La genèse d'aspects verbaux slaves*, PrFil XIV (1929) S. 645—57, A. BRUECKNER *Die germanischen Elemente im Gemeinslavischen*, AfslPh XLII (1928) S. 125—46, T. LEHR-SPEŁAWIŃSKI *O zapożyczeniach łacińskich w języku prastowiańskim*, Spr XXXIV (1929) Nr. 4 S. 6—10, frz. Les emprunts latins en slave commun, Eos XXXII (1929) S. 705—10 und das Referat von T. LEHR-SPEŁAWIŃSKI und J. CZEKANOWSKI *O dialektach prastowiańskich*, Výt (S. 1—3).

#### XI. Akzentlehre.

Die jetzt moderne slavische Akzentforschung wird in Polen von zwei Gelehrten vertreten. Der eine davon ist T. LEHR-SPEŁAWIŃSKI, dessen Akzentarbeiten einen starken Anklang gefunden haben. In dem uns hier interessierenden Zeitraum erschien zuerst sein Buch *Ze studiów nad akcentem słowiańskim* PKJ 1, Krakau 1917, 92 S., das aus drei Abhandlungen besteht: 1. Das Gesetz von de Saussure und die urslavische Intonation der langen Vokale im Auslaut S. 1—41, 2. der pomoranische Akzent S. 41—63, 3. der Parallelismus in der Entwicklung des polabischen und slovenischen Akzents S. 63—92. Rez.: A. M(EILLET) BSL XXI (1920) S. 291—2. Darauf folgte *O prastowiańskiej metatonji* PKJ 3, Krakau 1928, 48 S. Rez.: N. van WIJK RS IX/1 (1921) S. 78—109. Die beiden Arbeiten gemeinsam wurden besprochen von F. TRÁVNÍČEK *Listy filologické* XLVIII (1921) S. 47—52 und F. LORENTZ *Zschr. I* (1925) S. 211—6, der aber eigentlich nur auf den pomoranischen Akzent eingeht und die Metatonie ganz außer Acht läßt. Außerdem verdienen von LEHR-SPEŁAWIŃSKIS Arbeiten erwähnt zu werden *De la stabilisation de l'accent dans les langues slaves*, RdES III (1923) S. 173—92, dazu die Polemik mit A. Belić *Zum westslavischen Akzent* *Zschr. III* (1926) S. 364—7, ferner *Najstarsze prastowiańskie prawo cofania akcentu*, Symb II S. 85—100 frz. La plus ancienne loi de recul de l'accent en slave commun, ib. S. 531 und *O pochodzeniu północnopomorskich różnic intonacyjnych*, SIOcc VII (1928) S. 391—402 frz. De l'origine des intonations poméraniennes septentrionales ib. S. 571—2. Wichtig sind auch LEHR-SPEŁAWIŃSKIS Bemerkungen anläßlich der Besprechungen fremder Akzentarbeiten und zwar von Fr. Sedláček

*Přízvuk podstatných jmen v jazycích slovanských* (1914) RS VIII (1918) S. 217—50, und von Šachmatov, Rozwadowski, Endzelin in *Ślady dawnych różnic intonacyjnych w językach ruskich*, ebda. S. 250—63, von N. van WIJK in RS IX/1 (1921) S. 109—25, von MEYER, TRUBECKOJ, EKBLOM in *O jakości intonacyj prastowiańskich*, RS IX/2 (1930) S. 254—94.

Außer LEHR-SPŁAWIŃSKI hat sich noch J. KURYŁOWICZ mit Akzentproblemen beschäftigt, vgl. sein Referat *Akcentuacja prastowiańskich złożeń prefiksalnych (tematy na -o)*, Spr XXXIV (1929) Nr. 4 S. 3—6, frz. L'accentuation des composés préfixaux en slave commun, Bull 1929 S. 125—31 und seine Beiträge über den Akzent des Sanskrit, STNLw 1926, des Gotischen, Bibliothèque de l'Ecole des Hautes Etudes 1925 und Litauischen, STNLw 1927.

## XII. Das Südslavische.

Auf diese ganze Sprachgruppe geht T. LEHR-SPŁAWIŃSKI ein im Referat *O wzajemnym stosunku języków południowo-słowiańskich*, STNLw IV (1924) S. 111—2. Der Verf. führt darin aus, daß zwischen den südslavischen Sprachen ein enger genetischer Zusammenhang besteht und sie folglich in der gemeinsamen urslavischen Epoche eine enge Dialektgruppe gebildet haben. Diese entlegene Epoche interessiert auch M. IWASZKOW *Ślady pobytu południowych Słowian na północ od Dniestru*, Lud XXV (1926) S. 94—6.

## XIII. Das Altbulgarische (Altkirchenslavische).

Wir beginnen mit den Handbüchern für Studenten. 1922 erschien J. ŁOŚ's *Gramatyka starosłowiańska*, Lemberg 1922, XV + 223 S., worin das ganze grammatische System des Altbulgarischen behandelt wird, am selbständigsten die Syntax, die überhaupt die ausführlichste und beste Bearbeitung dieses Gegenstandes darstellt. Rez.: K. NITSCH JP VII (1922) S. 93—4, S. KULBAKIN<sup>1)</sup> SI II (1923/24) S. 430—49, J. KURZ Listy filologické LI (1924) S. 170—81, M. WEINGART Časopis pro moderní filologii X (1924) S. 6—7. Ein Jahr darauf gab T. LEHR-SPŁAWIŃSKI seinen *Zarys gramatyki języka starocerkiewnosłowiańskiego*, Posen 1923, 101 S. heraus, der nur auf die Lautlehre und Morphologie eingeht. Seine Darstellung ist gedrängter und übersichtlicher als die von ŁOŚ und daher ein wertvoller Beitrag zur polnischen slavistischen Literatur. Rez.: J. ŁOŚ JP VIII (1923) S. 86, A. M(EILLET)

<sup>1)</sup> Die von O. HUIER Indogermanisches Jahrbuch X (1926) S. 348 notierte Rezension von KULBAKIN im Južnoslovenski Filolog III 174—89 bezieht sich nicht auf die altbulgarische Grammatik von ŁOŚ, sondern auf den ersten Band seiner (historischen) Grammatik des Polnischen.

BSL XXIV (1923) S. 144, S. KULBAKIN Sl III (1924/25) S. 459—62, J. KURZ Listy fil. LI (1924) S. 309—14, M. WEINGART Čas. pro mod. fil. X (1924) S. 7—8. Aus Anlaß der Bücher von ŁOŚ und LEHR-SZŁAWIŃSKI schrieb W. PORZEZIŃSKI den Aufsatz *Zagadnienia sporne gramatyki słowiańskiej*, PrFil X (1926) S. 110—43. Es ist dies keine Rezension im üblichen Sinn, sondern eine kritische Besprechung einiger zweifelhafter Probleme der altbulgarischen und urslavischen Grammatik, die der Verf. selbständig zu beleuchten versucht.

Ein originell angelegtes Handbuch veröffentlichte H. UŁASZYŃ *Język starocerkiewnosłowiański*. Grammatischer Abriß, Übungen, Texte, Wörterbuch, Lemberg 1928, XVI + 149 S. Die Übungen sind vortrefflich ausgewählt, schreiten vom Leichterem zum Schwereren fort und illustrieren sehr gut die im grammatischen Teil beschriebenen sprachlichen Tatsachen. UŁASZYŃS Buch wird zweifellos dem Anfänger gute Dienste leisten und ihm das Verständnis der Handbücher von ŁOŚ und LEHR-SZŁAWIŃSKI bedeutend erleichtern. Unter anderem sei als großer Vorzug von UŁASZYŃS Buch die Anwendung der kyrillischen Schrift in den Beispielen und Texten hervorgehoben, was in den beiden oben erwähnten Grammatiken nicht der Fall ist. Rez.: W. TASZYCKI JP XIII (1928) S. 184—5, J. KURZ Listy fil. LVII (1930) S. 53—4.

Eine Orientierung über die Denkmäler wird durch die Chrestomathie von St. SZŁOŃSKI *Wybór tekstów starosłowiańskich* (= LBSI IV) Lemberg 1926, VI + 151 S. erleichtert. Sie enthält nur Auszüge aus den ältesten Denkmälern, was für Universitätsübungen nicht ausreichend ist. Es wäre daher zu wünschen, daß bald der zweite Band erscheine mit kirchenslawischen Texten mittelbulgarischer, serbischer, russischer und tschechischer Redaktion. Rez.: S. KULBAKIN Sl V (1926/27) S. 782—4, J. KURZ Listy fil. LIV (1927) S. 350—8, H. F. SCHMID Jahrb. f. Kult. u. Gesch. d. Slav. II/3 (1926) S. 88—90. Die hier erwähnten Handbücher hat gemeinsam I. ЛЕКОВ Български Преглед I (1929) S. 141—6 besprochen.

Auf dem Gebiet des Altbulgarischen arbeitet seit 1908 erfolgreich S. SZŁOŃSKI, der verhältnismäßig wenig veröffentlicht, aber alles, was aus seiner Feder stammt, zeichnet sich durch gute Methode und treffende Problemstellung aus. Allgemeine Anerkennung fand seine Abhandlung *Tak zwane perfektum w językach słowiańskich*, PrFil X (1926) S. 1—33 separat 1923. Rez.: O. HUFER Listy filologicke LII (1925) S. 376—7, N. van WIJK Sl V (1926/27) S. 350—2, F. I(L)EŠIĆ Južnoslovenski Filolog III (1922/23) S. 192. SZŁOŃSKI veröffentlichte außerdem: *Prefiksy ob-/o- i ot-/o- w języku starobułgarskim i kilka wypadków t. zw. drugorzędnej dekompozycji w języku nowobułgarskim*, Symb II S. 223—6, frz. Les préfixes ob-/o- et ot-/o- dans le vieux bulgare (vieux slave), quelques cas de la décomposition secondaire dans le bulgare contemporain, ib. S. 539—40, *O rzekomym wpływie łacińskiej*

*Vulgaty na starostowiański przekład ewangelji*, Sl VI (1927/28) S. 246—64. Aus einer größeren Monographie über die Funktion der Verbalpräfixe im Altbulgarischen gab SŁOŃSKI folgende Kapitel heraus: *Funkcje prefiksu werbalnego do- w języku starostowiańskim*, PrFil XIV (1929) S. 86—93, *Funkcje prefiksu na- w języku starostowiańskim*, ebda. S. 29—53, *Funkcje prefiksów werbalnych prę- i pro- w języku starostowiańskim*, STNWarsz XXII (1929) S. 40—82, *Funkcje prefiksu werbalnego iz- w języku starostowiańskim*, Sl VIII (1929/30) S. 689—727.

Über die Slavenapostel im Lichte der neuesten Forschung berichtet A. BRUECKNER *Cyryll und Method*, AfslPh XLII (1929) S. 161—83, wobei er an den Ergebnissen seiner Arbeiten seit 1903 und des bekannten Buches, *Die Wahrheit über die Slavenapostel*, Tübingen 1913, festhält. Einen anderen, mehr „idealistischen“ Standpunkt nimmt T. LEHR-SPEŁAWIŃSKI im Aufsatz *Misja słowiańska św. Cyryla i Metodego*, Ruch Teologiczny II (1930) S. 17—24 ein.

#### XIV. Das Serbokroatische.

Einen eifrigen Forscher auf dem Gebiet des Serbokroatischen, besonders der serbokroatischen Dialektologie, besitzt die polnische Slavistik in M. MAŁECKI, dem Verfasser einiger wichtiger Arbeiten auf diesem Gebiet. Chronologisch die älteste ist davon *Cakawizm z uwzględnieniem zjawisk podobnych* (= PKJ 14) Krakau 1929, 98 S. + 1 Karte, frz. *Le tsakavisme et les phénomènes analogues*, Bull 1928 S. 81—3. In dieser Arbeit gibt MAŁECKI das Verbreitungsgebiet der Aussprache č, ž, š als c, z (z), ś (s) an, erklärt die Entstehung dieser Erscheinung und vergleicht sie mit ähnlichen Erscheinungen in anderen slavischen Sprachen. Rez.: A. M(EILLET) BSL XXX (1930) 210, F. RAMOVŠ Sl IX (1930/31) S. 151—4. Im gleichen Jahr erschienen ferner der Aufsatz *Gwary Ciciów a ich pochodzenie*, Lud Słowiański I A (1929/30) S. 3—48 mit Karte, ital. *I dialetti dei Cici e la loro origine*, ebda. S. 306—8, *O podział gwar Krku*, PrFil XIV (1929) S. 563—81 mit Karte, *Słowiańskie osadnictwo Istriji w świetle badań językoznawczych*, Výt (S. 1—2). Der erstgenannte Aufsatz handelt über den Karstdialekt zwischen Triest und Fiume. Von größerer Bedeutung als die erwähnten Arbeiten ist die Monographie *Przegląd słowiańskich gwar Istriji* (= PKJ 17) Krakau 1930, 160 S. + 6 Karten, die sich auf die Siedlungsgeschichte Istriens stützt. Sie unterrichtet ausführlich über die komplizierten sprachlichen Verhältnisse in historischer Beleuchtung. In engem Zusammenhang mit dieser Arbeit steht der Aufsatz *Prastowiańskie ś w ikawsko-ekawskich dialektach Istriji środkowej*, Archivum Neophilologicum I/1 (1930) S. 13—26, frz. *Le développement de ś dans les dialectes ekavo-ikaviens de l'Istrie centrale*, ib. S. 191. Einen anderen Charakter trägt MAŁECKIS Aufsatz *Z geografji wyrazów serbsko-chorwackich*. 1. Treska, triska i podobne, 2. Košula i stomaña, Arch. Neophil.



I/1 (1930) S. 26—30, frz. Quelques contributions à la géographie de mots . . . en serbo-croate, ebda. 192.

### XV. Das Ostslavische,

Mit dem Ostslavischen beschäftigen sich von den polnischen Slavisten hauptsächlich T. LEHR-SPEŁAWIŃSKI und J. JANÓW. Vor ihnen hat über dieses Gebiet in dem uns hier interessierenden Zeitraum nur noch S. PTASZYCKI den Aufsatz *Zewnętrzne dzieje języków ruskich w granicach dawnej Rzeczypospolitej (polskiej)*, EP III (1915) S. 344—65 geschrieben. Die wichtigste hierher gehörige Arbeit von T. LEHR-SPEŁAWIŃSKI ist die Abhandlung *Stosunki pokrewieństwa języków ruskich*, RSIX/1 (1921) S. 23—71. Er beweist darin die urrussische Sprach-einheit und gibt den Weg an, wie er zu der üblichen Dialekteinteilung des Ostslavischen in die drei großen Gruppen russisch, ukrainisch und weiß-russisch gekommen ist. Neue Argumente dazu enthält der Aufsatz *Kilka uwag o wspólności językowej praruskiej*, Sobolevskij-Festschrift S. 371—7. In dem Aufsatz *Z fonetyki matoruskiej*, PrFil VIII (1916) S. 361—80 behandelt LEHR-SPEŁAWIŃSKI folgende Fragen: 1. die Expirationsstärke des Akzents und ihr Einfluß auf das gegenseitige Verhältnis der Silben im Worte, 2. die den Schriftzeichen x und r entsprechenden Spiranten, 3. die Palatalisation vor neuem i, 4. Über Sandhierscheinungen. Diese Ausführungen sind als Ergänzungen und Richtigstellungen von BROCHS Slavischer Phonetik 1911 gedacht. Die *Drobiazgi z morfologii ruskiej*, Księga pamiątkowa ku czci O. Balzera II Lemberg 1925 S. 495—502 enthalten den Versuch die ukrainischen Formen *buty*, *buŋ* und *śco* zu erklären. Im Aufsatz *Wzajemne wpływy polsko-ruskie w dziedzinie językowej*, PrzWsp VII (1927) Nr. 70 S. 249—66 legt der Verf. kurz dar, wie sich im Ukrainischen und Polnischen die alte Nachbarschaft dieser Sprachen ausgewirkt hat. Sehr wertvolles Material für die Grammatik der ostslavischen Sprachen bieten der kritische Aufsatz *Ślady dawnych różnic intonacyjnych w językach ruskich* (Šachmatov, Rozwadowski, Endzelin) RS VIII (1918) S. 250—63, die Besprechungen von St. SMAL-STOCKYJ und T. GARTNER Grammatik der ruthenischen (ukrainischen) Sprache, RS VII (1914/15) S. 74—111, wie auch der Arbeit von I. ZIŁYŃSKYJ *Проба упорядковання українських говірів*, RS VIII (1918) S. 205—17 und des Buches von S. I. SWIEN-CICKYJ *Нариси з історії укр. мови*, RS IX/1 (1921) S. 125—33.

J. JANÓW'S Interessen lagen anfangs hauptsächlich auf dem Gebiet der ukrainischen Dialektologie. Er veröffentlichte das umfangreiche und wertvolle Werk *Gwara matoruska Moszkowiec i Siwki naddniestrzańskiej z uwzględnieniem wsi okolicznych*, Lemberg 1926, 232 S. und die gedrängte Skizze *Z fonetyki gwar huculskich*, Symb II S. 259—90 frz. Sur la phonétique des dialectes huculs (houtsouls) ib. S. 543—5. Hierher gehört auch die kleinere Abhandlung *Z deklin-*

nacji *matoruskiej* (Dativ, Instrumental, Lokativ pl.) PrFil X (1926) S. 337—56. Der Verf. hebt darin die Bedeutung der Morphologie für die Klassifikation der ukrainischen Dialekte hervor. Die sprachhistorischen Tatsachen, mit denen Janów operierte, wurden in nicht gerechtfertigter Weise von J. ОНІЄНКО Українська літературна мова XVI-го ст. і Крехівський Апостол 1560-х р. Warschau 1930, 337 S. angegriffen. Die angeblichen Versehen Janóws erweisen sich aber als einfache Druckfehler. Ein breiteres Thema behandelt JANÓW in den Arbeiten *Ze stosunków językowych matorusko-rumuńskich*, Sobolevskij-Festschrift S. 452—8, *Uwagi o gwarach huculskich, śladach ich stosunków z polszczyzną oraz o pierwotnej ludności ziemi czerwieńskiej* STNLw VIII (1928) S. 51—9, *Kilka uwag o pochodzeniu słówka ka w języku rosyjskim, w słowach typu: dajka, idika, nuka i. t. d.* Archiwum Towarzystwa Naukowego we Lwowie II (1922) S. 213—27, *Pótn.-słow. pristavъ*, SlOcc VI (1927) S. 287—9, frz. Slave pristavъ, ib. S. 411. Über dieses Wort, das als *prestať* ins Schwedische entlehnt wurde, hatte vorher S. WĘDKIEWICZ SlOcc I (1921) S. 201—3, frz. 212 geschrieben. Von großer Bedeutung für die ukrainische Sprach- und Literaturgeschichte, wie auch für die Untersuchung des polnischen Einflusses im Ukrainischen sind die außerordentlich mühevollen und gewissenhaften Arbeiten von JANÓW *Ze studjów nad tekstem Ewangelji Peresopnickiej 1556—1561*, STNLw VI (1926) S. 3—7, *Źródła Ewangelji Peresopnickiej*, Sl V (1926/27) S. 470—99, *O przekładzie „Wieczności piekielnej“ na język polski i ruski*, PrFil XIV (1929) S. 414—75, *Wpływ M. Reja na Ruś*, ib. S. 476, *Tłumaczenia ruskie z Postylli M. Reja w ewangeljarzach kaznodziejskich XVI i XVII wieku* Spr XXXIV (1929) Nr. 8 S. 2—10, frz. Les traductions ruthènes tirées de la Postille de Nicolas Rej dans les évangéliaires du XVI<sup>e</sup> et du XVII<sup>e</sup> s. destinés à l'édification des fidèles, Bull 1929 S. 218—21 und *Język ruski w Ewangeljarzu kaznodziejskim z Trościańca XVI w.* Einleitung und 1. Teil: Lauteigentümlichkeiten STNLw IX (1929) S. 197—206. Die Ergebnisse, zu denen JANÓW in diesen Arbeiten kommt, sind häufig überraschend.

Die mehrmals von LEHR-SPEŁAWIŃSKI behandelte Frage der ostslavischen Spracheinheit stützt J. CZEKANOWSKI in seinem Aufsatz *Próba zastosowania metody ilościowej dla określenia stanowiska matoruszczyzny wśród języków słowiańskich*, Sobolevskij-Festschrift S. 367—70 durch Überlegungen, die von den bisher gemachten abweichen, und widerlegt durch sie die 1913 von S. SMAŁ-STOČKYJ aufgestellte Theorie, wonach das Ukrainische niemals mit dem Großrussischen eine engere Gruppe gebildet hat.

W. PORZEZIŃSKI veröffentlichte *Rzekome pierwiastki lechickie w językach wschodnio-słowiańskich*, PrFil X (1926) S. 86—104, einen Aufsatz, der die von Šachmatov aufgestellte Hypothese über die lechische

(polnische) Herkunft gewisser in nordrussischen Dialekten vorkommender Spracheigentümlichkeiten kritisiert und worin behauptet wird, daß diese trotz einer unzweifelhaften Ähnlichkeit nichts gemeinsam mit dem Polnischen haben. (Wir weisen darauf hin, daß auch P. RASTORGUJEV К вопросу о ляхских чертах в белорусской фонетике. Труды ком. по диалектологии русск. языка IX, Pburg 1927 S. 35—48 unabhängig von PORZEZIŃSKI zu denselben Ergebnissen gekommen ist). PORZEZIŃSKI gab auch wiederholt sein bekanntes Handbuch Краткое пособие к лекциям по исторической грамматике русского языка, читанным на Высших Женских Курсах. Введение и фонетика 2. Aufl. Moskau 1915, 3. Aufl. Moskau 1920, 152 S. heraus. Rez.: N. DURNOVO Sl II (1923/24) S. 439—46.

J. ROZWADOWSKI *Cimbri-sjabri*, Sobolevskij-Festschrift 1928 S. 361 leitet russ. *sjabér* gen. *sjabrá* vom Namen der Kimbern (germ. himbra-) ab. Zu den mit *sjabér* zusammenhängenden Realien vgl. S. CISZEWSKI *Mazowiecki sibrat, mazowiecka część i mazowiecka szlachta cząstkowa*, Prace Etnologiczne I Warschau 1925 S. 1—38.

Über das Thema, wie man die Ukrainer und deren Sprache im Polnischen bezeichnen soll, entbrannte eine rege Diskussion, die durch den Aufsatz von K. NITSCH *Rusini czy Ukraińcy?* JP XII (1927) S. 65—72 hervorgerufen wurde. NITSCH verwirft den verhältnismäßig jungen und künstlichen Terminus *Ukraińcy* *ukraiński* und schlägt als nationale Terminologie *Rosjanie* *rosyjski* für die Russen, *Rusini* *ruski* *rusiński* für die Ukrainer, *Białorusi* *białoruski* für die Weißrussen vor, jedoch als wissenschaftliche, hauptsächlich sprachwissenschaftliche Terminologie *Wielkorusi* *wielkoruski*, *Małorusi* *małoruski*, *Białorusi* *białoruski*. Mit diesem Vorschlag erklärte sich auch J. BAUDOUIN DE COURTENAY ib. S. 116—8 einverstanden, obgleich er früher in *Kilka ogólników o obiektywnej i subiektywnej odrębności „Ukraińcy“ pod względem językowym, plemiennym, narodowym i państwowym*, Album Societatis scientiarum Ševčenkianae Ucrainensium Leopoliensis ad sollemnia sua decennalia quinta MDCCCLXXIII—MDMXXIII Lemberg 1925 S. 1—19 den Terminus *Ukraińcy*, *ukraiński* gestützt und verteidigt hatte. An dieser Diskussion beteiligte sich ferner H. UŁASZYN JP XII (1927) S. 138—47, der *Rosjanie* *rosyjski*, *Ukraińcy* *ukraiński* für den volkstümlichen, *Wielkorusi* // *Wielkorusini* — *Małorusi* // *Małorusini* für den wissenschaftlich ethnischen und *wielkoruski* // *rosyjski* — *małoruski* // *ukraiński* für den sprachwissenschaftlichen Gebrauch vorschlug. In der Antwort an Ułaszyn JP XIII (1928) S. 146—53 erklärte sich NITSCH damit einverstanden, daß man in bezug auf die Literatursprache *rosyjski* und *ruski* oder *ukraiński* gebrauchen könne, wenn es sich aber um Dialekte handle, müsse man die Termini *wielkoruski* und *małoruski* (oder einfach *ruski*, falls Mißverständnisse ausgeschlossen sind) beibehalten,



ganz entschieden bekämpft er aber die Ausschließlichkeit der volkstümlichen Terminologie Ukraińcy ukraiński und läßt als gleichberechtigt Rusini ruski bestehen. Diese Frage wurde wiederum angeschnitten von H. UŁASZYN *Język matoruski, ukraiński czy ruski, rusiński* PrFil XIV (1929) S. 623—34, der auf einer Reihe polnischer sprachwissenschaftlicher Arbeiten fußend behauptet, daß die Termini język matoruski oder ukraiński sich in gleicher Weise eingebürgert haben und man sie daher beide mit gleichem Recht gebrauchen dürfe.

## XVI. Das Westslavische.

Den Ausgangspunkt bildet die Abhandlung von J. ROZWADOWSKI *Stosunek języka polskiego do innych słowiańskich: język prastłowiański, grupa zachodniosłowiańska, grupa t. zw. lechicka, język polski w epoce przedpiśmiennej*, EP II (1915) S. 36—72. Es ist dies die übersichtlichste Darstellung der gemeinsamen und individuellen Züge der zu dieser Gruppe gehörigen Sprachen. Den Ausführungen von ROZWADOWSKI, nach denen bereits im Urslavischen eine Gruppe näher untereinander verwandter Dialekte bestanden hat, aus der sich dann in der Folgezeit die westslavischen Sprachen entwickelt haben, schließt sich W. PORZEZIŃSKI an im Aufsatz *O stosunkach wzajemnych języków zachodniosłowiańskich*, SIOcc III/IV (1925) S. 215—31, frz. Sur les relations réciproques des langues slaves occidentales, ebda. S. 424—5. Eine wertvolle Ergänzung zu diesen beiden Abhandlungen stellen die Betrachtungen von Z. STIEBER dar: *Z zagadnień podziałów dialektycznych grupy zachodniosłowiańskiej*, Lud Słowiański I A (1929/30) S. 212—45 + 2 Karten, frz. Des problèmes de la dialectologie du slave occidental, ebda. S. 313—5, hauptsächlich deren erster Teil *Przeciwiństwo grupy lechicko-łużyckiej a czesko-słowackiej* S. 212—7, frz. L'opposition du groupe léchito-sorabe et du groupe tchéco-slovaque S. 313. Mit einem spezielleren Problem beschäftigte sich M. RUDNICKI *Metateza w językach zachodniosłowiańskich przedewszystkiem lechickich*, SIOcc I (1921) S. 85—117, dem ein *Ekskurs o ogólnosłowiańskiej przestawce płynnych* beigegeben ist S. 117—20, frz. De la métathèse dans les langues slaves occidentales, étudiée particulièrement dans les idiomes léchiques, und Remarques sur la métathèse des liquides dans les idiomes slaves ib. 207—9. T. LEHR-SPLAWIŃSKI veröffentlichte *Prastow. ję- w językach zachodniosłowiańskich*, RS VIII (1918) S. 152—6 und *De la stabilisation de l'accent dans les langues slaves*, RdES III 1923 (S. 173—92). Schließlich schrieb S. WĘDKIEWICZ *De quelques emprunts du slave occidental au roumain*, RS VII (1914/1915) S. 111—32. Zum Schluß sei noch der an interessanten Einzelheiten reiche kritische Aufsatz von A. BRUECKNER *Początki słowiańszczyzny zachodniej* SII (1922/23) S. 379—408 erwähnt, der hervorgerufen wurde durch den westslavischen Band der Slavischen Altertümer von Niederle.



## XVII. Das Čechische und Slovakische.

Eine sehr wichtige Arbeit für die Geschichte des čechischen Wortschatzes macht A. KLECZKOWSKI, es ist eine systematische Behandlung der deutschen Entlehnungen im Altčechischen. Vorläufig druckte Kleczkowski daraus: *Wyrazy niemieckie w staroczeskim i staropolskiem* Symb II S. 331—45, deutsch Deutscher Wortschatz im Altpolnischen und Altčechischen, ib. S. 549—51, vgl. auch das Referat unter dem gleichen Titel, das er auf dem Ersten Slavistenkongreß 1929 gehalten hat, Výt (S. 1—2). Dieser Arbeit kommt auch eine große Bedeutung für die polnische Sprachgeschichte zu, da aus ihr ersichtlich wird, welche deutschen Wörter direkt und welche durch čechische Vermittlung ins Polnische gedungen sind. Über eine Anzahl čechischer Entlehnungen im Polnischen handelt W. TASZYCKI in *Czechizmy w języku Reja*, PrPol S. 54—67, worin die Čechismen, die in den Werken von Rej (1505—1569) vorkommen, eingehend analysiert werden. An dieser Stelle sei auch das Buch von E. KLICH *Polska terminologia chrześcijańska* Posen 1927, 168 S. erwähnt, demzufolge ein beträchtlicher Teil der christlichen Ausdrücke des Polnischen čechischer Herkunft ist. Rez.: A. M(ILLET) BSL XXIX (1929) S. 223—4, O. HUFER *Listy filologicke* LVI (1929) S. 282—6, W. TASZYCKI *Zschr.* VI (1929) S. 529—30. Über das Altčechische handelt auch die von A. BRÜCKNER geschriebene Rezension des von V. FLAJŠHANS Prag 1926 und 1928 herausgegebenen Wörterbuches des Klaret *Zschr.* VI (1929) S. 300—5, worin einige Unzulänglichkeiten der Ausgabe richtiggestellt werden.

Hauptsächlich mit dem Slovakischen, und zwar mit slovakischen Dialekten beschäftigt sich Z. STIEBER, der bisher zwei gute Arbeiten herausgab: *Ze studjów nad gwarami słowackimi południowego Spisza*, Lud Słowiański I A (1929/30) S. 61—138 + 3 Karten, frz. *Recherches sur les dialectes slovaques dans le sud du Spiš*, ib. S. 308—10 und den bereits oben zitierten Aufsatz *Z zagadnień podziałów dialektycznych grupy zachodniosłowiańskiej*, Lud Słowiański I A 2. Teil *Wzajemny stosunek gwar czeskich i słowackich* S. 217—30, frz. *Les parles tchèques et slovaques*, ebda. S. 313—4; 3. Teil *Jugoslawizmy w dialekcie środkowo-słowackim*, S. 230—44 frz. *Les yougoslavismes dans les parlers slovaques centraux*, ebda. S. 314—5.

## XVIII. Das Sorbische.

Die Beziehungen des Sorbischen zu den anderen westslawischen Sprachen festzustellen, bezweckt die Abhandlung von W. TASZYCKI *Stanowisko języka tużyckiego*, Symb II S. 127—38, frz. *La situation du sorabe par rapport aux autres groupes du slave occidental*, ib. S. 534. Einen Beitrag zur historischen Lautlehre des Sorbischen bildet der Aufsatz von M. RYTAROWSKA *O pochodzeniu samogłosek ścieśnionych ó, ę w języku górnotużyckim*, SIOcc VI (1927) S. 70—84, frz. *Les voyelles*

fermées 6, 8 du haut-sorabe ib. S. 406—7. TASZYCKI rezensierte auch den von K. H. MEYER herausgegebenen obersorbischen Katechismus des Warichius vom Jahre 1597 in RS IX/2 (1930) S. 305—313 und die Vergleichende Grammatik des Ober- und Niedersorbischen von G. SCHWELA Sl V (1926/27) S. 357—9.

## XXIX. Das Lechitische.

Auf die älteste äußere Geschichte des Lechitischen geht J. ŁĘGOWSKI ein in *Ukazanie się Słowian lechickich nad Bałtykiem*, SlOcc V (1926) S. 247—80, frz. L'apparition des Slaves lékhites sur les bords méridionaux de la Mer Baltique, ebda. S. 585—6. Vgl. auch A. BRUECKNER *Początki Słowiańszczyzny zachodniej*, Sl I (1922/23) S. 379—408. Seine innere Geschichte behandeln die Arbeiten von T. LEHR-SPŁAWIŃSKI *Les voyelles nasales dans les langues léchites*, RdES VI (1926) S. 54—65, S. SZOBER *Lechicka dyspalatalizacja przednich samogłosek* Spr XXXI (1928) Nr. 9 S. 4—5 und T. MILEWSKI *Przyczynki do fonetyki lechickiej* I. W sprawie rozwoju prasl. grupy \**tort* w lech. *tart* II. Nagłosowa grupa *ja-*, PrFil XIV (1929) S. 582—90. Gegen eine lechische Gruppe als besondere Einheit unter den slavischen Sprachen, wie auch gegen den Terminus Lechitisch an sich spricht sich — m. E. nicht mit Recht — A. BRUECKNER in *Methodologisches I. Lechitisch*, Zschr. VI (1929) S. 311—9 aus. Was das gegenseitige Verhältnis der lechitischen Sprachen anlangt vgl. den schon erwähnten Aufsatz (Kapitel XVI) von J. ROZWADOWSKI über das Verhältnis des Polnischen zu den übrigen slavischen Sprachen und die unten angeführten Arbeiten von T. LEHR-SPŁAWIŃSKI: Polabische Grammatik (Einleitung) und *O mowie Potabian . . .* SlOcc I (1921).

## XX. Das Polabische und die verwandten Dialekte.

Das Polabische ist jenes Gebiet der Slavistik, auf dem die Polen, vom Polnischen abgesehen, am meisten geleistet haben. Wir verdanken das hauptsächlich T. LEHR-SPŁAWIŃSKI, der nicht nur durch eigene Arbeiten die polabische Grammatik bereichert, sondern es auch verstanden hat, eine Reihe jüngerer Gelehrter für das Polabische zu interessieren. Die wichtigste Publikation auf diesem Gebiet ist LEHR-SPŁAWIŃSKIS *Gramatyka potabska* (= LBSl VIII) Lemberg 1929, VII + 278 S., eine ausführliche Darstellung der polabischen Laut- und Formenlehre. Rez. A. M(EILLET) BSL XXX (1930) S. 213—4, N. TRUBECKOJ Sl IX (1930/31) S. 154—64, A. BRUECKNER Zschr VI (1929) S. 513—2, vgl. auch den durch die Polabische Grammatik hervorgerufenen Aufsatz von A. BRUECKNER *O narzeczcu „potabskiem“ słów kilka*, PrFil XIV (1929) S. 544—62. LEHR-SPŁAWIŃSKI veröffentlichte ferner *Zapożyczenia dolnoniemieckie w języku potabskim*, MPKJ VII/1 (1915) S. 271—318, *Paralelizm w rozwoju akcentuacji potabskiej i sto-*

*weńskiej* in der Abhandlung *Ze studjów nad akcentem słowiańskim* Krakau 1917 S. 63—92, *O mowie Połabian w stosunku do grupy językowej pomorsko-polskiej*, SIOcc I (1921) S. 121—59 frz. La langue des anciens Polabes et ses rapports avec le groupe linguistique polono-poméranien, ebda S. 209—10, *O działaniu analogji w konjugacji połabskiej* ib. S. 186—93, *Z deklinacji połabskiej*: 1. die Endungen des Dativs sg. der o-Stämme, 2. der Gen. sg. der fem. i-Stämme. PrLingw 171—4, *Etymologje połabskie*: 1. zańródle ≤ \*zъrǫdlo, 2. 3. sg. praes. pǫkne ≤ \*pǫknetъ, 3. t'ésin ≤ \*kǫsenъ SIOcc V (1926) S. 367—71, ferner 1. Dũm ≤ \*domъ, 2. blajzũce ≤ \*blizoci SIOcc VIII (1929) S. 222—3, frz. ebda 546—7, *Przyczynki do gramatyki i słownika języka połabskiego*, SIOcc VI (1927) S. 1—25, frz. Contributions à la grammaire et à la lexicologie polabes, ebda S. 405—6: 1. Das Pronomen der 1. sg. joz ≤ \*(i)azъ, 2. die Formen des Gen.-Acc. und Dat. sg. des Personalpronomens der 1. sg., 3. die Formen des Acc. sg. des Personalpronomens der 1. und 2. sg. und des Reflexivums, 4. der Loc. pl. der -a-Stämme, 5. Sekundäre Nasalierung, 6. Adjektiva mit dem Suffix \*-enъ, 7. Adjektiva mit dem Suffix -nъ, 8. jadǫn, jánǫ, janũ, 9. dǫvǫj „dwaj“ 10. die polabischen Numeralia cardinalia von 11—20, 11. zǫgle „zornig, böse“, 12. dǫrgnǫt poln. dziernǫć, 13. smǫgne vgl. poln. śmignǫć, 14. wajśǫje, 15. vũsajǫit-se „sich küssen“, 16. vǫst: vǫmǫ, 17. pir ≤ \*per, 18. vǫzvǫjet ≤ \*vǫz-vadjati.

Von LEHR-SPLAWIŃSKIS Schülern haben Arbeiten über das Polabische veröffentlicht P. GOŁĄB *Połabskie rǫz // vǫz a pol. roz // uoz*, SIOcc I (1921) S. 160—8; frz. Le rǫz // vǫz polabe et le roz // uoz polonais, ebda. S. 210—1, A. TOMASZEWSKI *Z fonetyki proklityk w języku polskim i połabskim*, SIOcc II (1922) S. 137—57, frz. De la phonétique polonaise et polabe, ebda. S. 251—2, J. HEYDZIANKA *Niemieckie wyrazy złożone w języku połabskim*, SIOcc III/IV (1925) S. 232—40, frz. Les mots composés d'origine allemande dans la langue polabe ebda. S. 425—6, wie auch *Szczątki składni połabskiej*, SIOcc VI (1927) S. 26—69, frz. Le débris de la syntaxe polabe, ebda. S. 406, W. KURASZKIEWICZ *Zamykające głoskę j i v w języku połabskim*, SIOcc VIII (1929) S. 58—70, frz. J et v fermant la syllabe dans la langue polabe, ebda. S. 542—3, ferner *Etymologje połabskie*, ebda. S. 223—5, frz. S. 547 1. Loc. sg. nǫ prestǫre ≤ ursl. \*na prostǫre, 2. pajǫ neben pojǫ; B. MOROŃ *Etymologje połabskie*, ebda. S. 225—6, frz. S. 547: 1. perjǫde = ursl. per-(i)-ǫdajǫ(tъ), 2. pǫret, pǫrǫne ≤ \*perati, \*peranъje, S. PAPIERKOWSKI *Staropołabskie Duzdov*, ib. 226—8, frz. Vieux polabe Duzdov, ib. S. 547. T. MILEWSKI bearbeitet die in alten lateinischen und deutschen Urkunden aufgezeichneten polabischen Wörter und gelangt auf dieser Grundlage zu wertvollen Aufschlüssen in seinen *Przyczynki do dziejów języka połabskiego*, SIOcc VIII (1929) S. 8—49,

frz. Suppléments à l'histoire de la langue polabe, ebda. S. 540—1, außerdem druckte er *Zastępstwo prast. \*o w języku potabskim*, ebda. S. 50—7, frz. Le développement du prés slave \*o dans la langue polabe S. 541—2 und *Drobiazgi z morfologii potabskiej*, ebda. S. 228—30, frz. Les détails de la morphologie polabe S. 547—8: 1. Die Endung des Nom. pl. -ěve ≤ \*-ŕve, 2. das Suffix \*-ena bei Substantiven.

Ein älteres polabisches Sprachmaterial hat J. ŁĘGOWSKI gesammelt in *Wyrazy słowiańskie w Adama Bremenskiego Gesta Hamburgensis Ecclesiae Pontificum*, SlOcc VII (1928) 166—71, frz. Les mots slaves dans les „Gesta Hammaburgensis Ecclesiae Pontificum“ d'Adam de Bremen, ebda. S. 569, natürlich ist hierin nicht alles sicher.

Über das Rügische, das dem Polabischen nah verwandt ist, handelte T. LEHR-SPŁAWIŃSKI *Szczątki języka dawnych słowiańskich mieszkańców Rugji*, SlOcc II (1922) S. 125—36, frz. Fragments de la langue des anciens habitants slaves de l'île de Rügen, ebda. S. 251 und H. BATOWSKI *Przyczynki do narzecza lechicko-rugijskiego*, SlOcc VI (1927) S. 259—75, frz. Contributions à la connaissance du dialecte slave de l'île de Rügen, ebda. S. 410.

Über die Germanisierung der polabischen Stämme und die polabischen Spuren in Ortsnamen und Personennamen gab A. BRUECKNER einen interessanten Bericht in dem Aufsatz *Z dziejów Słowiańszczyzny północnozachodniej*, SlOcc V (1926) S. 81—99, frz. Sur l'histoire des Slaves du Nord-Ouest, ebda. S. 582.

Im Vorwort zu seiner Polabischen Grammatik verspricht LEHR-SPŁAWIŃSKI die Herausgabe eines polabischen etymologischen Wörterbuchs, an dem er seit 1921 arbeitet. Es ist zu wünschen, daß dieses Werk recht bald erscheinen möge. Ich schließe diesen Abschnitt mit der Erwähnung des zusammenfassenden Berichts von T. MILEWSKI *Stan obecny i najbliższe cele badań nad językiem wymartych Słowian między Odrą i Łabą, Výt* (S. 1—4).

(Fortsetzung folgt).

Lemberg, 30. Juni 1930.

WITOLD TASZYCKI.

## Die čechische Sprachwissenschaft 1914—1927<sup>1)</sup>.

### Teil 2.

Ich gebe hier ein Verzeichnis der von mir in diesem Bericht bis jetzt angewandten Abkürzungen. *Bratislava* (Jg. 1, 1927) vgl. Zschr. 5, 206. — *ČMFL*. = *Časopis pro moderní filologii a literatury* (Prag; 4, 1915; 5, 1915; 6, 1918; 7, 1919; 8, 1921; 9—13, 1923—1927). — *ČMM*. = *Časopis Matice Moravské* (Brünn; 46, 1922; 50, 1926). — *FS*. = Festschrift. *FS*. Baudouin de Courtenay = *Prace lingwi-*

<sup>1)</sup> Vgl. Zschr. V 200ff.



styczne ofiarowane Janowi Baudouinowi de Courtenay (Krakau 1921); SF. Belić = Zbornik filoloških i lingvističkih studija A. Beliću . . . (Belgrad 1921); FS. Bezenberger = Festschrift Adalbert Bezenberger (Göttingen 1921); SF. Blahoslav = Sborník Blahoslavův (Prerau 1923); FS. Groh = Sborník prací filologických univ. professoru Františku Grohovi (Prag 1923); FS. Jirásek = Alois Jirásek. Sborník studií a vzpomínek . . . (Prag 1921); FS. Máchal = Sborník prací věnovaných profesoru dru Janu Máchalovi . . . (Prag 1925); FS. Pastrnek = Slovanský sborník věnovaný . . . prof. Františku Pastrnkovi (Prag 1923); FS. Tille = Sborník prací věnovaných prof. dru Václavu Tillovi (Prag 1927); FS. Zubatý = *Μνημα*. Sborník vydaný na paměť čtyřicetiletého učitelského působení prof. Josefa Zubatého (Prag 1926). — *JB.* = Jahresbericht. — *Jihočeský přehled* (Budweis 1, 1926; 2, 1927). — *Јелф.* = Южнославенски филолог. — *LF.* = Listy filologické (Prag; 41—54, 1914—1927). — *Morava* (Brünn 1, 1925; nach dem 2. Jahrg. eingegangen). — *NV.* od. *Naše Věda* (Prag; 5, 1923; 10, 1929). — *NVČsl.* = Národopisný věstník československý (Prag; 15, 1922; 20, 1927). — *Práce* = Práce z vědeckých ústavů, vgl. Zschr. 5, 205. — *PrFil.* = Prace filologiczne (10, 1926). — *Prúdy* (Bratislava; 7, 1923; 10, 1926). — *RČA.* od. *RČA. III.* = Rozpravy České Akademie věd a umění, Třída III. (Prag). — *RES.* = Revue des études slaves (Paris; 1, 1921; 4, 1924). — *RevPhon.* = Revue Phonétique (4, 1914). — *RS.* = Rocznik slawistyczny (Krakau). — *SbFF.* od. *SFFUK.* = Sborník filosofické fakulty university Komenského v Bratislavě, vgl. Zschr. 5, 205. — *SbFil.* = Sborník filologický (Prag; 7, 1922). — *SbMatSlov.* = Sborník Matice Slovenskej (Turč. sv. Martin; 1—5, 1923—1927). — *Slavia* (Prag; 1, 1922/23 bis 5, 1926/27). — *SlPohl'.* = Slovenské Pohl'ady (Turč. sv. Martin; 38, 1922; 40, 1924). — *SpFF.* = Spisy filosofické fakulty (der Universität Brno oder Bratislava je nach dem Erscheinungsort; vgl. Zschr. 5, 205). — *Trávníček, Přísp ČesHl.* = Příspěvky k českému hláskosloví, vgl. S. 200 ff.; *PříspDějČesJaz.* = Příspěvky k dějinám českého jazyka, vgl. S. 182. — *VČSN.* = Věstník Královské České Společnosti Nauk, Třída filosoficko-historicko-jazykozpytná (Prag). — *VěstMatOp.* = Věstník Matice Opavské (Troppau; 30—32, 1924—1926) — *VslAG.* = Veröffentlichungen der Slavistischen Arbeitsgemeinschaft an der Deutschen Universität in Prag, I. Reihe: Untersuchungen (Reichenberg). — *ZslPh.* = diese Zeitschrift.

## A. Einzelne slavische Sprachen

(mit Ausschluß des Čechischen).

Auf dem Gebiete des Altkirchenslavischen erschien in zweiter Auflage die ksl. Chrestomathie von VONDRÁK und zwar in čechischer Bearbeitung (Církevněslovanská chrestomatie, Brünn 1925, 304 S.).

Der Unterschied von der 1. Aufl. ist nicht groß: zwei neue Textproben sind hinzugekommen, einige glagolit. Typen erfuhren eine Umbildung, wodurch ihre älteste Form zur Geltung gebracht wurde, das Wörterbuch wurde ergänzt und oft durch Zitate bereichert. Der Abdruck der Texte ist leider nicht frei von störenden Fehlern, was den pädagogischen Wert dieses Werkes gewissermaßen herabsetzt.

Einige Editionen wurden in Angriff genommen, sämtlich von JOSEF VAJS, dem unermüdlichen Erforscher der Schicksale der aksl. Literatur auf kroat. Boden. In der Sammlung *Kritické studie staroslověnského textu biblického* erschien als Nr. 1: *Evangelium sv. Marka a jeho poměr k řecké předloze* (Prag 1927, VI + 132 S.) und als Nr. 2: *Kniha Rut v překladě staroslovanském* (Prag 1926, 48 S. + 8 S. Facsimilia). Indessen hat das erste Werk als Ausgabe nur eine geringe Bedeutung. Es wird hier der Textlaut des Marianus abgedruckt und parallel damit der griech. Text. Beiden Texten ist je ein Apparat beigefügt; der Apparat zum aksl. Text enthält Varianten aus Zographensis, Assemanianus, Savvina kniga, Nikoljsko und Ostromirovo ev., ist jedoch nicht vollständig. Das Wichtigste in diesem Buch sind die Prolegomena, wo die Vorlage des aksl. Textes festgestellt wird; VAJS sucht dieselbe unter den Mischtexten, welche durch Eindringen der konstantinopol. Rezension in die jerusalem-palästinische entstanden. Auch das Buch Ruth untersucht VAJS auf die griech. Quelle hin, außerdem ist aber dieses Werk wichtig als Edition; der Text selbst war zwar schon bekannt, die früheren Abdrucke seiner verschiedenen Versionen sind aber schwer zugänglich. Hier sind auch zwei weitere Editionen kroat.-glagolitischer Denkmäler von VAJS anzuführen: der Abdruck der Propheten Zacharias und Malachias aus dem Breviarium der Wiener Nationalbibliothek (Veglia 1915, VIII + 62 S. + 6 Facsimilia; andere Propheten aus demselben Codex publizierte VAJS schon früher) und die Herausgabe des kroat.-glag. Psalters (*Psalterium palaeoslovenicum croatico-glagoliticum I.*, Prag 1916, XXIV + 206 S. + 88 S. Facsimilia).

Das größte Unternehmen von VAJS ist aber die Herausgabe des *Codex Assemanianus*, die er mit J. KURZ besorgt, ein dringendes Bedürfnis der Slavistik, da die beiden früheren Ausgaben (von RAČKI und ČRNČIĆ) — wie KURZ LF. 53, 106—118, 234—247 ausführlich dargelegt hat — mangelhaft sind. Gegenwärtig liegt der erste Band dieser monumentalen Ausgabe vor, enthaltend die Einleitung und ausgezeichnete Facsimilia des ganzen Denkmals. Ich begnüge mich mit dieser Bemerkung, weil sich das Werk durch seine Erscheinungszeit (1929) dieser Darstellung entzieht.

Ein großes Werk über die byzantinischen Chroniken in der ksl. Literatur verfaßte M. WEINGART (*Byzantské kroniky v literatuře církevněslovanské*, Teil I., Bratislava 1922, 246 S. und Teil II., ebda.

1923, 578 S.; = SpFF. Nr. 2 u. 4). Es ist zwar eine literarhistorische und philologische Untersuchung, aber auch der Linguist wird hier reiche Belehrung finden.

Ein paar Bemerkungen zur Graphik und Lautlehre des Zogra-phensis gibt J. KŮRZ (Několik poznámek k staroslověnskému čtvero-evangelii Zografskému, LF. 50, 229—239). An anderem Ort hat derselbe Verfasser die Richtigkeit der Vermutung W. SCHULZES (FS. Bezzenberger 144ff.), wonach aksl. *otvrěsti* darum regelmäßig ohne *o* nach *ot-* geschrieben wird, weil das Simplex *vrěsti* unterging und *otvrěsti* eine feste Einheit bildete, auch für aksl. *otrěšiti* bestätigt: das Simplex *rěšiti* hat nämlich eine abweichende Bedeutung und wurde nicht mehr zu *otrěšiti* gezogen (Přspěvek k staroslověnskému pravopisu, FS. Zubatý 428—438).

VON P. LANG besitzen wir tiefgehende Erklärungen von zwei aksl. Wörtern. In LF. 43, 223—230, 322—332, 404—410 erklärt er aksl. *brakъ* 'nuptiae'. Er lehnt ab die Vermutung BERNEKERS, wonach hier eine *ko*-Bildung zum Infinitivstamm *brati* vorliegt, indem er an der Hand der ältesten Denkmäler beweist, daß dieses Wort niemals ein *o* hinter *b* enthielt. Er führt es auf *\*borkъ* zurück, mit *o*-Stufe der Wurzel *ber-*, ebenso wie *prakъ* zu *perq*, *trakъ* zu *trq*, *zrakъ* zu *zrŭq* gehört; russ. *брак* ist ksl. Form. In einem anderen Aufsätze (Csl. *pozdě byvši*, *pozdě byvšu*, LF. 47, 28—33, 88—93, 175—184, 295—309) erklärt er die Wendung *pozdě byvši* als Dat. absol. zu *\*pozda byvša*; *pozda* ist hier substantiv. Adjektiv. Als die Form *pozdě* zum Adverbium wurde, sagte man auch *pozdě byvšu* mit absol. Dativ neutr. Diese Erklärung sucht LANG mit weitgehenden Parallelen zu erhärten.

Auf dem Gebiete des Mittelbulgarischen hat JOSEF PÁTA eifrig gearbeitet. In der Schrift *Zlomek evangelistáře XIII. století Sofijské Národní Knihovny* (Prag 1915, 146 S. + 2 Facsimilia; = RČA. 41) untersucht er paläographisch, grammatisch, lexikalisch und textkritisch ein interessantes mittelbulg. Evangelistarfragment. Zwei gedrängte Charakteristiken widmete er dem *Vračansko evang.* (*Ze Sofijské Národní Knihovny*, ČMFL. 4, 105—111, 193—201 und *Nové přspěvky k dějinám středobulharského jazyka a písemnictví*, LF. 42, 239—243, 343—353, 433—437), eine andere dem *Plovdivsko evang.* (*Пловдивско евангелие, Списание на Българската Акад. на науките* 22, 208—226). In FS. Belić 220—224 (*Drobný přspěvek k dějinám jazyka a písemnictví středobulharského*) liefert er eine Nachricht über das „Evangeliarium von Sofia“, eine Handschrift der Nationalbibliothek in Sofia.

Die Sprache der kroatischen Kolonien in der Slowakei fand ihren Beschreiber und Erklärer in V. VÁŽNÝ. In einem kurzen Aufsatz (*O dnešním jazykovém stavu v charvátských kolóniách v Republice Československé*, SbMatSlov. 4, 182—188) schildert er die sprachlichen Ver-



hältnisse der 3 kroatischen Gebiete (wenn man so reden darf, es handelt sich ja um ein paar Dörfer) in der Čechoslovakei: zweier čakavischer (Fröllersdorf, Neu Prerau und Gutenfeld in Südmähren, Děvinská Nová Ves und Dúbravka in der Westslovakei) und eines kajkavischen (Horvátsky Grób in der Westslovakei). Der letzteren Mundart widmete er eine Monographie mit einigen Proben in A. VÁCLAVÍK's *Podunajská dedina v Československu* (Preßburg 1925), S. 109—176; ein Nachtrag dazu ist sein Aufsatz über die Ekavismen und Ikavismen in derselben Mundart in *SbMatSlov.* 4, 65—70. In einer anderen Schrift behandelt er die čakavische Mundart des slovak. Donaugebietes (*Čakavské nářečí v slovenském Podunají*, Preßburg 1927, 216 S.; = *SbFF.* 5, 121—336). Es ist eine vollständige Grammatik mit ziemlich vielen Textproben und reichhaltigem Wörterbuch. Mit Freude ist zu begrüßen, daß diese interessanten, dem Aussterben geweihten Dialekte in den tüchtigen Arbeiten VÁŽNÝS für die Wissenschaft gerettet wurden.

Die slovenische Aussprache und Betonung charakterisiert J. SKRIBINŠEK in zwei Aufsätzen (*Slovinská výslovnost a přízvuk*, *JB.* Gynn. Praha-Vinohrady 1915 u. 1916).

Gute Hilfsmittel für das Studium des Obersorbischen verfaßte J. PÁTA. Eine Grammatik mit Gesprächen und Proben des Brief- und Geschäftsstils, *Krátká příručka hornolužické srbštiny* (Prag 1920, 120 S.), ein Lesebuch, *Serbska čítanka* (XII + 428 S., enthält auch einige niedersorbische Lesestücke), und ein Wörterbuch, *Kapesní slovník lužicko-česko-jihoslovanský a česko-lužický* (Prag 1920, 320 S.). Alle diese Werke verfolgen freilich in erster Linie praktische Zwecke.

Dem Polnischen sind nur einige Aufsätze gewidmet. In *FS.* Baudouin de Courtenay 124—132 untersucht HUFER, mit welchen Mitteln die Übersetzer der apoln. u. ačech. Bibel lat. *nonne* wiedergegeben haben (*Latinské nonne v biblických překladech staročeských a staropolských*): er zeigt, daß diese sog. rhetorischen Fragen im Ačech. u. Apoln. nur teilweise durch einen Fragesatz übersetzt werden; daneben findet man oft, übereinstimmend mit dem inneren Sinn dieser Sätze, die eigentlich keine Fragen sind, mit verschiedenen Partikeln eingeleitete Aussagesätze, welche Übersetzungsweise besonders im Čech. überwiegt.

Mit den Resten des Polnischen im Dorfe Pohorelá im slovak. Komitate Gemer befaßt sich J. POLÍVKA (*Zbytky polštiny v Gemerské župě*, *LF.* 48, 23—30). Er druckt hier eine seinerzeit von Czambel aufgezeichnete Erzählung ab, die allerdings keine reine Mundart darbietet, doch aber einige klare polnische Züge enthält.

In *SbMatSlov.* 3, 1—14 (*Slovakizmy v polštině*) weist J. MENŠÍK viele lexikalische Slovakismen beim poln. Dichter Seweryn Goszczyński nach.



Nicht viel wurde auch auf dem Gebiete des Russischen publiziert. Ein willkommenes Lesebuch besitzen wir von J. POLÍVKA: *Výbor ruských pohádek* (Prag 1924/25, 298 + 104 S.). Es enthält eine Anthologie der russ. Märchen, die von einem ausgezeichneten Kenner zusammengestellt ist. Die Texte sind durchweg akzentuiert, am Ende des Werkes ist ein Glossar. Was aber dieses Buch über seine praktische Bedeutung weit erhebt, sind die grammatischen Anmerkungen, die viele wichtige und interessante Erörterungen besonders aus der Syntax bieten mit vielen Belegen aus der neueren Literatur. Ähnlicher Art wie diese Anmerkungen ist auch POLÍVKAS *Hrška výpisků do ruské gramatiky* (FS. Pastrnek 41—43), wo die Steigerung mittels des Präfixes *raz-*, wie *разхороший*, *раздикий*, und die Adjektiva vom Typus *тмущий*, *худящий* reich belegt werden.

Das Manualbuch von Grigorij Kujběda, eine karpatorussische Handschrift aus dem Jahre 1652 gab M. WEINGART heraus (*Manuálník Grigorija Kujbědy*, Část I., Bratislava 1926, 80 S.; = SbFF. 4, Nr. 6). Der 1. Band enthält den Text; Fortsetzung mit Analyse des Textes und Wörterbuch ist vom Verfasser in Aussicht gestellt.

## B. Das Čechische.

### 1. Sprachgeschichte.

Die Vorgeschichte der čechischen Sprache behandelt HÚJER in seinem *Úvod do dějin jazyka českého*, dessen erste Auflage 1914 (Prag, 64 S.) und zweite 1924 (Prag, 92 S.; 3. Aufl. im Druck) erschien. Es ist kein großes Werk, die Darstellung ist knapp gehalten; aber jede Seite verrät einen Meister. Aus einem Vorlesungszyklus für Mittelschullehrer entstanden, zeichnet sich diese Schrift durch äußerste Klarheit aus, mit welcher eine im Vergleich zum angewendeten Raum fast unglaubliche Menge von Tatsachen dem Leser vorgeführt wird. In einzelnen Kapiteln werden die Hauptmerkmale des Urindogermanischen, Baltoslavischen, Urslavischen und Určechischen zusammengefaßt. Ein kundiger Linguist wird hier zwar schwerlich etwas finden, was ihm nicht bekannt wäre, aber man liest doch immer gern eine so gelungene Darstellung seines Faches; und für einen Anfänger ist dieses Werk unentbehrlich.

Eine umfangreiche allgemeinverständliche Geschichte des Čechischen verfaßte V. FLAJSŠANS: *Náš jazyk mateřský* (Prag 1924, IV + 370 S.). Das Buch ist frisch geschrieben, man findet hier viele interessante Einzelheiten und die Lektüre wird fesselnd auch durch weite Ausblicke in verschiedene Nachbargebiete. Aber es ist hier manchmal alles durcheinandergeworfen und besonders die sprachgeschichtlichen Partien wimmeln von Fehlern und Unklarheiten. Der gelehrte Philologe und verdiente Literarhistoriker besitzt offenbar zu wenig

linguistische Schulung; sein Werk ist mit größter Vorsicht zu benutzen. Zwei kurzgefaßte Darstellungen ähnlicher Gattung, jedoch frei von den Mängeln FLAJŠHANS', besitzen wir von M. WEINGART und F. OBERPFALZER. Die gewandte Feder des ersteren liefert in der Schrift *Vývoj českého jazyka* (Prag 1918, 48 S.) eine in großen Zügen entworfene Skizze, während der letztere in dem Büchlein *O jazyce mateřském* (im Sammelwerk *Základy občanských nauk*, Prag 1919, 283—323) mehr die Tatsachen vorführt und im Labyrinth der Entwicklung des Čech. ziemlich gut orientiert.

Die Entwicklung der čech. Schriftsprache verfolgt V. VONDRÁK in der Schrift *Vývoj současného spisovného českého jazyka* (Brünn 1926, 100 S.; = SFF. 17), die im J. 1908 für die Энциклопедия славянской филологии der Russ. Akademie in deutscher Sprache verfaßt wurde, aber in der Handschrift blieb und erst nach dem Tode des Autors ins Čechische übersetzt und veröffentlicht wurde. Als erster größerer Versuch seiner Art ist dieses Werk jedenfalls sehr beachtenswert, ein plastisches und klares Bild der Entwicklung gibt es jedoch nicht; es werden einzelne wichtige Erscheinungen aus der sprachlichen Vergangenheit herausgegriffen und näher beschrieben, so z. B. die Kralicer Bibel, Jan Kollár, Jaroslav Vrchlický usw., während andere recht dürftig davorkommen. Der Mangel an Vorarbeiten ist daran am meisten schuld; daß Werk fußt auf eigenen Untersuchungen VONDRÁKS, und die konnten von ihm schwerlich in solchem Umfange angestellt werden, wie ein gleichmäßiges synthetisches Werk es erfordert hätte.

In der Schrift *Příspevky k dějinám českého jazyka* (Brünn 1927, 126 S.; = SFF. 19) behandelt F. TRÁVNÍČEK in sechs Kapiteln verschiedene Fragen aus der čech. Sprachgeschichte. Wir werden auf seine Ausführungen weiter unten einzeln eingehen, hierher gehört nur die Erwähnung des 3. Kapitels *K otázce o dělení vývoje českého jazyka* (S. 30—38). Er unterscheidet hier erstens die vorhistorische Zeit, die etwa mit dem 10. Jahrh. (Bohemismen in den Kiever Blättern) endet und im großen und ganzen mit der určech. Zeit, d. h. der Zeit des selbständigen Lebens der einheitlichen čech. Sprache vom Zerfall des Urslav. bis zur dialekt. Teilung des Čech., zusammenfällt; dann die historische Zeit, in welcher er nicht das Auftreten Hussens, wie es oft geschieht, für einen natürlichen Markstein hält, sondern eher das Ende des 16. Jahrh., in welcher Zeit viele tiefgreifende sprachliche Veränderungen beendet wurden. Aus praktischen Gründen schlägt der Verfasser vor, in der historischen Zeit des Čech. zwei Epochen zu unterscheiden, die alte vom Ende des 10. Jahrh. bis Ende des 18. Jahrh., und die neue vom Ende des 18. Jahrh. bis heute.

Eine Übersicht der Quellen der čech. Sprachgeschichte liefert O. HUJER RES. 1, 54—70.

## 2. Grammatiken, Gesamtdarstellungen, Allgemeines.

Die wohlbekannte *Příruční mluvnice jazyka českého* von J. GEBAUER erschien in 3. Auflage (Prag 1925, 494 S.), von F. TRÁVNÍČEK pietätvoll besorgt. Der Herausgeber ließ alles womöglich unverändert, nur wo er etwas Veraltetes fand, legte er Hand an. Eine vortreffliche statische Darstellung der neučech. Schriftsprache blieb dieses Werk also auch in der Neuauflage<sup>1)</sup>. Viel bedeutendere Veränderungen erfuhr die Schulgrammatik GEBAUERS von deren Umarbeiter V. ERTL (mehrere Aufl., 9. in zwei Bänden, Prag 1926, 278 + 276 S.). Auch dieses Werk wird der Sprachforscher mit Nutzen gebrauchen können.

Eine gediegene čech. Grammatik begann A. GREGOR herauszugeben (*Příruční mluvnice jazyka českého I. Skloňování*, Brünn 1923, 120 S. u. II. *Časování*, Brünn 1925, 208 S.). Das Werk entstand aus sprachlichen Kursen für Bürgerschullehrer; es ist recht instruktiv geschrieben und auch darum zu empfehlen, weil es viele Tatsachen aus der Sprachgeschichte liefert.

Die slowakische Schriftsprache ist am besten beschrieben in S. CZAMBELS *Rukoväť spisovnej reči slovenskej* (3. Aufl., Turč. sv. Martin 1919, VIII + 330 S.; weicht wenig ab von der 2. Auflage aus d. J. 1915, die J. ŠKULTÉTY mit einigen Veränderungen besorgte). Andere Grammatiken haben wir von K. SUCHÝ (*Slovenská mluvnice*, 3. Aufl., Prag 1921, 190 S.) und I. DAMBORSKÝ (*Slovenská mluvnica*, 3. Aufl., Nitra 1921, 160 S.). Eine Grammatik des Slovakischen schrieb auch J. M. KOŘÍNEK: *Úvod do jazyka slovenského* (Vel. Meziříčí 1927, 132 S.). Es ist als ein Handbuch besonders für höhere Mittelschulklassen gemeint, enthält aber auch eine Reihe von historischen Erörterungen unter steter Bezugnahme auf das Schriftčech. K. SUCHÝ begann auch eine Schrift *Zákony spisovnej reči slovenskej a pravidiá slovenského pravopisu* herauszugeben (15 Lieferungen, Trnava 1924/25, 240 S.; unbeendet); es ist ein Gemisch von orthographischen, dialektologischen und sprachvergleichenden Erörterungen (z. B. auf S. 173—234 befindet sich im Kapitel „Pravidla o e, é, ie“ ein Exkurs über Chronologie der urslav. Lautveränderungen), gewisses Material findet man hier aber doch.

Ein treffliches Büchlein über die čech. Sprache verfaßte F. TRÁVNÍČEK: *O českém jazyce* (Prag 1924, 122 S.). Den Schwerpunkt dieses Werkes bilden gedrängte, instruktive Charakteristiken aller čech. Mundarten mit kurzen Textproben, in weiteren Kapiteln werden andere Dinge behandelt, die ein intelligenter Laie über die čech. Sprache wissen sollte. Der Verfasser macht hier ebensowohl von seinen umfangreichen Kenntnissen als auch von seinen Lehrfähigkeiten viel Gebrauch, um ein wirklich leichtverständliches Bild zu entwerfen.

<sup>1)</sup> Eben erschien eine neue Auflage (4., Prag 1930), ebenfalls von F. TRÁVNÍČEK besorgt.

Das Verhältnis des Čechischen und Slovakischen hat viel Interesse bei Berufenen und Unberufenen erweckt. Die Frage, ob das Čechische und Slovakische zwei unabhängige Schwestersprachen seien oder nur zwei Dialekte derselben Sprache, gab vielen Gemütern keine Ruhe. Einen wissenschaftlich denkenden und selbst nur oberflächlich orientierten Menschen muß sie an scholastische Problemstellungen erinnern; und so hat die strenge Forschung nur das Wort ergriffen, wo es galt, die in dieser Frage herrschende Begriffsverwirrung zu entwirren. Zwei Äußerungen sind hier zu nennen. In dem Aufsatz *Slovenština a čeština* (SbMatSlov. 1, 33—39) betont J. ZUBATÝ die Unmöglichkeit, zwischen den Begriffen Sprache und Mundart exakte Grenzen zu ziehen; er möchte überhaupt lieber die Entscheidung der Frage, zwei Sprachen oder zwei Mundarten, der Geschichte zuteilen; wir wissen ja nicht, was für komplizierte Prozesse es waren, welchen der heutige sprachliche Zustand entwuchs. Den Standpunkt ZUBATÝS bespricht eingehend F. TRÁVNÍČEK (*K otázce o poměru mezi slovenštinou a češtinou*, Průdy 7, 148—155). Rein theoretisch stimmt er ZUBATÝ in manchem bei, hält jedoch nur die Sprachwissenschaft für kompetent diese Frage zu entscheiden. Sein eigener Standpunkt, daß nämlich Čechisch und Slovakisch eine Sprache bilden, tritt dabei klar zutage. Von demselben Verfasser besitzen wir auch einen Aufsatz über die Entwicklung des Slovakischen (*K otázce o vývoji slovenštiny*, Průdy 10, 435—441), wo die Unhaltbarkeit der Meinung ŠKULTÉTYS, daß sich das Slovakische seit dem 13. Jahrh. nicht mehr entwickelt habe, überzeugend dargelegt wird.

Die Entstehungsgeschichte der slovak. Schriftsprache sowie die sprachliche Vergangenheit der Slowakei wurden auch Gegenstand von mehreren Untersuchungen und Diskussionen, die man oft mit überflüssiger Leidenschaftlichkeit führte. Ich nenne hier die Schrift eines Repräsentanten der realistisch orientierten Gruppe M. HODŽA: *Československý rozkol* (Turč. sv. Martin 1920, 400 S.), die bei der älteren Generation und ihren die separatistischen Traditionen fortführenden Anhängern starken Widerspruch erfuhr; das sieht man am klarsten in dem Buch J. ŠKULTÉTYS *Stodvadsaťpäť rokov zo slovenského života* (Turč. sv. Martin 1920, 148 S.; über beide Werke schreibt objektiv M. WEINGART in ND. 28, 181—190, 259—273). Weiter das gründliche Werk des Literaturhistorikers A. PRAŽÁK *Dějiny spisovné slovenštiny po dobu Štúrovu* (Prag 1922, 484 S.). Eine Hypothese über die Entstehung des (Mittel-)Slovakischen trug V. CHALOUPECKÝ in der Schrift *Staré Slovensko* (Preßburg 1923, auf S. 252—287) vor. Er meint, daß in ältesten Zeiten bis zum 11. Jahrh. die Mittelslowakei unbesiedelt war. Erst im 13. Jahrh. wurde diese von Wäldern bedeckte Zone kolonisiert, und zwar von čechischen Stämmen, die im westlichen Gebiet der Slowakei wohnten, und von russischen sowie auch südslav. Stämmen,



welche in der Ostslowakei ansässig waren. In diesem Amalgam von Stämmen gewann das čech. Element die Oberhand, andere Idiome haben jedoch in den mittel- und ostslowak. Mundarten ihre Spuren hinterlassen. Diese Hypothese CHALOUPECKÝS wurde von J. ŠKULTÉTY SlPohl'. 40, 625—638 energisch angefochten.

Ein wichtiges Kapitel seiner Příspěvek k Jazyku, widmet F. TRÁVNÍČEK russ., südslav. und poln. Elementen im Slovakischen (K ruským, jihoslovanským a polským prvkům v slovenštině, 59—106). Diese Frage wurde öfters mit Tendenz behandelt, denn es lag im Interesse der separatistischen Partei, durch Nachweis möglichst vieler andersslavischer Elemente die Entfernung des Čech. und Slovak. als recht groß hinzustellen. Klar und scharfsinnig weist der Verfasser nach, daß man fremde Elemente im Slovak. in sehr beschränktem Maße feststellen kann. Russ. Elemente, abgesehen von einer Reihe in die Literatursprache künstlich eingeführter Lehnwörter, gibt es nur in den östlichsten ans Russische angrenzenden Mundarten; insbesondere mittelslovak. čerieda, čerešňa u. ä. hat mit dem russ. Vollaut nichts zu tun. Die Bulgarismen, welche im Slovak. CONEV und ŠKULTÉTY vermuteten, sind nur vermeintlich und beruhen auf falscher Auffassung der Tatsachen. Alle Jugoslavismen, die von mehreren Forschern vorausgesetzt werden, (wie z. B. *rat-* st. *rot-*, nom. sg. neutr. des zusammenges. Adjektivs *dobrô* usw.) gestatten oder erfordern eine andere Erklärung. Die gewissermaßen sicheren polnischen Züge im Ostslow. (keine Längen und kein *ŕ*, *ł*) sind čech.-poln. Übergangsmerkmale, sie rühren aber keineswegs von der Slovakisierung der angeblichen polnischen Urbevölkerung dieses Gebietes her; nur der nördlichste Teil des zum Westslowak. gehörenden Trenčínser Komitates wurde ursprünglich von Polen besiedelt, wovon man in der dortigen Mundart Spuren findet.

Die Bohemismen im Slovak. behandelt J. MENŠÍK (*K bohemizmom v slovenštině*, SbMatSlov. 3, 15—21). Es werden hier Fälle wie *pro-* neben *pre-*, *cit*, *čítit'* (lautgesetzlich wäre *cu-*) u. ä. erörtert.

Sprachwissenschaftliche Partien findet man auch in der umfangreichen Schrift von J. HÚSEK: *Národopisná hranice mezi Slovákky a Karpatorusy* (Preßburg 1925, 512 S.), dieselben sind jedoch sowohl in der Methode als auch was ihren Inhalt anbelangt sehr mangelhaft; vgl. die Kritik WEINGARTS in Bratislava 1, 274ff. Über die westliche und östliche Grenze des Slovakischen schrieb HÚSEK auch im Sammelwerk *Slovenská čítanka* 2. Aufl. (Prag 1925, 70—84). Dasselbst findet sich ein kurzer Aufsatz von F. PASTRNEK über das Slovakische (*O slovenském jazyce a jeho nářečích*, S. 64—69).

### 3. Editionen.

Seit dem J. 1893 gibt die Prager Akademie eine Sammlung heraus, die hauptsächlich für Editionen bestimmt ist; es ist die *Sbírka*

pramenů ku poznání literárního života v Čechách, na Moravě a v Slezsku (jetzt ... k poznání literárního života československého). Sie ist in drei Gruppen (skupiny) eingeteilt, von denen uns hier nur die erste interessiert. Dieselbe enthält die Denkmäler der čech. Sprache und Literatur (památky řeči a literatury české) und sollte in vier Reihen zerfallen; jeder Reihe war ein bestimmter Zeitabschnitt zugeteilt: 1. bis Anfang des 15. Jahrh. (Hus), 2. bis 1620 (Schlacht am Weißen Berge), 3. bis Ende des 18. Jahrh. (Wiedergeburt der Sprache und Literatur), 4. das 19. Jahrh. Indessen sind in der Tat nur die zwei ersten Reihen gegründet worden. Die editorische Tätigkeit geschah zwar ohne ein strenges System, aber es erschienen hier mehrere wichtige Denkmäler in z. T. mustergültigen Ausgaben. In der von uns betrachteten Zeit war allerdings jene Tätigkeit sehr dürftig: in der ersten Reihe erschienen seit 1897 in den ersten 17 Jahren 10 Bände, in weiteren 14 Jahren nur 3 Bände; in der zweiten Reihe seit 1894 in 20 Jahren 8 Nummern, in weiteren 14 Jahren 2 Nummern, die aber nur eine Fortsetzung der 8. Nummer bilden. Es ist die Übersetzung der *Historia scholastica*, einer biblischen Geschichte des Pierre von Troyes, genannt Comestor oder Manducator (*Petra Comestora Historia scholastica*, ed. JAN V. NOVÁK, I. 1910, II. 1914 u. 1920, XVI + 822 S.). Die Übersetzung rührt aus der Wende des 14. und 15. Jahrh. her und ist in drei unvollständigen Handschriften erhalten. Die 11. Nummer der 1. Reihe enthält den čechischen Ackermann, Tkadleček (hgb. von HÝNEK HRUBÝ und FRANTIŠEK ŠIMEK, 1923, XXXII + 352 S.), ein wegen der ausgezeichneten Sprache und stilistischen Gewandtheit hochgeschätztes Denkmal. Die Ausgabe verwertet beide erhaltenen Handschriften (aus dem 15. Jahrh. und eine späte Umschrift aus der Zeit um 1800) und liefert auch ein vollständiges Wörterbuch. Zwei weitere Bände der 1. Reihe bilden den 1. Teil einer Sammlung ačech. Wörterbücher (*Sbírka staročeských slovníků*) und enthalten die Werke Klarets und seiner Mitarbeiter (*Klaret a jeho družina*, ed. V. FLAJSŠANS, Bd. I, II., 1926/28, XXXII + 272 u. 554 S.). Der Name Claretus de Solencia war bis 1923 der čech. Literaturgeschichte unbekannt. Es ist ein großes Verdienst V. FLAJSŠANS' ihn entdeckt zu haben (vgl. seinen Aufsatz in LF. 50, 232–244). Klaret war die Hauptperson eines großen lexikographischen Unternehmens, das in den 60er Jahren des 14. Jahrh. auf Veranlassung Kaiser Karl IV. ins Leben gerufen wurde und sich wahrscheinlich auch dessen direkter Teilnahme erfreute. Unter den Werken Klarets ist ein in Versen verfaßtes lat.-čech. Vokabularium, das jetzt von FLAJSŠANS *Glossář* genannt wird und früher unter dem Namen *Prešpurský slovník* bekannt war. Abgesehen von diesem (schon 1892 von F. MENČÍK — allerdings weniger vollkommen — herausgegebenen) Werk enthält diese Edition acht weitere teilweise bisher unbekannte Werke des Klaretschen Kreises, außerdem einen latein.-čech. Index

und ein umfangreiches und ausführliches Wörterbuch der čech. Wörter.

Neben der angeführten Sammlung publiziert die Akademie jetzt noch weitere zwei Sammlungen: „Novočeská knihovna“ und „Staročeská knihovna“. Die erstere trat an die Stelle der 4. Reihe der 1. Gruppe der Sbíрка pramenů, die letztere bringt dagegen Editionen alter Drucke in normalisierter Umschrift. Bis 1927 lagen von der „Staročeská knihovna“ 3 Bände vor: 1. *O mučenicích českých knihy paterý* (1917, XXIV + 136 S.) und 2. 3. *Václava Hájka z Libočan Kronika česká*, Bd. I. II. (1918, LXII + 368 S. u. 1923, 482 S.)<sup>1)</sup>, sämtlich von V. FLAJŠHANS herausgegeben.

Im Jahre 1926 begann unter der Leitung von Z. TOBOLKA, Direktor der Parlaments-Bibliothek und mit dessen Begleitbroschüren ausgestattet eine andere Sammlung zu erscheinen, betitelt *Monumenta Bohemiae typographica*. Die prachtvollen Bände bringen getreue photomechanische Reproduktionen alter Drucke. Bis 1927 erschienen 4 Bände: P. Chelčický's *Sit' víry*, das Passional aus dem Jahre 1495, der Druck des Paul Severýn z Kapí Hory Písň chval božských aus dem Jahre 1541 und J. Hussens „Výkladové“ zu den 12 Artikeln des Glaubens, die 10 Gebote und das Vaterunser. Jetzt (April 1931) liegen 5 weitere Bände vor. Ähnlicher Art ist auch der Druck *Kronika Trojanská* (Prag 1918); derselbe wurde in besonderen Typen hergestellt, zu welchen die schöne und eigentümliche Buchstabenform der Erstlingsausgabe vom Jahre 1468 als Muster diente.

Weitere Editionen werden wir nicht vollständig aufführen; wir wollen nur einige bedeutendere herausgreifen.

Ein wichtiges ačech. Denkmal, das *Evangelium Beneš's*, wurde von V. MĚRKA herausgegeben (*Čtenie kněží Benešovy*. I. Text. Prostějov 1918, XVI + 146 S.). Leider kann diese Ausgabe keineswegs für mustergültig gehalten werden; nicht nur die Einleitung ist oberflächlich und stellenweise unrichtig, auch der Text selbst enthält viele Fehler. In einer Studie (*K vydání evangeliáře Benešova*, LF. 47, 83—88, 164—174, 289—295) hat J. VAŠICA diese Ausgabe eingehender Kritik unterzogen und den Text mit der Handschrift verglichen; ohne diese Studie ist MĚRKAS Edition nicht zu gebrauchen.

Das allegorische Gedicht aus dem 14. Jahrh. *Spor duše s tělem* wurde samt einer anderen Komposition *O nebezpečném času smrti* von R. JAKOBSON und S. PETŘA herausgegeben, mit einer einleitenden Studie des ersteren. Die Ausgabe bietet mehr, als eine gute Edition bieten soll, nämlich auch eine Rekonstruktion des Textes.

Die Briefe HUSSENS fanden einen liebevollen Herausgeber im Historiker V. NOVOTNÝ (*M. Jana Husi korrespondence a dokumenty*,

<sup>1)</sup> Nun auch III. Bd. (1929).

Prag 1920, LVI + 384 S.; = Spisy M. Jana Husi Nr. 9 = Sbíрка pramenů českého hnutí náboženského ve XIV. a XV. století Nr. XIV.); allerdings ist ein guter Teil der hier abgedruckten Briefe lateinisch. Von demselben Forscher besitzen wir die Ausgabe der čech. Glossen, die sich in einer Handschrift der lateinischen Predigten Hussens befinden (Betlemská [t. ř.] kázání a jejich české glosy, SbFil. 7, 128—166).

Verschiedene Schriften KOMENSKÝS wurden mehrmals ediert. In der monumentalen Edition des Zentralverbandes der mährischen Lehrervereine erschien unter der Redaktion des berühmten Komeniologen STANISLAV SOUČEK Komenskýs *Manualník*, nach dem Drucke von 1658 hgb. von J. HROZNÝ (Brünn 1926, XXVIII + 816 S.; = *Veškeré spisy Jana Amosa Komenského*, Bd. XVIII)<sup>1</sup>). Von anderen Editionen sind die wichtigeren in der Anmerkung angeführt<sup>2</sup>). Ein Teil der Editionen ist freilich für einen größeren Leserkreis bestimmt, um ihm die wunderbare Schönheit mancher Schöpfungen KOMENSKÝS näher zu bringen; der strenge Forscher wird hie und da verschiedenes vermissen.

#### 4. Spezialuntersuchungen über einzelne Denkmäler und Schriftsteller.

Eine sehr interessante Studie verdanken wir F. PASTRNEK: *Stará jazyková památka slovenská* (SbFil. 7, 100—127). Es handelt sich um ein Fragment einer geistlichen Ansprache aus der Zeit 1477—1480, das schon vor langen Jahren von A. MÜLLER in AslPh. 1 ediert wurde. PASTRNEK druckt dasselbe nach und versieht es mit einer allseitigen Analyse. Er kommt zu dem Ergebnis, daß die dialektischen Züge, welche dieses Denkmal aufweist, keineswegs, wie GEBAUER vermutete, mährischer, sondern slovakischer und zwar ostslowakischer Herkunft sind und noch in der heutigen Sprache weiterleben.

KŮST ČMFL. 4, 291—300, 407—413 berichtet über die dialektischen Eigentümlichkeiten, die sich in der sog. Lemberger Handschrift aus dem 15. Jahrh. befinden.

Sprachliches bietet auch S. SOUČEK in der Beschreibung eines altčech. Auszuges aus den *Regulae* des Matěj von Janov (Staro-

<sup>1</sup>) Nun auch *Orbis pictus*, hgb. von H. JARNÍK (1929).

<sup>2</sup>) BOHUSLAV SOUČEK gab heraus: *Truchlivý* (Tábor 1916), *Nedobytný hrad jméno Hospodinovo* (Trnávka 1917, 38 S.; beides aus einem im Strahover Kloster in Prag aufgefundenen Druck), *Truchlivý* (Prag 1918, 64 S.; der in einer Strahover Handschrift erhaltene Teil), *Pres boží* (Tábor 1918, 18 S.), *Haggaeus redivivus* (Tábor 1921, 144 S.). Weiter: *Hlubina bezpečnosti*, hgb. von J. V. NOVÁK mit einleitender Studie von St. SOUČEK (Prag 1920, 148 S.), *Kšaft umírající matky Jednoty Bratrské*, hgb. von St. SOUČEK (Prag 1927, 86 S.) u. a.



český výňatek z Regulí Matěje z Janova, LF. 54, 113—123; Hs. der Univ.-Bibliothek in Prag aus dem 15. Jahrh.).

Über ein Antifonarium aus dem 16. Jahrh., das von einer Expedition der Krakauer Akademie auf der Suche nach polnischen Handschriften in Karlsburg in Siebenbürgen gefunden wurde, gibt Nachricht S. PETÍRA (*O českém antifonáři ze Sedmíhrad*, ČMFL. 11, 1—7, 106—113).

Einen glücklichen Griff tat E. SMETÁNKA bei der Erklärung des rätselhaften Wortes *tkyczie* im Evangeliarium *Čtenie zimního času* (Tkyczie. FS. Pastrnek 94—96). Ein verwandter Text bringt hier *tkysi* 'tastet an', was auch nicht ganz stimmt, weil der lat. Text einen Ausdruck für *rapit* verlangt. In *tkyczie* sieht SMETÁNKA *chycie*, 3. sg. von *chýceti*, Iterativum zu *chytiti* 'fangen'; *tkysi* entstand durch falsche Lesung dieses seltenen Wortes, das bis jetzt sonst nur einmal als Kompositum belegt ist.

Der Herausgeber des Klaret, V. FLAJŠHANS, weist im lexikalischen Werke desselben einige kirchenslav. Elemente nach, meist in klarer kroat. Form; ihr Auftreten ist wahrscheinlich mit der Tätigkeit der von Karl IV. berufenen „slavischen“ Mönche im Prager Emauskloster in Beziehung zu bringen (*Staroslověnské výrazy u Klareta*, FS. Pastrnek 26—29).

Von Monographien über die Sprache einzelner Schriftsteller sind besonders drei größere Studien zu nennen. Erstens die von F. ŠIMEK über *Antonín Marek*, Dichter und philosophischer Schriftsteller (1785—1877), in mehreren Abteilungen erschienen (*O jazyku Antonína Marka po stránce grammatické i lexikální*, LF. 49, 24—32, 110—118, 194—206, 263—270; LF. 50, 24—32, 99—108, 217—228, 312—319; *O slovech Antonínem Markem samostatně utvořených*, LF. 52, 30—35, 120—128, 236—249, 350—365; *Cizí slova u Antonína Marka*, LF. 54, 95—103; *O vzájemném vlivu jazyka Antonína Marka a jazyka podvrhů družiny Hankovy*, FS. Zubatý 229—234); sie enthält hauptsächlich eine lexikalische Analyse. Weiter die Untersuchung von J. JAKUBEC, welche vielseitiger und gleichmäßiger über die Sprache des Romanciers und Novellisten *Alois Vojtěch Šmilovský* (1837—1883), handelt (*O spisovné řeči A. V. Šmilovského*, LF. 52, 128—165, 249—291). Endlich eine mehr populäre, aber gelungene und liebevoll geschriebene Studie über die Sprache KOMENSKÝS von F. OBERPFALCER (*J. A. Komenského milý a milostný jazyk otcovský*, Prag 1921, 80 S.).

Ziemlich zahlreich sind kleinere Untersuchungen über die Sprache einzelner Schriftsteller. In seinem Aufsatz über *Mikuláš Konáč z Hodištkova* († 1546; ČMFL. 4, 1—13, 117—123, 215—221) widmet V. MĚRKA ein Kapitel der Sprache KONÁČS, welches zwar keine zusammenfassende Charakteristik liefert, doch aber viele Belege für verschiedene sprachliche Erscheinungen enthält. Sehr beachtenswert ist

F. TRÁVNÍČEKs Studie *Poznámky o Blahoslavově Grammatice* (FS. Blahoslav 202—216); es ist eigentlich ein Beitrag zur Wertung dieser Grammatik, hochinteressant ist aber die Charakteristik der sprachtheoretischen Anschauungen Blahoslavs, an den Lehr- und Grundsätzen seines Werkes illustriert. Zwei Studien sind der Sprache A. Jiráseks gewidmet. B. HAVRÁNEK untersucht Jiráseks Archaismen, welche seinen historischen Romanen ein zeitliches Kolorit einprägen (*O dobovém zabarvení jazyka u Jiráska*, FS. Jirásek 348—361), während Q. HODURA die dialektischen (ostčech.) Elemente in zwei dramatischen Arbeiten Jiráseks studiert (*Nářečí ve „Vojnarce“ a „Otcí“*, FS. Jirásek 362—371). Auch die dialektischen Elemente bei *Teréza Nováková* (1853—1912) und in *Josef Holečeks* (1853—1929) Romanchronik „*Naši*“ wurden studiert: ersteres von B. VYDRA (*Nářečí ve spisech Terezy Novákové*, JB. des Lyzeums beim Ursulinenkloster in Prag, 1915; *Příspěvky ke kmenosloví nářečí východočeského ze spisů Terézy Novákové*, LF. 43, 410—416), letzteres von F. OBERPFALCER (*Jihočeská mluva v Holečkových „Naších“*, Jihočeská čítanka, Prag 1921, 70—96).

Interessante und wertvolle Exzerpte aus den Archivalien der Stadt Pisek publizierte F. KŘEMEN (*Jazykové drobnosti z archivu píseckého*, I. Adjektivum, LF. 42, 117—123; *Příspěvky k českému slovníku z píseckých archívalií*, LF. 44, 30—37, 105—114, 228—239, 332—342, 404—412; LF. 45, 23—28, 92—96, 179—188, 271—282, 346—348; alphabetisch geordnet).

Den glücklichen Gedanken, die Bohemica in alten Urkunden, soweit sie von G. FRIEDRICH im Codex diplomaticus et epistolaris regni Bohemiae (I. II. Prag 1904, 1912) herausgegeben wurden, sprachlich zu untersuchen, hatte F. BERGMANN. Die Ergebnisse seiner Studien werden weiter unten an den entsprechenden Orten angeführt.

### 5. Die Dialekte<sup>1)</sup>.

Eine Übersicht dessen, was man heute über die Entwicklung der čech. Dialekte im allgemeinen sagen kann, enthält das 4. Kapitel von F. TRÁVNÍČEKs *PříspDějČesJaz.* (S. 39—58). Es ist gewissermaßen polemisch eingestellt (insbesondere gegen FLAJSŠANS und ZUBATÝ) indem der Verf. einige darüber ausgesprochene Ansichten korrigiert. Er verweigert den meisten heutigen dialekt. Unterschieden ein höheres Alter; es sei unrichtig, wenn man behauptet, daß das Čech. im 8.—9. Jahrh. dialektisch schon reich differenziert war: damals begannen erst vereinzelt die Unterschiede aufzutauchen, als ältester die zweifache Entwicklung der Gruppe *ort-*, *olt-* (mit zirkumfl. *or*) teils zu *rot-*, *lot-*, teils zu *rat-*, *lat-* (z. B. *roz-*

<sup>1)</sup> Vgl. auch B. VYDRA: *O studjach djalektologicznych w filologii zzeskiej*, PrFil, 10, 357—374.

neben *raz-* usw.) etwa um das Jahr 800. Dagegen meint der Verf. daß um 1600 die heutigen Dialektgruppen in groben Umrissen schon fertig waren. Auch gegen die Ansicht, daß sich die Zahl der dialekt. Unterschiede mit der Zeit verkleinerte, wendet sich TRÁVNÍČEK. Er betont, daß ganz umgekehrt in der ursprünglich einheitlichen Sprache dialektische Unterschiede immer häufiger erschienen, bis die heutige Mannigfaltigkeit erreicht wurde. Die Studie TRÁVNÍČEKS macht hoffentlich verschiedenen nicht ganz richtigen und nicht genug begründeten Vorstellungen, die landläufig zu werden begannen, ein Ende.

Von F. TRÁVNÍČEK besitzen wir auch eine Übersichtskarte des ganzen Gebietes der čech. Sprache mit eingezeichneten Mundartengrenzen (Prag 1914).

Von den čech. Dialekten in Böhmen wurde eine südčech. Mundart eingehender behandelt und zwar von B. VYDRA in der Schrift *Popis a rozbor nářečí hornoblanického* (Prag 1923, 146 S.; = *Práce III.*). Das Werk enthält nebst einer Grammatik auch ein Wörterbuch und einige Textproben. Eine Fülle von Tatsachen ist hier mitgeteilt; bei den Erklärungen hat jedoch der Verf., der hier die Sprache seiner Heimat beschreibt, nicht immer glückliche Hand und überhaupt weist die Arbeit gewisse Mängel auf. Eine kritische Studie über dieses Werk mit Betrachtungen über allgemeine Grundsätze und Methoden der dialektischen Forschung schrieb B. HAVRÁNEK (*K české dialektologii*, LF. 51, 263—271, 337—358).

Von B. VYDRA besitzen wir auch eine kurze Charakteristik der südčech. Mundart (*Jihočeská nářečí* im Sammelwerk *Jihočeská útanka* 63—69), desgleichen von F. OBERPFALCER (*Mluva jihočeského lidu, Jihočes. přehled* 1, 165—170). Einiges neue Material ebenfalls aus der südčech. Mundart bringt J. MRÁZEK (*Starobylé rysy mluvy jihočeského lidu, Jihočes. přehled* 2, 223—232, 268—275, 289—306).

Die čech. Mundarten in Mähren wurden zusammenfassend dargestellt von F. TRÁVNÍČEK in der Schrift *Moravská nářečí* (Prag 1926, 22 S. + franz. Resumé 12 S.). Dem Verf. handelte es sich darum, verschiedene Angaben über einzelne Mundarten zusammenzufassen und soweit es möglich war auch zu kontrollieren; dadurch suchte er eine feste Unterlage für die Einteilung dieser Mundarten zu gewinnen. Beim gegenwärtigen Stande der čech. Dialektologie kann das Werk TRÁVNÍČEKS schwerlich das letzte Wort bedeuten (vgl. FRINTAS und TRÁVNÍČEKS Diskussion in NVČsl. 20, 392—401), es bietet aber eine ausgezeichnete Übersicht der mähr. Mundarten. Die beigegebene mehrfarbige Karte in ziemlich großem Maßstab (1 : 300 000) dient zur anschaulichen Illustration des Textes; sie könnte jedenfalls mehrere Angaben enthalten (z. B. einige wichtigere Isoglossen), was jedoch wahrscheinlich durch hohe Herstellungskosten und andere Schwierigkeiten verhindert wurde.

Von einzelnen Mundarten Mährens wurde nur die mährisch-slovakische (nářečí moravskoslovenské) kurz und übersichtlich von J. FOLPRECHT (*Slovenské nářečí* im Sammelwerk *Moravské Slovensko* 2, 537—548) behandelt.

Die čech. Mundart Schlesiens (nebst angrenzenden Gebieten Mährens), die laština, ist wichtig, weil sie den Grenzdialekt zwischen dem Čechischen und Polnischen bildet. Sie besitzt mit dem Poln. eine Anzahl gemeinsamer Züge, die jedoch verschieden beurteilt werden. Jetzt besitzen wir eine wertvolle Untersuchung über den Ursprung der laština von F. TRÁVNÍČEK (*K otázce o původu laštiny*, Přísp. Děj. Čes. Jaz. S. 107—120). Die Grundlage des ganzen Dialektes ist čechisch: man findet hier *-trat-*, *-tlat-*, keine Nasalvokale usw. Unter den poln. Elementen, die hier vorkommen, unterscheidet der Verf. Übergangsmerkmale und Mischungsmerkmale. Zu ersteren gehören jene Erscheinungen, die auf älteren mit dem Polnischen gemeinsam durchgeführten Veränderungen beruhen. Während NITSCH sieben solche Merkmale anführt, erkennt TRÁVNÍČEK nur zwei an: voller Verlust der Quantität und *o* für ehem. *ā* (z. B. *žodny* f. čech. *žádný*); die übrigen (Pänultimabetonung u. a.) beruhen auf einheimischer Entwicklung. Die Mischungsmerkmale sind in späterer Zeit vereinzelt aufgenommene poln. Züge, so z. B. wenn man in einer Mundart *garbaty* findet, obwohl daselbst sonst *h* und *z* herrscht. Diese Unterscheidung TRÁVNÍČEKS trägt erheblich zur Klärung der Verhältnisse bei. Über die lachische Mundart und über die čechisch-polnische Sprachgrenze in Schlesien schrieb auch B. VYDRA (*Hranice českopolská a jazykové poměry na Hlučínsku a Hlubčicku*, ČMFL. 7, 193—200).

Die Erforschung der čech. Dialekte in der Slowakei ist gut organisiert von der Matica slovenská in Turčiansky sv. Martin. Hier wirkt als Vorstand der sprachwissenschaftlichen Sektion V. VÁŽNÝ, ein eifriger Forscher, dessen Fach ausschließlich die slavischen Dialekte der Slowakei sind (oben haben wir seine Arbeiten über die kroatischen Mundarten in der Slowakei kennen gelernt). Er nahm ein älteres Unternehmen F. PASTRNEKS wieder auf, dialektologisches Material mit Hilfe von Fragebogen zu sammeln. Seine Aktion hat viel Widerhall gefunden; über die Erfolge referierte VÁŽNÝ in SlPohl. 38 (in dieser Nachricht auch Exkurse über Nom. Akk. sg. neutr. *dobró*, *dobruo* und N. Akk. sg. *znamenie*) und SbMatSlov. 1, 3 und 4.

Auf dem Gebiete des Westslovak. besitzen wir eine Studie von K. SUCHÝ: *Der Dialekt der Marchebene in Ungarn* (Prag 1916, 84 S.; = VČSN. Jg. 1915, Nr. II). Dieses Werk enthält eine vollständige Grammatik (am umfangreichsten ist die Formenlehre, aus der Stammbildungslehre und Syntax nur einige Bemerkungen), ein kurzes Wörterbuch und ein paar Proben. In einem eingehenden Aufsatz sucht V. VÁŽNÝ das Gebiet der von SUCHÝ beschriebenen Mundart genau ab-



zugrenzen (*Príspevky k štúdiu nárečí západného Slovenska*, SbMatSlov. 3, 56—70, 125—145; m. Karte).

Von den zentralslovak. Mundarten wurde die Arauer Mundart behandelt von F. TRÁVNÍČEK (*Příspěvek k slovenskému nářečí v Oravě*, NVČsl. 15, 59—67) und von V. VÁŽNÝ (*Slovenské nárečia v Orave*, SbMatSlov. 1, 1—12, 74—83, 155—160, 171—179, mit 3 Karten).

Die spärliche Literatur über die čech. Dialekte außerhalb des čechoslovak. Staates wurde um eine kurze Studie bereichert. VYDRA gibt eine Charakteristik der Sprache der von čech. Emigranten von Preußisch-Schlesien am Anfang des vorigen Jahrh. gegründeten Kolonie in Zelow bei Łódź (*Z nářečí zelovských Čechů v Polsku*, FS. Pastrnek 149—157). Die Mundart besitzt klare Merkmale des Ostčech.

Von dialektischen Texten seien hier folgende genannt. Für das Chodische (westčech.) haben wir die 3 Bücher von J. F. HRUŠKA: *Na hyjtě* (I—III. Prag 1917—1925), die Märchen von J. Š. BAAR: *Náše pohádky* (Pilsen 1921), sowie die Erzählungen desselben *Hu nás* (Pilsen 1920) und die Lieder von A. KLÁŠTERSKÝ: *Chodský písňe* (Prag 1926). Die Mundart von Nordostböhmen ist aufgezeichnet in dem umfangreichen Werke J. Š. KUBÍNS *Lidové povídky z českého Podkrkonoší* (I. *Podhoří západní*, Prag 1922, XX + 540 S. und II. *Úkrají východní*, Prag 1926, 474 S.; = RČA. 51, 52 u. 62; beides mit stoffkundlichem Kommentar von J. POLÍVKA, der zu I. separat als RČA. 57 erschien). Derselbe Verf. hat sich schon seit langem mit der Mundart der in der Grafschaft Glatz wohnenden čech. Bevölkerung befaßt; in die Berichtszeit gehört die Liedersammlung *Kladské písničky* (Prag 1925; sachliche Anmerkungen von JIŘÍ HORÁK) und die gedrängte Darstellung der Glatzer Mundart im Sammelwerk *Národopis lidu československého II.*, České Kladsko (Prag 1926), S. 194—213. Die mährischen und schlesischen Volkserzählungen wurden aufgezeichnet von J. VYHLÍDAL (*Pohádky a pověsti z Hané*, Drahotuše 1917, 64 S.), F. STAVAR und J. TVRDÝ (hgb. von J. POLÍVKA in *Povídky lidu opavského a hanáckého*, Prag 1916, 176 S.; = RČA. 43) und von T. ČEP (*VěstMatOp.* 30, 86—123; 31, 7—43; und 32, 32—54). Nicht angeführt werden hier die ziemlich zahlreichen kleineren, oft dilettantischen Beiträge, die an verschiedenen Orten (z. B. in der Zeitschrift *Český Lid* usw.) erschienen.

## 6. Phonetik; Verslehre.

Die čech. Phonetik wird hauptsächlich von zwei Forschern betrieben: A. FRINTA und J. CHLUMSKÝ. Der erstere vertritt die beschreibende, der letztere die experimentelle Richtung. Von FRINTA besitzen wir, abgesehen von dem schon früher erschienenen systematischen Werke über die čech. Phonetik, ein phonetisches Lesebuch: *A Czech Phonetic Reader* (London 1925, 108 S.). In der Einleitung gibt der Verf.

eine gedrängte Übersicht der čech. Laute, dann folgt außer einigen Gesprächen eine Auswahl aus čechischen Schriftstellern von Hus bis zur Gegenwart in der Umschrift der Association phonétique internationale, endlich ein Glossar, wo jede einzelne Form samt ihrer orthographischen Form und englischer Übersetzung angeführt wird. In FS. Pastrnek gibt derselbe Verf. einige Anmerkungen über den Einfluß der Schrift auf die Aussprache des Čechischen (*O vlivu písma na výslovnost našeho jazyka* 112—117). Auch eine phonetische Zeitschrift *Živé slovo* begann er 1920 herauszugeben, dieselbe ist jedoch bald eingegangen.

J. CHLUMSKÝ publizierte eine umfangreiche experimentalphonetische Monographie, betitelt *Česká kvantita, melodie a přízvuk* (Prag 1928, 332 + XXXVI S.; = RČA. 65; mit vielen Figuren). Je ein Kapitel ist hier der čech. Quantität, dem Akzent und der Sprachmelodie gewidmet. Der Verf. legt hier die Resultate seiner ungemein mühseligen Beobachtungen und Messungen vor. Sowohl die Methode als auch die Ergebnisse CHLUMSKÝs wurden von F. TRÁVNÍČEK angefochten in *Naše Věda* 10, 76—97; dazu weiter die Diskussion CHLUMSKÝ-TRÁVNÍČEK daselbst 188—210; neuerdings faßt CHLUMSKÝ die positiven Ergebnisse seiner Studie in LF. 57, 356—368 zusammen. Die Melodie der betonten čech. Vokale mit Rücksicht auf die Verhältnisse im Serb. und im Deutschen untersuchte CHLUMSKÝ schon früher in zwei Aufsätzen (*Slavia* 4, 1—25 u. 5, 233—249). Weiter publizierte er Photographien der am künstlichen Gaumen abgedruckten Zungenstellungen von mehreren čech. Konsonanten (*La photographie des articulations dessinées au palais artificiel*, *RevPhon.* 4, 46—58). In FS. Zubatý 50—60 (*Český verš podle časomíry a podle přízvuku*) untersuchte er in quantitativer und melodischer Hinsicht einen Vers aus KOLLÁRS *Slávy dcera*, das einmal natürlich ausgesprochen, das andere Mal nach dem Zeitmaßprinzip skandiert wurde, wobei besonders in der Melodie starke Differenzen zutage traten<sup>1)</sup>.

CHLUMSKÝs Schüler und Assistent B. HÁLA untersuchte mit experimentellen Methoden die Prager Aussprache in der Schrift *Popis pražské výslovnosti* (Prag 1923, 40 S.; = RČA. 56). Mit dem Röntgenologen B. POLAND gab er schöne Röntgenaufnahmen der čech. Laute heraus (*Artiklace českých zvuků v roentgenových obrazech*, Prag 1926, 42 S. + 45 Tabellen).

Eine akustische Charakteristik der langen Vokale im Čech. erstrebt eine experimentalphonetische Arbeit von E. ŠRÁMEK (*Pokus o stanovení jakosti českých samohlásek*, Prag 1927, 56 S. + 2 Tafeln; = RČA. 64).

<sup>1)</sup> Eine verspätete Polemik zwischen FRINTA und CHLUMSKÝ über eine in einer früheren Schrift CHLUMSKÝs (*Pokus o měření českých zvuků a slabik v řeči souvislé*, Prag 1911) behandelte Fragen findet man in LF. 54, 18—28.

Auf dem Gebiet der čech. Verslehre begann die Prager Akademie die prosodischen Untersuchungen des bekannten klassischen Philologen J. KRÁL herauszugeben. Das Werk trägt den Titel *O prosodii české*; der 1. Teil (Prag 1923, 784 S.) behandelt die historische Entwicklung der čech. Prosodie und enthält die Studie, welche unter dem Titel *O prosodii české* in LF. 20—23 erschien, sowie auch eine Reihe von einzelnen Aufsätzen bis auf einen auch aus den LF. Der Herausgeber J. JAKUBEC fügte ein literarhistorisches Nachwort hinzu. In unseren Tagen hat die Prosodie KRÁLS nicht mehr solchen Einfluß wie früher. Schon zu Lebzeiten dieses Forschers, dessen starke und mächtige Persönlichkeit keinen Widerstand duldete, machten sich doch einige Stimmen gegen seine Theorie geltend; mit der Zeit wuchs deren Zahl an, man hält ihm vor, daß er zu dogmatisch vorgeht und seine aprioristischen ästhetischen Ansichten für bindende Regeln ausgibt, obwohl die Grundlage seiner Theorie manchmal nicht richtig ist. Wohl am stärksten tritt dieser Widerspruch in zwei Werken des schon längere Zeit in Prag weilenden russischen Gelehrten R. JAKOBSON zutage: *O чешском стихе* (Berlin 1923, 120 S.) und *Základy českého verše* (Prag 1926, 142 S.). Besonders das letztgenannte Werk hat ziemlich viel Aufsehen erregt; es trägt zur Klärung verschiedener Begriffe bei, gestaltet aber die ganze Frage wohl noch komplizierter.

Von spezielleren Untersuchungen führen wir hier die Studie *Verš nových českých dramat* (LF. 48, 93—103) von K. SVOBODA an.

## 7. Lautlehre.

### a) Allgemeines.

In der Schrift *Příspěvky k českému hláskosloví* (Brünn 1926, 170 S.; = SpFF. 16) behandelt FR. TRÁVNÍČEK in 8 Kapiteln verschiedene Fragen aus der čech. Lautlehre. Die Ergebnisse seiner Forschungen werden wir bei den einzelnen Fragen näher besprechen.

Einige Kleinigkeiten aus der Lautlehre des mährisch-slovak. Dialektes in Vnorovy (früher Znorovy), Lidéřovice und Zarazice gibt A. STUDÉNKA (JB. Strážnice 1914, 3—18). Ergiebiger sind die Beiträge J. HUSEKS zur Lautlehre der Ostrožská Nová Ves in der mähr. Slovakei, und zwar das VII. Kapitel (JB. Bučovice 1916, 3—10) seiner Studie *Moravskoslovenská vesnice Nová Ves u Uh. Ostroha* (in JB. Bučovice 1915 u. 1916), weiter die beiden Proben aus seiner Dissertation *Fonetické a etnografické studie z moravskoslovenské vsi* (Preßburg 1923, 46 S.; = SbFF. I, 15; der Sprache sind S. 3—20 gewidmet; es werden hier die Laute *i* und *l* behandelt und eine Textprobe gegeben) und *Hrtanové hlásky ? a h v moravskoslovenském nářečí Nové Vsi u Uher. Ostrohu* (FS. Pastrnek 158—165).

Eine Reihe wertvoller Berichtigungen zur üblichen Auffassung verschiedener ačech. Lautveränderungen gibt FR. BERGMANN (*K*

*chronologii některých staročeských zjevů mluvnických*, LF. 48, 223—239; s. a. oben S. 190). Durch Analyse von čech. Eigennamen in alten Urkunden kommt der Verf. zu folgenden Ergebnissen: 1. Den Umlaut 'a — ě, welcher gewöhnlich im 13. Jahrh. angesetzt wird, bezeugt BERGMANN schon für die erste Hälfte des 12. Jahrh., in der 2. Hälfte desselben Jahrh. ist er schon in manchen Urkunden die Regel. In Mähren tritt er erst gegen Ende des 12. Jahrh. auf. — 2. In der Ableitungssilbe -ov- ist im 11.—13. Jahrh. einige Male -ev- neben viel öfterem -ov- belegt, z. B. *Malšev* neben *Bošoviči* (geschr. *Malseu, Bosouici*). BERGMANN vermutete in diesen Belegen den Umlaut o — ě, in einem späteren Aufsatz (*Prasl. e v slabice -ev- jmen místních v češtině*, LF. 50, 108—118) sieht er jedoch im e das noch erhaltene ursl. e, welches hier sonst analogisch dem o gewichen ist (z. B. *oráčovi* st. *oráčevi* nach *chlapovi* usw.). Diese Erklärung ist entschieden richtiger. — 3. Den Übergangslaut i zwischen palatalen Konsonanten und u (wie *Liutoměřici* usw.), welchen GEBAUER erst aus dem Ende des 13. Jahrh. kennt, belegt BERGMANN schon aus dem 12. Jahrh., zuerst aus der Hälfte des Jahrh. — 8. Čech. h für ursl. g ist vereinzelt schon in der 1. Hälfte des 12. Jahrh. belegt, oft in der 2. Hälfte desselben Jahrh. Die Datierung GEBAUERS (Hälfte des 13. Jahrh.) muß weiter in die Vergangenheit verlegt werden. — In den übrigen Kapiteln (4—7, 9, 10) bringt der Verf. Belege für *čert*, *žert* < *čvrt*, *žvrt*, für erhaltenes ĭ in *chlm*, für die Veränderung ý > ej usw. Vgl. dazu die wichtigen Bemerkungen von F. TRÁVNÍČEK NV. 5, 201 ff.

Aus dem Gebiete der čech. Orthographie genügt mitzuteilen, daß das offizielle Handbuch *Pravidla českého pravopisu* zum letztenmal im Jg. 1926 erschien (Prag, 1926).

#### b) Konsonantismus.

Über die Entwicklung der Konsonanten *v* und *f* schreibt F. TRÁVNÍČEK (*Gramatické drobnosti* 14., ČMFL. 13, 210—215). Es sind dies einige Marginalien zu FRINTAS Werk über slav. *v* (vgl. ZslPh. 5, 207). Mit FRINTA nimmt TRÁVNÍČEK für čech. *v* eine ursprünglich bilabiale Aussprache (*w*) an, abweichend von FRINTA auch für *f* (*φ*). Es werden hier die Veränderungen *w* > *u*, *u* (z. B. *kavka*, *kavka* > *kaŭka*; daneben durch Assimilation *kaŕka*, *kafka*), *w* > *γ* (weiter *h* vor stimmhaften, *ch* vor stimmlosen Konsonanten, z. B. *všěgnŕti*, *vš pol'i* > *hběhnout*, *ch poli*) und der Schwund des *w* besprochen. Bilabiales *w* ging in den meisten Dialekten in labiodentales *v* über, desgleichen allgemein *φ* in *f*; wann dies geschah, ist nicht mit Sicherheit zu ermitteln; ein terminus post quem ist das Ende des 13. Jahrh. Über intervokalisches Schwund von *v* handelt auch F. BERGMANN (ČMM. 46, 209 f.).

J. MAREK untersucht das Vorkommen der Affrikata *dz* in der mähr.-slovak. Mundart von Blatnice und Blatnička (*Dz v moravsko-slovenských*



*nářečích*, ČMFL. 13, 100—102). Der Verfasser schließt aus dem Vorhandensein dieses Lautes auf eine intime sprachliche Beziehung zum Slovak., was nicht richtig ist, da das Vorkommen des *dz* in dem von ihm beschriebenen Dialekt ebenso wie im Schriftčech. und vielen Mundarten an die Nachbarschaft gebunden ist (nur der Grad ist verschieden: *strídž Antoš*, schriftspr. *strýc Antoš* mit *c*), von Formen wie *medza* usw. findet sich keine Spur.

Mit den Schicksalen des *g* im Čech. befaßt sich F. TRÁVNÍČEK (Přisp. Děj. Čes. Jaz. 17—29). Der Verfasser hält gegen ŠACHMATOV und JAKOBSON daran fest, daß ein *g* im Čech. urspr. tatsächlich existierte (nach den beiden russ. Gelehrten soll sich *g* schon ursl. in einem Teil der Dialekte zu *γ* oder *h* entwickelt haben), wie ja auch in alten Denkmälern direkt bezeugt ist. Im Laufe des 12. u. 13. Jahrh. wurde *g* zum Spiranten *γ*; einige Spuren des *γ* sind, besonders in der lachischen Mundart, bis heute erhalten (*dhugo, jayody*). Im Wortauslaut und vor stimmlosen Konsonanten entwickelte sich aus *γ* ein *ch* (*lechký*, geschr. *lehký*), sonst ist aber *γ* zu *h* geworden. Um 1500 gab es wahrscheinlich *γ* und *h* nebeneinander.

Dem Kehlkopfschlußlaut im Mittelslovak. widmet eine Studie V. VÁŽNÝ (*Razená neznělá spoluhláska hlasivková v strednej slovenčine hlavne v nárečí turčianskom*, SbMatSlov. 1, 39—48). Er findet, daß hier ? bedeutend seltener ist als im Schriftčech. und regelmäßig nur bei vokalischem Satzanlaut vorkommt, sonst ziemlich selten (so z. B. nicht nach Präpositionen, wie *pred oči* gegen schriftčech. *přet oči* usw.).

K. SKÁLA (*Jak se jeví cizí š ve slovích přejatých do češtiny?* LF. 43, 102—106) untersucht eine Reihe von Lehnwörtern, in welchen J. JANKO (ČMFL. 5, 101ff.) und vor ihm schon GEBAUER den Übergang eines fremden *š* in čech. *š* vermuteten. Der Verfasser zeigt, daß sich bei näherer Betrachtung alle Belege als unsicher erweisen: so hat čech. *čaloun š* für fremdes *č*, da die Stadt Châlons-sur-Marne, aus deren Namen jenes Wort entstanden ist, in einer Gegend liegt, wo noch heute *č* herrscht; ebenso stammt *čapka* aus ält. frz. *čap*, jetzt schriftspr. *šap* (*chape*); *čokoláda* ist wahrscheinlich aus ital. *cioccolata* mit *č*- usw.

Über die Assibilation des čech. *tʰ* handelt A. KAŠÍK (*Přispěvky k českému hláskosloví* 2., LF. 41, 337—345). Nachdem der Verf. eine Reihe von Beispielen auf *c*, *č* für *tʰ* aus verschiedenen Mundarten angeführt hat, weist er nach, daß der in älteren Texten so häufig vorkommende Wechsel von *c*, *č*, *tʰ* auf der phonetischen Ähnlichkeit dieser Laute, die früher viel größer war als jetzt, beruht und keineswegs für den mährischen Ursprung der betreffenden Texte zeugt, wie man in Anschluß an die bekannte Studie J. JIREČEKS über Moravismen in altčech. Denkmälern oft annahm.

Eine ziemlich reiche Literatur gibt es über die Konsonantengruppen. Die Schicksale der Gruppen *dl*, *tl* beleuchtet klar F. TRÁVNÍČEK (PřispČesHl. 113—124). GEBAUER faßte čech. *šel* < *šdla*, gen. sg. *tkalce* < *tkadlca* usw. wie südsl. russ. *mylo* usw. auf und setzte voraus, daß es sich um denselben Vorgang handelt, nur daß derselbe im Südslav. und Russ. allgemein, im Čech. aber vereinzelt durchgedrungen sei. Mit Recht wendet sich TRÁVNÍČEK gegen diese Erklärung. Er zeigt, daß intervok. *dl*, *tl* erhalten blieb, z. B. *sedlo*, *padla*; im Auslaut blieb *dl*, *tl* zunächst auch erhalten, später aber — TRÁVNÍČEK denkt etwa an das 12. Jahrh. — wurde die unbequeme Gruppe verschieden beseitigt: so haben wir für einsilbiges *vedl* < *vedl̥* ein *vedl̥* (2 Silben; so schriftspr.), *ved* (sehr oft in der Umgangssprache), *vedel* (dial.). In der Nachbarschaft von Konsonanten haben sich die Gruppen ähnlich wie im Wortauslaut entwickelt, man findet *sedl̥ce* < *sedl̥ca*, *sádník* und *sádelník* < *sadlník̥*. Daneben aber kommt hier oft *l* vor, z. B. *selský* < *sedl̥ský*, *tkalce* < *tkadl̥ca*, *šla* < *šdla*, *švda* und danach *šel* usw. Im Wortauslaut ist *l* für *dl* in älteren Texten äußerst selten, z. B. *pal* < *padl̥*, *chodidl̥*. Sehr scharfsinnig erklärt TRÁVNÍČEK, daß hier vorkonsonantische Sandhiformen vorliegen können, z. B. in der Verbindung *padl na zemi* usw.

Wiederum widmet F. TRÁVNÍČEK einige Bemerkungen den südčech. Konsonantengruppen. In einem kleinen Aufsatz (*Gramatické drobnosti* 1., ČMFL. 11, 100—103) behandelt er *šč-* im Südčech. In *sčestje* (schriftčech. *štěstí*) und verwandten Wörtern hat dasselbe gewöhnlich *chč-*, selterer *šč-* und *č-* ergeben. Die Form *šč* ist direkt aus *sč* entstanden, wurde aber nicht, wie sonst im Čech., zu *šṭ*, was der Verf. darauf zurückführt, daß hier *sč* länger geblieben ist als in anderen Mundarten, und zwar bis in die Zeit hinein, wo altererbtes *šč* in *šṭ* übergang (südčech. *propuštěnej* wie schriftspr. *puštěn* < *puščen*, \**puštjens*). Dagegen in *pěščits* entwickelte sich auch im Südčech. *šč* noch vor der Veränderung *šč* > *šṭ* und hat dieselbe mitgemacht (loc. sg. fem. *piššitej*).

In einem weiteren Abschnitt derselben Serie (*Gramatické drobnosti* 4., ČMFL. 11, 210—218; abgedruckt in PřispČesHl. 147—157) erklärt M. TRÁVNÍČEK südčech. *žebrajce* < *žebračce* ('der Bettlerin', dat. sg.), *hlejte* < *hleḍte* ('seht') u. ähnliche Erscheinungen, die auch — allerdings bedeutend seltener — in anderen Mundarten vorliegen. Während andere Forscher an einen direkten Übergang des palat. Zischlautes vor Zischlaut und des palat. Dentals vor Dental in *j* denken, faßt TRÁVNÍČEK *j* als einen Übergangslaut zwischen Vokal und nachfolgendem palatalen Konsonanten auf; es gibt nämlich Fälle, wo ein direkter Übergang in *j* unmöglich ist, z. B. *uj ce* < *uč se* 'lerne', wo wir \**uj se* erwarten würden. Nach der Erklärung TRÁVNÍČEKS sind jedoch solche Fälle ganz klar: *uč se* ergab *uč se* (wie *projč*, *djž* < *proč*, *když*

usw.) und weiter durch Vereinfachung der beiden Zischlaute *uj ce*. Ähnlich war auch der Vorgang bei den Dentalen<sup>1)</sup>.

Die aus Konsonanten von urspr. verschiedener Stimmbänder-artikulation bestehenden Gruppen untersucht B. HAVRÁNEK (*Neassimilované párové souhlásky znělé a neznělé v staré češtině*, FS. Pastrnek 102—111). Im ältesten Čechischen werden diese Gruppen unassimiliert geschrieben, z. B. *otdal* ('gab ab'), *bezpečnie* ('sicher'), woraus der Verf. mit Recht schließt, daß hier die Assimilation nicht sofort eintrat, als die beiden Konsonanten in unmittelbare Berührungen gekommen sind; er will hier vor dem Ende des 13. Jahrh. keine Assimilation zulassen. Dieselbe Frage behandelt auch F. TRÁVNÍČEK (*K asimilaci artikulace v hrtanu*, PříspDějČesJaz. 6—16), der gegen einige Einwendungen JAKOBSONS (*Slavia* 4, 813) den Standpunkt HAVRÁNEKS billigt, nur mit der kleinen Veränderung, daß er die Assimilation schon ins 13. Jahrh. setzt und abweichende Schreibungen aus späterer Zeit auf orthographische Tradition zurückführt.

Die konsonantischen Fernwirkungen in den čech. Mundarten untersucht F. OBERPFALZER (*K souhláskovým změnám v českých nářečích*, FS. Pastrnek 122—148). Er behandelt hier die Ferndissimilation und -assimilation, reziproke und einseitige Metathese, dissimilatorischen Schwund, assimilatorischen Zuwachs und Haplologie. Ein reiches Material ist hier gewissenhaft zusammengestellt, man würde aber manchmal eine andere Erklärung der einzelnen Fälle vorziehen.

In einem später (unter den lexikalischen Forschungen) zu erwähnenden Beitrag gab V. FLAJŠHANS einige Beispiele für den ferndissimilatorischen Schwund von *h* (z. B. *ahá* < *haha*). Seine Belege prüfte HÚJER (*Drobnosti grammatické* 24., LF. 50, 32—34) und fand, daß es sich meist gar nicht um einen dissimil. Schwund handelt; nur in drei Fällen gibt er diese Möglichkeit zu.

Die komplizierte Entwicklung der „prothetischen“ Laute *j*, *v*, *h* beleuchtet erschöpfend TRÁVNÍČEK (*Hiátové j-, h- a v- před i-, í-*, PříspČesHl. 125—146). Aus dem Urslav. ererbte das Čech. *i-*, nicht *ji-*; ein *i-* entwickelte sich auch fakultativ aus *j-* nach Schwund des nachfolg. schwachen *ь*, z. B. *ihra* < *jhra* < *jъgra*. Dieses *i-* bekam im Satz-zusammenhange nach palatalen Vokalen ein hiatisches *j-*, nach nicht-palatalen wahrscheinlich ein hiatisches *v-*. Nach Konsonanten blieb das *i-* ohne „Prothese“. In den heutigen Mundarten findet man klare Spuren dieses Zustandes, allerdings ist *v* bis auf kleine Überreste als hiatustilgender Laut nicht erhalten, so daß nach allen Vokalen *j-* vorkommt; z. B. *dal im*, aber *dala jím*. Andere Mundarten haben die eine oder die andere Form verallgemeinert; im Schriftčech.

<sup>1)</sup> Mit derselben Frage befaßt sich (abweichend von TRÁVNÍČEK) JAKOBSON *Slavia* 7, 25—32.

ist meist *ji-*, im Schriftslovak. nur *i-* usw. In einigen Mundarten ist dann wieder *ji* zu *i-*, öfters noch (wegen der mehr geschlossenen Aussprache des langen *i*) *ji-* zu *i-* geworden. Ähnliche Entwicklung haben auch jene Wörter mit *ji-*, in welchen *j-* noch vor der Entwicklung des *i* im Anlaut entstand, z. B. *jitro* aus *jutro*, *jisti* aus *jiesti*, *jěsti* usw.

### c) Vokalismus.

Über die relative Chronologie vom Umlaut *'u > i*, vom Übergang *ie > i* und der Veränderung des engen *i* in weites *i* nach *c, s, z, č, š, ž, ř* handelt S. PETÍRA (ČMFL. 11, 205–208). Die erste Erscheinung ist am ältesten und ist noch nach palatalem *č, š* . . . eingetreten. Ihr Ergebnis war überall enges *i*. Später sind die genannten Konsonanten hart geworden und nach ihnen ist enges *i* in weites *i* übergegangen. Noch später kam die Monophthongisierung des *ie* (dh. *ĭě*), deren Ergebnis von Anfang an teils weites *i* (nach *c, s* . . .), teils enges *i* (nach den übrigen Lauten) war.

Über *ej*, welches aus älterem *ý* entstand, schrieb A. KAŠÍK (*Příspěvky k českému hláskosloví* 1., LF. 41, 212–217). Gegenüber der Meinung GEBAUERS, wonach *ý* zuerst zu *aj* wurde und dann durch Umlaut zu *ej* wie jedes andere *aj*, wies er nach, daß umgekehrt *ej* älter ist als *aj* und aus *ý* direkt entstand; *aj* verdankt seine Entstehung einer Analogie aus der Zeit, wo neben älterem *aj* auch das umgelautete *ej* vorkam. Z. B. aus *dobry* entstand *dobrej* und dazu weiter *dobraj* nach Imper. *dělej* neben *dělej* usw. Mit *ej* aus *ý* befaßt sich auch F. BERGMANN (*Příspěvky k české historické dialektologii* 1., ČMM. 46, 192–209). Gegenüber der allgemein anerkannten Erklärung, daß *ej* nur aus *ý* entstehen konnte (oder aus *i* über *ý*: *cititi > cýtiti > cejtiti*), sucht er zu beweisen, daß auch *i* zu *ej* direkt führen konnte. Er baut seine Ausführungen eigentlich nur auf einem Ortsnamen (*Třebíč*) auf. Der Nachweis ist ihm nicht gelungen; vgl. dazu TRÁVNÍČEK NV. 5. 205 ff.

Die Vertretungen des *é* in der lach. Mundart untersucht F. TRÁVNÍČEK (*Gramatické drobnosti* 6., ČMFL. 12, 98–100). Im Troppauer Gebiet ist *é* durchweg zu *e* geworden (*slane* 'salzig' neutr., *mleko* 'Milch'), dagegen finden wir im Teschener Gebiet nach palatalen Konsonanten *i*, nach nichtpalatalen *e*, welches vor *n, m* wie jedes *e* in *i* übergang, z. B. *mliko*, aber *dobre*, dagegen Dat. *dobrymu*.

Eine eingehende Behandlung erfuhr der Umlaut *'a > ě* durch F. TRÁVNÍČEK (*Příspěvky* 61–95). Der Verfasser bespricht hier erstens die Ausdehnung dieser Erscheinung, zweitens die Natur derselben. Was die Ausdehnung betrifft, teilt er das Čech. in zwei große Gebiete: das westliche, zu welchem alle Mundarten Böhmens und von den Mundarten Mährens die mährisch-böhmische (*nářečí moravsko-české*) und hanakische (*hanácké*) gehören, und das östliche, welches alle übrigen Mundarten umfaßt. In den westlichen Mundarten wurde der



Umlaut in alter Zeit durchgeführt unter bekannten Bedingungen, in den östlichen dagegen nicht. Die mährischen Mundarten des westlichen Gebietes und einige angrenzende Mundarten von Böhmen zeigen in gewissen Endungen keinen Umlaut, man findet hier z. B. *duša* neben schrifttsch. *duše* < *dušě*. Gegenüber HÚJER, welcher darin ein altertümliches Ergebnis der Schwankung zwischen *duša* und *dušě* (nach Sandhigesetzen: *duša byla*, aber *dušě je*) sieht, meint TRÁVNÍČEK, daß auch hier überall umgelautete Formen durchdrangen und erst später dem Einfluß der nichtpalatalen Stämme erlagen: so wurde lautgesetzliches *dušě* > *duše* unter dem Einfluß von *ryba* usw. in *duša* umgeändert. Weiter bespricht der Verfasser die physiologische Natur des Umlautes, wobei er den von GEBAUER angenommenen deutschen Einfluß mit Recht ausschließt. Eingehend betrachtet er das Ergebnis des Umlautes *ě* (= *je*); das *ě* dieses Diphthongs hält er für einen Gleitlaut zwischen palatalem Konsonanten und nachfolgendem Vokal und setzt voraus, das sich derselbe zum guten Teil vor dem noch nicht umgelauteten *a* entwickelte (ebenso wie *'u* > *'ju*), so daß es sich eigentlich um den Umlaut *a* > *e* handelt.

Ebenfalls F. TRÁVNÍČEK bespricht eine andere wichtige Erscheinung, die Labiovelarisierung des *o* (PřispČesHl. 96—112). Bekanntlich ist langes *ó* im Čech. zu *uo* (> *ú*) geworden<sup>1</sup>), man findet aber auch nicht selten Belege für *uo* an Stelle des kurzen *o*. Übereinstimmend mit HÚJER und ZUBATÝ hält TRÁVNÍČEK den Diphthong *uo* für ein Ergebnis der Labiovelarisierung; *u* ist hier ein Gleitlaut. Der Vorgang ist bei langem und bei kurzem *o* identisch, bei kurzem *o* schlägt er jedoch nicht so stark durch. Auch bei *u* und *y* kam die Labiovelarisierung gelegentlich zum Vorschein, z. B. in Schreibungen wie *buude* od. *Buitsow* (= *Bydžov*).

Derselbe Verf. hat auch die Entwicklung der Laute *š*, *ś* im Čech. verfolgt (PřispČesHl. 29—55). Diese Abhandlung hat vier Abteilungen. In der ersten bespricht der Verf. die Jerregel HAVLÍKS im allgemeinen und verteidigt dieselbe gegen einige Einwendungen, die von verschiedenen Forschern erhoben wurden. Die zweite Abteilung ist den Präpositionen *bez*, *ot*, *roz*, *ob*, *jz* und *vz* gewidmet. GEBAUER ging hier von Formen mit *auslaut*, *š* aus, *bezš* usw., und lehrte bei *vzš* (und ähnlich auch bei *jzš*) daß das *-š* verloren ging, wenn ein Wort folgte, das mit *v*-anfang oder dessen erste Silbe einen vollen Vokal enthielt: z. B. *vzšmŕq* > *vezmu*, *vzšvodŕq* > *vzvodu*, aber *vzššbrati* > *vzebrati*. SMETÁNKA (ČMFL. 3, 323ff.) modifizierte diese Meinung in der Richtung, daß überhaupt vor Wörtern, die mit Vokal anfangen, von der verlorenen Form auszugehen sei, z. B. *všócný* < *všetjŕnš*. Später suchte

<sup>1</sup>) TRÁVNÍČEK betont, daß hier das *o* lang war und daß man darum besser *uo* schreiben sollte. Dasselbe würde auch für *ie* gelten.

F. TRÁVNÍČEK (*K vokalisaci předložek a předpon v češtině*, ČMFL. 8, 101—105 u. 198—202) nachzuweisen, daß die genannten Präpositionen nur dann ein -s erhielten, wenn eine Silbe mit s, š folgte, nicht aber vor zwei Silben mit s, š, z. B. *vzššdlš < všel*. Aber in einer gleichzeitig erschienenen Studie zeigt O. HUJER (*Praslov. vz- a jvz- v češtině*, SbFil. 7, 27—31), daß *vz* und *jvz* überhaupt nie ein -s hatten und soweit ein Reflex desselben vorzuliegen scheint (in *vzebrati* usw.), es sich um Analogie nach Präpositionen, die ursprünglich auf -s endeten, wie *kš, sš vz*, handelt. Dieser zweifellos richtigen Erklärung trat TRÁVNÍČEK schon in einer Korrekturnote im genannten Aufsätze bei und übertrug sie auch auf die übrigen Präpositionen (*ot* usw.). In PříspČesHl. resumiert er noch einmal die ganze Frage. In der weiteren Abteilung unserer Studie verfolgt er die Schicksale des anlautenden jv (mit schwachem v). Er stimmt teilweise der Erklärung ROZWADOWSKIS (RS. 7, 9 ff.) bei. Das jv- ergab regelrecht j-, welches dann je nach der Stellung in der Rede entweder zu i- wurde oder zunächst unverändert blieb, später aber, besonders in der Umgangssprache, schwand. Das i- bekam dann oft ein hiatisches j-, wie TRÁVNÍČEK an anderem Ort auseinandersetzt (vgl. hier oben 199 ff.). Der letzte Abschnitt mustert die seltenen anderen Reflexe von s, š, welche neben e auftreten (o, a, i, u). Eine nähere Betrachtung zeigt, daß es sich meist um keine direkten Reflexe der s, š handelt, sondern um spätere Umwandlungen des e, so z. B. in dial. *jahla* 'Nadel', wo der Übergang *e > a* nach palat. Konsonanten wie in *včala* 'Biene' usw. vorliegt, oder in *zojšeč stran* (= *ze všeč stran*, 'von allen Seiten'), wo e unter dem Einfluß des nachfolgenden *u* zu o wurde usw.

Auch der Entwicklung des urslav. *ę* im Čech. widmete F. TRÁVNÍČEK eine Studie: *K střidnicím za praslovanské ę v českém jazyce* (Brünn 1923, 30 S.; = SFF. 2). Nach der Erklärung GEBAUERS wurde ursl. *ę* im Čech. zuerst zu *ja* und entwickelte sich dann gemeinsam mit dem altererbten *a* nach palatalen Konsonanten. Gegenüber der Gebauer'schen Meinung lehrten JAGIĆ und MILETIČ, daß im Čech. von *ä* auszugehen sei, welches sich in 'a und ě spaltete. TRÁVNÍČEK nimmt diese Lehre teilweise auf; er tut dar, daß die Erklärung GEBAUERS für die čech. Dialekte Böhmens und Westmährens wohl möglich ist, nicht aber für die übrigen, da in denselben die Reflexe von ursl. *ę* von denjenigen des 'a abstechen. Er meint, daß ursl. *ę* im Určech. eigentlich wie *ä* lautete; daraus erhält man durch bloße Entnasalisierung *ä*. Dieser Laut hat sich in einigen slovak. Dialekten zuweilen bis heute unverändert erhalten, vgl. schriftslovak. *päta, mäso*. Direkt aus *ä* sind die Reflexe derjenigen Dialekte entstanden, die sich nicht auf 'a zurückführen lassen. Die Möglichkeit auch in čech. Mundarten Böhmens und Westmährens direkt von *ä* auszugehen, gibt der Verf. zu, entscheidet sich jedoch lieber für das Übergangsstadium 'a, welches dann zusammen

mit dem alten 'a unter bekannten Bedingungen in ě umlautete. Eine Reihe von Belegen für ā und a aus dem Zentralslovak, brachte als Ergänzung zu TRÁVNÍČEKs Untersuchung J. MENŠÍK (*K střídnicím za psl. ě v slovenštině*, ČMFL. 10, 97—105); er hält es für möglich, daß man doch mit der GEBAUERSCHEN Erklärung auch im Slovak, auskommen könne. Dagegen spricht sich J. STANISLAV in einer hübschen Studie (*Striednice za praslovanské nosové ě v nářečiach východnej tretiny Liptova*, Bratislava 1, 362—374) für die Erklärung TRÁVNÍČEKs aus.

Die čech. Reflexe der Anlautsgruppen *ort-*, *olt-* bespricht F. TRÁVNÍČEK (PřispČesHl. 56—60). Er zeigt, daß die Form *rat-* für zirkumflektiertes *ort-* (allerdings ist TRÁVNÍČEK nicht ganz davon überzeugt, daß bei der doppelten Vertretung von *ort-*, *olt-* die Intonation im Spiele sei) nicht nur im Slovak., sondern vereinzelt auch im übrigen Čech. belegt ist. Es handelt sich darum um keinen Jugoslavismus, wie das slovak. *rat-* oft gedeutet wird, sondern um einheimische Entwicklung.

Ein Kapitel der PřispČesHl. (9—28) von F. TRÁVNÍČEK ist der Kontraktion im Čech. gewidmet. Der Verf. bespricht hier fast alle Fälle der Kontraktion zum großen Teil von neuen Gesichtspunkten. Er sucht auch die Chronologie des Prozesses zu ermitteln, und kommt zu dem Ergebnis, daß die Kontraktion um 900 begann. Gründlich werden hier auch die Fälle behandelt, wo die Kontraktion wider Erwarten unterblieben ist.

In einem kleinen Aufsatz bespricht O. HÚJER die sog. Nebensilben im Čech. (*Drobnosti grammatické* 13., LF. 45, 84—87). Er führt die verschiedenen Weisen an, wie diese Nebensilben beseitigt wurden: teils wurde der betreffende Konsonant silbisch, so z. B. loc. sg. *rži* (zu *ržě*), mit Vokalanaptyxe z. B. *Lihota* (Ortsname) für *lhota* < *lgota*, *řiku* für *řku* (= *rekq*); teils ist er eingegangen, z. B. *tut* f. *rtut* 'Quecksilber'; teils wurden die benachbarten Konsonanten umgestellt, z. B. *hlář* f. *lhář* 'Lügner'. Eine Reihe von älteren und dialektischen Belegen fand in diesem wichtigen Aufsatz eine neue Erklärung.

#### d) Akzent und Quantität.

Wertvolle Beiträge und Berichtigungen zur Kenntnis des čech. Akzentes lieferte F. TRÁVNÍČEK in der Schrift *Přspěvky k nauce o českém přízvuku* (Brünn 1924, 52 S.; = SFF. 7). Er studierte seine eigene Aussprache und stellte ziemlich viele Abweichungen von den verschiedenen Akzentregeln fest, wie dieselben in der Schrift J. KRÁLS: *Česká prosodie* angeführt werden. In vielen Fällen haben die Beobachtungen TRÁVNÍČEKs sicher allgemeine Geltung und die Abweichungen von KRÁL sind auf Ungenauigkeiten des letzteren zurückzuführen. Besonders viel Aufmerksamkeit widmet der Verfasser den Proklitiken und Enklitiken, sowie den Gruppen, welche dieselben mit benachbarten vollbetonten Worten bilden. Was die Entstehung des festen

Akzents auf der 1. Silbe im Čechischen anbelangt, so lehnt der Verf. mit Recht die von mehreren Forschern zugegebene Möglichkeit des deutschen Einflusses ab.

Eine Reihe von Untersuchungen, welche die Quantität im Čechischen betreffen, besitzen wir auch von F. TRÁVNÍČEK. Die allgemeine Entwicklung unserer Kenntnisse von der čech. Quantität schildert kritisch eine sehr lehrreiche Studie (*De la quantité en tchèque*, RES. 1, 204—227). In weiteren Aufsätzen hat TRÁVNÍČEK die quantitativen Verhältnisse bei einzelnen Kategorien untersucht. Die zweisilbigen *ā*-Stämme werden behandelt in der Studie *O kvantitě dvouslabičných ā- a jā-kmenů s původním přízvukem na koncovce a s praslovanskými dlouhými vokály* (ČMFL. 7, 14—18, 73—76, 150—152). Er zeigt, daß die beiden Typen z. B. russ. зима : зѣму und беда : бѣдѣ im Čech. zugunsten des oxytonierten Typus zusammengefallen sind. Im Čech. bleibt vortonige Länge erhalten; in den urspr. dreisilbigen Formen (z. B. instr. sg. *zimojō*) und im Gen. pl. wurde sie aber regelrecht gekürzt, so daß z. B. Nom. sg. *zima*-Instr. sg. *zimou* hieß. Dieser Typus blieb teilweise erhalten, teilweise wurde aber entweder der lange oder der kurze Vokal im ganzen Paradigma durchgeführt; so entstand einerseits *zima-zimou*, andererseits *krása-krásou*. Dieselbe Kategorie ist auch in einem russischen Aufsatz TRÁVNÍČEKS besprochen worden (К вопросу о чешском количестве гласных перед праславянским ударением, Известия отд. русск. языка 23, 2, 9—25). Hierher gehört auch seine kurze Studie über čech. *vzhůru* 'hinauf' (Čes. *vzhůru*, LF. 46, 177—181); gewöhnlich wurde *vzhůru* dem nom. sg. *hora* gegenübergestellt und daraus wurden weitgehende Schlüsse gezogen, dagegen zeigt TRÁVNÍČEK, daß in alten Denkmälern und in den Mundarten oft *hóra-hůra* vorkommt. In einem weiteren Aufsatz behandelt der Verf. die quantitativen Verhältnisse bei den *o*-, *jo*- und *u*-Stämmen, gestützt auf LEHR-SPLAWIŃSKIS Theorie von der urslav. Metatonie. Auf derselben Grundlage ist auch TRÁVNÍČEKS Erklärung der Quantität verschiedener Endungen ausgebaut (*Ke kvantitě některých koncovek v češtině*, LF. 49, 101—110); hier werden die Endungen *-ám*, *-ách* n. *-am*, *-ach* (z. B. südčech. *rybach*), *-ům* n. *-om* (dial. *chlapom*), *-ův* n. *ov* (Gen. pl., mittelslov. *-ou*), *-é* als themat. Vokal im Präsens (slovak. *vedieš* usw.) behandelt. Endlich ist der Aufsatz *K vývoji čes. kvantity* (FS. Máchal 349—357) zu nennen. Im ersten Teil dieses Aufsatzes zeigt der Verf., daß die Possessiva *náš*, *váš*, welche in der jetzigen Schriftsprache und vielen Dialekten langes *-á* nur im Nom. sg. haben, in der älteren Sprache und in anderen Mundarten oft auch in weiteren Formen lange Stammsilbe besitzen, z. B. *náši* usw.; mit Recht setzt TRÁVNÍČEK voraus, daß die zweisilbigen Formen ursprüngliche Länge haben, da das *á* auf akutiertes *a* zurückgeht (skr. *nāši* usw.), welches im Čech. gekürzt wurde, wenn mehr als eine Silbe folgte, sonst aber



lang blieb. Ebenso erklärt er im weiteren Teile des Aufsatzes die Doppeltheit *měřiti-mieřiti*: langer Vokal war in zweisilbigen, kurzer in dreisilbigen Formen berechtigt. Im letzten Teil führt er Belege für *et*-Stämme mit langem Stammvokal bei Wörtern, wo derselbe in der heutigen Schriftsprache kurz ist, an (*dievě-děve* usw.). Die Studien TRÁVNÍČEKs zeichnen sich durch eine Fülle von Tatsachen aus, welche aus den in dieser Richtung eben noch wenig ausgenützten alten Denkmälern und aus allen Mundarten geschöpft sind. Darum haben diese Untersuchungen einen bleibenden Wert auch dann, wenn die theoretische Grundlage der Erklärung anfechtbar ist, z. B. dort, wo LEHR-SPLAWŃSKIS Theorie zur Erklärung herangezogen wird.

In einem kleinen Beitrag belegt O. HUJER als Nachtrag zu TRÁVNÍČEKs Bemerkungen über die Quantität der *et*-Stämme den Gegensatz der Quantität Sg. *řibě* 'Füllen', *kütě* 'Kätzlein', *kůře* 'Huhn' — Pl. *řebata*, *kuřata*, *kuřata* aus der Mundart von Český Dub (*Drobnosti grammatické* 28., LF. 53, 123)<sup>1)</sup>.

Brünn.

M. NOHA.

(Fortsetzung folgt.)

<sup>1)</sup> Nur dem Titel nach führe ich hier die in fremder Sprache selbständig erschienenen Werke von den in der Čechoslovakie wirkenden Gelehrten fremder Nationen an. F. LIEWEHR, an der Deutschen Universität tätig, publizierte in der Berichtszeit eine Studie über die Ortsnamen eines begrenzten Gebietes (*Die Ortsnamen des Kuhländchens*, Reichenberg 1926, 90 S.; = VslAG. I. 1) und eine akzentologische Untersuchung *Zur Chronologie des serbokroatischen Akzentes* (Prag 1927, 48 S.). E. RIPPL, ebenfalls von der Deutschen Universität in Prag, publizierte ein Wörterbuch der čech. Gaunersprache: *Zum Wortschatz des tschechischen Rotwelsch* (Prag 1926, 64 S.; = VslAG. I. 2). Eine Ortsnamenstudie besitzen wir auch von E. SANDBACH, Mittelschullehrer in Mährisch-Trübau: *Die Schönhengster Ortsnamen* (Heidelberg 1922, 138 S.; = Slavica VI.). Drei Untersuchungen aus dem Gebiete des Altkirchenslav. verfaßte V. POGORELOV, Professor an der Universität Bratislava (*Из наблюдений в области древнеславянской переводной литературы*: I. Латинское влияние в переводе евангелия, II. Употребление форм прошедшего сложного в тексте евангелия, Bratislava 1925, 20 S.; = SbFil.Fak. III. 6 [der ganzen Reihe Nr. 32]; III. Опыт изучения текста Саввиной книги, Bratislava 1927, 120 S.; = SbFil.Fak. V. 1 [46]). Vom Professor an der Universität Moskau N. DURNOVO, welcher längere Zeit in der Čechoslovakie weilte, erschien als Nr. 20 der Schriften der Philos. Fakultät in Brünn *Введение в историю русского языка I.* (Brünn 1927, 32 + 266 S.; 4 Karten).

## Neuere Forschungen über Leonid Andrejev<sup>1)</sup>.

### Teil II.

#### IV. Andrejevs literarische Kultur.

Die literarische Kultur von Andrejev ist bisher noch nicht erschöpfend bearbeitet worden, obgleich eine solche Untersuchung vielfach als zeitgemäß bezeichnet worden ist.

Früh hat Andrejev sich für Lektüre begeistert: er las Pisarev, vertiefte sich in Nietzsche und Schopenhauer, Hugo und Gogol'. Zweifellos unter dem Einfluß von Čechov und Gor'kij sind Andrejevs erste Werke entstanden. Seine große Vorliebe für den biblischen Stil hat besonders in *Juda*, *Tak bylo*, *Žizn' Vas. Fivejskogo*, *S. Žegulev*, *Eleazar* u. a. ihren Niederschlag gefunden. Falls man Selbstbekenntnissen zur Bestimmung von literarischen Einflüssen Glauben schenken wollte, so ist Andrejevs *„Bergamot und Geraska“* „unter dem ausschließlichen Einfluß von DICKENS geschrieben und trägt die offensichtlichen Spuren einer Nachahmung“. Wie irreführend aber solche Selbstbekenntnisse mitunter sein können, geht z. B. daraus hervor, daß Andrejev 1908 V. Ljvov-Rogačevskij mitteilte: „Maeterlingk liebe ich nicht“, und doch steht eine psychologische und künstlerische Verwandtschaft zwischen Andrejev und Maeterlingk, besonders auf thematischem Gebiet, außer Frage: sie beide behandeln die gleichen Probleme (Leben, Tod, Liebe, Schicksal), beide entwickeln gern das Sujet in zwei Ebenen, der jenseitigen und diesseitigen, sie bevorzugen das allegorische Element, die Schematisierung der gewöhnlichen Rede, sie tendieren beide zur Symmetrie in den syntaktischen Konstruktionen, zu Parallelismus, Chiasmus, Wiederholungen. Auch viele Textübereinstimmungen ließen sich anführen. Und doch wissen wir nicht, wieweit Andrejev unter Maeterlingks Einfluß gestanden hat, denn das Schaffen dieser beiden Schriftsteller ist aus den gleichen sozial-psychologischen Komplexen und aus ähnlichen kulturökonomischen Erscheinungen hervorgegangen.

Das gleiche gilt im wesentlichen für die Beziehungen zwischen Andrejev und EDGAR POE, auf die bereits 1901 Michajlovskij hingewiesen hat. Über ihre gemeinsamen Züge in der Thematik und künstlerischen Manier haben LJVOV-ROGAČEVSKIJ *Mertvoje carstvo* (Obrazovanie 1904 XI 85—95), GLINKA-VOLŽSKIJ (*Ježemes'ačnyj Žurnal dl'a vsech* 1904 Juli), LOHENGRIN *Po povodu Černych masok* (Odessk. Novosti 1908 Nr. 7697) geschrieben. Diese Aufsätze sind aber wissenschaftlich zu wenig fundiert, als daß man ihre Ergebnisse ohne sorgfältige Nachprüfung übernehmen könnte.

Lohnend wäre eine Bearbeitung der schöpferischen Parallelen bei DOSTOJEVSKIJ und Andrejev (vgl. LJVOV-ROGAČEVSKIJ *Dve pravdy* 24

<sup>1)</sup> Vgl. Ztschr. VII 429ff.

und Mertvoje carstvo, IVANOV-RAZUMNIK Russk. literatura ot 70-ch godov do našich dnei 6. Aufl. Berlin 1923 S. 377—80), denn Andrejev hat ja einmal Leonid Großmann gegenüber geäußert: „Von den verstorbenen russischen Schriftstellern steht mir Dostojevskij am nächsten. Ich halte mich für seinen direkten Schüler und Nachfolger“ (vgl. *Besedy s L. Andrejèvyj*, Rossija 1925, IV und in *Bor'ba za stil'* 1927). Bezeichnend ist es ja auch, daß Andrejev den Versuch unternahm, die Milyje prizraki im Stil Dostojevskijs zu schreiben (vgl. die Rezension von Ju. SOBOLEV in Rampa i žizn' 1917 Nr. 9 und A. BAGRIJ Russkaja literatura, Baku 1926 S. 348). Zu Dostojevskijs „Zapiski iz mertvogo doma“ und Andrejevs „Moi zapiski“ vgl. die wertvollen Bemerkungen von N. DERŽAVIN Mertvyj dom v russkoj literature 19 v., Pburg 1923 (auf dem Umschlag 1924).

Andrejevs Schaffen wurde von INNOKENTIJ ANNENSKIJ in Kniga otraženij II. (Pburg 1909) S. 43—54 einer bemerkenswerten Analyse unterzogen. Andrejev gehört nach dem Verf. zu der Generation, die an Dostojevskij groß geworden ist. Die Wehmut und das Elementare in Andrejevs Juda „sind uns zu verständlich und zu nah, um sie am Toten Meere zu suchen . . . Bereits Dostojevskij hat uns mehrfach erklärt, wie die beiden Judasnaturen, sowohl die giftig beißende als auch die qualvoll zertretene, in einer Brutstätte vereint existieren können“. Durch eine Reihe von Gestalten zeigte uns Dostojevskij „das Grauensvolle jener seelischen Disharmonie, durch die auch der neue Judas zum Verräter wurde“ . . . „Die ganze Charakteristik, aber auch Andrejevs Zeichnung der Handlung erinnert stark an Dostojevskij.“ „Weder will aber Andrejev, noch kann er ein zweiter Dostojevskij sein.“ Er „begann erst zu reden, als er das liebgewonnen hatte, was Dostojevskij nie bemerkte, als er die Natur, das Nicht-Ich liebgewonnen und dieses Nicht-Ich mit mystischem Leben erfüllt hatte“. Dostojevskij floh die Schönheit wie eine Schmach oder ein Unglück säendes Ungeheuer, bei Andrejev dagegen liegt „die ganze Tragödie des Judas in seiner Häßlichkeit wie in einem Samen eingeschlossen“. „Konturen, helldunkle Kontraste, konzentrierte Schatten und unruhige Flecken quälten Andrejev. Ihm äußerte sich das Leben der Seele in den Formen der ihn umgebenden Natur. In scharf umrissenen Szenen liegt seine Stärke; Analysen sind ihm fremd, plastisch wie Fieberträume sind seine Gedanken. Wenig Farben hat Andrejevs Juda, um so erstaunlicher ist die Wirkung seiner Reliefs.“

Einigen Dramen liegen auch Čechovsche Stimmungen zugrunde, was Andrejev durchaus bewußt war. Besonders seine Theorie des Panpsychismus gab eigentlich nur einigen Momenten der Čechovschen Poetik eine extreme Entwicklung. „Ich bin immer ein hoffnungsloser Fortsetzer der Form von Čechov“, schrieb Andrejev an Nemirovič-Dančenko. „Čechov liebte meine Erzählungen nicht und hätte be-

stimmt meine Dramen gehaßt, trotz allem bin ich sein Fortsetzer . . . Mag er über den „Kirschgarten“ des Gutsbesitzers geschrieben haben, ich aber über den ägyptischen Pharaon Cheops, trotzdem bin ich sein Fortsetzer . . .“ Erinnert sei auch an die Rezensionen von Andrejev über die Čechovstücke im Moskauer Künstlertheater. Vgl. ferner EICHENWALD *Siluetny russk. pisatelej* (Prof. Storičyn i Skučnaja istorija), A. KAUN *Chekhov and Andreyev*, *The Little Review* 1914 Sept. S. 44—49, Ju. ALEKSANDROVIČ *Posle Čechova* M. 1908 Kap. 10 u. a.

Zu beachten wären auch die Beziehungen zwischen Andrejev und GORJKIJ. Er selbst behauptete Gorjkij verpflichtet zu sein, weil dieser in ihm „das wahre Interesse für die Literatur und die Erkenntnis des Ernstes wie auch der großen Verantwortlichkeit des Schriftstellerberufes geweckt habe“. Die persönlichen Beziehungen zwischen ihnen sind sehr kompliziert und voll verborgener Widersprüche (vgl. z. B. die Memoiren von KLEINBORT Byloje 1924 Nr. 24 oder Russkij Sovremennik 1924 IV 142; ferner Andrejevs Aufsatz *O dvuch dušach Gor'kogo*, *Sovremennij Mir*, M. LEVIDOV *Demagog i idealist*, *Žurnal Žurnalov* 1916 Nr. 11 S. 6—7). Trotz der starken gegenseitigen inneren Sympathie sind es Schriftsteller aus verschiedenen Lagern, der Nährboden ihres Schaffens liegt in zwei verschiedenen sozialen Ebenen. Ein jeder von ihnen nimmt das Leben auf seine Weise wahr und diese Wahrnehmungen sind innerlich antagonistisch. Die Herauskristallisierung einer eigenen Manier bei Andrejev ging Hand in Hand mit der Überwindung des Gorjkijischen Einflusses. Als Gorjkij und Andrejev sich vornahmen, gemeinsam das Stück „Astrolog“ zu schreiben, hat ein jeder von ihnen dieses Thema in „Deti solnce“ und „K zvezdam“ auf seine eigne Weise gelöst.

Nicht genügend geklärt sind auch die persönlichen und schöpferischen Beziehungen zwischen Andrejev und L. TOLSTOJ. Als Material kämen außer dem „Rasskaz o semi povešennyh“ und den anderen „Tolstoj-Werken“ von Andrejev für eine solche Untersuchung in Betracht: Andrejevs Aufsätze über Tolstoj „Smert' Gullivera“ und „Za polgoda do smerti“ (in der Ausgabe von Marks Bd. VI s. 304 unzutreffend mit 1912 datiert, vgl. bereits Solnce Rossii 1911 Nr. 53), ferner *Bally Tolstogo* L. N. Andrejeva, *Birž. Ved.* 1912, 11. Nov. (Auszug aus GRUZINSKIJ *Jasnopol'anskaja biblioteka in Tolstovskij Ježegodnik* Moskau 1912 S. 140—142), *Beseda s Andrejevym o Tolstom*, *Peterburgskaja Gazeta* 1908 Aug., *Kak počit' Tolstogo?* *Birž. Ved.* 1908 29. Febr., Andrejevs Brief mit dem Verzicht auf das Eigentumsrecht am „Rasskaz o semi povešennyh“ *Birž. Ved.* 1908, 28. Aug., V. BULGAKOV *Dnevnik. U Tolstogo v poslednije gody jeho žizni* 1911 S. 141—46 (Eintragung vom 21. April), GUSEV *Dva goda s Tolstym* S. 77—81, LOHENGRIIN *Zigzagi*, *Odessk. Novosti* 1908, 3. Sept.; die Tolstoj-Briefe an Andrejev vom 30. Dez. 1901 bei ČUKOVSKIJ *L. Andrejev bol'šoj i*



*malen'kij*, Pburg 1908 S. 78 und vom 2. Sept. 1908 im Sammelwerk „Italijska“ Verlag Šipovnik 1909 S. 50—51, oder in *Pisma Tolstogo*, Sammlung Sergejenco Bd. 1 1910 S. 334—336; über Tolstoj's Stil im Gubernator vgl. LUNAČARSKIJ *Kritičeskiye et'udy*. Russkaja literatura S. 70 und 233 u. a.

Von den übrigen Schriftstellern, mit denen Andrejev verglichen wird, erwähnen wir BYRON (L. KOZLOVSKIJ in Russk. literatura 20. v. hgb. VENEROV VI S. 251—80, TAZ in Novaja žizn' 1910 I 147), MAUPASSANT (NEVEDOMSKIJ in *Žačínateli i prodolžateli*, 1916, 2. Aufl. 1919), PRZYBYSEWSKI (O. KUBE *Košmary žizni* Pburg 1909); von den Gegenüberstellungen einzelner Werke und Gestalten: . . . *Krasnyj smeč i Četyre dn'a Garšina*, V. BATJUŠKOV „Vor“ Andrejeva i „Vor“ F. Saltena, Južn. Zap. 1905, 17. April, ARABAŽIN „Ogon“ *Fal'kovskogo i „Savva“ Andrejeva* (Andrejev, *Itogi Tvorčestva* S. 143), V. GOLIKOV „Saska Žegulev“ (und Raskolnikov) in Ned. Vestn. Znanija 1911 Nr. 52 S. 2—7, LJVOV-ROGAČEVSKIJ „Juda“ *Tora Gedberga i „Juda“ Andrejeva* (Dve pravdy S. 91). Auch auf die Ähnlichkeit zwischen der Žizn' čeloveka und Everyman, Anatema, Satana von GORDIN (und MOLNÁRS „Teufel“) ist hingewiesen worden.

Von Andrejevs Schülern, die einige Eigenarten seiner künstlerischen Manier übernommen haben, sei an erster Stelle B. ZAJCEV genannt. „Mich hat er bestimmt hypnotisiert“ äußerte sich dieser über Andrejev. „Mir gefiel alles und ungeteilt an ihm und seiner Schreibmanier“. Für Zajcev ist Andrejev „eine liebe Vision, der erste Lieblingsschriftsteller und beste literarische Freund, der ältere literarische Bruder“. Andrejevs Einfluß auf Zajcev und S. Censkij wurde bereits von M. MOROZOV *Očerki novejšej literatury* (1911) S. 199—200, vgl. auch S. 157f., u. a. festgestellt. Unter Andrejevs Einfluß stand auch A. SERAFIMOVIČ (vgl. N. FATOV *Serafimovič. Očerki žizni i tvorčestva*, Giz 1927 S. 163—176). Sein „Juda“ fand einen Niederschlag bei ROSLAVLEV und REMIZOV, sein Stück „T'ma“ in VYNNYČENKOS „Čestnost' s soboj.“ Spuren der Andrejevschen Manier begegnen wir auch bei modernen russischen Schriftstellern z. B. bei MALYŠKIN (vgl. PRAVDOUCHIN *Literaturnaja sovremennost'* M. Giz S. 164—66).

## V. Andrejev und die benachbarten Kunstgebiete.

Interessant sind die Versuche, Parallelen zu ziehen zwischen Andrejev und den seiner Weltanschauung und seinem Stil entsprechenden Erscheinungen auf anderen Kunstgebieten.

Von den Malern war besonders F. GOYA Andrejev innerlich verwandt und wurde von Andrejev, der ein guter Zeichner war, mit Vorliebe kopiert. Andrejevs Beziehungen zu RÖHRICH und den Expressionisten sind noch zu untersuchen.

V. ODNOLJUDOV *Tragedija sovremennogo intelligentnogo obščestva*, Jelec 1915 bemerkte, daß Andrejev stark an die düsteren Werke des Komponisten SKRJABIN erinnere.

Von AMFITEATROV wurde der Versuch unternommen, Andrejev mit MEYERBEER zu vergleichen. Und mit Recht, denn eine gewisse Ähnlichkeit zwischen den Stilmitteln dieser beiden Künstler, wenn auch in verschiedener stilistischer Funktion, was Amfiteatrov nicht bemerkte, steht außer Frage. Andrejevs Schaffen mit seinen kühl überlegten Kontrast- und Effektwirkungen vollzog sich nach Amfiteatrov ganz im Geiste von Meyerbeer. „Andrejev disponiert über die Worte wie Meyerbeer über die Töne mit der gleichen Buntheit eines großen und geräuschvollen Orchesters, den gleichen Sprüngen vom Pianissimo zum Fortissimo, dem gleichen unheilvollen Lärm der Schlaginstrumente und dem Donner und Getöse des Kupfers, mit den gleichen Chorälen, deren Hintergrund Orgien bilden, und mit Orgien unter Tempelgewölben, mit der gleichen süßen Klanglichkeit — wenn es verlangt wird, aber auch mit rauher Grobheit, sogar Pöbelhaftigkeit gerade dann, wenn das nötig ist. Die gleiche interessante Ausschmückung, die gleichen bunten Kostümmassen, die gleiche Vorliebe, melodramatische Züge in das Leben einzuführen und das Melodrama zu beleben.“ Andrejev und Meyerbeer „sind mit seltener Farbenprächtigkeit begabt“, beide lieben „romantische Träumereien, Visionen, die Halluzination der aus Gräbern aufstehenden Toten, diabolische Schatten und teuflische Situationen“. Beide sind intellektuell und abstrakt (AMFITEATROV *Sovremenniki*, Moskau S. 115—37).

#### VI. Monographien über Andrejev und über einzelne seiner Werke.

Es gibt wenig allgemein gehaltene Monographien über Andrejev und diese können bei weitem nicht alle den bescheidensten Anforderungen der Literaturwissenschaft genügen. Eine der ersten Andrejevbiographien stellt das Buch von B. BOCJANOVSKIJ *L. Andrejev. Kritiko-biografičesk. očerk*, Petersburg 1903, 64 S. dar; es enthält aber außer einigen Gemeinplätzen über Andrejevs Pessimismus und seine Sehnsucht nach Weltharmonie nichts Wesentliches. Erwähnt sei nur, daß darin eingehend die gegen Andrejev erhobene Beschuldigung der Pornographie zurückgewiesen und eine kurze Autobiographie geboten wird (vgl. auch V. BOCJANOVSKIJ *L. Andrejev i mirovaja garmonija* in Biblioteka Teatra i Iskusstva 1910 X 36—72).

Ebenfalls 1903 erschien N. HECKER *L. Andrejev i jego proizvedenija* (mit einer Autobiographie von Andrejev) 48 S. Der Verf. behandelt den Stoff der Erzählungen von Andrejev und gruppiert ihn nach den Rubriken: 1. Erzählungen aus dem Kinderleben, 2. symbolische und 3. psychologische (!). Heckers Behandlung der „Steny“

(*Svojeobraznyj pessimizm*, Odessk. Novosti 1902 Nr. 5622) hat die Aufmerksamkeit Andrejevs auf sich gelenkt (vgl. den Brief der PITALEVA *Zvezda* 1925 Nr. 2).

Umfangreich, in den sozialen Definitionen und Charakteristiken sehr verschwommen und wenig originell ist K. ARABAŽIN *L. Andrejev. Itogi tvorčestva*, Pburg 1910, 288 S. Andrejev selbst unterzog dieses Buch einer scharfen, aber nicht unbegründeten Kritik (vgl. *Krasnaja Nov'* 1926. IX, 209). Verhältnismäßig interessant sind hier noch das siebente (über die „Žizn čeloveka“ — der „Mensch“ als ein typischer Kleinbürger der Zeit) und achte Kapitel (das Revolutionsjahr). Das Kapitel über Andrejevs Stil dagegen wimmelt von unbewiesenen Behauptungen. Arabažins Verdienst besteht darin, daß er die Ergebnisse der damaligen Andrejevkritik zusammengefaßt hat.

Als kuriose Beispiele provinzieller Beschränktheit seien genannt N. SMOLENSKIJ *Zaščitnikam L. Andrejeva*, Moskau 1910, 80 S., P. IVANOV *Vragam L. Andrejeva*, Moskau, Jegorov 1904, 48 S., JEV. ETTINGER *Nekto v serom i nekije v krasnom u Andrejeva*, Kiev, Verlag Samonenko 1908 usw.

In kritischer Hinsicht ohne Prinzipien und Methode hat V. BRUSJANIN sein Buch *L. Andrejev. Žizn i tvorčestvo*, Moskau, Nekrasov 1912, 128 + 2 S. geschrieben. Der Verf. war mit Andrejev gut bekannt, er sah ihn häufig und hatte die Möglichkeit, die Tagebücher des jungen Andrejev heranzuziehen. Leider haben sich die Erwartungen, das Buch würde wenigstens ein interessantes bio-psychographisches Material enthalten, nicht erfüllt. Die ersten Kapitel sind biographisch gehalten und beruhen auf den eigenen Eindrücken, die der Verf. von der Persönlichkeit Andrejevs selbst gewann, und auf gedrucktem Material aus verschiedenen Zeitschriften (alle hier gebotenen biographischen Angaben hat späterhin FATOV in seinen *Molodyje gody L. Andrejeva* verarbeitet). Die Glaubwürdigkeit der Mitteilungen hat Brusjanin zu verantworten, uns scheinen einige recht zweifelhaft zu sein (z. B. daß Andrejev sorgfältig Marx studiert und ausgezeichnete Kenntnisse in der Nationalökonomie besessen habe, S. 46—47); die Erklärung der Selbstmordversuche Andrejevs durch „soziale“ Motive hält einer Kritik nicht stand, auch Andrejevs Mitarbeit an der Rubrik „Anfragen“ des „Russkoje Slovo“ (S. 53f.) wird sonst von niemandem bestätigt. Brusjanin zeichnet uns Andrejev als einen Menschen, der von seiner Umgebung nicht verstanden wurde (vgl. dagegen die große Auflageziffer seiner Werke), weil er sich von den damaligen literarischen Gruppen entfernt habe (aber die Mittwochler?) und dessen Kritiker von Blindheit geschlagen waren. Übrigens neigt der Verf. nicht dazu, Andrejevs Einsamkeit zu betrauern. „Andrejev“, schreibt er, „ist die nicht enträtselte Sphinx der russischen Intelligenz und ein unverstandener Schriftsteller; hierin besteht seine Bedeutsamkeit, Schönheit und Vitalität.“

In den „Zavety“ (Aug. Nr. 5 S. 153—58) hat A. DERMAN Brusjanin geringe Glaubwürdigkeit und Mangel an kritischen Fähigkeiten vorgeworfen. Seine mangelnde Beweisführung habe der Verf. durch scharfe Ausfälle gegen die Kritiker von Andrejev zu verhüllen gesucht. Wir schließen uns gern der Ansicht Dermanns an, daß das „kleine Buch von Brusjanin zweifellos das bestehende Bedürfnis des lesenden Publikums nach einer sachlichen, objektiven und nach Möglichkeit wissenschaftlich-literarischen Biographie von Andrejev nicht befriedigen“ kann.

Geringe Beachtung fand die Arbeit von V. ODOBLJUDOV *Tragedija sovremennogo intelligentnogo obščestva*. Krit. publicist. očerok, Jelec 1915, 120 S., worin Andrejevs Schaffen vom soziologischen Standpunkt aus beleuchtet wird. Der Verf. geht auf die „sozial-ökonomische Lage“ Rußlands und die Stellung der Intelligenz in den 90er Jahren bis zum Beginn der Reaktion ein und macht die einzelnen Schaffensperioden Andrejevs von diesen Momenten abhängig. Andrejev wird hier als ein „Vertreter der intellektuellen Raznočincy“ bezeichnet. Zwischen dem Erscheinen von Andrejevs „Mysl“ und den Zerfalls- und Spaltungserscheinungen unter der radikal gerichteten russischen Intelligenz glaubt der Verf. Zusammenhänge zu sehen. Andrejev gebe die nach der Revolution unter den „Intellektuellen mit einem Census“ herrschende Stimmung wieder, er beklage das Zurückgehen der früher bestehenden volkstümlicheren Traditionen unter der Intelligenz und deren Loslösung von den weniger wohlhabenden demokratischen Schichten. Die Keržency haben sich durch ihre Erziehung, die sie in begüterter kleinbürgerlicher Familie erhalten haben, durch ihre intellektuelle Arbeit, ihre Bildung, schließlich durch ihre Kampfmüdigkeit von der Masse des Volkes abgesondert. Die großen, von den Vorläufern der Keržency geschaffenen intellektuellen Werte werden jetzt außerhalb des Kollektivs zu einer Fata Morgana. Die Intelligenz stehe am Scheidewege — das ist nach O. der Inhalt von Andrejevs Werken. Mehrere Gedanken und Ausführungen von Odnobljudov sind recht interessant, im allgemeinen ist sein Buch aber dilettantisch und ohne eine wissenschaftlich kritische Einstellung geschrieben.

Trotz gewisser Mängel ist V. LJVOV-ROGAČEVSKIJS Buch *Dve Pravdy*. Kniga o L. Andrejeve, Pburg 1914, 232 S. zweifellos wertvoll. Seit seinem Aufsatz *E. Poe o L. Andrejeve* (Odessk. Novosti 1902) hat der Verf. aufmerksam Andrejevs schöpferische Entwicklung verfolgt und ihr eine Reihe mehr oder minder bedeutender Aufsätze gewidmet (Obrazovanije 1904 XI, 1905 I, III, 1906 VII, XII, 1907 III, VI, VII, 1908 II, V; Sovremennij Mir 1911 IV, 1912 I, 1913 III; Sovremennik 1913 X u. a.). Die Ergebnisse dieser kritischen Äußerungen wurden im oben genannten Buch zusammengefaßt.



Chronologisch angeordnet und nur äußerlich miteinander verbunden, werden darin recht ungleichwertige Aufsätze geboten. Einige Kapitel enthalten biographisches Material, andere nur eine einfache kommentierte Wiedererzählung des „Inhalts“ von Andrejevs Werken oder auch selbständige Versuche, dieses Schaffen zu analysieren und einer kritischen Beurteilung zu unterziehen. Wenig überzeugend sind die historisch vergleichenden Exkurse; die vergleichenden Analysen von Andrejev und Poe, Andrejev und Flaubert sind sehr allgemein gehalten, abstrakt und ohne präzise formulierte Ergebnisse; z. B. die Ähnlichkeit in den Motiven bei Andrejev und Poe, der Einfluß des einen Künstlers auf den anderen, resp. die Frage der Entlehnungen ist nicht genügend geklärt. Auch die Auswahl des von ihm benutzten Materials — „Zu meiner Verfügung“, schreibt Ljvov-Rogačevskij, „standen unzählige Aufsätze und Rezensionen über L. Andrejev, die von sorgsamer Hand (etwa von Andrejev selbst?) gesammelt und in dicke Bände gebunden waren. Hunderte von photographischen Aufnahmen . . . Briefe und mündliche Unterredungen mit Andrejev“ — ist nicht mit genügender Kritik getroffen worden. Trotzdem darf niemand, der sich für Andrejevs Schaffen interessiert, an diesem Buch vorbeigehen. Es enthält den breit angelegten Versuch, die Persönlichkeit und das Schaffen des Schriftstellers, seine psychologische Struktur und die Eigenart seiner künstlerischen Manier zu beleuchten. Wenn das letzte Kapitel (Kak rabotajet L. Andrejev), das eine Reihe von Bemerkungen über Andrejevs Stilmittel enthält, enger mit dem soziologischen Teil verbunden wäre, so besäßen wir hier die erste soziologische Analyse des Stils von Andrejev. Leider ist das aber nicht der Fall. Ljvov-Rogačevskij zeigt auch eine zu starke Vorliebe für „bildliche“ impressionistische Bemerkungen, was den wissenschaftlichen Wert seiner Arbeit stark herabsetzt.

1923 hat der gleiche Verfasser ein zweites Buch: *L. Andrejev*, Verlag Russkij Kniznik, 86 S. veröffentlicht. Es enthält einige Kapitel aus *Dve pravdy*, die mechanisch durch Zitate aus den bei Grzebin in Berlin erschienenen *Memoiren* (Kniga o L. Andrejeve) ergänzt sind. In seiner *Novejšaja russkaja literatura* handelt Ljvov-Rogačevskij über Andrejev im Kapitel Iv. Karamazov v russkoj literature.

Andrejevs „Tot, kto polučajet poščečiny“ rief eine Reihe origineller und interessanter Notizen hervor (ALTUS Nedoskazannoje, Utro Rossii 1915 Nr. 300, T. GANŽULEVIČ *Kniznyje cennosti*, Žurnal Žurnalov 1916 Nr. 14 S. 10, S. GLAGOLJ (GOLOUŠEV) Utro Rossii 1915 Nr. 296, G. KRYŽICKIJ *Cirk papa Brike*, Ježened. Gos. Akad. Teatrov 1922 Nr. 14 S. 5, Nr. 15—16 S. 5—7, VAS. ŠACHNOVSKIJ *Bol' ot poščečiny*, Ježemes'ačn. Žurnal Nr. 2 S. 131—38).

Einen gelungenen Versuch, dieses Stück zu interpretieren, lieferte A. JEVLACHOV *Kto polučajet poščečiny v novej drame Andrejeva*,

Rostov 1916. Die Pole der Weltanschauung in diesem Drama sind nach J. das „Hier“ und „Dort“ des Vaters Brike. Das „Dort“ ist die Welt der Wirklichkeit, wo die Menschen nach ihrem Paß registriert werden und außerhalb der festgesetzten Ordnung nicht einmal sterben können. Das „Hier“ ist die eigenartige Welt der Kunst und Freiheit (Zirkus), wo ein jeder „irgend etwas weiß“ ohne zu lernen, wo „die Leiche einfach eine Leiche ist“, die Menschen durch ihr Nichtwissen „glücklich und stark sind“. Zenida steht dem „Dort“, Vater Brike dem „Hier“ näher, er kann aber nicht „unbetrübt glücklich sein“, da er die Ursache des Unglücks, des Unbefriedigtseins der anderen kennt. „Am glücklichsten sind ‚hier‘ diejenigen, die nichts verstehen, die das ‚Dort‘ nicht kennen, für die es keine ‚Bücher‘ gibt. Das sind Bezano und Konsuella . . .“ Der Herr ist „die oberste Inkarnation der trivialen Welt der Realität, des ‚Dort‘ mit seinen Büchern, seiner Geographie und Mythologie, seinem alles zerfressenden Bewußtsein“. Der von Tot zurückgelegte Weg, das ist der Weg vom Herrn zu Konsuella. Tot und der Herr sind aber Doppelgänger, sie sind „der Ausdruck der gleichen Person. Der Herr ist eine widerliche Grimasse Tots, Tot ein trauriges Lächeln des Herrn“. „Um sich selbst treu zu bleiben, Tot zu bleiben, muß man seine Wahrheit für sich behalten; aber dann werden auch die Menschen diese nicht erkennen . . . Um sie der Welt zu verkünden, muß man der Herr werden, d. h. man muß sich selbst aufgeben und zu einem Profanator seiner eignen Ideen werden.“ Hierin besteht die Tragödie Tots. „Nicht die Ohrfeigen der Menge, die sich für ihr Unverständnis rächt, sondern die Ohrfeigen, die er sich selbst durch sein unfreiwilliges Selbstbespeien erteilt, zwingen ihn ‚vom Dort‘ zu flüchten, den Herrn zu fliehen.“ Tot kann ihn aber nicht verlassen, denn der Herr ist sein zweites Ich. Und deswegen ist Tots Scheiden aus dem Leben nur die logische Folge seines Fortgangs „vom Dort“, aus der Welt der Realität, wo er alles außer seinem Ich zurückgelassen hat. „Die Freiheit vom Trivialen liegt nur im Tode, denn der Tod ist der Sieg des Geistes“ — verkündet Andrejev durch dieses Stück. Tot und Konsuella mußten daher sterben. JEVLACHOV hat feinführend einen Zusammenhang zwischen der Symbolik des „Tot“ und der „Černyje maski“ festgestellt, worauf ihm Andrejev 1916 folgendes schrieb: „Es ist mir so selten beschieden, Verständnis für meine Werke zu finden; ihr Sinn und meine Absichten entstellen sich so wild, daß Ihr richtiger Standpunkt bei der Deutung des Tot eine Ausnahme darstellt. Und besonders hat mich Ihre Einstellung den ‚Schwarzen Masken‘ gegenüber gefreut, deren Namen in der allgemeinen Kritik zu einem Gattungsnamen, zur Bezeichnung meiner ‚verwirrten Symbolik‘ geworden sind. Für mich persönlich sind die ‚Schwarzen Masken‘ das wichtigste meiner Werke, das mir am nächsten stehende und seelisch teuerste

(trotz der vielen formalen Mängel der Ausführung). Wenn ich aber das sage, lachen die guten Leuten. Sie aber, der Sie so weit von mir sind, haben es feinfühlig verstanden, ja mehr als das: indem Sie Lorenzo richtig verstanden, haben Sie kühn und mit dem gleichen tiefen Verständnis eine Brücke geschlagen von ihm zum fernen und es mag scheinen, ihm unähnlichen Tot. Natürlich sind sie einander verwandt: ihrem Geiste nach, der nach oben gerichtet ist und an die Erde gebunden durch die Welt der Phantome, in der sie leben, durch die Leidensquelle, aus der sie beide trinken: Lorenzo höher, unschuldiger und reiner als der erdenschwere und erdegebundene Tot; Lorenzo schwebt dort, wo Tot auf der Erde kriecht — ihre Wege verlaufen aber parallel und ihr Ziel ist das gleiche . . .“

Die komplizierte Symbolik der „Černyje maski“ ist wiederholt gedeutet worden, vgl. I. BARANOV *Černyje maski L. Andrejeva*, Kiev 1909, 24 S.; I. OLGJIN Odessk. Novosti 1908 12. Nov., M. POLIVANOV Mosk. Ježenedel'nik 1910 Nr. 1, REDJKO *Elegija L. Andrejeva*, Russkoje Bogatstvo 1909, IV u. a.

Eine reiche kritische Literatur existiert über „Mysl“, „Rasskaz o semi povešennyh“, „T'ma“, besonders aber über „Žizn' čeloveka“. Zu „Saška Žegulev“ vgl. N. ROZANOV *O povesti Andrejeva „Saška Žegulev“*, Vladikavkaz 1912, K. CAGARELLI „*Saška Žegulev*“ Charkov 1912, REDJKO in Russkoje Bogatstvo 1912 Nr. 1, I. SOBOLEV in Put' 1912 III. Über „Savva“ vgl. den wertvollen Aufsatz von A. SMIRNOV in Obrazovanije 1906 Nr. 11 S. 79—87 (Tragedija anarchizma).

Anlässlich der „Bezdna“ beschuldigte BURENIN (Novoje Vrem'a 1903 Nr. 9666) Andrejev der Pornographie und S. A. TOLSTOJ erklärte sich in einem ungeschickten Brief an die Redaktion der „Novoje Vrem'a“ (1903 Nr. 9673) für solidarisch mit Burenin, was allgemeine Empörung auslöste. Aus der sich anschließenden, sehr umfangreichen Polemik sei erwähnt: ROZANOV *Novoje Vrem'a* 1903 Nr. 9677, S. JABLONOVSKIJ *Obnažilis'*, Russkoje Slovo 1903 Nr. 81 (Russkaja ženščina) Brief an die Redaktion der Novosti 1903 Nr. 44, Brief von Nemoveckij im Kurjer 1903 Nr. 8 und die Antwort Andrejevs ebd. 1903 Nr. 72, K. BARANCEVIČ in Birževyje Vedomosti 1903 Nr. 88, E. KOLTONOVSKAJA in Obrazovanije 1908 I, DIESELBE in Novaja Žizn' 2. Aufl. Pburg 1911 S. 89—95, Jevg. ANČKOV *Literaturnyje obrazy i mnenija* (1903) S. 66—67, die Rundfragen in den „Novosti“ und „Russkije Vedomosti“ 1903 Nr. 53, 59; 67, N. DENISJUK *Smuta obščestvennoj sovesti*, M. 1904, AMFITEATROV *Literaturnyj al'bom* 51—70 u. a. Am 11. Febr. 1903 schrieb A. Čechov an O. Knipper: „Hast Du den Aufsatz von S. A. Tolstoj über Andrejev gelesen? Ich habe ihn gelesen und es wurde mir heiß und kalt, dermaßen tat die Ungereimtheit dieses Aufsatzes meinen Augen weh“ (*Pis'ma Čechova k O. Knipper*, Berlin 1924).



Das „Anathema“ hat HORNFIELD in *Zaprosy žizni* 1909, 5 (abgedruckt in seinen *Bojevyje otkliki na mirnyje temy*, Pburg 1924 S. 225—33) einer interessanten Behandlung unterzogen. Weniger wertvoll sind I. ROZET *Anatema*. Opyt kritičesk. razbora, Kiev 1910, 16 S., A. REDJKO *Ob Anateme v sv'azi s obščim žizneotnošenijem Andrejeva*, Russkoje Bogatstvo 1909, XII, K. OBORIN *Zametki provinciala ob Anateme*, Belostok 1910, 32 S.; vgl. ferner Zolotoje Runo 1909 Nr. 7—9 S. 138—42 u. a.

Dafür sind Andrejevs ausgezeichnete „Prizraki“ nur von LJVOV-ROGAČEVSKIJ *Obrazovanije* 1905 I, III, A. BELYJ in *Arabeski* 1911 S. 485—87, A. IZMAJLOV *Birževyje Vedomosti* 10. Dez. 1904 gestreift worden.

Weniger beachtet wurden die nach 1914 geschriebenen Werke Andrejevs mit Ausnahme der „Mladost“, vgl. die Rezensionen von L. KOZLOVSKIJ *Kijevskaja Mysl'* 1915 23. April, G. VJATKIN *Utro* 1915 Nr. 2613, A. IZMAJLOV *Russkoje Slovo* 1915 Nr. 62, A. GIZETTI *Ježemes'ačnyj Žurnal* 1916 V, Bor. GU-N (GUSMAN?) *Basom dumajut*, *Žurnal Žurnalov* 1916 Nr. 18, vgl. ferner Rabočij zritel' 1924 Nr. 227.

Über „Nočnoj razgovor“ kennen wir nur die Rezension von D. LUTOCHIN *Utrenniki* II 1922, über den „Dnevnik Satany“ vgl. NURMIN-VORONSKIJ *Krasnaja Nov'* 1921 I, I. N-ov *Kul'tura Teatra* 1921 VI, B. T-SKIJ *Russkaja Kniga* 1921 III, LININ in *Lit. Seminarij prof. A. Bagrija* Lief. 5 Baku 1928 S. 7—10.

Sehr viel ist über die Inszenierung der Stücke Andrejevs geschrieben worden. Allein über die „Žizn' čeloveka“ (inszeniert von Stanislavskij im Moskauer Künstlertheater und von Meyerhold im Komissarževskaja-Theater) existieren über 150 Titel. Wir erwähnen folgende: N. ABRAMVIČ *V osennich sadach*, Moskau 1909, VLAD. AZOV „*Žizn' čeloveka*“, Petersburger und Moskauer Reč 1908 Nr. 94, ARABAŽIN *Teatral'nyje otkliki*. Vseobščij Žurnal 1910 Nr. 1, ARNOLD „*Žizn' čeloveka*“, Stoličnoje Utro 1907 Nr. 11 und 12, MAURICE BARING *A Russian Mystery Play „The Life of Man.“* The Oxford and Cambridge Review (= The Living Age 1908, 26. Sept. S. 786—92), A. BASARGIN „*Žizn' čeloveka*“ na scene Chudožestvennogo Teatra, Mosk. Vedomosti 1907, 19. Dez. Nr. 290, A. BASARGIN *Neorealizm L. Andrejeva* ebd. 14. Juli 1908, A. BLOK *O teatre*, Zolotoje Runo 1908 III—V, P. BOBORYKIN *Besedy* („*Žizn' čeloveka*“ v Mosk. Chud. Teatre) *Slovo* 1907 Nr. 334, VAL. BRJUSOV (unterzeichnet Avrelij) *O L. Andrejeve*, *Vesy* 1908 I, V. BURENIN *Kritičesk. očerki*, *Novoje Vrem'a* 1907 Nr. 11543 (und 1907, 24. Aug.), N. WILDE *A sudži kto?* *Novoje Vrem'a* 1907, 29. Dez. Nr. 11421, M. VOLOŠIN *Nekto v serom*, *Rus'* 1907 Febr., AK. VOLYNSKIJ *Kak ponimat'* „*Žizn' čeloveka*“ *L. Andrejeva*, Kiev 1907, A. VOROTNIKOV „*Ž. č.*“ v *Chud. teatre*, Zolotoje Runo 1908 I, SERGEJ GLAGOL' (GOLOUŠEV) „*Ž. č.*“ na scene *Chud. teatra*, *Volga*



1908 Nr. 1, L. GUREVIČ *Dve novyje postanovki Chud. Teatra*, Volga Slovo 1908 Nr. 44, L. GUREVIČ *Gastroli M. Chud. Teatra*, Slovo 1908 Nr. 435, V. DOROŠEVIČ Russkoje Slovo 1907, 6. März, F. SELTZER *The Life and Works of Andreyew*, The Drama 1914 Febr. S. 5—33, I. *Teatr i muzyka* (Ž. č. v Mosk. Chud. Teatre) Sanktpeterburgskije Vedomosti 1907 Nr. 277 und 279, L. *Chud. Teatr*. Ranneje Utro 1907 Nr. 22, S. L. *Pravyje i nepravyje*, Čas 1907, 11.—14. Dez., I. LAZOVSKIJ „Ž. č.“ v Chud. Teatre, Ranneje Utro 1907 Nr. 23, AN. LININ *Teatr L. Andrejeva*, Baku 1928, 36 S., V. MALACHIJEV-MIROVIČ „Ž. č.“ na scene Mosk. Chud. Teatra, Reč 1907 Nr. 306, VS. MEYERHOLD *O teatre*, Pburg 1913 S. 198—200, ARSENIJ MERIČ „Ž. č.“, Čas 1907 Nr. 74, S. PETROV-SKITALEC *Moskovskije gosti*, Ranneje Utro 1908 Nr. 126, S. POTRESOV „Ž. č.“ Russkoje Slovo 1907 Nr. 287, S. P. ib. 1907 Nr. 286, A. REDJKO *Teatr i evol'ucija teatral'nych form* 1926 S. 25—33, ROSTISLAVOV *O „žizni čeloveka“*, Teatr i Iskusstvo 1907 Nr. 11, D. R-SKIJ *Teatral'nyj kurjer*, Peterburgskij Listok 1908 Nr. 106, SMOLENSKIJ Mosk. Chud. Teatr v Peterburge, Birž. Vedomosti 1908 Nr. 10454, K. S. STANISLAVSKIJ *Moja žizn' v iskusstve*, Moskau 1926 S. 421—425, ED. STARK (SIEGFRIED) *Eskizy*, SPeterburgskije Vedomosti 1908 Nr. 89, STARYJ DRUG Ž. Č., Teatr 1907 Nr. 131, T. M-T *Prazdnik iskusstva*, Odesskije Novosti 1907, 19. Dez., A. TIMOFEJEV „Ž. č. v Mosk. Chud. Teatre, Golos 1907 Nr. 288, L. T-CKIJ „Ž. č.“ i žizn' čeloveka in Sever (Vologda) 27. Juli 1907, N. TURKIN *Razgovory*, Golos Moskvy 18. Dez. 1907, I. CITRON *V gost'ach u L. Andrejeva*, Odesskije Novosti 1908, 28. Nov., G. ČULKOV *Gastroli Chud. Teatra*, Sovremennoje Slovo 1908 Nr. 190, N. Š. „Ž. č.“ v Mosk. Chud. Teatre, Peterburgskaja Gazeta 1908 Nr. 103, N. EFROS *Iz Moskvy*, Teatr i Iskusstvo 1907 Nr. 51 S. 863—66, Ders. Mosk. Chud. Teatr, Giz 1924 S. 164, 296, 370, 294—96, 299f., 128—129, V. JAN *Teatr i muzyka*, Rossija 1908 Nr. 737. Von den anonymen Aufsätzen erwähnen wir *A New Portent in Russian Literature*, Current Literature 1908 Sept. S. 282—86, ferner vgl. Slovo 1907 Nr. 334, Svobodnyje Mysli 1907 Nr. 34, 37, Kaspj 1907 Nr. 93, Obozrenije Teatrov 1907 Nr. 318, Russkoje Slovo 1908 Nr. 91, vgl. auch M. JAKOVLEV *Teorija dramy*, Pburg 1927 S. 146—149.

Einige Stücke Andrejevs haben aber eine noch reichere Bühnengeschichte als die „Žizn' čeloveka“.

Groß ist auch die von Vertretern der Kirche über Andrejev geschriebene Literatur, weil dieser Schriftsteller häufig religiöse Fragen berührte (Žizn' Vas. Fivejskogo, Savva, Iuda, Dnevnik Satany, Pravila dobra, Anatema u. a.) und sie immer abweichend von der offiziellen Theologie gelöst hat.

Hierher gehören folgende Aufsätze resp. Bücher: Bischof GERMOGEN *Nynešnije posledovateli anatemy* 12 S., UNICUS Nižgorodsk.

Cerkovn. Obščestv. Vestnik 1910 Nr. 40f., AR. SELIVANOV *Oklevetannyj apostol*, Pburg 1908, V. GERMANOV *Pered dver'mi*, Christianskaja Mysl' 1916, G. PROCHOROV *Individualizm v proizvedenijach Andrejeva* (S. A. aus Christianskoje Čtenije 1912), Priester N. KOLOSOV *Sverchčelovečeskaja l'ubov'*, Dušespasitel'noje Čtenije M. 1908; Bischof GEORGIJ *Individ. mirosozercanije Andrejeva* (S. A. aus Vera i Razum 1909 Nr. 9—10), N. VOZNESENSKIJ *Anatema. Razbor proizvedenij Andrejeva s položitel'no-christianskoj točki zrenija*, Blagoveščensk 1910, A. BURGOV *Večnoje buduščee čeloveka i čelovečestva ili Eleazar Andrejeva . . .* Charkov 1912, Ders. *Po povodu Iudy . . .* Charkov 1916, L. BRJANCEV *Ideja tragedii L. Andrejeva. Anatema i jeje razvitije* Charkov 1910 (S. A. aus Vera i Razum Nr. 7), Priester MICHAİL *Otcam i det'am*, Moskau 1904, A. BOBROV *Tvorčestvo L. Andrejeva*, Verlag Bratstvo sv. Michaila, Černigov und Vera i Žizn' 1913 Nr. 10—15 u. a.

## VII. Andrejev und die Symbolisten.

Vorläufig noch nicht untersucht sind auch Andrejevs Beziehungen zu den Symbolisten. Andrejev liekte von ihnen nur Blok und sympathisierte mit Sologub. Es war wohl die Ähnlichkeit der inneren Erlebnisse, die ihn mit Blok verband, der sich auch sehr freundschaftlich über ihn äußerte (vgl. seine Rezensionen über den „Vor“ Voprosy žizni 1905 III, über „Žizn' čeloveka“ Zolotoje Runo 1907 VII—IX u. a.). Andrejev las die Gedichte von Blok und kannte viele auswendig. Als das Stück „Roza i krest“ bei der ersten Lektüre Stanislavskij nicht gefallen hatte, setzte sich Andrejev sehr energisch bei Nemirovič für dessen Inszenierung im Moskauer Künstlertheater ein (vgl. EFROS Mosk. Chud. Akad. Teatr, Giz S. 301f.).

Im allgemeinen wurde Andrejev vom literarischen Olymp ungnädig aufgenommen. Er galt hier als Parvenu, Analphabet, Zeitungsreporter, der sich für R. Steiner nicht interessierte, keine Vorträge über den leidenden Gott in der Pariser Ecole hielt, über den Eros keine gelehrten Gespräche führte, die durch die „dionysische Natur“ der Salon-Pythia angeregt waren. Z. Hippisus, eine Mystikerin und Ästhetin, wies sofort Andrejev seinen Platz an, indem sie ihn „grob . . . primitiv, kulturlos . . ., hilflos . . .“ nannte. Brjusov bezeichnete ihn als „kulturloses Talent“, als „unklug und ungebildet“, ohne „wirkliche Seelenkultur“ (Vesy 1908 I); Merežkovskij zuckte die Achseln über die „Schönrederei des schlechten Tons“.

Diesen Ansichten stimmten die nicht weniger aristokratischen Trabanten bei. EICHENWALD schrieb über Andrejevs „Philosophie des Schnupftuchs“ und die elementaren Gedanken bei ihm. Andrejevs Ideen tragen nach Eichenwald den „unauslöschlichen Stempel der allgemeinen Zugänglichkeit“; ihnen haften der „Beigeschmack des schlechten Tons“ und die Philosophie des „klugen Gymnasiasten“ an

(*Silueti* Lief. 3). „Welche Armut und Nichtigkeit der Erlebnisse! Die Poesie hat um Andrejevs Schöpfungen nicht gebuhlt. Ein vollkommenes Fiasko . . .“ schreibt P. Žukov in *L. Andrejev i A. Blok*, Ufa, Verlag I. Kuznecov 1915. Und da die gezierten, gelehrten Besucher des Salons der Zinovjeva-Hannibal tonangebend waren, hielten es die kleinen Journalisten des Peterburgskij Listok für ihre Pflicht, Andrejev mit Schmähungen zu belegen. Bereits 1908 hat K. Čukovskij ein ganzes „Lexikon von Schimpfwörtern, die von der Kritik auf das Schaffen und die Persönlichkeit Andrejevs angewandt wurden“, gesammelt. Dieser Wortschatz umfaßte 7 Seiten und wurde von seinem Sammler wiederholt gedruckt und ergänzt (vgl. *Odessk. Novosti* 1908 Nr. 7501, später Čukovskij *L. Andrejev bol'soj i malečnikij*. Pburg 1908 S. 72—76, ders. *O Leonide Andrejeve*, Pburg 1911 S. 70—77).

Doch die exaltierten Produkte der gelehrten Symbolisten und die geleckte Wortkosmetik der Dekadentinnen wurde nur von verhältnismäßig wenigen „schwindelfreien“ (nach L. Šestov) gelesen, der Leserkreis des Analphabeten wuchs aber mit fabelhafter Schnelligkeit.

1901 bereits schrieb Brjusov an P. Percov: „Verfolgen Sie, wie schnell nach Gorjkij der dritte belletristische Stern aufgegangen ist: Čirikov, Veresajev, Andrejev? Und welch einmütiges Lob von Jasinskij bis auf Michajlovskij . . .! Andrejev verkauft bereits jetzt verschiedenen Verlegern die „Titel“ seiner künftigen Erzählungen und betrügt sich überhaupt wie ein Passagier, der sich bereits mit einem Billet bis zur Endstation versehen, für den der Gepäckträger schon einen Platz reserviert hat.“ Darauf bezeichnet er Andrejev als Leonid den Ersten und nimmt sich vor, über ihn im „Zveno“ zu schreiben (*Russkij Sovremennik* 1924 IV 231, 233, 235).

Für eine Zeitlang wird Andrejev der kleine Gott der russischen Intellektuellen. Seine Werke werden herausgegeben, man liest ihn, schreibt über ihn, man bringt ihn auf die Bühne, singt ihn in der Oper, verfilmt ihn . . . Der Erfolg ist berauschend. Der frühere Bewohner möblierter Zimmer und dunkler Keller, der von Groschen lebte, die er von mitleidigen Bekannten für gezeichnete Porträts und für Reporternotizen von drei Zeilen Länge erhielt, wird nun zu einem Abgott seiner Leser. Im September 1901 gibt Andrejev den ersten Band seiner Erzählungen in 4000 Exemplaren heraus, die zweite Auflage von 8000 Exemplaren ist in zwei Wochen vergriffen. Darauf erscheinen noch acht Auflagen und werden in 47000 Exemplaren verkauft.

Die verächtlichen Äußerungen über den Analphabeten scheinen die Leser gleichsam nicht zu bemerken.

Aber auch im Lager der Symbolisten wird zum Rückzug geblasen. A. Belyj erhebt Andrejev zu einem „typischen Vertreter der Gegenwart“ (*Arabeski* 1911 S. 487—91). Die Kritiker suchen



die Gründe des Erfolges zu erklären. Da sie aber eines wissenschaftlich richtigen Standpunktes entbehren, muten diese Versuche hilflos an.

A. Belyj versucht zwischen sich und Andrejev einen „Kontakt herzustellen“, er ist überzeugt, daß sie seelisch einander nahe stehen. „Es schien, daß er (Andrejev) alles, was er tut, vor sich selbst tut, sich scharf in unserer Mitte sieht, getrennt durch große Entfernungen von sich selbst; und er schaut von ‚dorthier‘ — hierher; die Erlebnisse liegen dort, die Erkenntnisse aber hier; das Wissen hat sich nicht über die Erlebnisse gelegt . . . ; durch Wissen auf sich selbst schauend, sah er die Leere (statt der Gestalten jener Welt) . . . usw. Ich habe das alles an jenem Abend begriffen . . . Ich schaute auf ihn von ‚dorthier‘ . . .“ Aber bis zu Andrejev ist Belyj scheinbar nicht vorgedrungen; Belyjs verwirrte Wortschnörkel waren Andrejev unverständlich. „Ich erinnere mich“, schreibt Belyj, „daß ich nach dem Essen bemüht war, Leonid Nikolajevič etwas Inneres über ihn zu geben; er merkte auf, hörte zu und schwieg.“ Späterhin hat er zu irgend jemand gesagt: „Sehen Sie, Andrej Belyj kam zu mir: sprach sehr eifrig; worüber er sprach . . . ich verstand kein Wort . . .“ Belyj war beleidigt und entschied: Nein „wir werden uns niemals darin begegnen, was uns eint; dort — vielleicht, hier aber — niemals“ (*Kniga o L. Andrejeve*, 2. Aufl. 1922 S. 181—82, 186, 189).

Mit einem nicht geringeren Fiasko endeten die Versuche der übrigen Symbolisten, Andrejev auf ihre Seite zu ziehen. In der Besprechung des zweiten Bandes der Erzählungen nannte Belyj Andrejev „den einzigen mystischen Anarchisten unter den zeitgenössischen russischen Schriftstellern“. Das Wort war gefallen. Nun begann der Roman Andrejevs mit den „Fakely“. Vermittler war G. Čulkov. Im ersten Band der „Fakely“ erschien „Tak bylo“. Aber der Sammelband mißfiel Andrejev, „er fühlte sich in einer fremden Gesellschaft“. Den „mystischen Anarchismus“ verstand Andrejev ebenso wenig wie Belyjs Eröffnungen nach dem Mittagessen, und er wehrte sich dagegen, daß man ihn diesem Kreise von „Heiligen“ zurechne. Im zweiten Bande der „Fakely“ gab Vjačeslav Ivanov allerdings folgende Definition des Wesens dieser „Strömung“:

Es gibt zwei Wege der Mystik: den Weg der Theokratie und den der Theomorphose. „Die theokratische Formel ist planetarisch und weiblich; sie empfängt passiv und besiegelt priesterlich das Hinabsteigen des Göttlichen . . . Das, was wir Theomorphose nannten, bezeichnet die innere Erleuchtung der Menschheit aus ihrem göttlichen, dem Logos wesensgleichen Ich, die mystische Energie, die auf die Sichtbarmachung jener Welt, in der Gott ‚alles in allem sein wird‘, gerichtet ist. Das ist der Weg der prophetisch vorgreifenden Initiative und des autonomen Aufstiegs des leuchtenden männlichen Weges des teurgischen Wagemuts. So beschaffen ist der Weg des eigentlichen



mystischen Anarchismus, denn das Wort ‚mystischer Anarchismus‘ bezeichnet die wagende Liebe, insofern die Mystik das geheimnisvolle Walten der Liebe und das innere Mysterium des Eros ist, das Banner aber der Anarchie die Oriflamme der letzten Wagnisse.“

Diese Definition war unlesbar, nicht nur für den „unwissenden“ Andrejev. Andrejev schrieb darauf an Čulkov, er ziehe es vor, außerhalb eines Programms, ja selbst eines „anarchistischen“ zu stehen, worauf ihm Čulkov die Herausgabe einer Zeitschrift vorschlug. Aber Andrejev beeilte sich zu antworten: „Meine Gegenwart und Vergangenheit kann ich durch eine solche Tatsache, wie das Redigieren einer Zeitschrift mit einer bestimmten Richtung nicht beschweren.“

Schließlich noch ein mißlungener Versuch, Andrejevs Erfolg zu „erklären“ und zu „verstehen“. Der „apokalyptische Anarchist“ Merežkovskij träumte in rührender Seelengemeinschaft mit Z. Hippius von jener Zeit, wo Andrejev und Gorjkij nicht mehr als Künstler gelten werden und wies gleich einem Rechenexempel nach, daß Andrejev ein Nichts wäre. Voll Verachtung gegen den „ungebildeten“ Andrejev witzelte er: „Es läßt sich sagen, daß eine jede Laus, die sich den Fuß ausgerenkt hat, die Welt nicht anerkennt, Gott verflucht . . .“ „Worin liegt wohl die Kraft Andrejevs? Denn gemessen an der Wirkung auf die Gemüter der Leser gibt es niemand unter den modernen russischen Schriftstellern, der ihm gleich käme.“ Andrejev komme allerdings das Verdienst zu, die Öffentlichkeit an der Religion beteiligt zu haben. Es sei aber schade, daß Andrejev Gott nicht gelten lasse. Immerhin (Merežkovskij zieht diesen unerwarteten Schluß) werde gerade Andrejev in der Gegenüberstellung von Religion und Revolution klar, daß die Antireligion, wenn sie die Revolution durchschritten habe, zur Reaktion führe, ein Gedanke, der natürlich Andrejev vollkommen fern lag. Merežkovskij meint auch bedauernd, Andrejev wäre sich des tief belehrenden Gedankens nicht bewußt geworden, daß Christus die religiöse Grenzscheide einer jeden Revolution sei. Wenn Andrejev, der Atheist, „konsequent und wahr bis zu Ende“ gewesen wäre, so hätte er sich von der Revolution lossagen und sich der Reaktion ergeben müssen, denn der Unglaube gehe immer mit der Reaktion Hand in Hand. Andrejev werde aber „dort“ Vergebung finden, „da er seine Seele verloren hat, wird er sie bewahren . . .“ (*V obezjanjich lapach*, Russk. Mysl' 1908 I, 75, 98).

Um der Wahrheit willen sei gesagt, daß auch diese Kritik ein Körnchen Wahrheit enthält. In bezug auf die Kultur stand Andrejev in vielem natürlich nicht nur hinter den Symbolisten zurück. „Was für ein Talent hat dieser Mensch und welch ein Beil ist sein Talent“, kann man von ihm mit Belinskijs Worten sagen. Ein Talent von erstaunlicher Kraft, kämpfte Andrejev, gefesselt durch sein eigenes Unwissen, griff breite Themen auf, ohne die Kraft zu ihrer Vertiefung

zu haben, und eroberte mit größter Anspannung der schöpferischen Kraft jene Höhen, die mit Leichtigkeit von denjenigen, die mit der Technik vertraut waren, genommen werden konnten. Er verhielt sich zu seinem Talent „wie ein schlechter Reiter einem guten Pferde gegenüber, mitleidslos galoppierte er darauf, aber weder liebte noch schmähte er es“ (Gorjkij).

Andrejev war kulturlos, inkonsequent, machte Entdeckungen, wußte aber nicht, um wessentwillen er revoltierte. Und doch gelang es Andrejev, dem Autodidakten, in viel stärkerem Maße, die typischen Züge der russischen Gesellschaft aus den ersten Dezennien des 20. Jahrh. wiederzugeben als den Symbolisten.

### VIII. Andrejev in der nichtrussischen Kritik.

In der ausländischen Kritik ist das Schaffen Andrejevs zum größten Teil von Russen behandelt worden. Häufig hat E. SEMENOV in seinen *Lettres russes* (Mercure de France 1903—1913) über Andrejev geschrieben, vgl. auch S. WITTE (englisch New York, in russischer Übersetzung unter dem Titel *L. Andrejev*, Odessa 1910), N. LAVRECKIJ *A Sketch of Andrejev* (The Independent 1909, 29. Juli), Z. HIPPIUS (Mercure de France 1908, 1), VOLŽSKIJ (Nation, Berlin 1903 Nr. 50) u. a. V. BRUSJANIN versah die 1915 in New York erschienenen *Plays by Leonid Andreyeff* (übersetzt von Mader und Scott) mit einem Vorwort. Die russische Emigration ist vertreten durch Aufsätze von P. MILJUKOV, OLGIN (The N. Republic 24. Dez. 1919), L. PAZVOLJSKIJ (über Andrejev und die Bolschewisten, The Review 6. Dez. 1919) usw.

Aber auch Nichtrussen, ja sogar Chinesen haben über Andrejev geschrieben. So erschien 1924 ein chinesisches Werk *Ngego wengsio jangdzü* (Untersuchungen zur russischen Literatur), wo der Aufsatz ŠENG-INGING „Dreißig Verfasser“ Andrejev recht viel Beachtung schenkt. Erwähnt sei auch, daß S. PERSK in *Les maitres du roman russe contemporain*, Paris 1912 Andrejev 40 Seiten widmete. Eine wohlwollende Aufnahme fand Andrejev auch in Italien. Vor kurzem (1927) hat dort z. B. PIETRO GOBETTI, der Verf. von *Paradosso dello spirito russo* (Turin) kurz über ihn gehandelt.

Eine allgemeine Charakteristik der „Motive des Tragismus“ im Schaffen Andrejevs gibt in polnischer Sprache W. JABLONOWSKI. Leider hält die autorisierte Übersetzung dieses Aufsatzes ins Russische (von L. SIMSON Pburg, Vokrug Sfinksa 1912) einer Kritik nicht stand. Einen interessanten Aufsatz *Chrystus i Judasz* veröffentlichte LEO BELMONT in Wolne Słowo 1908 Nr. 36 und 37.

Mit großer Sorgfalt ist Andrejev von AL. KAUN behandelt worden, der 1917 bis 1923 eine Reihe von Aufsätzen in The Dials, The Little Review, The Freeman u. a. publizierte. Von ihm stammt auch die beste im Ausland erschienene Monographie über Andrejev

unter dem Titel *Leonid Andreyev. A critical study*, 1924 New York, Huebsch o. J., 362 + XII S., eine Doktordissertation der Kalifornischen Universität. Der Verf. gibt darin eine Charakteristik der formalen Eigenarten von Andrejevs Schaffen. Ausführlich bearbeitet ist die Frage der schöpferischen Kultur Andrejevs, seiner Beziehungen zu Dostojewskij, Gorjkij und besonders zu Nietzsche und Schopenhauer. Am sorgfältigsten wird auf die Thematik und „Philosophie“ Andrejevs eingegangen. In der Einleitung bietet der Verf. eine kurze Übersicht der literarischen Strömungen in Rußland Ende des 19. Jahrh., es folgt eine allgemeine Biographie und schließlich eine umfangreiche und ausführliche Analyse des Schaffens selbst. Der beigelegte, sorgfältig zusammengestellte Sachindex erleichtert die Benutzung des Buches. Es muß zugegeben werden, daß in russischer Sprache bisher keine einzige so ernst zu nehmende monographische Beleuchtung von Andrejevs Schaffen vorliegt. Wenn KAUNS Buch nicht übersetzt werden sollte, wäre es unbedingt erforderlich, in einem Zeitschriftenaufsatz alles, was für die russische Forschung wichtig ist, zusammenzustellen, da Kaun viel Material (biographisches und literarhistorisches) bietet, das in Rußland unzugänglich und unbekannt geblieben ist (z. B. Kap. V Krieg, Revolution, Tod), konnte er ja das Archiv von Anna Andrejeva, der Frau des Schriftstellers, benutzen. Eine ähnliche Arbeit von PATOUILLET über Ostrovskij hat bekanntlich über 20 russische Zeitschriftenaufsätze hervorgerufen.

Von deutschen Zeitschriftenaufsätzen wären zu nennen: H. CRAMER (über *Ne ubij*, Die Szene 1919 VIII), F. DUESEL (über *Dni našej žizni*, Der Kunstwart 1911), F. POPPENBERG (über *K zvezdam*, Der Türmer März 1907 S. 862–64 Stuttgart), SIMCHOWITZ Die Kultur 1903 Nr. 587, L. AURICH Die Woche 1912 Nr. 47, R. BRUCK Die Masken 1908 Nr. 219, F. ERNOT Das literarische Echo 1905, VIII 20–21, A. LUTHER Joch des Krieges ebd. 1918 S. 86–89, ST. GOLDENRING Norddeutsche Allgemeine Zeitung Berlin Nr. 260, BALTE Morgen 1908 Nr. 17 und Allgemeine Zeitung München 1909, 10–14, A. SCHOLZ Die Zeit, Wien 1902 Nr. 411, RODELF Wiener Fremdenblatt 1903 6–6. Am häufigsten wurde Andrejev ins Deutsche übersetzt. Allein die Erzählung „V tumane“ wurde z. B. verdeutscht von L. A. HAUFF Berlin, Janke 1905, S. WERNER Wien 1903, STEINITZ Berlin 1903, JELIZAVETINSKAJA *Im Nebel und andere Novellen*, Stuttgart, Deutscher Verlag 1903 u. a.; die Erzählung „Von den sieben Gehenkten“ erschien München, Musarion 1920, München, R. Piper 1908, Berlin, Ladyžnikov usw.

### IX. Der kranke Andrejev.

Auf Grund der Erinnerungen einiger guter Bekannter Andrejevs und anderen Materials erhalten wir eine Vorstellung von Andrejevs

kränklicher Veranlagung, Neurasthenie, seiner Hyperästhesie, seiner Neigung zum Alkohol in der Jugend usw. Die in Literaturnyje Mysli Buch 3 erschienenen Auszüge aus Andrejevs Tagebuch geben auch Aufschluß über einige Erscheinungen auf sexuellem Gebiet.

Andrejev suchte stets, das Leben zu vergessen (Erinnerungen der Katonina), häufig trug er sich mit Selbstmordgedanken. „Mir ist alles widerlich . . . Mir schmerzt alles, alles stönt“ lesen wir in seinem Tagebuch. „Eben habe ich keinen Kummer — warum stöhnt und weint alles in mir?“ „Mein Tag, ein jeder meiner Tage und eine jede Nacht — ist bis an den Rand mit Wehmut gefüllt. Was ich machen soll, ich weiß es nicht“ schreibt er 1907 an Zajcev, denn töten will ich mich nicht, ins Irrenhaus will ich auch nicht, das Leben aber verläßt mich nicht und die Wehmut ist wahrlich unerträglich.“ Und dann die Träume. „Träume! ein schrecklich Ding, Bruder, diese Träume . . .“ In allen Briefen klagt Andrejev über fürchterliche Kopfschmerzen. „Ich bin ganz krank geworden: bald etwas mit den Nerven, bald mit dem Herzen, dem Kopf — alles schmerzt und besonders der verfluchte Kopf . . . Der Kopf schmerzt, schmerzt und schmerzt . . .“ (1909 an N. Telešov). Durch Vererbung und schlechte Lebensbedingungen in der Jugend wurde Andrejevs krankhafter Zustand gesteigert. „Man hat im Auge zu behalten“, schrieb er, „daß ich ein Mensch bin, der ein- und für allemal von der Kreismaniade zermürbt worden ist . . . und die Angst davor sitzt fest in meinem Unterbewußtsein.“

Aus diesem Grunde sind viele der Gestalten von Andrejev pathologisch. In seinem Schaffen neutralisiert Andrejev die im Unterbewußtsein eingeschlossenen, in sozialer Beziehung gefährlichen Wünsche, in seinen Helden entblößt er sich selbst, indem er sie, nach den Worten Gogol's, mit seiner eignen Nichtigkeit versieht.

Von den Gestalten Andrejevs hat am meisten Keržencev das Interesse auf sich gelenkt. Über ihn schrieben D. AMENICKIJ *Analiz geroja „Mysli“*. K voprosu o paranoidnoj psihopatii. Sovremennaja Psichiatrija 1915 V 223—250 und separat Moskau 32 S., S. SEMAŠKO *Geroi L. Andrejeva s medicinskoj točki zrenija*, Białystok, Verlag Golos Belostoka 1910, 16 S., I. IVANOV *Gospodin L. Andrejev kak chudožnik i psihopatolog*, Voprosy Nervno-Psichičeskoj Mediciny Bd. X (S. A. von der Zensur Kiev den 9. März 1905 genehmigt), vgl. den Protest Andrejevs dagegen Birževyje Vedomosti 1903 Nr. 90, 103, 105, 107.

Einen nicht geringen Teil der pathographischen Literatur über Andrejev bilden die mit der sexuellen Frage zusammenhängenden Publikationen wie M. MANASEIN *V medicinskom tumane*, Novyj Put' 1903 Aug. (über „V tumane“), V. POSSE *Polovoj vopros v proizvedenijach L. Tolstogo i L. Andrejeva* (in der russischen Übersetzung



von FOREL Die sexuelle Frage 1907), vgl. auch die Inszenierung des „V tumane“ von Dr. UTENKOV, die unter dem Titel Prokl'atyj vopros mit einem Vorwort von SUTEJEV und einer Einleitung von Dr. VARTUŠKIN Moskau 1924, 20 S. erschien. Den Pädagogen wird der Aufsatz von A. BOSTRÖM *Čto govorit roditel'skomu serdцу rasskaz Andrejeva „V tumane“*, *Obrazovanije* 1903 XII S. 62—83 interessieren. Für die Biographie von Andrejev sind wichtig: I. GALANT *Psichologičeskij obraz Andrejeva* in *Kliničeskij Archiv Genial'nosti i Odarennosti* 1927 Bd. 3 Lief. 2 S. 147—165 und *Evroendokrinologija velikich russkich pisatelej i poetov* ebd. Bd. 3 Lief. 3, vgl. auch G. SEGALIN *Patogenez i biogenez velikich Vudej*, ebd. 1925 Bd. I Lief. 1 S. 70—71.

Der Freudschen Schule am nächsten steht die Arbeit von K. PLATONOV „*Jekaterina Ivanovna*“ L. Andrejeva in der Charkover Zeitung *Utro* 1913 Nr. 1884 und separat 1913 Druckerei *Utro* von Žmudskij 8 S. Unsere Seelenwelt wird nach dem Verf. nicht nur vom Bewußtsein, sondern auch vom Unterbewußtsein beherrscht. Ein unbedeutender Anlaß (in der Art der Szene zwischen Jekaterina Ivanovna und ihrem Mann im ersten Akt) kann ein psychisches Trauma nach sich ziehen und einen Kampf zwischen den vorhandenen Elementen des Bewußtseins und den an die Oberfläche gelangenden des Unterbewußtseins auslösen. Das Unterbewußtsein siegt um so eher als in der Sphäre des geringsten Widerstandes der Psyche eine Niederlage vorliegt — und dann tritt ein psychopathischer Zustand ein. Bei Jekaterina Ivanovna liegt die Sphäre des geringsten Widerstandes in der Sexualität. Unterdrückt durch die bewußt-zurückdrängenden Impulse schafft der chaotische sexuelle Instinkt, wenn er durchbricht, jene Formen der Psychoneurose, deren Verlauf Andrejev in seinem Stück darstellt.

Methodisch am wenigsten durchgeführt ist der große Aufsatz von E. MEČNIKOVA *Psichopatologija v proizvedenijach Dostojevskogo i L. Andrejeva*, *Vestnik Vospitanija* 1910 IV 172—212. Erwähnt seien ferner die Arbeiten von N. JEZERSKIJ *Bolezennnyje čerty tvorčestva L. Andrejeva*, *Penzenskije Vedomosti* 1908 16. Jan., A. MUROMCEV *Psichopatologičeskije čerty v gerojach L. Andrejeva*, *Pburg* 1910, F. RYBAKOV *Sovremennyye pisateli i bol'nyje nervy*, M. 1908, T. TKAČEV *Patologičeskoje tvorčestvo*, Charkov 1913, 32 S. und M. ŠAJKEVIČ *Psichopatologija i literatura*, *Pburg* 1910 S. 101—136, keine einzige dieser Arbeiten kann sich aber mit der von Dr. Čiž über Dostojevskij messen.

Nicht nur von medizinischer Seite wurde auf die krankhaften Züge in den Gestalten von Andrejev aufmerksam gemacht: einer der ersten, der über ihre Degenerierung schrieb war SKABIČEVSKIJ *Russkaja Mysl'* 1904 IX (vgl. auch AJAKS „*Prokl'atije zver'a*“ Andrejeva, *Birževyje Vedomosti* 1908 Nr. 10339, 10. Febr.) und JE. SOLOVJEV-ANDREJEVIČ *Žurnal dl'a vsech* Nr. 11 äußerte bereits 1904 über die

„Mysl“, daß klinische Fälle nur den Spezialisten interessieren, die Öffentlichkeit aber nur jene Erkrankungen, die sozial verwurzelt sind, wie z. B. die Krankheit von Keržencev. „Der einzige Mangel der „Mysl“ besteht darin, daß der Verfasser die psychiatrischen Krankheitserscheinungen seines Helden zu stark unterstrichen und dadurch einige Seiten nur für Mediziner interessant gemacht hat. Aber dieser ganze kranke Mensch ist vor allen Dingen für uns interessant.“ Die Krankheiten der Gestalten Andrejevs und seine eigene müssen daher vor allen Dingen als soziale Tatsache gewertet werden. „Eine jede soziale Epoche hat ihre Aufgaben; diese Aufgaben sagen aber einigen psychophysischen Typen sehr viel und finden bei ihnen entsprechende Saiten vor, die zum Schwingen gebracht werden, während sie andere vollkommen taub lassen. Da aber die Taubgebliebenen gar nicht in den Vordergrund treten und durch nichts ihre Existenz besiegeln, könnte man denken, daß zu diesen Zeiten nur Menschen geboren wurden, die ihnen entsprochen haben“ (Lunačarskij). Natürlich gehen die „kranken Schriftsteller am häufigsten aus einer kranken sozialen Gruppe“ hervor. Durch die Bestimmung der Gruppe wird vieles in der Pathographie der Andrejevschen Gestalten geklärt, denn diese stammen aus der kleinbürgerlichen Intelligenz, die infolge der sozialen Verhältnisse krank war.

Viele Ärzte haben sich bemüht, eine Diagnose für die einzelnen Gestalten von Andrejev zu stellen, jedoch ohne die Grenzen der psychophysiologischen Individualität zu verlassen. Sie haben dabei die soziale Diagnose, die sozialen Wurzeln außer acht gelassen. Mit diesem Gebiet hat sich aber die soziologische Kritik beschäftigt, der wir uns nun zuwenden.

### X. Andrejev in der soziologischen Kritik.

Der soziologischen Kritik liegt die Tendenz zugrunde, die Klassenzugehörigkeit Andrejevs und deren Physiognomie festzustellen. In dieser Beziehung ist besonders der Aufsatz von V. VOROVSKIJ *Iz istorii novejšego romana* interessant, worin Andrejevs Schicksal mit dem der kleinbürgerlichen Intelligenz verbunden wird. Das Fehlen einer streng ausgearbeiteten und bestimmten politischen Linie bei Andrejev, die Verschwommenheit seiner sozialen Gestalt lasse sich durch den Dualismus der ökonomischen und sozialen Herkunft jener Klasse, deren Sprachrohr Andrejev war, erklären. Die kleinbürgerliche Intelligenz, zu der Andrejev gehörte, „befand sich zwischen Hammer und Amboß. Auf der einen Seite stand die alte Macht, welche die Intelligenz immer geschreckt und bedrückt hatte (das Großkapital A. L.), auf der anderen erwuchs eine neue Macht, die Arbeiterklasse ... mit der sich die Intelligenz entzweite, als diese Klasse wirklich zu einer „Macht“ wurde. Denn sobald das Proletariat, für das früher

die Intelligenz gesorgt hatte, sich stark genug fühlte, ging es seine eigenen Wege und ließ die Intelligenz auf einer Sandbank zurück“ (V. VOROVSKIJ a. a. O.). In quälender unsynthetischer Dialektik kämpft Andrejev mit diesen zwei Mächten, gleich einem Jongleur mit Bällen spielt er mit Syllogismen. „In der einen Hand hast du eine Wahrheit und in der anderen Hand eine Wahrheit und unentwegt machst du Kunststücke“ (Okean).

Andrejev war ein typischer Repräsentant der untergehenden kleinbürgerlichen Intelligenz, die den Industrialisierungsprozeß angstvoll vorausahnte und sich daher „zum nackten Menschen auf der nackten Scholle“ hingezogen fühlte. Sie suchte die Widersprüche des Kapitalismus nicht durch Zerstörung, sondern durch Verbesserung des kapitalistischen Systems zu beseitigen oder aber den sozialen Kampf auf die Ebene des ethisch-anthropologischen Maximalismus zu leiten. Unabhängig von seinen subjektiven Wünschen spielte Andrejev, als das Proletariat um die Führung kämpfte, eine objektiv reaktionäre Rolle; zur Zeit des entbrennenden Klassenkampfes stand er ihm skeptisch gegenüber und versuchte diesen als sinnlos hinzustellen (G. GORBAČEV *Kapitalizm i russkaja literatura*, Giz 1925 S. 164—175). In quälender Verständnislosigkeit machte Andrejev halt vor der rätselhaften, das Schicksal meisternden Kraft Nietzsches, „dessen Gedanken tief in das Mark des Bürgertums eingedrungen sind, er macht ihn zum Apologeten des Kleinbürgertums; mit Sergej Petrovič (Rasskaz o semi povešennych) gemeinsam kämpft Andrejev um die Lösung der Frage, warum Nietzsche, der die Starken so liebte, zum Prediger der Kleinmütigen und Schwachen wird . . .“

Zweifellos interessant sind auch M. REISNER *Leonid Andrejev i jego social'naja ideologija*, Pburg, Posev, 1909, 152 S. und V. FRITSCHÉ *L. Andrejev. Opyt charakteristiki* M. 1909.

Reisner hat sich eingehend mit Andrejevs Thematik beschäftigt und festgestellt, daß bei Andrejev der Nietzscheanismus im Sinne der russischen Gesellschaft, die individualistisch von ihm, dem Intellektuellen, wahrgenommen wird, eine andere Deutung erfährt. Reisner beschränkt sich hier auf die Untersuchung der Ideologie Andrejevs und geht dabei vom Gedanken Kautskys aus, daß das dichterische Schaffen häufig besser über eine bestimmte Epoche orientiere als die genauesten historischen Erzählungen. Die Bedeutung des Künstlers sei nicht auf die Durchführung der Ideen seines Milieus beschränkt, sondern die Masse erhalte gerade in dessen persönlichem Schaffen ihr Bewußtsein, sie finde in seiner persönlichen Psyche das individuelle Mittel zur Schaffung ihrer Ideale. Die Kunst schaffe eine eigenartige Synthese der Tatsachen. Eine jede Idee werde aus der Erde geboren, sie herrsche im Recht und im Staat, bevor sie aber Eigentum eines vernünftigen und bewußten Prozesses wird, wachse und reife sie im Gefühl. In



diesem Lebensstadium der Ideen komme dem Propheten des Gefühls, dem Künstler, die entscheidende Rolle zu. In seiner Seele liege das geheimnisvolle Laboratorium der unmittelbaren Synthese und der Schaffung neuer Werte. Um die Geburt einer Idee aus dem sozialen Dasein beobachten zu können, müsse man sich daher den künstlerischen Gestalten und Illusionen zuwenden. Das Schaffen Andrejevs verkörpert die „soziale Ideologie des Individualismus“ in einem bestimmten Stadium seiner historischen Entwicklung. Bereits in seinen frühen Werken arbeitete Andrejev an dem Motiv Alleinsein, Isoliertheit des Individuums, und stellte ihm das der Gleichartigkeit entgegen, denn heute ist ein Individuum nicht mehr die Einzelpersonlichkeit, das schöpferische Genie der Renaissance, sondern eine Gestalt, die in einer großen Anzahl von Exemplaren im gleichen Laboratorium hergestellt, abgestempelt und entpersönlicht wird. Aber nicht nur Andrejev, sondern auch die moderne Wissenschaft hat auf diese Zeiterscheinung hingewiesen (vgl. Kautsky, Riehl, Sombart, David Koigen).

In streng logischer Entwicklung analysiert Reisner das ganze System der philosophischen Motive, die Andrejevs Weltanschauung ausmachen. Andrejev habe den Nietzscheanismus in seinen sozialen Ergebnissen mit dem Ideal der Aristokratie, der Herrschaft des Übermenschen über die Masse der Kulis abgelehnt, und doch sei für ihn die Gestalt des Übermenschen die einzige Rettung gewesen, sie habe ihn vor lichtloser Verzweiflung bewahrt und ihm die Hoffnung auf eine bessere Zukunft, die der Übermensch schaffen würde, gegeben. Aus diesem Grunde konnte Andrejev auch den Sozialismus (die Moral der Sklaven) ablehnen und sich zur Ideologie der natürlichen und mechanischen Gesellschaft bekennen.

Nach V. FRITSCHÉ hat Andrejev der Psychologie des Kleinbürgerturns (einschließlich der Intelligenz) in einem bestimmten Entwicklungsstadium Ausdruck verliehen. Andrejevs altmodische Psyche, die im kleinbürgerlichen Leben verwurzelt war, konnte sich den neuen sozialökonomischen Bedingungen nicht anpassen. Andrejev fluchte der städtischen Kultur, er war „kein Mensch der heutigen Zeit, sondern der Schatten einer gewesenen Epoche, nicht ein Repräsentant der modernen kapitalistischen Zivilisation, sondern ein Widerhall der absterbenden kleinbürgerlichen Lebensstruktur. Die instinktive Angst, „sich in die Reihen des Proletariats zu stellen“, wie sich Kerzencev ausdrückt, zwingt den Kleinbürger, besonders den Intellektuellen, sich mit ganzer Seele in die Bourgeoisie zu drängen, „Millionär“ zu werden, um mit Sergej Petrovič, dem Studenten der Naturwissenschaften zu sprechen. Aber ein solches Emporkommen gelingt nur Einzelnen. Die passiven und schwachen Elemente dieser zerfallenden sozialen Gruppe werden unmerklich von einer instinktiven Angst vor dem Leben, dem Wunsch in die Einsamkeit zu flüchten und dem instinktiven Glauben



an ein blindes, die Welt beherrschendes Fatum ergriffen, während sich die geistig regeren Elemente wiederum in einem kompensiert leidenschaftlichen Haß gegen die bestehende Ordnung der Dinge, der zu anarchistischer Zerstörungssucht hindrängt, zusammenfinden.

Reisner und Fritsche haben leider Andrejevs künstlerische Manier nicht in Zusammenhang mit der Geschmacksrichtung, den Stimmungen und der ganzen psychischen Struktur des Kleinbürgertums analysiert („Wir verfolgen den Inhalt der wichtigsten Werke von Andrejev“ unterstreicht Fritsche). Diese Fragen hat aber Fritsche, soweit sie sich auf Andrejev als den Bühnenschriftsteller beziehen in seinem Aufsatz *Evol'ucija teatra i dramy* (Iz istorii novejšej russkoj literatury 1910) kurz gestreift. Einige sehr wertvolle Einzelbemerkungen über die Morphologie von Andrejevs Schaffen besitzen wir in den Arbeiten von NEVEDOMSKIJ, VOROVSKIJ, LJVOV-ROGAČEVSKIJ, LUNAČARSKIJ, JOFFE, aber an Versuchen, diese in ein abgeschlossenes, soziologisch begründetes System zu bringen, fehlt es bisher noch.

### XI. Die Andrejevbibliographie.

Sehr schlecht ist es um die Andrejevbibliographie bestellt. Allerdings gibt es einige bibliographische Zusammenstellungen, doch sind diese zumeist unwissenschaftlich und vor allen Dingen ungenau.

A. ALMAN *L. Andrejev, Moi zapiski*. Kritičeskij očerk. Saratov 1908 enthält eine kurze Bibliographie (zwei Seiten) der kritischen Literatur über Andrejev. K. ČUKOVSKIJ *Andrejev bol'soj i malen'kij* 1908 S. 131f. gibt eine Bibliographie der Werke in chronologischer Reihenfolge und eine Art annotierter Bibliographie (Auszüge) der kritischen Literatur (S. 79—130). Dieses Verzeichnis wurde von V. BRUSJANIN *L. Andrejev. Žizn' i tvorčestvo* 1912 für sein, bei weitem nicht vollständiges und zufällig zusammengestelltes Verzeichnis der Andrejevliteratur benutzt. Seine Angaben sind aber wenig zuverlässig: die Nr. der Zeitung oder Zeitschrift wird häufig nicht angegeben, die Seite fehlt stets, die Titel und Autorennamen wimmeln von Fehlern (V. Varton statt V. Vartanjan u. ä.). Eine kritisch bibliographische Übersicht bietet die für den Schulgebrauch bestimmte Skizze von S. BRALLOVSKIJ *Zakl'atyj talant* (Filologičeskije Zapiski, die uns interessierenden Kapitel 1910 Nr. 4, 1911 Nr. 5—6, 1912 Nr. 1). Ausführlicher als in allen vorhergehenden Arbeiten und sorgfältiger ist die Andrejevbiographie bei LJVOV-ROGAČEVSKIJ *Dve pravdy* 1914 zusammengestellt, wenn auch bei weitem nicht vollständig und häufig ungenau in den Angaben. Selbst seine eigenen Arbeiten zitiert LJVOV-ROGAČEVSKIJ häufig falsch (in den meisten Fällen können es Druckfehler sein), unverzeihlich ist es aber, daß er die gleichen Ungenauigkeiten unkorrigiert in seinem 1923 erschienenen Andrejebuch wiederholt. Übrigens wird dieses in der *Novejšaja russkaja literatura* 1925 (S. 221

Fußnote) des Verfassers unter dem falschen Titel *L. Andrejev i novyje materialy o nem* erwähnt. — Bei I. VLADISLAVLEV *Russkije pisateli* sind Andrejev 10 Spalten eingeräumt. Richtigzustellen wäre hier, daß N. URUSOV *Bessil'nyje l'udi v izobraženii Andrejeva*, Pburg 1903 (die Rezension von LJACKIJ befindet sich bereits im Vestnik Jevropy 1904, 2) nicht 1905, ŽUKOV *Andrejev i Blok* 1915 nicht 1914, der Aufsatz von KAUFMANN Vestnik literatury 1920 Nr. 9 nicht 1921 erschienen ist. In der Auflage von 1924 wurde dieses Verzeichnis durch die 1918 — 1923 erschienene Literatur ergänzt (S. 342f.) und in *Literatura velikogo des'atiletija* Bd. 1 (1928) S. 33—35 bedeutend vervollständigt. — Bei MANDELSTAMM *Chudožestvennaja literatura v ocenke ruskoj marksistskoj kritiki* wird im Namenindex Andrejev eine Fußnote mit der kritischen Literatur eingeräumt. Vgl. ferner GRANAT Enciklopedičeskij Slovar' Bd. 9 S. 611, BROCKHAUS-EFRON Ergänzungsband I und Novyj enciklopedičeskij slovar' Bd. 2, Literaturnaja enciklopedija 1929 Bd. 1, Istorija ruskoj literatury 19 v. hgb. OVSJANIKO-KULIKOVSKIJ Bd. 5 S. 450f., E. NIKITINA *Russkaja literatura ot simvolizma do našich dnei* M. 1926 S. 256f. und S. 187—191 (mit vielen Druckfehlern wie Eljackij statt Ljackij, Vachtanjan statt Vartanjan, Barinov statt Baranov usw.). Über einige Themen wird eine fast vollständige Bibliographie gegeben von BELECKIJ, BRODSKIJ, LJVOV, GROSSMANN in *Novejšaja russkaja literatura*. Kritika, Teatr, Metodologija. Ivanovo-Voznesensk 1927 S. 119—121, 206—08, 225. Zu empfehlen ist die von N. FATOV gemachte bibliographische Zusammenstellung in *Russkije i mirovye klassiki*. Izbrannyje rasskazy Andrejeva 1926 S. 330—333. — Zum Schluß der bibliographischen Arbeiten über Andrejev sei noch die annotierte Bibliographie der Andrejev-Veröffentlichungen des Unterzeichneten genannt, von der vorläufig zwei Teile: die soziologische Kritik Izvestija Azerbajdžanskogo Universiteta Obščestv. Nauki Bd. 8—10 S. 53—80 und die Memoirenliteratur Izvestija Azerbejdžansk. Gos. Universiteta Vostokovedenije Bd. 2 S. 9—14 gedruckt werden. — Die wertvollste Bibliographie lieferte aber A. KAUN in seiner oben genannten Monographie, deren Genauigkeit angenehm auffällt; man kann sich jedoch nicht damit einverstanden erklären, daß die Namen der russischen Zeitschriften und Zeitungen nur in englischer Übersetzung gegeben werden, denn nicht ein jeder wird in Kauns *Morning Breezes* die russischen *Utrenniki* vermuten. Wie zu erwarten, behandelt Kaun die ausländische Literatur besonders ausführlich, aber auch der russische Teil steht weder hinter den Angaben bei Brusjanin, Čukovskij, Ljvov-Rogačevskij noch denen bei Vladislavlev und Mandelstamm zurück, übertrifft diese aber an Genauigkeit.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß auf dem Gebiet der Andrejev-forschung noch manche Lücken auszufüllen sind. In erster Linie

brauchen wir aber: 1. eine gute Andrejevbibliographie, 2. eine allgemeine Monographie über Andrejev, in der die Ergebnisse der Kritik und Literaturforschung zusammengefaßt wären, 3. eine vollständige Ausgabe der Werke von Andrejev, 4. eine Untersuchung der Textgestalt der Werke Andrejevs, besonders der Geschichte seiner Werke, 5. eine chronologische Tabelle, wie die von SINJUCHAJEV für Ostrovskij resp. eine kürzere (vgl. z. B. PIKSANOVs Letopiseč für Ostrovskij), 6. einzelne biographische und literarhistorische Abhandlungen über Andrejev den Feuilletonisten, Literaturkritiker, Bühnentheoretiker, Rezensenten und Publizisten, 7. eine geschickt redigierte kritische Chrestomathie, 8. eine Ausgabe des Archivmaterials über Andrejev, besonders seiner Korrespondenz. Zu erörtern wäre ferner die pädagogische Verwertung Andrejevs (vgl. die Bemerkungen von N. SOKOLOV *Ustnoje i pis'mennoje slovo* 1927 und *Izučenje literaturnych proizvedenij v škole* 1928 wie auch V. GABO *Schema izučenija Rasskaza o semi povešennyh, Rodnoj jazyk v škole* 1926, IX).

Rostov a. D.

A. LININ.

MOSZYŃSKI, KAZIMIERZ, *Kultura ludowa Słowian*. I. Kultura materjalna. Krakau 1929. 710 S., 544 Abb. im Text, 29 Tafeln, 21 Kartenskizzen.

Während L. NIEDERLE in seinem Monumentalwerk *Život starých Slovanů* das Leben der alten Slaven darstellt, ist das Werk MOSZYŃSKIS, dessen erster Band nun vorliegt, deren gegenwärtigem Volksleben gewidmet. Gegenüber NIEDERLE hat er den Vorteil, daß er aus dem vollen Leben schöpfen, daß er die Gegenwart befragen kann. Allerdings droht andererseits die Gefahr, daß die übergroße Fülle des Stoffes erdrückend wirkt. MOSZYŃSKI, allen Teilnehmern des Geographen- und Ethnographenkongresses in Polen 1927 als vorzüglicher Kenner des Polesie bekannt, hat es verstanden, den Riesenstoff zu ordnen und wissenschaftlich zu durchdringen. Ein Vergleich mit NIEDERLES Werk fällt freilich zugunsten dieses aus, denn in bezug auf Literaturnachweise, die es ermöglichen, den einzelnen Problemen nachzugehen, und philologische Durchdringung (Wörter und Sachen gehören zusammen) steht MOSZYŃSKIS Arbeit, die, wie wir in der Einleitung hören, aus Vorlesungen erwachsen ist, der NIEDERLES nach. Trotzdem wird ihm die Wissenschaft für diesen ersten Versuch einer zusammenfassenden Darstellung des gewaltigen Stoffes dankbar sein.

Der Verfasser behandelt: Sammeln, Jagd, Fischfang, Viehzucht, Ackerbau; Aufbewahrung von Lebensmitteln und Rohstoffen; Zubereitung von Speisen; Bearbeitung von Rinde und Holz; Bearbeitung der Fasern, der Knochen und Felle, der Steine und des Lehms, der Metalle; Färberei; Theer und Klebstoffe; Waffen und Kleidung; Haus



und Hausrat; Reinigungsmittel und schließlich Verkehrs- und Transportmittel.

Man könnte sich auch eine andere Einteilung des Stoffes denken: D. ZELENIN z. B. (Novemhernummer der Slav. Rundschau 1930, S. 652), hält eine Einteilung nach den Bedürfnissen des Menschen für besser, A. HABERLANDT teilt ein: Wirtschaft (Urformen, Bodenbestellung, Viehwirtschaft), Siedelungen, Hausrat und Handwerk (Buschans Völkerkunde<sup>3</sup>, Bd. Europa, S. 305ff., Stuttgart 1926), doch hat jede dieser Einteilungsarten ihre Licht- und Schattenseiten.

Sehr zu begrüßen sind die 21 Kartenskizzen der geographischen Verbreitung kultureller Erscheinungen. Leider gehen die meisten nicht über Polen hinaus, ein Beweis, wie notwendig die Organisation eines slavischen Volkskundeatlas ist, die der vorjährige Kongreß der slav. Geogr. u. Ethnogr. in Belgrad auf meinen Antrag hin beschlossen hat.

Zum Inhalt selbst seien mir einige Bemerkungen gestattet: Das poln. *bróg* genannte, auf vier Pfählen in vertikaler Richtung verschiebbare Schutzdach halte ich nicht „für eine Entlehnung aus dem Westen“ (S. 232), sondern halte es für die Urform der slavischen Scheune. Die slavischen Entsprechungen wie klr. *oboríh* 'Heuschöber', č. *brah* 'Heuschöber, Scheune' (vgl. die Abb. einer altčech. Scheune bei NIEDERLE *Život starých Slovanů* I 2, S. 806, die vollkommen dem p. *bróg* entspricht), os. *bróžen*, ns. *brožnja* 'Scheune' gehen zurück auf ursl. *\*borgъ* und dieses ist verwandt mit d. *bergen*, *Burg*. In den hochgelegenen Dörfern des westlichen Karpatorußlands, die noch sehr viel Primitives bewahrt haben, fand ich keine Scheunen, sondern nur diese dial. *birihi* genannten Schutzdächer. Das erklärt auch die Übernahme des ahd. *stadal* ins Čechische und Polnische (*stodola*).

Schwierig ist das Problem des großen in die Stube gestellten Backofens, den GERAMB schon der slavischen Urheimat zuweist und von dem er annimmt, daß ihn die Balkanslaven, die im Hause nur offenes Herdfeuer haben, auf ihrer Wanderung nach Süden vergessen hätten. MOSZYŃSKI lehnt die Ansichten GERAMBS scharf ab und beruft sich ebenso wie A. HABERLANDT auf die bisherigen Ausgrabungen (s. NIEDERLE, op. cit. 701ff. Abb. 109), die für das Rußland des 8.—9. Jahrh. bloß kleine Öfchen ergeben. Der Herd vor der Backofenmündung, auf der vielfach nur im Sommer gekocht wird, sei ein alter Bestandteil des ostslavischen Ofens und nicht, wie GERAMB meint, eine Kombination des slavischen Backofens und des germanischen Herdes.

Bei der Besprechung der Hörner in der Kopftracht und der Pfaufedern im Brautkranz (Auge der Pfaufeder gegen das böse Auge!) vermisse ich den Hinweis auf die Abwehrkraft dieser Hörner und Federn (S. 395ff.).

Sehr schön ist die Entwicklung von Kleidungsstücken aus einfachen Tuchbahnen dargetan; hierzu bemerke ich, daß die bei



den Russen zum Frauenrock *poněva* gewordene Tuchbahn (ZELENIN Russ. Volkskunde 208) in der serbischen *ponjava* 'Decke' ihre Entsprechung hat.

Den breiten Ledergürtel, der sich bei den wehrhaften Stämmen am längsten erhalten hat, halte ich für eine Schutzwaffe.

Das frühe Hineinwachsen der russ. *klet'* 'Kammer' in den Hausverband (S. 553) wurde wohl auch durch klimatische Verhältnisse und durch das Baumaterial (Blockbau) gefördert. Bei den Lehmbauten der in wärmeres Klima geratene Balkanslaven sehen wir bis heute weitgehendste Dezentralisierung der Wohn- und Wirtschaftsräume: manches serbische Bauernhaus hat bis 20 Nebengebäude.

Die poln. *werko* genannte Holzpritsche (S. 571) kenne ich bei den Deutschen Nordmährens unter dem Namen *werak*, *warak* als erhöhte Schlafpritsche (nach Art der russ. *potati*) im Pferdestall, auch die Čechen Ostböhmens kennen sie unter diesem Namen.

Wenig berücksichtigt sind die slavischen Randgebiete im Westen und Süden: Wenden, Čechen, Slovenen, Dalmatiner. Gerade diese Gebiete weisen interessante Probleme der Kulturmischung auf, die an der Hand der Terminologie gut zu verfolgen sind.

Wenn ich für die nächsten Bände sowie für die Neuauflage des ersten Bandes, der bald vergriffen sein wird, Wünsche aussprechen darf, so gehen sie dahin: mehr Literaturnachweise, stärkere Heranziehung der etymologischen Wörterbücher, Berücksichtigung der magyarischen und rumänischen Brücke, besonders auf den Verbreitungskarten. Sehr instruktiv wäre nach jedem größeren Abschnitt (z. B. Tracht, Haus usw.) eine Zusammenfassung, aus der hervorgeht, welche Elemente (Wörter und Sachen im Sinne MERINGERS und MURKOS) indogermanisch, welche gemeinslavisch und welche das Ergebnis der Einzelentwicklung oder der Beeinflussung von seiten eines Nachbarvolks sind. Das sind ideale Forderungen, die sich vielleicht nur in Zusammenarbeit mit einem oder mehreren tüchtigen Philologen (Slavisten, Germanisten, Romanisten usw.) erfüllen lassen, aber der Gedanke der kollektiven Zusammenarbeit setzt sich heute auf allen Gebieten durch, er ist die notwendige Folge des heute so weitgehenden Spezialistentums. In Prag z. B. ist auf Anregung G. GESEMANNs hin eine Gesellschaft für die kollektive Erforschung germanisch-slavischer Probleme gegründet worden, deren Sprachrohr eine neue Zeitschrift *Germano-Slavica* sein wird.

Alles in allem: Das Buch MOSZYŃSKIS ist ein Standardwerk der Volkskunde überhaupt, es verdient höchste Anerkennung, weiteste Verbreitung und Übersetzung in eine Weltsprache. Wir sehen mit größtem Interesse den nächsten Bänden entgegen, welche die geistige und soziale Kultur der Slaven behandeln sollen.

Prag.

EDMUND SCHNEEWEIS.

HANS KOCH, *Die russische Orthodoxie im Petrinischen Zeitalter.* (= „Quellen und Studien“ des Osteuropa-Instituts in Breslau. Abteilung: Religionswissenschaft. N. F. Bd. I.) Breslau und Oppeln 1929, 8°, 191 S.

Das Buch von H. KOCH behandelt ein für die ostslavische Religionsgeschichte durchaus wichtiges Thema. Die Versuche der griechisch-orthodoxen theologischen Systembildung, die von den beiden Vertretern der ukrainischen theologischen Schule — ST. JAVORSKÝJ und TH. PROKOPOVÝČ zur Zeit Peters des Großen unternommen worden sind, haben den theologischen Unterricht in Rußland bis zum Ende des 19. Jahrh. bestimmt. Der Verf. ist einen ganz richtigen Weg gegangen, indem er an einigen konkreten Beispielen die Abhängigkeit des theologischen Systems PROKOPOVÝČS von der protestantischen Theologie zeigt. Weniger Aufmerksamkeit — und mit Recht — schenkt er dem theologischen Werk ST. JAVORSKÝJS, denn dieser war eigentlich ein völlig unselbständiger Anhänger der katholischen Theologie.

Die drei Punkte, die für die Untersuchung leitend sind, sind für die Beziehung zum Protestantismus besonders charakteristisch: das Problem der Schrift und der Tradition, der Kirchenbegriff und die Lehre von Erlösung und Rechtfertigung. Es wird überzeugend erwiesen, daß PROKOPOVÝČ in diesen Punkten im großen und ganzen der protestantischen Theologie folgt und daß das System JAVORSKÝJS nur eine Kompilation aus der katholischen Literatur ist. Diese Schlußfolgerungen sind in der Literatur keine Neuheit. Sie sind vielmehr seit JU. SAMARINS Arbeit (1844, vollständig erschienen 1880) Allgemeingut der russischen Kirchengeschichte. Die Untersuchung KOCHS ist nur eine sorgfältige Bearbeitung eines Teils des diesbezüglichen Materials. Gegen einen früheren Versuch von A. BUKOWSKI („Zeitschrift für katholische Theologie“, 1913), zu zeigen, daß bei PROKOPOVÝČ wörtliche Entlehnungen aus der protestantischen theologischen Literatur zu finden sind, wendet der Verf. mit Recht ein, daß diese Entlehnungen nur von den Herausgebern des Systems PROKOPOVÝČS vorgenommen sind (157, 182). Das Werk von PROKOPOVÝČ sei „kein originelles“, aber „immerhin ein Originalwerk“ (186).

Daß dem Verf. nicht die ganze russische Literatur zugänglich war, ist bedauerlich, aber bei den heutigen Verhältnissen ganz verständlich (die Hinweise auf die russische Literatur — wenn man von dem Neudruck der Geschichte KLJUČEVSKIJS absieht — enden mit dem Jahr 1904!). Manches Buch vermißt man besonders — so das zweibändige Buch VERCHOVSKIJS „Духовный Регламент“. 1915 und die schöne Arbeit von G. GURVIČ (‘Правда Воли Монаршей’ О. Прокоповича и ея западно-европейскіе источники. Dorpat 1915), welches dem Verf. sicher zu richtigeren Feststellungen über den Umfang der

Kenntnisse PROKOPOVYČS von der westeuropäischen philosophischen Literatur verholffen hätte. — Eine unverständliche Lücke ist es aber, wenn der Verf. seine Untersuchung nur auf den Vergleich des Werkes PROKOPOVYČS mit den Werken von J. GERHARDT und A. POLANUS (also mit den früher bekannten Quellen des Systems PROKOPOVYČS) beschränkt hat und nicht die (ebenfalls bekanntlich von PROKOPOVYČ benutzten) Werke von QUINSTEDT und BUDEUS (mit dem letzteren stand PROKOPOVYČ auch im brieflichen Verkehr) herangezogen hat. Die „Theologia Digmatica“ von BUDEUS übersetzte PROKOPOVYČS Schüler, JA. MARKOVYČ, aus dem Lateinischen (die Übersetzung ist nicht gedruckt), sein „De atheismo sive superstitione“ hat PROKOPOVYČ wahrscheinlich bei Abfassung seiner Abhandlung über dasselbe Thema ausgenutzt, BUDEUS Werke gehören auch zu den Quellen der „Правда воли Монаршей“ (GURVIČ), seine „Theologia moralis“ wurde auch später als Lehrbuch in Kiew benutzt (vgl. „Книгарь“, Kiew 1918, V, 238). Es bleibt also die Frage offen, ob die Originalität des Prokopovyčschen Systems durch einen Vergleich mit den vom Verf. nicht herangezogenen Quellen nicht noch vermindert würde. Auch wären — vielleicht nur flüchtige — Bemerkungen über die anderen Teile des Prokopovyčschen Systems und über den Aufbau des ganzen Werkes nicht überflüssig, da es dem Leser jetzt ganz unklar bleibt, wie sich PROKOPOVYČ für einen griechisch-orthodoxen Theologen halten und wie er bei den anderen als solcher gelten konnte. Das Buch von KOCH erweckt den Eindruck, daß das Denken PROKOPOVYČS ausschließlich protestantisch war. — Nicht ganz richtig ist es auch, daß der Verf. sich zu sehr in seinen Äußerungen über die westeuropäische Literatur des 18. Jahrh. über PROKOPOVYČ auf das Mindestmaß begrenzt, ja sogar manche Werke nicht nach — in Westeuropa allgemein-zugänglichen — Originalausgaben, sondern nach der russischen Literatur zitiert (vgl. z. B. S. 19). — So bleibt die Arbeit von KOCH ein Fragment, das noch der Ergänzung und Klärung bedarf.

Viel mehr ist gegen den einleitenden Teil des Werkes (der immerhin fast die Hälfte des Buches bildet) einzuwenden. Der Verf. zeichnet hier in ziemlich breiter Weise die Beziehungen der ostslavischen orthodoxen Theologie zur abendländischen bis (einschließlich) zur Zeit PROKOPOVYČS. Leider beruht dieser Teil auf ganz ungenügender Literatur. Außerdem ist ein falscher Ausgangspunkt der Darstellung zugrunde gelegt, der die Perspektive etwas stört — der Verf. wirft nämlich die Angaben über das religiöse Leben und die Literatur der Großrussen und der Ukrainer ganz durcheinander, sogar für die Zeiten (wie 16. — 17. Jahrh.), wo die beiden Entwicklungslinien vollständig unabhängig voneinander verliefen. Darum vergißt er z. B. die viel engere Verbindung der ukrainischen Theologie mit Westeuropa und mit Polen (der Verf. geht sogar so weit, daß er behauptet, Studien in

Polen — geschweige denn in Westeuropa — seien zu JAVORSKYJS-PROKOPOVYČS Zeiten für „einen ukrainischen Theologen eine Seltenheit“ gewesen!). Die ohne Zweifel in der Ukraine in Vergleich mit Rußland viel bedeutenderen protestantischen Einflüsse werden kaum erwähnt, was die ganze Schilderung der Einstellung PROKOPOVYČS dem Protestantismus gegenüber der geschichtlichen Perspektive beraubt. Noch ungenügender sind die Beziehungen zu Rom geschildert (wie konnte man auch so ein ungemein breites Thema auf wenigen Seiten zu erledigen versuchen!) — vor allem ist die interessanteste ukrainische polemische Literatur (teilweise in Neudrucken zugänglich) nicht berücksichtigt. — Nur rein zufällig sind die Bemerkungen des Verfassers über die theologische Systembildung in der ukrainischen Literatur vor JAVORSKYJ und PROKOPOVYČ. Es liegt so viel unveröffentlichtes Material vor, daß ein Hinweis darauf, daß alles, was man z. Z. sagen kann, nur als vorläufig und unsicher angesehen werden darf, ganz am Platze wäre. Der „Spiegel der Theologie“ von KYRILL TRANQUILION STAVROVEČKYJ ist nur erwähnt (eine Abschrift davon ist in Wien vorhanden) und gänzlich unberücksichtigt ist ein Werk, welches für die Bildung des Prokopovičschen Systems auch von Bedeutung war — ADAM VON ZERNIKOVS „De processione spiritus sancti“. Im übrigen möchten wir hier nur wiederholen, daß die unveröffentlichten Manuskripte der Kiewer Bibliotheken noch Sachen enthalten, die uns zwingen können, alle unsere Ansichten über die Geschichte der ukrainischen Theologie sehr stark zu ändern.

Seine harten Urteile über die alte theologische russische und ukrainische Literatur dehnt der Verf. auch aufs religiöse Leben überhaupt aus, was mindestens unbegründet ist. Es ist auch eine grundsätzliche Frage, ob man die westeuropäischen Maßstäbe so ohne weiteres an die ostslavische religiöse Kultur anlegen darf.

Beim Lesen dieses ersten Teiles stößt man fortwährend auf Kleinigkeiten, die entweder abgeändert oder ergänzt werden müßten, und in der jetzigen Form unrichtig (da unvollständig) sind. Einige Beispiele führen wir hier an. Daß St. JAVORSKYJ „der Nachwelt nichts hinterlassen“ habe, ist eine Übertreibung (23) — er hat zur Befestigung der Unabhängigkeit der Kirche vom Staate nach Kräften beigetragen; für des Verf. Thema wäre es noch von Bedeutung, daß die von JAVORSKYJ gesammelte Bibliothek eines der wichtigsten Zeugnisse für die Geschichte der ukrainischen Bildung ist (vgl. S. MASLOV in „Чтенія въ Обществѣ Нестора-Лѣтописца“ XXIV, 1914). — Daß Katharina I. „sich . . . nach griechischem Ritus von neuem taufen lassen mußte“ (34), sollte den Verf. gar nicht wundern, denn auch die griechisch-orthodoxen Ukrainer und Weißrussen wurden im 16. und 17. Jahrh. in Moskau neu getauft (vgl. PROKOPOVYČS „Истинное оправданіе православнымъ Христіанамъ, Крещеніемъ обливательнымъ во



Христа крещаемымъ“ —. Moskau und Petersburg 1724, vgl. S. 129, wo der Verf. diese Schrift auch hätte beachten müssen). — Man kann kaum sagen, daß K. T. STAVROVECKYJ („Spiegel der Theologie“, 1618) dem МОИЛА („Confessio orthodoxa“, 1642) „folgte“ (76). — Daß der Titel JAVORCKYJS „Камень въры“ von „Lapis“ des Jesuiten Rutyk entlehnt worden ist (79), ist fraglich — vgl. die ukrainischen polemischen Werke mit ähnlichen Titeln — wie „Lithos“ u. ä. — Zu den „exegetischen Kuriositäten“ von ST. JAVORCKYJ (S. 92—93 Anm.), d. h. den recht eigentümlichen Vergleichen, die er in seinen Homilien gebraucht, sind zahlreiche Parallelen bei fast allen ukrainischen Predigern der Zeit anzuführen (besonders I. HALJATOVCKYJ, L. BARANOVYČ); aber auch in der westeuropäischen Predigt der Barockzeit sind solche „Kuriositäten“ eine Regel! — Wie schon erwähnt, sind die philosophischen Studien PROKOROVYČS wenig berücksichtigt (eine wichtige Quelle ist das Tagebuch seines Schülers und Freundes JA. MARKOVYČ, wo sich auch viele Hinweise auf die theologische Literatur finden). — Die anonyme Biographie PROKOPOVYČS in den „Nordischen Nebenstunden“ von SCHERER (40) ist, meines Wissens, von einem Mitglied der Petersburger Akademie der Wissenschaften — BAYER — verfaßt worden.

Die Schreibung der slavischen Personen-, Orts- und Sachnamen ist nicht immer gerechtfertigt — so lesen wir —, Zarewicz, Streltzen, Čystovič, Czarnutzky, Lewitzkij, Mogila (die Schreibung Mohila ist üblich), Nieżyn, Jablonskij (der Tübinger Theologe čechischer Abstammung hat seinen Namen nie so geschrieben).

Diese Bemerkungen sind keinesfalls dazu bestimmt, den Wert des Hauptteils des Buches — der fleißigen und sachlichen Untersuchung — herunterzusetzen. Doch sollte der einleitende Teil nur mit Vorsicht benutzt werden.

Zähringen i. Br.

D. ČYŽEVCKYJ.

FRAENKEL, ERNST: *Syntax der litauischen Postpositionen und Präpositionen*. Heidelberg, Winter 1929, 8°, XI + 292 S. (= Sammlung indogermanischer Lehr- und Handbücher Reihe I Nr. 19).

Das vorliegende Werk setzt die Syntax der litauischen Kasus desselben Verf.s fort, ein höchst verdienstliches Buch, das oben angezeigt wurde. Es ist zu bedauern, daß nicht schon die Kasussyntax im Heidelberger Verlage, sondern in Kaunas erschienen ist. Um mich nicht zu wiederholen, verweise ich hinsichtlich der grundsätzlichen Erörterungen auf das zur Kasussyntax Bemerkte.

Auch diesmal lag wieder im wesentlichen Neuland vor, das in mühevoller Arbeit bestellt werden wollte. Von den Wünschen, die ich

in der ersten Besprechung äußerte, sind hier im zweiten Werke bereits manche erfüllt worden, z. B. treffen wir höchst selten noch auf unangenehme Druckfehler und Versehen: S. 32, 6 *prieg krikštie* stammt aus dem A(nonymus), nicht aus D(augszas) Katechismus, 13, 18 (in meiner Ausgabe), dagegen steht D 12, 20 (in m. A. 34, 5) *prie pėktuŕė*; S. 264, 2 fehlt das Zitat; bei D(aukšos) P(ostilė ed.) B(iržiška) vermißt man die Zeilenangaben. Stärker als in der Kasussyntax sind Originalausgaben, litauische wie polnische herangezogen, die Literatur ist außergewöhnlich gut und vollständig verzeichnet, Einteilung und Druck übersichtlicher gestaltet. Ortsangaben könnten vielleicht präziser gefaßt sein, Slanimas für Slonim in Weißrußland ist allzu litauisch, ich habe die Form bei dreivierteljährigem Aufenthalte in dem Städtchen nie gehört, denn Litauer sind dort recht selten.

Verf. behandelt in seinem Werke zunächst die litauischen Postpositionen *-na* und *-pi*, zwei Kapitel, die man auch unter Umständen der Kasussyntax hätte einordnen können unter Überschriften wie Illativ (Directiv), sowie Allativ und Adessiv. Die Sonderstellung dieser Postpositionen ergibt sich, worauf auch Verf. S. 5 hindeutet, aus ihrer Wiederholung bei Adjektiven und Appositionen, z. B. *prakeiktų-na ošų-na* /*awų-na* DPB 514, 6, *dergėtuwo-p ir smarkaus-p Tirono-p welūkof-p priesakio-p sawo-p* DPB 555, 32f., *kokio-p kitof-p bažnycziof-p krikščioniškof-p arbá tikrėsf-p* ib. 444, 35, *wisfių-p keturių-p Ewangelistof-p* ib. 478, 14, *muŕim-p, ir kitų-p wifs(u)ų-p žmonefių-p* ib. 333, 19f. Man vergleiche etwa oskisch *húrtin Kerríin* auf der Tafel von Agnone, FRAENKEL Mém. Soc. Ling. 19, 47, BUGGE Altital. Stud. 76, und dazu wieder den litauischen Loc. Sing. auf *-e* in *tamė-ieg tikėiime* DPB 119, 54 und pälignisch *lex-e* oder in gewisser Weise auch homerisch *ὄν-δε δόμον-δε* und *χα-τεῖν-φι βῆν-φιν*, wo wir dann zu den Instrumentalen gelangen! Wie die Postpositionen erörtert Verf. anschließend die Präpositionen in je zwei Abschnitten nach ihrer formantischen Seite und der Kasusreaktion, sowie in semasiologischer Beziehung, und zwar als wichtigste Präpositionen bzw. Präverbien *prie*, *i*, *ant*, *pas*, *iš*, *nuo*, *per*, *pro*, *po*, *už*, *su*, *be*, *apie*, *dėl*, *drin*, *iki* (*lig*), *pagal*, *paskui*, *pirm*, *prieš*, *tarp* und *ties*. Hierzu seien einige ergänzende Bemerkungen gestattet, die mehr durch die weitblickenden Forschungen des Verf.s angeregt, als im Widerspruche dazu entstanden sind! Vielfach fußt verschiedene Kasusreaktion nicht auf verschiedenen Dialekten, sondern ist durch andere Gründe veranlaßt: Interessant ist in dieser Hinsicht für *prie* eine Stelle aus D 118, 4f.: *prieg miŕėi βwęczeuŕėi, ir prieg kitų weikaŕų Bažnyczioŕ*, wo vielleicht mechanische Abhängigkeit vom Polnischen vermutet werden könnte *przy Mŕey naŕwietŕey, y przy innych obrzędách kościelnych L(edezma)* 118, 3f. (Loc. äußerlich gleich Gen.), vgl. auch *prieg walgimamus ir prieg pūtų* DPB 341, 34! Andererseits darf

man nicht mit Verf. S. 32 sklavische Nachahmung von polnisch *przy* für *prie* mit Loc. annehmen für altlitauische Fälle wie *prieg krikštie* A 13, 17, wo kein polnischer Paralleltext vorhanden ist, auch nicht für *prie pėktūsė* D 34, 5 und *prie paskundoy* A 34, 6, wo die polnische Vorlage nicht *przy*, sondern *w odchłaniach piekielnych* bietet. S. 36 könnte man vielleicht notieren, daß die Präposition *in* im Arischen fehlt. S. 56 läßt sich *ant* mit Acc. als alt erweisen aus *ant tõi bitõio* DPB 4, 32, *ant' naudās* DPB 388, 37 usw. Dagegen ist das Beispiel für *ant* mit Loc. irrtümlich gewählt, denn *ant' katniūse* DPB 629, 23 sollte in einem Worte geschrieben werden und ist gebildet wie *antkrantis* „Strand“ u. a.; beide Vokabeln sind bei NIEDERMANN-SENNBRENDER Wörterbuch der litauischen Schriftsprache 11 belegt. In losem Zusammenhange hiermit sei auf Fälle aufmerksam gemacht wie *ant ižg nūmirūsių kėlimo* DPB 50, 34 und noch merkwürdiger *po iznumirusiui kėlimui numirusiųjų* DPB 584, 38. Zu *ant* erwähne ich weiter, daß *ant* bisweilen auch auf ostlitauischem Gebiete in kirchlichen Formeln mit westlitauischer Vokalisation auftaucht. In einem in meinem Besitze befindlichen Soldatenbriefe aus Putiliškis (89 km nordöstlich Kaunas) steht mehrmals lautgerechtes *unt*, aber es heißt *tegul bus pagarbintas Jezus Kristus*, *Ant A. A. A.* „Gelobt sei Jesus Christus in alle Ewigkeit, Amen!“ So wird wohl auch *idant* „auf daß“ ins Ostlitauische aus der Kirchensprache eingedrungen sein; die Bedeutung der Kirchensprache für Moswid hat letzthin mit Recht CHR. STANG betont: Sprache des litauischen Katechismus von Mažvydas (Oslo 1929) 176 ff. S. 64 hätte *ant to prikūpia* D 29, 5 Platz finden können. S. 69 lehrt wiederum *didžėus ant wišų dāiktų* D 67, 14, daß wegen *więcey*, *niżli ktorą rzecz* L 67, 13 von einem mechanischen Polonismus nicht gesprochen werden darf. Ständige Kontrolle der polnischen Originale ist eben unerlässlich.

S. 128: *per* bezeichnet nicht nur „mitwirkend gedachte Lebewesen“, sondern geradezu auch den Auctor, vgl. *Paraszitas per . . . Ledesma* und *Izgulditas per . . . Daugbą* D 7, 10 ff. ~ *Przez . . . Ledezmą . . . nąpisány* L 7, 3, wofür *Paraszitas Nuog . . . Ledesmos* A 7, 20 gewählt ist. S. 152 lassen sich die Dinge bei der Konstruktion *po wišų pasąuli* nicht auf eine so einfache Formel bringen: DPB 217, 7 gibt diese Phrase polnisches *po wżytkiemu światu* (Dat.) wieder gegenüber DPB 11, 11, wo polnisch *po wżytkim świecie* (Loc.) antwortet; litauisch erscheint *po* mit dem Dativ *wiśam swietuy* A 24, 6 neben dem polnischen *po* mit dem Locativ *wżytkim świecie*, steht aber als *po wiśam swietuy* A 38, 15 rein litauisch ohne polnische Vorlage. S. 173 hätten die altlitauischen Belege *všmintumbime* A 20, 3; 63, 12 und *všwést* A 96, 6; 105, 9 zugefügt werden können; auch wären wohl S. 180 als ältere Beispiele für *už* „als“ beim Komparativ *didėfnis tu esi vž Abrómą* DPB 130, 20 f. und *kietėfnis vž akmeni ir vž Judōjių* ib. 165, 49 an-



gebracht gewesen, wo beidemale die polnische Vorlage *nád* verwendet.

S. 207 wünscht man Belege für *be* „außer“, das polnisch *oproczyć* usw. wiedergibt, etwa *ko kitas žmōgus bẽ kúnigo, darit'nẽ gáli* D 100, 23f. ~ *czego inny człowiek, oprócz káptaná, czynić nie może* L 100, 22f. S. 210 kann ich der Beweisführung des Verf.s nicht ganz folgen: Wohl hat er damit Recht, daß er der Schreibweise *ab-* in der Komposition (hinzugefügt seien *abkalbineio* DPB 228, 17; *abširikimús* D 162, 12!) kein entscheidendes Gewicht für die etymologische Zusammenstellung mit slavisch *ob(ъ)* beimißt, ebenso wenig würde man lateinisch *apsenti* auf dem Monum. Ancyrr. I 5 (S. 8, 31 ed. DIEHL<sup>3</sup>) für die Gleichheit von *ab* mit indisch und persisch *apa*, griech. *ἀπό*, gotisch *af* anführen können, und dennoch wird man weder die Etymologie noch die Verallgemeinerung der einen Sandhi-form leugnen dürfen; schwer fällt in die Wagschale *ap-si-āves kūrpes Donalitiūs* rud. ger. 225 usw. verglichen mit ksl. *ob-uti* (*ob-uvъ*) russisch *об-уть* (*об-увъ*); BEZZENBERGER und SPECHT dürften demnach wohl Recht behalten.

S. 215 ist zur Redensart *citi apie ką* „sich um etwas drehen, handeln“ wieder hervorzuheben, daß *kam'eitų ape didį dąiktą* D 75, 14f. und *kadu kám eytu, ape didy dąyktu* A 75, 15f. keine polnische Parallele haben, mithin keine mechanischen Polonismen sein können, sondern im Litauischen lebendig sind. Zum Abschnitte über *drin* S. 230 füge ich bei, einmal daß *todrin* auch im Memeler Dialekt noch heute gebraucht wird, und dann daß D es z. B. sehr bevorzugt gegenüber A, der meist *del* dafür bietet, womit weiterhin noch *unt* konkurriert. *Pagal* (S. 246) wird bei D überwiegend mit dem Akk. verbunden, auch kommt in der DPB, wenn auch sehr selten, der Dat. vor: *pagal' šavām nōrui* 491 I 23, allerdings in dem Stücke (437—515), das TANGL und ich als sicher nicht von Dausgsza herrührend erkannt haben, TANGL: Akk. und Nom. cum Part. im Altlitauischen 21, Anm. 2. Wenn ferner gesagt wird, das Hochlitauische bevorzuge jetzt den Akk. bei *pagal* gegenüber dem Zemaitischen, das den Gen. wähle, so will ich doch nicht unerwähnt lassen, daß es hochlit. z. B. heißt *nuneškite tą pagal adreso* (Gen.) „besorgen Sie dies laut Adresse“, aber zemaitisch in Kuliai (34 km ostnordöstlich Memel) gerade umgekehrt *nunešket ton pagal adresa* (Akk.) Zwar sagt man hier *eik pagal upes* „geh den Fluß entlang“, *pagal miško* „den Wald entlang“, auch *pagal Deivo vales* „nach dem Willen Gottes“, aber auch *pagal buda* „der Sitte, dem Brauche gemäß“. S. 257 gebe ich als weiteren Beleg *páškui šavām ižg numirusių kelimui* DPB 612, 6. Für das S. 264 nur aus LALIS und KURSCHAT gegebene Substantiv *priešas* „Gegner, Feind“ lassen sich jetzt zuverlässige Beispiele beibringen, so aus dem Dialekte von Mažieji Zariškiai bei Pilviškiai (46 km westsüdwestlich Kaunas) Litauische Dialekte Preuß. Staatsbibliothek Heft 33, 9, 15 u. 12, 7;



auch sonst ist das Wort im Hochlitauischen gebräuchlich, der Akk. Plur. vom Adjektiv *priéšus* D 141, 20 kann natürlich ebensogut lit. *u-* wie *a-*Stamm sein. Für oder neben *ties akimis ių ~ przed ich oczym* S. 279, Anm. 6 erscheint *pokim* bzw. *po akimi*, das geradezu als einheitliche Präposition aufzufassen ist, wie Verf. mit Recht § 70 b S. 147 aus der Verwendung des Personalpronomens nachweist (z. B. auch *pokim tawis* S(zyrwids P. s. ed. SPECHT) 32, 18 ~ polnisch *przed tobą* S 33, 19); wie sehr der ursprüngliche Sinn der Redewendung verloren gegangen ist, lehren übrigens Fälle wie *po akimi sôsto Kûnigiško* D 132, 10 ~ *przed stolica Káptáńską* L 132, 9 und *po akim byrdės mūsų* A 154, 24.

Auch hier habe ich mich auf einige wenige Bemerkungen beschränken müssen; genaues Durcharbeiten des vorliegenden Werkes soll jedem Sprachforscher zur Bereicherung seines Wissens dringend empfohlen werden; sprechen wir dem Verf. den gebührenden Dank aus, und hoffen wir, daß er uns noch im Zusammenhange die ausstehenden weiteren Kapitel der litauischen Syntax beschere!

Tübingen.

E. SITTIG.

GERHARD LAEHR, *Die Anfänge des russischen Reiches*. Politische Geschichte im 9. und 10. Jahrhundert. (= Historische Studien, hgb. von E. EBERING, Nr. 189), Berlin 1930, 8°, 145 S.

Die Aufgabe, die sich der Verfasser der vorliegenden Studie gestellt hat, bestand nach seinen eigenen Worten darin, eine „zusammenfassende Darstellung“ der Anfänge des russischen Reiches und parallel damit ein genaues Bild über „die Beschaffenheit der jeweiligen Quellen“ zu geben, um so „die Lücke, die zwischen den zahlreichen Handbüchern der russischen Gesamtgeschichte und den noch zahlreicheren Untersuchungen über Spezialfragen klaffte“, auszufüllen. Die Arbeit macht mit ihren sechs Hauptkapiteln (I: „Die Vorgeschichte“, II: „Die Normannen in Osteuropa“, III: „Die Gründung des russischen Reiches“, IV: „Igor und Olga“, V: „Sv'atoslav“, VI: „Vladimir“), denen sechs umfassende Exkurse über die Quellen und ein umfangreicher Apparat von gelehrten Anmerkungen folgen, auf den ersten Blick im ganzen durchaus den Eindruck solider, nüchterner und wohldokumentierter Forschung. Es darf als ein besonderer Vorzug dieser Monographie bezeichnet werden, daß ihr Verfasser — was eigentlich selbstverständlich sein müßte — immer redlich darum bemüht gewesen ist, die Resultate der einschlägigen russischen Geschichtsforschung heranzuziehen und sich mit den Hypothesen derselben, freilich oft nur kurz abweisend, auseinander-

zusetzen. Die Namen und Werke von KL'UČEVSKIJ, VASIL'JEVSKIJ, GOLUBINSKIJ, PLATONOV, ŠACHMATOV, HRUŠEVSKYJ u. v. a. sind ihm ganz geläufig, und die russischen Urquellen werden ergiebig zitiert. Nach der Art der Aufgabe, die Verf. sich gestellt hat, handelt es sich hier freilich nicht um eine die Forschung wesentlich weiterführende, selbständige Untersuchung mit neuen Gesichtspunkten oder originaler Synthese, sondern vielmehr um eine eklektische Kompilation, die schon Bekanntes summiert und systematisiert; aber das Hauptverdienst dieser Kompilation besteht in einem offenkundigen Streben nach sachlicher Objektivität, gepaart mit einer aner kennenswerten Vorsicht bei der Behandlung des historischen Materials. Wenn in bibliographischer Hinsicht auch manches außerhalb des Gesichtskreises des Verf. geblieben ist, so ist man jedenfalls in der Regel gern bereit, seine im Vorwort motivierte Selbstentschuldigung gelten zu lassen. Tritt man somit an ein Detailstudium des Buches gern heran, so kann dennoch der Philologe, den die ganze Frage eigentlich noch mehr angeht als den Historiker, nicht umhin, eine ganze Reihe von Einwänden, und zwar wesentlich methodischer Art, zu erheben, die den Wert der Arbeit nicht unbedeutend erschüttern.

Es ist vor allen Dingen bezeichnend für die eklektische Arbeitsweise des Verf., daß er einer prinzipiellen Behandlung und Bewertung jener Quelle, von der trotz allem eine jede Darstellung der Geschichte des 9. und 10. Jahrh. immer abhängen wird, sorgfältig aus dem Wege gegangen ist: ich meine die sogen. Nestor-Chronik. Verf. begnügt sich damit, die notorische Unverläßlichkeit ihrer Chronologie hervorzuheben, hin und wieder gar auch von „späteren“ Zusätzen und Bearbeitungen zu reden. Aber man vermißt als eine unentbehrliche Vorstufe zu der historischen Darstellung ein einleitendes Kapitel, in dem die Frage der Entstehung und des Quellenwertes der Chronik oder einzelner Partien derselben zur Sprache käme — eine besonders unentbehrliche Vorstufe, seitdem ŠACHMATOVs Resultate und Thesen eine in vielen Punkten so berechnigte sachliche Kritik seitens ISTRINS (in den *Известия ОРЯС.*, Bd. XXVI—XXVII, 1923—24) erfahren haben. Dieses Fehlen einer unzweideutigen Stellungnahme sowohl zur Forschung des einen als auch zur Kritik des anderen ist um so befremdender, als Verf. selbst die Bedeutung der Quellenfrage sonst so stark betont. Das hat dann auch meiner Ansicht nach die ganze Anlage des Buches nachteilig beeinflußt. Verf. mißt nämlich der Taufe Vladimirs eine so tief einschneidende geschichtliche Bedeutung zu, daß er mit der Schilderung derselben die Darstellung der Entstehung des russischen Reiches abbrechen zu dürfen glaubt. Nun wäre aber gerade unter dem vom Verf. selbst gewählten Aspekt der staatlichen Christianisierung Altrußlands zweifellos erst die Regierung Jaroslavs mit der durch ihn geordneten Organisation der

Kirche und der staatlichen Kultur überhaupt die rechte Grenze gewesen. Aber ganz abgesehen davon zwingt uns schon die Beschaffenheit der Nestor-Chronik dazu, nicht vor der Jaroslavschen Ära Halt zu machen, sondern auch sie in unsere Betrachtung miteinzubeziehen. Es läßt sich ja nicht mehr bestreiten, daß die Chronik ihrem sehr begrenzten Kerne nach höchstens in die erste, vielleicht sogar nur in die beginnende zweite Hälfte des 11. Jahrh. zurückreicht und folglich nur erst für die Zeit Jaroslavs als wirklich autoritative Quelle in Frage kommt, während die Geschichte der noch weiter zurückliegenden Zeiten hauptsächlich auf einer mehr oder weniger gelungenen Rekonstruktion von sagenhaftem Material basiert ist. Nun behandelt Verf. gerade diese sagenhaften Zeiten, über die wir im Grunde genommen nur rein hypothetisch reden können, und aus denen (um PRISELKOVs Worte anzuwenden) „die geschichtliche Erinnerung des 11. Jahrh. . . . nur von Sagen umwucherte Fürstennamen . . . bewahrt hat“. Da nun der Chronist die Ereignisse des ihm nur aus der Sage bekannten 9. und 10. Jahrh. zweifellos durch die Brille seiner Zeit und seines Milieus betrachtet hat, sind seine Mitteilungen nur auf Grund der geschichtlichen Verhältnisse des Jaroslavschen Zeitalters deutbar. Wenn z. B. die Chronik sub anno 941 bzw. 944 berichtet, Igor habe aus Skandinavien Hilfstruppen zum zweiten Zug gegen Konstantinopel angeworben, so ist diese erste Erwähnung einer skandinavischen Truppenanwerbung höchstwahrscheinlich ganz unhistorisch, eine Konstruktion des Chronisten, für den solche Anwerbungen eine gewöhnliche Erscheinung waren. Verf. glaubt ihm aber aufs Wort (S. 101). So hat er sich durch eine verfrühte Abbrechung seiner Schilderung zweifellos die rechte Perspektive verlorben.

Auf welche Schwierigkeiten die politisch-historische Darstellung der Anfänge des russischen Reiches stößt, sehen wir gleich an der Behandlung, die Verf. der berühmten Berufungssage angedeihen läßt. Er läßt es zwar zunächst unentschieden, „wieweit diese Erzählung auf historischen Erinnerungen, wieweit sie auf späterer Fabelei beruht“ (S. 20), meint aber dann immerhin — ohne Angabe von Gründen, ohne die Quelle der Sage oder ihren eventuellen historischen Wert näher zu untersuchen —, sie enthalte „Elemente, die der geschichtlichen Wirklichkeit sehr nahe kommen dürften“. Nun müßte aber die ganze Sage, bevor überhaupt etwas Geschichtliches aus ihr gefolgert wird, erst einer eingehenden genetischen Analyse unterzogen werden. Mit der kurzen apodiktischen Bemerkung S. 125 ist es bei weitem nicht getan, und Verf. hätte hier wohl passende Kenntnis von TIANDERS Versuch „Скандинавское переселенческое сказание“, Petersburg 1915, verraten müssen. Erst wenn die Berufungssage in ihrem sagenhistorischen Verhältnis zu den anderen

germanischen Wanderungssagen erkannt worden ist, kann sie zu geschichtlichen Zwecken ausgebeutet werden.

Prinzipiell bezieht sich das hier Gesagte auch auf die Sagen von Hoskuld und Dyre, von Helge-Oleg, von Helga-Olga (vgl. meinen Aufsatz in der „Edda“, Oslo 1929, S. 145ff.) usw., alles sagenumspinnene Gestalten. Hinter den willkürlich datierten Ereignissen, den dunklen Andeutungen von Zwisten zwischen rivalisierenden Kleinkönigen, dem Bestreben des Chronisten, eine dynastische Erbfolge zu konstruieren, birgt sich eine Historie, die nur hypothetisch erraten werden kann. Immer wieder betont auch Verf. die Unglaubwürdigkeit der Sagen, aber immer wieder erzählt er sie unbedenklich der Chronik nach als „charakteristische“ Zeugnisse für die Geschichte.

Aber kehren wir zur Berufungssage zurück. So wie sie Verf. — im Sinne eines ganz buchstäblichen „Normannismus“ — deutet, muß man leider sagen, daß seine Interpretation gänzlich verfehlt ist. Er deutet die Berufungssage dahin, daß es nach einer Reihe von Plünderungszügen seitens der Skandinavier zu einem regelrechten Abkommen zwischen den Slaven (bzw. Finnen) und einem „Normannenherzog“ gekommen sei, der mit seinem bewaffneten Gefolge von Vikingern den militärischen Schutz der slavischen (resp. finnischen) Siedelungen, „gegebenenfalls auch gegen seine normannischen Stammesbrüder“, übernahm — etwa nach dem Beispiel der normannischen Könige Harald und Hroerek im Westen. Diese Übertragung normannischer Verhältnisse auf den Osten ist durch nichts gerechtfertigt. Natürlich tut Verf. recht daran, an der besonders von THOMSEN überzeugend motivierten Etymologie des Volksnamens *Ruß* festzuhalten (obgleich er S. 120 merkwürdigerweise an der BRAUN zugeschriebenen Herleitung des Namens von got. *hrōþ*- gleichfalls nicht [!] zweifelt), aber er irrt sich, wenn er S. 16 meint, daß auch die Slaven wie die Finnen die schwedischen Normannen so nannten. Er hätte die auch schon von THOMSEN vorgeschlagene, außerordentlich wahrscheinliche Hypothese in Erwägung ziehen sollen, nach der der Stamm der *Ruotsi-Ruß* zur Zeit der „Berufung“ gar nicht mehr „jenseits“ der Ostsee, sondern schon längst „diesseits“ derselben als nordische Kolonistenbevölkerung inmitten finnischer und slavischer Stämme ansässig war. Dann hätte Verf. auch die Nachricht über die 839 in Ingelheim vor Ludwig dem Frommen erschienenen Leute vom Stamme *Rhos* nicht mißverstanden: denn es handelte sich sicher nicht um Leute, die im Dienste des Chasarenchakans standen, Konstantinopel auf seinen Befehl aufgesucht hatten und nun im Begriffe waren, auf dem Umwege über Ingelheim nach Itil im Chasarenreiche zurückzukehren, wie Verf. S. 17 annimmt, sondern um freie nordische Kaufleute aus dem Lande der *Rhos*, die mit Erlaubnis des Chakans mit seiner Gesandtschaft nach Byzanz gereist waren, um hier direkte



Handelsbeziehungen anzuknüpfen (*amicitiae causa*), und jetzt auf dem Heimwege nach ihrer am Finnischen Meerbusen resp. am Ladogasee belegenen Heimat begriffen waren. Sie waren nur ein Vorbote jener ersten Plünderungszüge nach dem Schwarzen Meere, die über Wolga und Don unternommen wurden, und die uns von der Amastris-Legende (vielleicht auch der von Surož) geschildert werden. Verf. hat die Bedeutung des orientalisch-skandinavischen Wolga-handels in dankenswerter Weise unterstrichen, freilich ohne Neues zu bieten oder Altes zu vertiefen. Aber da er die Existenz einer „diesseitigen“ *Ruś* nicht erkannt, ist es ihm auch nicht gelungen, zu zeigen, wieso dieser Handel organisch zur Gründung eines Dnepr-Staates führen mußte. Indem nämlich die alte Hauptstadt dieses Stammes, Ladoga oder Aldeigjuborg, am ursprünglichen Handelswege gelegen, immer mehr durch Novgorod als den neuen Zentralpunkt des Wolga-handels überflügelt wurde, sah sich der Stamm der *Ruś* zwecks Aufrechterhaltung seiner den Handel beherrschenden Stellung genötigt, seinen Machtbereich immer mehr zu erweitern. Die Besitznahme Novgorods wie die von Beloozero, Rostov, Izborsk und Pskov war zunächst zur Sicherung der Handelswege und der mit dem Handel verbundenen Einnahmequellen unternommen und führte zur Gründung eines nordrussischen Düna-Wolga-Staates, beherrscht von einer städtisch-militärischen Schicht, die sich aus der *Ruś* rekrutierte. Dadurch war der Anfang und der Anstoß zu einer ganz neuen, der Dnepr-Orientierung mit dem „großen griechisch-varägischen Wasserweg“ gegeben, symbolisiert von den Namen Hoškulds und Dyres, der ersten Eroberer Kievs. Alles das erinnert nur sehr wenig an die Geschichte der dänisch-norwegischen Normannen und Viker in Westeuropa.

Den Unterschied zwischen dem Stamme der *Ruś* und dem Stande der *Varäger* hat Verf. m. E. nicht scharf genug herausgearbeitet. Wir dürfen uns nicht durch den für den Chronisten charakteristischen Sprachgebrauch des 11. Jahrh. dazu verleiten lassen, von allem Anfang an im Terminus *var'ag-vāringi* nur eine ethnische Bezeichnung der Skandinavier überhaupt zu erblicken. In den nordischen *\*vāringjar*, die tatsächlich immer nur von jenseits des Meeres kamen, möchte ich nicht gern 'Schutzbürger der russischen Fürsten' (wie THOMSEN meinte), auch nicht 'Eidgenossen' (wie Verf., irrtümlich nach THOMSEN, annimmt), sondern 'Mitglieder einer Handelsgesellschaft mit gegenseitiger Haftung' sehen, wie ich neulich in den *Acta Philologica Scandinavica* 1930 nachzuweisen versuchte. In ihren Händen konzentrierte sich von Anfang an der ganze Wolgahandel, sie führten auch noch lange Zeit das Wort in Novgorod, das der Chronist mit besonderer Betonung als varägische Stadt *par excellence* bezeichnet. Ihnen zur Seite standen, mit ihnen konkurrierten vielleicht gar die *kylfingjar* oder *kolb'agi*, in denen ich gleichfalls organisierte Kaufleute schwe-

discher Abkunft sehe. Verf. Vermutung (S. 121), der Terminus *var'ag* sei zuerst in Byzanz als *βαγαγγος* entstanden, ist sprachlich und sachlich unzulässig.

Das größte Interesse beansprucht das Kapitel über Vladimir, diesen wilden König von Holmgard-Novgorod, den ersten Fürsten, der die Organisationen der Varäger zur Anwerbung skandinavischer, vor allem schwedischer Hilfstruppen zu benutzen verstand. Verweilen wir einen Augenblick bei dem Problem der Taufe Vladimirs. Verf. Auffassung hat folgendes Schema: 987 wandte sich Kaiser Basileios II. an ihn mit der Bitte um Entsendung eines varägischen Hilfskorps zum Kampfe gegen Bardas Phokas; Vladimir forderte als Preis eine purpurborene Prinzessin zur Ehe, und der Kaiser versprach es ihm unter der Bedingung, daß er sich taufen lasse, wozu Vladimir sich bereit erklärte. 988 traf das Hilfskorps in Byzanz ein und nahm an den Kämpfen teil, die mit dem Tode des Bardas Phokas 989 schlossen. Da der Kaiser jetzt sein Versprechen hinzog, ging Vladimir zur Offensive über, griff Cherson-Korsuî vom Seewege an und eroberte die Stadt. Es blieb dem Kaiser nun nichts mehr übrig, als seine Schwester Anna dem Barbaren wirklich auszuliefern. Dieser ließ sich in der Basileios-Kirche von Korsuî taufen und zog dann „unter Mitnahme von griechischen Priestern und Reliquien“ nach Kiev zurück, wo dann die Massentaufe des Volkes ihren Anfang nahm. Wie wir sehen, findet Vladimirs Taufe demnach nach der Eroberung von Korsuî und Auslieferung der Prinzessin statt. Im Exkurs VI handelt Verf. über die Quellen, auf Grund derer er zu dieser Auffassung gelangt ist und polemisiert mit russischen Forschern (wie VASILJEVSKIJ, HRUŠEVSKIJ u. a.), die die Taufe vor die Eroberung von Korsuî verlegen. Merkwürdigerweise übergeht Verf. vollständig die für diese Frage überaus wichtigen Forschungen ŠACHMATOVs (vor allem die Aufsätze in der Drinov-Festschrift 1904, in der Lamanskij-Festschrift 1908, Bd. II, in den „Разыскания“ 1908, Kap. 5), die ziemlich einwandfrei dargetan haben, daß der Chronist zwei verschiedene Quellen kompiliert hat: eine Quelle, die nur von der Taufe Vladimirs in Kiev (infolge der Missionspropaganda eines griechischen Philosophen) berichtete, und eine zweite Quelle, die die Taufe an die Eroberung von Korsuî knüpfte. ŠACHMATOV selbst neigte zu der Annahme, daß die Taufe Vladimirs vor der Eroberung von Korsuî in Kiev, freilich unter ganz anderen äußeren Verhältnissen, stattgefunden habe, und PRISELKOVs eingehende Quellenanalyse, *Очерки*, S. 24ff., bestätigt diese Annahme nur, die weder durch das Zeugnis des Yachya noch auch durch die griechischen Quellen, die die Taufe ganz verschweigen, erschüttert wird. Verf. hält sich aber konsequent an die alten Gedankengänge Baron ROSENS von 1883, ohne ŠACHMATOV oder PRISELKOV überhaupt zu erwähnen. Wenn er

auch hin und wieder recht erfolgreich (z. B. anlässlich der angeblichen zweiten Reise Olgas nach Konstantinopel) mit PRISELKOV polemisiert, so ist die Vernachlässigung ŠACHMATOVs auffällig und häufig zu be-  
 anstanden. Abgesehen von der Ausgabe der *ПОВѢСТЬ ВРЕМЕННЫХЪ  
 ЛѢТЪ*, die Verf. gern heranzieht, fast als wäre es eine wirkliche Ur-  
 quelle, zitiert er ŠACHMATOV selten, ohne ihn kurz abzufertigen (etwa  
 S. 121, 125, 127, 132, 135, 142), ja sogar „absichtlich“ unberück-  
 sichtigt zu lassen. Wie immer man ŠACHMATOVs Konstruktionen be-  
 urteilen will, so ist er nicht nur ein Meister der Quellenanalyse, sondern  
 oft auch ein Meister der historischen Einfühlung. Eine größere Be-  
 rücksichtigung seiner Hypothesen und Konstruktionen würde freilich  
 die Simplität der Auffassung, die sowohl Vorzug als Fehler des  
 LAEHRschen Buches ist, erheblich gestört, aber auch stark zu ihrer  
 Vertiefung beigetragen haben.

Zum Schluß muß ich auf zwei „Schönheitsfehler“ des Buches  
 aufmerksam machen: erstens die Sucht, dem historischen Geschehen  
 a posteriori und tendenziös eine geschichtsphilosophische Zielstrebig-  
 keit und symbolische Bedeutung anzudichten, die sich in solchen  
 allgemeinen Redensarten wie „die Sache Europas“ (S. 7), „das abend-  
 ländische Prinzip intensiver Konzentration“ (ebd.), die (normannische)  
 „Gegenbewegung, die dazu bestimmt (?) war, in ihrer späteren Aus-  
 wirkung Rußland zu einem europäischen Staatswesen zu gestalten“  
 (S. 12) usw. usw. manifestiert, und zweitens die horrende Art der  
 Transskription russischer Wörter (*Jurnal* st. *Žurnal*, *družina* st.  
*družina*, *obschtschestvennyj* st. *obščestvennyj*, *drevneischij* st. *drevnejšij*  
 usw. usw.), die unzweifelhaft auf mangelhafte slavistische Ausbildung  
 des Verf. schließen läßt.

Trotz der oben zur Sprache gekommenen Einwände, die viel-  
 leicht mehr philologischer als historischer Art sind, möchte ich das  
 Buch nicht gern aus der Hand legen, ohne abschließend noch einmal  
 zu betonen, daß es eine nützliche, nüchterne und klare Arbeit ist,  
 die dem nichtrussischen Historiker gute Dienste leisten und ihm  
 eine rasche Orientierung bieten kann.

Dorpat.

AD. STENDER-PETERSEN.

JÓZEF PÁTA, *Zawod do studija serbskeho pismowstwa*. Serbske  
 předžělane a rozmnožene wudaće z 50 podobiznami. (= Wē-  
 domostne Rozprawy der Mačica Serbska in Bautzen, hgb.  
 von ERNST MUCKE. Nr. 1.) Bautzen, Mačica Serbska 1929,  
 8°, 288 S.

Diese in sorbischer Sprache verfaßte Einleitung in das sorbische  
 Schrifttum ist eine bedeutend erweiterte und vielfach umgearbeitete

Neuausgabe des von demselben Verf. im Jahre 1925 in Prag in tschechischer Sprache veröffentlichten *Úvod do studia lužickosrbského písemnictví*. Kriticko-bibliografický přehled posavadních prací o lužickosrbském písemnictví, S. 1—148, Nr. VII der *Sbirka pojednání a rozprav* der philos. Fakultät der Karlsuniversität in Prag, red. von B. Foustka, G. Friedrich und V. Mathesius. Das neue Werk bildet den Abschluß langjähriger eingehender Studien, die der Verf. der Erforschung des Sorbentums, seines Geisteslebens und seiner Beziehungen zu den übrigen, besonders slavischen Völkern gewidmet hat. Er hat ihm eine große Anzahl von Sonderarbeiten vorausgeschickt. Die wichtigsten sind: *Lužickosrbské národní obrození a československá účast v něm*. *Slavia* II, 344—370; *Z českeho listowanja* J. E. Smolerja, *Čas. Mać. Serb.* XV, 40. 131. 439, auch als Separatdruck mit Namenverzeichnis erschienen; *Handrij Zejleř a jeho styky s Čechy a Slováký*, *Čas. Nár. Mus.* 1923, 150. 157; *Ze stawiznow pražskeje Serbowki*. *Čas. Mać. Serb.* 1927, 47; K. G. ANTON, *Wo hornjołuž. dialektach l. 1797*. *Čas. Mać. Serb.* 1928, 77—87; K. Havlíček a *Lužičtí Srbové*. *Nar. Listy*, feuil. 15. II. 1921; J. Vrchlický a *Lužice*. *Lit. rozhledy* XII Nr. 1 1927; Jurij Libš, *Slavia* VI, 199—202; Dr. Hanuš Máchal a *Serbjo. Lužica* 1915, 25; *Wo studiju serbskeho pismowstwa w l. počejcy XIX lěts*, übers. von Jan Bryl. *Č. M. S. LXXVII*, 331; *Z dějin Lužických Srbů v Lipsku*. *Slov. Přehl.* XII, auch als Separatdruck; Mato Kosyk, *Dołnolužiski poeta*, *Ruch Słow.* II, 49; *Literární dílo Adolfa Černého* in der Festschrift zum 60. Geburtstag Černýs, Nr. 9 der *Českolužická knihovnička* S. 12—35; K. A. Jenč. *Čas. pro mod. fil. a lit.* 1928, 250, von mir übersetzt im *Č. M. Serb.* 1928; ferner in *Masaryks Slovník Naučný* IV den umfangreichen Aufsatz über die Sorben; ganz abgesehen von überaus zahlreichen kleineren Aufsätzen, Rezensionen und wissenschaftlichen Notizen in Zeitschriften, besonders in dem von PÁTA seit 1920 redigierten *Česko-lužický Věstník*. Im gleichen Jahre mit dem zur Besprechung stehenden Werke erschienen noch in der Zeitschrift der Šafaříkgesellschaft Bratislava III, Nr. 2 der Aufsatz *Z kulturního života Lužických Srbů po světové valce*, der auch als Separatdruck herausgegeben und von JAN SKALA in die deutsche Sprache übersetzt wurde unter dem Titel: *Aus dem kulturellen Leben der Lausitzer Sorben nach dem Weltkriege*. Autoris. Übersetzung aus dem Tschechischen. Mit 20 Abb. Bautzen 1930. S. 64. — ferner die sehr wertvolle Schrift Josef Dobrovský a *Lužice* (= *Česko-lužická knihovnička* Nr. 13) mit 8 Porträts und 10 Briefen aus der Korrespondenz Dobrovskýs, nebst dem niedersorb. und obersorb. Wörterverzeichnis aus Dobrovskýs Nachlaß, die zur Berichtigung des Petersburger vergleichenden Wörterbuchs der Kaiserin Katharina II. dienen sollten. Auf dem 1. Kongreß slavischer Philologen in Prag 1929 sprach PÁTA über die prosaische Volksüberlieferung der Sorben:



Lužickosrbská lidova podaní prosaická. So dürfte PÁTA zur Zeit der eifrigste und erfolgreichste Forscher auf dem Gebiete des Sorbentums sein. Durch seine Arbeiten hat er unter den Sorben in nicht geringem Maße anregend gewirkt. H. ŠLECA in seiner Monographie: Dr. Jan Pětr Jordan, jeho žiwjenje a skutkowanje, Bautzen 1926; MIKŁAWŠ KRJEČMAŃ in seinen Arbeiten über Čišinski und die sorb. Literatur und ich selbst verdanken ihm reiche Förderungen. — PÁTA hat durch den Zawod do studija serbskeho pismowstwa der Wissenschaft zweifellos einen außerordentlich großen Dienst erwiesen, indem er dadurch die Herausgabe einer, den gegenwärtigen wissenschaftlichen Anforderungen entsprechenden Geschichte des sorbischen Schrifttums erst ermöglicht hat.

Daran fehlt es allerdings immer noch, obgleich ernstlich daran gearbeitet wird. Aber man ist noch über Vorarbeiten, Monographien, bibliographische Untersuchungen nicht weit hinausgekommen. Die Hauptschwierigkeit, welche zu überwinden ist, besteht darin, daß es bisher eigentlich erst eine einzige kritische Gesamtausgabe eines sorbischen Dichters gibt, die von ERNST MUCKE 1883—91 herausgegebenen Zhromadzene spisy Handrija Zejlerja. — Fast alle anderen literarischen Erzeugnisse müssen erst gesammelt, bibliographisch aufgenommen und kritisch gewertet werden. Es fehlt aber auch an allen anderen Vorarbeiten, z. B.: über das kirchliche Leben vor und nach der Reformation, über die Wirkung geistiger Strömungen, besonders des Pietismus und der Erweckungsbewegung zu Anfang des 19. Jahrh.; über die Bedeutung der Leibeigenschaft und die Folgen ihrer Aufhebung; über äußere und innere Entwicklung des Volksschulwesens. — Eine sehr wichtige Vorarbeit hat PÁTA in seinem Werke restlos erledigt, die kritische Zusammenfassung alles dessen, was bisher an Arbeit zur Geschichte des sorbischen Schrifttums geleistet worden ist. Da hiervon ein großer Teil von slavischen Gelehrten stammt, hat Páta zugleich eine andere, nicht weniger wichtige Frage, teilweise durch archivale Forschungen gelöst, die nach den literarischen Wechselbeziehungen zwischen den Sorben und den übrigen slavischen Völkern. Hierin liegt die Hauptbedeutung seines für weitere sorbische Forschungen höchst wichtigen Zawod do studija serbskeho pismowstwa. — Aber alle anderen Fragen bleiben noch offen. Aus den angeführten Gründen mußten also die bisher geleisteten systematischen literargeschichtlichen Arbeiten unzulänglich bleiben, so wertvoll sie auch an sich waren. Dies gilt von denen des ersten sorbischen Literaturhistorikers K. A. JENČ Pismowtwo a spisowarjo delnjołužiskich Serbow 1574—1580. Leipzig, Schmalzer und Pech, 1881; Stawizny serbskeje ryčje a narodnosćeje. Čas. M. Serb. 1849—1854; Spisowarjo hornjołužiskich ewangelskich Serbow wot 1597—1800, Č. M. S. 1875, 5; Zemrjeći spisowarjo hornjołužiskich ewangelskich Serbow wot 1800

—1877, Č. M. S. 1877, I u. v. a.; aber auch von den Arbeiten HANDRIJ DUČMANS, besonders seinem Pismowstwo katholskich Serbow. Bautzen 1869 u. 1874. Dies gilt auch von den bisher wertvollsten, den Gehalt der sorbischen Dichtungen verständnisvoll abwägenden, aber leider unvollständigen Stawizny basnistwa tužiskich Serbow von ADOLF ČERNÝ; Č. M. S. LXI, 3. LXIII, 3, auch als Separatdruck Bautzen 1900, 109 S., 8°. — Weniger wissenschaftlichen Charakter als vielmehr den eines starken Selbstbekenntnisses tragen die Aufsätze des Dichters ČIŠINSKI über die „Literatur der Lausitzer Sorben zu Anfang des XX. Jahrhunderts“. Separatdruck aus LAMANSKIJS Sbornik po slavjanověděniju. Petersb. 1904, 81–104, in anderer Form erschienen auch in den Izvěstija Slavjanskago Blagotvoritel'nago Obščestva 1904 Nr. 6 S. 65–76 und in dem Neusatzer Letopis Matice Srpske 1905, Bd. III S. 1–31. Völlends unzureichend sind die Ausführungen EWALD MÜLLERS „Über Wendische Sprache und Literatur“ in seinem Buche über das Wendentum in der Niederlausitz. Cottbus 1894 und der Vortrag von LOUISE HOFFMANN „Die Sprache und Literatur der Wenden“ in Virchows Sammlung gemeinverst. wissenschaftl. Vorträge 1899, Heft 318. — So ist tatsächlich die Literaturgeschichte ADOLF ČERNÝS bisher der einzige Versuch gewesen, die bereits vor 46 Jahren erschienene Schrift: „Das serbisch-wendische Schrifttum in der Ober- und Niederlausitz.“ Aus dem Russischen übertragen sowie mit Berichtigungen und Ergänzungen versehen von TRAUGOTT PECH, Leipzig, Brockhaus 1884, 64 S. — zu ergänzen und zu ersetzen. Bekanntlich war das Werkchen eine erweiterte Separat-Ausgabe des Abschnittes über die sorbische Literatur aus der Istorija slavjanskich literatur von A. N. PYPIN und W. SPASOWICZ 1879 und 1881. Bei aller Bedeutung, die diese Schrift einst gehabt hat, war sie doch schon bei ihrem Erscheinen unzureichend. Inzwischen hat sich auch die sorbische Literatur in erfreulicher Weise weiter entwickelt. So ist wahrhaftig eine neue geschichtliche Darstellung des sorbischen Schrifttums eine dringende Notwendigkeit. PÁTAS Werk ist ein bedeutender Schritt vorwärts zu ihrer Verwirklichung.

Alles, was bisher in irgendeiner Sprache an bibliographischen oder darstellenden Beiträgen zur sorbischen Literaturgeschichte geschrieben worden ist, hat er selbst eingehend geprüft, mit seltener Gewissenhaftigkeit bibliographisch erfaßt und zeitgeschichtlich eingeordnet. Es läßt sich kaum eine Ungenauigkeit nachweisen. Die Entstehung von wichtigen Schriften, wie ŠAFAŘÍKS „Geschichte der slav. Sprachen und Literaturen nach allen Mundarten“ hat er durch wichtige aufgefundene Korrespondenzen aufgehellte. — So muß Verf. immer auch Stellung nehmen zu den geistigen Bewegungen, deren Ausdruck die literarischen Erzeugnisse zum großen Teile waren. Literaturgeschichte setzt natürlich die Literatur voraus. — Unter

den für die sorbische Literaturgeschichte wichtigen Schriften vermisste ich eigentlich nur das Werk des pietistischen Pfarrers CHRISTIAN GERBER in Lockwitz „Die unerkannten Wohlthaten Gottes in denen beyden Marggraffthümern Ober- und Nieder-Lausitz. Dresden und Leipzig 1720, wegen seines 7. Kapitels „Von Übersetzung des Neuen Testaments und anderer zur Religions-Übung und Erbauung nöthigen Bücher in die Wendische Sprache“ S. 151. 168.

Nach einem kurzen Überblick über die Sorben, ihr Land und ihre Schicksale von den ältesten Zeiten bis in die Gegenwart untersucht Verf. die Ursache des späten Entstehens ihrer Literatur. Außer einer allerdings erstaunlich reichen Volksdichtung, deren Anfänge wohl bis in das Mittelalter hinaufreichen, und einigen dürftigen Glossen in lat. Büchern hat sich aus dem Mittelalter keine Spur von Literaturdenkmälern erhalten. Verf. führt das mit Recht zurück auf die schlimme Lage der Sorben, denen der Zutritt zu den Städten verwehrt war. — Zu einer wirklichen literarischen Tätigkeit unter den Sorben kam es erst mit der Reformation. Aber auch jetzt blieb sie noch dürftig genug. Während bei allen Völkern, die sich der Reformation zuwandten, die Bibel sofort in die Muttersprache übersetzt wurde, und — wie bei den Polen und Slovenen — eine reiche religiöse Literatur entstand, mußten die Sorben noch bis zum Jahre 1728, also 194 Jahre nach der Bibelübersetzung Luthers warten, ehe sie die vollständige Bibel in ihrer Muttersprache erhielten. — Gewiß zeigte sich auch bei ihnen das geistige Kräfte lösende Prinzip der Reformation — die Pflege der Religion in der Muttersprache — wirksam. Schon 1548 vollendete Jakubica in einem noch nicht einwandfrei bestimmten niedersorb. Dialekt eine Übersetzung des Neuen Testaments, die jedoch Manuskript geblieben ist, ebenso wie eine Übersetzung des Psalters in niedersorbischer Sprache aus der Zeit nach 1556. Erst 1574 erschien das erste gedruckte Buch in niedersorb. Sprache, Mollers Gesangbuch und Katechismus, 1597 erschien der obersorbische Katechismus des Wenzel Warichius, 1610 der niedersorb. Katechismus des Andreas Tharaeus in Storkower Mundart und 1627 die Übersetzung der sieben Bußpsalmen des Purschwitzer Pfarrers Gregorius Martini. — Das dürfte aber auch alles sein, was unmittelbar durch die reformatorische Bewegung hervorgerufen worden ist. Zweifellos ist das auffallend wenig, besonders wenn man bedenkt, daß das sorbische Sprachgebiet damals noch sehr umfangreich war. — PÁTA wirft deshalb die Frage auf, ob von den sorbischen Geistlichen damals andere slavische Bücher benutzt worden sind. Von čechischen ist es zur Genüge bewiesen, polnischen Einfluß zeigt die Übersetzung Jakubicas. Die Frage nach der Benutzung slovenischer Bücher bedarf nach PÁTAS Ansicht erneuter Untersuchung. Ich möchte hierzu bemerken, daß es mir gelungen ist, in Muskau die Existenz einer benutzten Trubarschen Bibel



von 1584 nachzuweisen. — Aber damit ist die Frage noch nicht erledigt, woher es kam, daß die religiöse sorbische Literatur in ihren Anfängen stecken blieb und fast zwei Jahrhunderte lang nicht vorwärts kam. PÁTA verweist mit Recht auf die Nöte des Dreißigjährigen Krieges. Allein auch dies scheint mir nicht ausreichend zu sein. — Der wahre Grund scheint mir in der Organisation des evangelischen Gottesdienstes zu liegen, die noch eingehend erforscht werden müßte. Wenn es nach der Reformation meist so war, wie noch am Anfange des 19. Jahrh. in den Kirchen der Standesherrschaft Muskau, im Senftenberger Kreis und in der ganzen Niederlausitz, daß der sorbische Gottesdienst nur eine Art Anhängsel zum deutschen Gottesdienst war, indem den Sorben nach der deutschen Predigt nur eine kurze Inhaltsangabe derselben in sorbischer Sprache geboten wurde, und Gesang und Gebet in sorb. Sprache auf das mindeste beschränkt waren, dann erklärt sich das geringe Interesse für eine besondere sorbische religiöse Literatur von selbst. — An dieser Einrichtung der Gottesdienste nahm zuerst der Pietismus Anstoß (GERBER S. 156), der das Verantwortlichkeitsgefühl der Grundherren und der Geistlichen für das Seelenheil ihrer sorbischen Gemeindemitglieder weckte und vielerorts besondere sorbische Gottesdienste einrichtete. Dadurch wurden erst kirchliche Bücher: Agenden, Gesangbücher, Evangelien in sorbischer Sprache notwendig.

Ein wirklicher Gewinn des PÁTAschen Werkes besteht darin, daß in ihm zum ersten Male dargelegt wird, welche große Bedeutung die Aufklärung für die Entwicklung des sorbischen Volkes gehabt hat. — Sie hat die Grundlage geschaffen für seine nationale Wiedererstehung. Auf dem Wege über die Universitäten und Gymnasien strömten ihre großen Ideen in die Lausitz und brachten auch hier die Geister in Bewegung. — Es entstand ein lebhaftes Interesse für sprachliche, historische, naturwissenschaftliche Studien, aber auch für Bildung und Befreiung des leibeigenen Volkes. — Das kam dem Sorbentum zugute.

Jetzt entstanden auch die ersten größeren Arbeiten zu seiner Sprache und Literatur, die merkwürdigerweise derselben Zeit entstammen: Mag. GEORG KOERNERS Philologisch-kritische Abhandlung von der wendischen Sprache und ihrem Nutzen in den Wissenschaften i. J. 1766; die Schrift: „Kurzer Entwurf einer oberlausitzer wendischen Kirchenhistorie, abgefaßt von einigen oberlaus.-wendischen evangelischen Predigern“ i. J. 1767 und CHRISTIAN KNAUTHS „Derer Oberlausitzer Sorbenwenden umständliche Kirchengeschichte usf.“ v. J. 1767. Diese drei Schriften werden von PÁTA in gebührender Weise eingehend gewürdigt. Den Verf. der ersten Abhandlung, den Pfarrer von Bockau i. Erzg., Mag. Georg Koerner, eine höchst fesselnde Persönlichkeit, hat PÁTA in seiner ganzen Bedeutung gekennzeichnet und geradezu der Vergessenheit entrissen. Koerner war nicht nur ein tüchtiger Historiker und Slavist. Die Oberlausitzer Gesellschaft



der Wissenschaften in Görlitz besitzt sein handschriftliches zweibändiges Wörterbuch der obersorbischen Sprache und das Manuskript seines *Idioticon misnico-sorabicum*, eines „Wörterbuches zur Erklärung einiger Wörter und besonderen Redensarten, deren sich der gemeine Mann im Meißenischen Erzgebirge bedient“. „Die Philologisch-kritische Abhandlung von der Wendischen Sprache und ihrem Nutzen“, welche Koerner zur Feier des 50jährigen Bestehens der Lausitzer Predigergesellschaft in Leipzig herausgegeben hat, enthält die erste ausführliche sorbische Bibliographie, ist aber gleichzeitig eine wirkliche Apologie der sorbischen Sprache und des sorbischen Volkes. Koerner wollte damit die Mitglieder der Lausitzer Predigergesellschaft in Leipzig für eine intensivere Pflege ihres Volkstums gewinnen und diesen einseitig theologischen Verein in einen allgemein wissenschaftlichen, allen Fakultäten zugänglichen umgestalten, der eine Zentrale für allseitige sorbische Forschungen bilden sollte. PÁTA stellt Koerners Schrift neben die berühmte *Dissertatio apologetica pro lingua slavonica, praecipue bohemica*“ des böhmischen Jesuiten Bohuslav Balbín, die wohl 100 Jahre vorher geschrieben wurde, aber erst 1775, also 9 Jahre nach Koerners Veröffentlichung im Druck erschien, und mit Recht erklärt er Koerners Eintreten für den Wert der sorbischen Sprache aus seiner naturrechtlichen Einstellung. Es braucht wohl kaum hervorgehoben zu werden, daß PÁTA die phantastischen Etymologien Koerners ablehnt, ohne daß dadurch seiner großen Bedeutung für die Slavistik und das Sorbentum irgendwelcher Abbruch geschieht. Während Koerners Vorgänger und Zeitgenossen auf dem Gebiete der Sorbenforschung, die PÁTA sämtlich genau kennt — die Abraham Frenzel, Petrus Jaenichius, Joh. Georgius Eccard, J. Chr. G. Budaus, Christian Knauth, Joh. Georg Ohnefalsch-Richter — sich fast ausschließlich von wissenschaftlichen Interessen leiten lassen, ist Georg Koerner der erste, welcher mit aller Entschiedenheit für den eigenen Wert der sorbischen Sprache eintritt. — Nicht weniger ausführlich bespricht PÁTA den „Kurzen Entwurf einer Oberlausitzisch-wendischen Kirchenhistorie“ v. J. 1767. — Von den 5 Abschnitten des Buches sind für ihn am wichtigsten der 4., welcher von den Mitgliedern der Leipziger Lausitzer Predigergesellschaft handelt, und der 5., welcher ein Verzeichnis der in oberlausitzisch-wendischer Sprache erschienenen Bücher enthält. PÁTA vermutet als Verfasser des 4. Teiles den berühmten sorbischen Bienenforscher Adam Gottlob Schirach, Pfarrer in Kleinbautzen und als den der Bibliographie den Pfarrer von Malschwitz Peter Ponich (Pannach). Beides dürfte der Wahrheit entsprechen. Schirach hatte neben seinen naturwissenschaftlichen auch starke historische Interessen, wie sein „Entwurf einer slavisch-wendischen Historie“ bezeugt. Pannachs Sohn, Ehregott Friedrich, † um 1827 in Märzdorf, hinterließ eine umfangreiche hand-

schriftliche Bibliographie sorbischer Bücher, die zweifellos eine Fortsetzung der seines Vaters ist. Das Original ist verloren gegangen. Eine Abschrift davon habe ich im liter. Nachlaß Heinr. Ernst Krügers gefunden. — Von größerer Bedeutung ist CHRISTIAN KNAUTHS „Derer Oberlausitzer Sorbenwenden umständliche Kirchengeschichte“, schon weil sie einen weitaus größeren Leserkreis fand. — PÁTA stellt auch ihren Inhalt kritisch dar, hebt die Gründlichkeit und Sachlichkeit ihres bibliogr. Teiles hervor und bespricht zum Schluß Michael Frenzels Huldigungsschreiben an den Zaren Peter den Großen. Von Knauth sind abhängig CHR. K. GULDES „Versuch eines Verzeichnisses der in der Niederlausitz-Wendischen Sprache zum Druck beförderten geistlichen Schriften“ v. J. 1785; HORČANSKIS „Versuch über die Sprache der Wenden in der Oberlausitz“ v. J. 1797 und auch K. G. ANTONS „Erste Linien eines Versuches über der alten Slaven Ursprung, Sitten, Gebräuchen, Meinungen und Kenntnisse“ v. J. 1783. Prof. PÁTA hat durchaus Recht, wenn er alle diese wissenschaftlichen Arbeiten der Aufklärung zugute schreibt. — Koerner war ein Schüler Ernestis und gewiß hat er sich mit darum bemüht, daß der Philosoph und Theolog Chr. Aug. Crusius 1767 das Protektorat der Lausitzer Predigergesellschaft übernahm; ausgesprochene Aufklärer waren Schirach, der mit dem Lehrer der Palingenesie Charles Bonnet in Verbindung stand und in seiner Melittotheologie immer wieder Brockes zitiert; der Muskauer Superintendent J. G. Vogel, ein Schüler der Universität Göttingen, Karl Gottlob Anton, der Gründer und erste Sekretär der Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften, deren große Bedeutung für das sorbische Volk auch noch restlos klargestellt werden müßte; der Leipziger Prof. Nathanel Leske aus Muskau, dessen Preisschrift „Über die Erziehung des Landvolkes in der Oberlausitz“ in erster Linie für die sorbische Bevölkerung bestimmt war. — Groß war auch der Einfluß Gellerts auf die Leipziger sorbischen Studenten. Sein letzter Famulus war der Sohn eines sorbischen Feldwebels. — Die Lausitzer Provinzialblätter kämpften für Aufhebung der Leibeigenschaft. Mancherlei noch ließe sich zur Bestätigung von PÁTAS Ansicht beibringen. Und doch kann ich die Ansicht PÁTAS nicht ganz teilen, daß die Aufklärung allein den Grund gelegt hat zur nationalen Wiedererstehung des sorb. Volkes in der ersten Hälfte des 19. Jahrh., höchstens dann, wenn darunter auch der Pietismus mit verstanden wird, der ja ebenfalls eine Freiheitsbewegung ist. — Dem Pietismus konnte Verf. nicht ganz gerecht werden, da ihm hierzu die Quellen und Vorarbeiten fehlten. — Er stellt wohl die religiöse Bewegung dar, die das sorbische Volk unter dem Einflusse der Herrnhuter Brüdergemeinde erfaßte S. 84/85; aber damit ist seine Bedeutung keineswegs abgetan. — Wie fördernd und befreiend der Pietismus auf das sorbische Volk gewirkt hat, beweisen doch folgende Tatsachen:

Von 1686—91 war PHILIPP JAKOB SPENER Oberhofprediger in Dresden. Er stand im Briefwechsel mit Michael Frenzel, unterstützte ihn darin, den Sorben die nötigen relig. Schriften zu verschaffen und nannte ihn seinen Freund. — Zu den Erweckten, die in Dresden sich um Spener scharten, gehörten der Landvoigt der Oberlausitz Freiherr Nikol. von Gersdorf und seine Gattin Katharina, geb. von Friesen, die Großmutter Zinzendorfs. — Nach Speners Weggang von Dresden übernahm der schon genannte Christian Gerber die Leitung der Dresdner Erweckten. Ihm dämmert die Erkenntnis, ob etwa doch in der sorbischen Sprache ein *θεῖον* verborgen sei (Unerk. Wohlt. S. 157); er fordert die Herausgabe eines sorbischen Gesangbuches (S. 148), protestiert gegen die schlechte Behandlung der Leibeigenen (Unerk. Sünden K. 95). — Unter Nikol. von Gersdorf kamen die Beschlüsse der Lausitzer Landstände zustande, die den Sorben 1693 zum Kl. Katech., 1696 zu den Perikopen und zur Kirchenagende verhalfen. — In seinem Geiste aber walten die Stände nach seinem Tode weiter, bis die Sorben auch ein Gesangbuch und 1728 eine vollständige Bibel erhalten hatten. — Katharina von Gersdorf ließ auf ihre Kosten 1693 Frenzels Übers. der Episteln an die Gal. und Römer drucken und unentgeltlich verteilen, 1703 den Psalter, 1706 das Neue Testament. — Die von PÁTA auf S. 86 genannten Schulanstalten des Grafen Kaspar von Gersdorf und des Herrn von Below sind pietistische Gründungen, bestimmt zur Heranbildung von Volksschullehrern. Aus diesen Schulen sind die Väter der Generation um JOH. ERNST SCHMALER hervorgegangen — also Schmalers Vater Joh. Karl, Lehrer in Lohsa, Christian Kulmann in Uhyst, Georg Wanak in Neschwitz. — Pastor Kühn stand in enger Beziehung zum Halleschen Waisenhaus, in dem er gern sorbische Knaben unterbrachte, so den Vater des sorbischen Bibliographen Heinrich Krüger, Joh. Chr. Ad. Krüger, Pfarrer in Gröditz und den vor Handrij Zejleř bedeutendsten sorbischen Dichter Georg Möhn, Pfarrer in Neschwitz. — Im Jahre 1755 ließ der Reichsgraf Joh. Alex. von Callenberg für seine Gemeinden im Muskauer Dialekt eine „Ordnung des Heils“ drucken. Sein Ratgeber war der Superintendent Achilles, ein persönlicher Freund Aug. Herm. Franckes. Im Jahre 1770 wurden vom Archidiakonus Herwig in den Dörfern der Herrschaft Muskau 7 deutsche Schulen errichtet. Er war ein früherer Informator des Halleschen Waisenhauses. — In der Niederlausitz wirkten im piet. Sinne die Reichsgrafen von Lynar. Graf Heinr. Kasimir Gottlieb gab anonym eine Geschichte von Herrnhut heraus. — Auch die Frage nach der Bedeutung des Pietismus für das sorbische Volk muß erst noch vollständig gelöst werden. Aber schon das angeführte Tatsachenmaterial beweist zur Genüge, daß sie außerordentlich groß ist. Vor der Aufklärung hat der Pietismus jedenfalls voraus die Wirkung auf das Volk und den Charakter der Innerlichkeit.



Das wichtigste Problem der sorbischen Literaturgeschichte ist das der nationalen Wiedererstehung des sorbischen Volkes, deren Ausdruck seine Literatur wird. Durch die Schriften KÖRNER'S, KNAUTH'S u. a., aber auch durch die im Laus. Archiv und den Provinzialblättern enthaltenen Aufsätze wird die Aufmerksamkeit slavischer Gelehrter auf das sorbische Volk gerichtet. Sie treten in persönliche Beziehungen zum sorbischen Volke, um ihre Kenntnisse über das Sorbentum zu erweitern. Hier bringt PÁTA viel neues, höchst wertvolles Material. Wir erfahren, daß der Begründer des Slavistik Jozef Dobrovský 1825 in die Lausitz reiste, um selbst sprachliche Forschungen anzustellen, und daß er mit dem sorb. Bischof Lock, dem Kanonikus Fulk, dem Präses des kathol. wend. Seminars in Prag Fr. Přihonský, dem Übersetzer des niedersorb. Neuen Testaments Joh. Fr. Frizo, dem Pfarrer Andreas Lubensky in Briefwechsel trat, um von ihnen Auskünfte über die sorb. Sprache und Literatur zu erhalten. — Paul Jozef Šafařík erbat sich von Lubensky, nachdem er sich von der Unzulänglichkeit des sorb. Abschnittes in seiner „Geschichte der slavischen Sprache und Literatur nach allen Mundarten“ v. Jahre 1826 überzeugt hatte, Ergänzungen für eine Neuauflage, die dieser ihm zur Verfügung stellte. Aus dem von ihm aufgefundenen Briefwechsel vermag PÁTA auch neuen Aufschluß zu geben über die Beziehungen von Václav Hanka, Čelakovský, Doucha, Jezbera, Purkyně zu Joh. Ernst Schmalzer. Persönliche Beziehungen suchten zu den Sorben auch der Dichter der Slavy Dcera Jan Kollar, die Polen Michael Bobrowski und Andrej Kucharski, die Russen A. S. Kajsarow und A. J. Turgeniev bereits 1804, Izmail Ivanovič Sreznevskij 1840. — Gewiß waren diese Beziehungen für das Sorbentum von großer Bedeutung, Das slavische Bewußtsein, welches immer vorhanden gewesen war und sich aus den ersten Übersetzungen schon nachweisen läßt, wurde dadurch gestärkt, — und damit wurde die Einsicht in die Eigenart der Sprache und des Volkes nur gefördert. PÁTA weist darauf hin, wie Šafaříks Geschichte der slav. Literaturen den jungen Joh. Ernst Schmalzer und noch viel später den niedersorb. Dichter Mato Kósyk angeregt hat. Ich möchte hinzufügen, daß dies auch von dem sorb. Bibliographen Heinrich Aug. Krüger gilt, in dessen liter. Nachlaß sich Abschriften von Rezensionen finden, die er sich zu diesem Werke aus der Allg. Lit. Zeitung Okt. 1827 und der Leipziger Lit. Zeitung Nr. 304 1829 genommen hat. — Aber um die Tatsache der nationalen Wiedergeburt des sorbischen Volkes zu erklären, dazu reichen diese äußeren slavischen Beziehungen allein nicht aus. — Sie erfolgte von selbst, aus eigener Kraft, von innen heraus, freilich geweckt durch die geistige Strömung der Romantik. — Auf diese führt PÁTA mit vollem Rechte die sorbische Renaissance zurück, genau so, wie das gleichzeitig mit ihm der Verf. der „Literatur-



geschichte der deutschen Stämme und Landschaften“ JOSEF NADLER getan hat: IV, 1. u. 2. Aufl. 1928 S. 150. Die Romantik vertiefte das Verständnis für eigenes Volkstum und rief das Verlangen hervor, dieses vor dem drohenden Untergange zu bewahren. — Die sorbische Renaissance war das Werk der akademischen Jugend, die nach der Jahrhundertwende in Leipzig, Breslau und Prag studierte. — Ihre Hauptvertreter werden von PÁTA eingehend geschildert, immer in Rücksicht auf ihre Verdienste um die sorbische Literaturgeschichte. Auf diesem Gebiete freilich ist von ihnen nicht allzuviel geleistet worden. — ANDREAS LUBENSKÝ (Handrij Lubjenski) erneuerte 1814 die Leipziger Lausitzer Prediger-gesellschaft mit einer sorbischen Abteilung, die sich die Pflege ihres Volkstums zur besonderen Aufgabe machte, arbeitete an einem sorbischen Wörterbuch und einem Entwurf zur sorbischen Grammatik, entfaltete später als Pfarrer in Bautzen eine reiche schriftstellerische Tätigkeit, aber außer einem bibliogr. Verzeichnisse, das er Václav Hanka bereitwilligst übersandte, hat er sich auf literargeschichtlichem Gebiete nicht betätigt. Ebenso wenig tat das HANDRIJ ZEJLER (Seiler), der bedeutendste sorb. Dichter, der ganz und gar Romantiker, als Student Volkslieder sammelte und in ihrem Geiste zu dichten anfang. — Dagegen begann sein Altersgenosse HEINR. AUG. KRÜGER, † 1858 als Pastor in Purschwitz, bereits in Leipzig mit einer systematischen Sammlung aller sorb. Bücher, die später K. A. Jenč benutzt hat. Krüger starb vorzeitig, ohne zu einer Veröffentlichung seiner umfangreichen Arbeit gekommen zu sein. Sie hätte es verdient, da sie alle bisherigen Bibliographien weit übertrifft und schlechthin mustergültig ist. Leider stand sie PÁTA nicht zur Verfügung. — Ich habe sie nach dem Tode von Krügers letztem Sohne überkommen und kann darum hier mitteilen, daß Krüger sich nicht damit begnügt, den Titel jedes Buches peinlich genau anzugeben, er liefert auch eine ausführliche Beschreibung, Inhaltsangabe, Geschichte der Bücher, oft mit einer Fülle von einzelnen Bemerkungen, er beurteilt die Typographie, Orthographie und Sprache. — Von 30 älteren Schriften hat er eine eingehende Phraseologie angelegt; einige ältere Schriften hat er ganz abgeschrieben oder exzerpiert. — Außerdem aber hat er eine besondere Bibliographie der evangel.-sorb. Gesangbücher verfaßt, die hohen wissenschaftlichen Wert hat. Krügers bibliographische Arbeit ist noch heute unerreicht, sie bedarf noch einer besonderen Darstellung. — PÁTA weist nach, daß auch die literargeschichtlichen Aufsätze des unruhigen Feuergeistes Jan Pětr Jordan, „Die neuen Bestrebungen der wendisch-sorbischen Literatur in der Oberlausitz“ v. Jahre 1841 und 1842 als auch des noch in Breslau studierenden Jan Arnošt Smolef (Schmalzer) „Krótki překlad serbskeje literatury w Hornjej Łužicy (wot započatka hač do l. 1767)“ v. J. 1842, der von Dobrovský in russischer und polnischer Sprache in Warschau und auch in Jordans sorb. Ztschr.

Jutrníčka veröffentlicht wurde, unzureichend und unvollständig sind, immerhin doch als erste Anfänge einer sorbischen Literaturgeschichte Achtung verdienen. — Sehr interessant sind PÁTAS Ausführungen über die Anteilnahme russischer Slavisten — Köppen, Bodjanskij, Sreznevskij, Preis, Grigorovič, an dem geistigen Leben des wendischen Volkes. Sreznevskijs Berichte an das russ. Ministerium für Volksaufklärung werden eingehend besprochen. In ihnen gab Sreznevskij auch einen ersten Überblick über die gesamte sorbische Literatur, zu dem er gewiß vom jungen J. E. Schmalzer, mit dem er sich während seines längeren Aufenthaltes in der Lausitz im Jahre 1840 befreundet hatte, die nötigen Aufschlüsse erhalten hatte. — Die Wiedererstehung des sorbischen Volkes dokumentierte sich 1842 in der Herausgabe der Wochenschrift Tydzeńska Nowina, die noch heute als Tageblatt unter dem Namen Serbske Nowiny erscheint, in dem ersten großen Volkskonzert am 17. Okt. 1845, an dem Vertreter des ganzen sorbischen Volkes teilnahmen und vor allem in der Gründung der wissenschaftl. Gesellschaft Maćica Serbska im Jahre 1847. — Gewiß stimme ich dem Verf. des Werkes darin bei, daß die sorbische Renaissance in enger Beziehung steht zur Romantik und daß diese das Erbe der Aufklärung übernahm. In ganz ausgezeichneter Weise hat PÁTA das dargestellt. Für einen künftigen sorbischen Literaturhistoriker bleibt jedoch noch die Frage zu beantworten, die für PÁTAS Untersuchungen nicht in Betracht kommt, woher es kommt, daß die Renaissance nicht bloß Sache der Gebildeten, sondern des ganzen Volkes war. Es müßte untersucht werden, von welcher Bedeutung die Aufhebung der Leibeigenschaft gewesen ist und wie die starke konfessionelle Bewegung der 40er Jahre unter den evangelischen Wenden, die sich ihrerseits wieder aus der Romantik erklären läßt, auf die nationale Wiedererstehung eingewirkt hat. Die noch heute beliebten Lieder JAN KILIANS zeigen, zu welch starker Synthese in dieser Bewegung Volksbewußtsein und religiöse Verinnerlichung verschmolzen. — KILIAN war unter den Gründern der Maćica Serbska, und ihm standen Männer wie IMIŠ, WJELAN, HANDRIJ BROSK innerlich nahe. — PÁTA bespricht des weiteren, was von dieser Generation an literargeschichtlicher Arbeit geleistet worden ist: die noch heute gut brauchbaren bibliographischen Zusammenstellungen von K. A. JENČ und ЈАКОБ КУČАНК in E. T. JAKOBS „Serbske horne Łužicy aby statistiski Sapisk wschitkich serbskich ewangelskich a katholskich wosadow usf. Bautzen 1848 die umfangreichen, höchst verdienstvollen Arbeiten von K. A. JENČ, aus denen die „Stawizny serbskjeje ryčje a narodnosće“ Čas. Mać. Serb. 1849—54 als erster Versuch einer systematischen Darstellung und „Pismowstwo a spisowarjo delnjolužskich Serbow wot (1548) 1574—1880, Č. M. S. 1880 als erste und bisher einzige Arbeit über die Literatur der Niedersorben einen besonderen Wert haben, ferner HÓRNIKS Erstlingswerk

Řeč a písemnictví Lužických Srbů in Č. Českého Musea XXX, 1856, seine zahlreichen monographischen Arbeiten, seinen Aufsatz „Srbové Lužičtí im čech. „Slovník Naučný“, seine zahlreichen literargeschichtl. Informationen in anderen slav. Zeitschriften, seine Mitwirkung an dem Werke des poln. Historikers W. BOGUSŁAWSKI Rys dziejów serbo-łużyckich v. Jahre 1861, das er in die sorb. Sprache übertrug, endlich auch HANDRIJ DUČMANS (Deutschmann) bibliographische und biographische Arbeiten, die zusammengefaßt im Pismowstwo katolskich Serbow 1869 erschienen. — Die erste Literaturgeschichte im heutigen Sinne erhielt das sorbische Volk durch den russischen Gelehrten A. PYPIN, der in seiner schon erwähnten Geschichte der slavischen Literaturen auch die sorbische mit berücksichtigte. Dieser Abschnitt wurde nach der 2. Aufl. des Werkes von JOH. TRAUGOTT PECH ins Deutsche übersetzt und vervollständigt. PÁTA bietet eine sehr gründliche Beurteilung auch dieses Werkes.

Zu Anfang der 70er Jahre meldete sich im sorb. Volke eine neue Generation zur Mitarbeit, ERNST MUCKE, der noch heute tätige, hervorragende Slavist, Verf. einer preisgekrönten niedersorb. Grammatik und eines vergleichenden Niedersorbischen Wörterbuchs; JAKOB BARTH-ČIŠINSKI, ein Dichter von emporreißender Kraft, GEORG LIEBSCH (Libš), ein Philolog von feinstem sprachlichen Empfinden und ein ganzer Schwarm von ideal gesinnten jungen Leuten, denen bei aller Treue zum deutschen Staate die Erhaltung ihres sorb. Volkstums am Herzen lag. Trotz einzelner wertvoller literargeschichtlicher Arbeiten, wie MUCKES Biographie des Dichters Handrij Zejleř, zahlreicher biogr. Aufsätze von Jurij Libš, Heinrich Jórdan und des jüngeren Mikławš Andricki, Jan Bryl, Gottlob Šwjela, kam es auch jetzt von sorbischer Seite noch nicht zu einer systemat. Darstellung der sorb. Literatur. Diese vollbrachte der čechische Gelehrte ADOLF ČERNÝ (unter seinem Volke geschätzt als Dichter Jan Rokyta) — der Herausgeber des Slovanský Přehled, der sich um das sorbische Volk auch als volkskundlicher Forscher die größten Verdienste erworben hat. Von ihm stammt die höchst wertvolle Sammlung Mythiske bytosće lužiskich Serbow, Bautzen 1898 S. 462. Er hat einen großen Teil seiner Lebenskraft dem Studium des sorb. Volkes gewidmet, wie die erstaunlich große Anzahl seiner wissenschaftlichen und belletristischen Arbeiten über das Sorbentum zeigt. Seine Literaturgeschichte „Stawizny basnistwa lužiskich Serbow“ erschien von 1908—1910 im Č. M. S. und danach als Sonderdruck. Sie beruht auf eingehenden Quellenstudien und zahlreichen Vorarbeiten, zeichnet sich aus durch ein klares Urteil und verständnisvolles Einfühlen in die sorbischen Dichtungen. Sie wurde mit dankbarer Freude aufgenommen und fleißig studiert. Aber leider ist sie unvollständig geblieben. Das Niedersorbische wird gar nicht berücksichtigt. — PÁTA



stellt mit kritischer Beleuchtung im Zusammenhang alle die wissenschaftlichen Arbeiten dar, die das Interesse für das sorb. Volk bei Slaven und Nichtslaven auch in dieser Zeit hervorgerufen hat. Von den Čechen nennt er aus der neueren Zeit neben ADOLF ČERNÝ vor allem J. LISEC, J. MÁCHAL, L. KUBA, von den Polen den Rektor der Universität Wilna ALFONS PARCZEWSKI, BRONISŁAW GRABOWSKI, J. BAUDOUIN DE COURTENAY, H. UŁASZYN, die Russen VL. FRANCEV, KORŠ, SIROTININ, den Südslaven JOSIP MILAKOVIĆ, den Bulgaren MILETIĆ, den Franzosen LOUIS LEGER, den Engländer H. W. R. MORFILL, den Schweden ALFRED JENSEN u. v. a.

Der Weltkrieg hat auch die Entwicklung des sorb. Volkes unterbrochen und ihm blutige Opfer auferlegt. Aber nach seiner Beendigung ging auch das sorbische Volk an seinen Wiederaufbau. Eine rege geistige Arbeit entstand, nicht zum wenigsten auf dem Gebiete der literarischen Forschung PÁTA, der ja selbst hierbei führend mit beteiligt ist, berichtet darüber ausführlich und zuverlässig. — In einem letzten Kapitel stellt er dar, welches Interesse das sorbische Volk in der Gegenwart gefunden hat. Ich erwähne nur die trefflichen Arbeiten des Krakauer Slavisten WITOLD TASZYCKI, der Frau MARIE DE VAUX PHALIPAU in Paris, des Slavisten WOLFGANG GIUSTI in Rom, der 1926 das sorbische Volk aufgesucht hat, die höchst wertvollen Arbeiten der deutschen Slavisten R. TRAUTMANN „Der Wolfenbüttler Psalter“ und K. H. MEYER „Der Katechismus des Warichius“

PÁTAS Zawod do studija serbskeho pismowstwa ist in allen bibliographischen Angaben von sorgfältigster Genauigkeit und unbedingter Zuverlässigkeit. Indem PÁTA jede literarhistorische Arbeit ableitet aus der Persönlichkeit und dem Lebenswerk ihres Verfassers und aus dem Geschehen seiner Zeit, erhebt er seine Ausführungen selbst zu einer fesselnden systematischen Darstellung, die bereits die Umrisse einer sorbischen Literaturgeschichte erkennen läßt.

Stollberg i. Sa.

OTTO LEHMANN.

P. LAVROV, Сборникъ Верковича. I. Народныя пѣсни македонскихъ болгаръ. (Сборникъ отдѣленія русскаго языка и словесн. Росс. Академіи Наукъ. Bd. XCV, Nr. 5.) Petersburg 1920, Gr. 8<sup>o</sup>, IV + 352 S.

Wenn auch mit großer Verspätung ist die Besprechung dieser bulgaristischen Publikation in dieser Zeitschrift nachzuholen, denn es handelt sich hier um die Fortsetzung jener berühmten VERKOVIC'schen Sammlung bulgarischer Volkslieder, deren erster Teil schon 1860 in Belgrad unter dem Titel „Народне песме Македонски Бугара. Bd. 1: Женске песме“ erschien. Das Erscheinen der „Народне песме



Македонски Бугара“ ist auch in dér Beziehung höchst wichtig, als hier im Vorwort ein Serbe ziemlich ausführlich (S. I—XIX) vom bulgarischen Charakter der slavischen Bevölkerung Mazedoniens spricht. Nachdem der große ВУК KARADŽIĆ in seinem epochemachenden „Додатак“ *die bulgarische Sprache* durch die Materialien aus *Razlog in Nordostmazedonien* entdeckte und u. a. von den mazedonischen Βουλγάρικα im Moskopoler Λεξικὸν τετραγλωσσον des HADŽI DANIIL sagte „да је овђе Бугарски језик чистији него и у какој дојакошњој књижи“, kam im Jahre 1860 wieder ein Serbe, der dabei den Vorzug hatte, daß er über neun Jahre Mazedonien bereist hat, und gab genau die mazedonischen Bezirke an, wo diese Македонски Бугари sitzen, n. und nō. von Saloniki in Kukuš, Dorijan (Dojran), Petrič, Melnik, Demir-Hisar (bulg. Valovišta), Drama, Seres (S. III), w. von Saloniki in Voden, Enidže-Vardar, Neguš, Kožani, Kostur, „Sačista“ bis zu den Grenzen des Epirus u. a. (S. IV—VIII).

Es wäre wohl nicht überflüssig, hier noch folgendes aus dem „in Belgrad am Tage des heiligen Sava, des ersten Erzbischofs und großen serbischen Aufklärers 1860“ geschriebenen Vorwort VERKOVIĆs anzuführen (S. XIII): „Да су се ови македонскы' Бугари, којима ове песме принадлеже, одпре звали Словени, о томе имамо јасно доказателство у списима св. славенскы' апостола Кирила и Методија и њиови ученика', кои сви казују, да су превели св. писмо на словенскій языкъ, текъ доцније пријмили су они име своы' завоевателя Бугара, кое е дакле више политично и државно, него народно. Но ја самъ ове песме назвао бугарскимъ а не словенскимъ, збогъ тога, еръ данасъ кадъ бы когодъ македонскогъ Славенина запитао: Што си ты? съ места бы му одговоріо: ја самъ Болгаринъ, а свой языкъ зову болгарскимъ, премда многи іоле писмени люди, свагда себе називаю Славено-болгарима. Нарѣчія Бугарска према сѣверу одъ Македоніе, а особито у старој Србији, окѡ Вранѣ, Куманова, Дупнице, много се више приближую србскоме языку, нежели ово јужномакедонско нарѣчіе. Die letzten, von mir gesperrten Worte VERKOVIĆs zeigen eben, daß VERKOVIĆ ein guter Beobachter war und gewisse Sprachzüge, die den bulgarischen Mundarten Nordmazedoniens und dem Serbischen gemeinsam sind, nicht unverzeichnet lassen konnte. Diese, gewissen westbulgarischen Mundarten und dem Serbischen gemeinsamen Sprachzüge gaben später einem V. JAGIĆ das Recht, zu sagen: „Was ist das Mazedonische, wenn nicht ein Übergangsdialekt des Bulgarischen nach dem Serbischen und Kroatischen hin?“ (Arch. f. sl. Phil. VIII 134). Also keiner dieser serbokroatischen Gelehrten, weder ВУК, noch VERKOVIĆ, noch JAGIĆ, kam zu der Theorie, nach der das bulgarische Sprachgebiet sich vom Schwarzen Meere bis zum Flusse Vit oder

selbst Iskar (Tih. R. Djordjević) und von der Donau bis zum Balkan erstreckte, so daß alle übrigen bulgarischen Mundarten in Westbulgarien und Westmazedonien, ja sogar die nach der  $\bar{z}$ -Aussprache ostbulgarischen Mundarten südlich des Balkans, im Rhodopegebiet und in Thrakien und Ostmazedonien bis Saloniki rein serbisch sein sollen.

In diesem Zusammenhang ist es bemerkenswert, daß sich gegen die großserbische Theorie auch einer der begabtesten Schüler Jagićs, der Slovene V. OBLAK, aussprach, der eben aus Saloniki, wo er seine dialektologischen Studien machte, mit bitterer Ironie schrieb: „Die Frage über die Stellung der mazedonischen Dialekte ist bereits gründlich gelöst und ich könnte nach Hause zurückkehren! Es erschien soeben *Крѣта српскихъ земаља* mit einer langen „historisch-sprachlichen“ Einleitung, herausgegeben von der serbischen „Omladina“. In ganz Mazedonien, dem westlichen Bulgarien samt Sofia, ja teilweise noch in den Rhodopen sind nur Serben! (g. v. m.). Um dieses großserbische Gebiet besser zu arrondieren, werden auch die östliche Hälfte Krains und die östlichen Teile der Südsteiermark hinzugeschlagen! DRINOV und die MILADINOVCI werden als Falsifikatoren erklärt, alle von den Bulgaren aufgezeichneten Lieder sind umgearbeitet usw.! Ich preise mich glücklich, daß ich diese glänzende Abhandlung noch rechtzeitig erhielt, denn erst jetzt weiß ich, daß der Dialekt von Sucho gar nicht bulgarisch ist! — Man muß die Serben sehr bedauern, daß sie eine solche Universitätsjugend haben, die nichts lernt und nichts weiß“ (Mazedonische Studien, Sitz.-Ber. Wien. Ak. ph.-hist. Kl. Bd. 134, 147–148).

Alles oben gesagte ist hier stark zu unterstreichen, weil gewisse Gelehrte und darunter auch A. MEILLET noch immer das Bulgarentum Mazedoniens als durch die Propaganda des bulgarischen Exarchats entstanden erklären. Es wird dabei ignoriert, daß ein mazedonischer Bulgare, der Mönch Paisij von Chilendar, im Jahre 1762 seine Landsleute zu wecken begann und daß schon im Anfang des 19. Jahrh., als die übrigen Bulgaren noch in tiefem Schlaf lagen, wieder geborene Mazedonier, wie der Daskalos HADŽI JOAKIM KJURČOVSKI aus dem Dorfe Oslomei im Bezirk von Kičevo und der Hieromonachos KYRILL PEJČINOVIČ aus dem Dorfe Tearce im Bezirk von Tetovo, alle beide also aus Nordmazedonien, die Schulkinder in ihrer bulgarischen Muttersprache lehrten und wieder in dieser volkstümlichen Sprache populäre Bücher schrieben, die mit Geldmitteln bulgarischer Kaufleute aus Nordmazedonien in Budapest gedruckt wurden.

Es muß hier wiederholt werden, daß im Jahre 1816 das Buch *Ogledalo* = 'Spiegel' erschien, auf dessen Titelseite steht: „opisase rádi potréby i polzovánija *preprostějšymъ i ne knižnymъ jazykomъ*

*Bolgarskimъ dolniъ Mvssii*, mnogogrěšnymъ vo ieromonásěchъ i nedostojnějšymъ igumenomъ Kralъ Márkovago Monastýřa, *ize vo Skópie u Márkoa reka chráma stágo velikomúčenika Dimitria Kyřillъ Tetoec Pejčinovičъ . . .*“; s. V. POGORELOV, Опис на старите печатани български книги (1802—1877), Sofia 1922 S. 10; im Jahre 1817 erschien wieder eine „kniga glagolemaa *Mytarstva*, prevedése trudomъ Blagogovějnago vъ monásěchъ prečestnějšago g. *Iwakima daskala Krčovskago*, izdivéníemъ že pravoslávnychъ christiánъ *Štípskichъ i pročichъ grádovъ Bolgárskichъ* za duševnoe ichъ spasenie napřátišę nastojaniemъ blagopočtenorodnychъ gospodarovъ Dimitrija Filippoviča žitelja i *kupca Kratovskagov rodomъ izъ Egridere Palanka i Dimitrija Zuzura Sečistjanina*“; im Jahre 1819: *Različna poučitelna nastavlenija*, sočinennaja ieromonachomъ *Iwakimomъ hadži nastojaniemъ že počtenorodnago gospodara Nešy Markoviča rodomъ ѿ Kratova*“ usw.; s. POGORELOV a. O. S. 12 und 17. Die erste Publikation des Hadži Joakim des Daskals war die berühmte Пóвѣсть рáди стрáшнагw ѿ вторáгw пришѣствiа Христóва, сóбраннаа ѿ различныхъ сѣбѣхъ писáниахъ, ѿ преведѣнна на простѣйшій мзѣкъ Болгáрскій, пóлзованиа рáди простѣйшихъ члѣвкoвъ и некнижныхъ: списаннаа ѿ хаджи Ишакiма Дáскала, и преведѣса на тѣпъ потщаниѣмъ господара кѣръ хаджи Пѣца ѿ Щипъ, ѿ кѣръ хаджи Стáнко ѿ Крáтово, ѿ кѣръ Димитрій Филіпповичъ ѿ Ёгри Дерé Палáнка за дѣшѣвное ѿхъ спасѣніе. Настoятель бѣсть Димитрій Ивáнновичъ Звáсра ѿ Сѣчища. Въ Бѣдинѣ грáдѣ Писмены Крáлев. Всеѣчилища Оунгáрскаго. 1814;“ s. POGORELOV a. O. S. 8 und J. IVANOV Българитѣ въ Македония. 2. Aufl. Sofia 1917 S. 208 — Faksimile. Schon VUK KARADŽIĆ hielt die zwei ihm bekannten Bücher *Krčovskis* („*Mytarstva*“ und „*Razl. poučit. nastavlenija*“) für bulgarisch, s. „Поровор“ am Ende des „Додатак“, S. 230 der Staatsausgabe von VUK ST. KARADŽIĆ Скуплени граматички и полемички списи Bd. II Lief. 1 Belgrad 1894. Die Richtigkeit der Auffassung VUKS bestätigt sich durch den echt bulgarischen Charakter der Sprache nicht nur der genannten zwei Bücher *Krčovskis*, sondern auch durch den Bulgarismus seiner übrigen Publikationen sowie der Bücher PEJČINOVIČS. Da alle diese Bücher zu den größten bibliographischen Seltenheiten gehören, ist es ganz natürlich, daß manche Slavisten von der Sprache derselben nichts wissen.

Und da A. MEILLET auch in der 2. Auflage seines Buches „*Les langues dans l'Europe nouvelle*“ von den Mundarten der mazedonischen Slaven sagt, daß sie weder rein serbisch, noch rein bulgarisch wären und daß die bulgarischen oder die bulgarisierten Lehrer „ont exercé en Macédoine une forte action dans le dernier tiers du XIX<sup>e</sup> siècle; et c'est ce qui a donné occasion aux Bulgares de revendiquer



quer le pays pour leur langue commune“ (a. O. 132), so ist es von nöten, hier zu bemerken, daß sich MEILLET durch die Wiederholung dieser Behauptungen nicht recht gut empfiehlt. Schon im Jahre 1924 wurde nämlich aus Anlaß der 1. Auflage seines Buches gesagt: „Möge doch Meillet die bulgarische Sprach- und Literaturgeschichte eingehender studieren, um mit den serbischen Chauvinisten nicht auf eine Stufe zu geraten! Zu Anfang des 19. Jahrh. hatten die Ostbulgaren keine eigenen Lehrer und die Westbulgaren aus Mazedonien КЪРЧОВСКИ und PEJČINOVIČ lehrten und schrieben schon damals in ihrer bulgarischen Muttersprache!“ (Arch. f. slav. Phil. 39, 122).

Statt seine ganz unrichtigen Behauptungen vom Jahre 1918 zurückzuziehen oder wenigstens dieselben von Grund aus zu korrigieren, hat es MEILLET nach zehn Jahren für gut erachtet, seine Behauptungen nochmals zu wiederholen und dazu noch einige Worte hinzuzufügen. Diese nach zehn Jahren hinzugekommenen Worte stehen aber wieder nicht in Übereinstimmung mit der Wirklichkeit oder sie berühren gar nicht die wesentlichen Probleme der mazedonisch-bulgarischen Sprachgeschichte. Im Punkt über die vermeintliche bulgarische Propaganda wird die Chronologie richtiggestellt, nämlich daß die „starke Aktion“ der bulgarischen oder bulgarisierten Lehrer erst im letzten Drittel des 19. Jahrh. stattgefunden hätte, und es wird gar nicht wahrgenommen, daß auf diese Weise die Unrichtigkeit der großserbischen Theorien noch mehr in die Augen springt: das Bulgarentum in Mazedonien soll nach dieser Theorie bloß eine Folge der bulgarischen Propaganda sein, die erst im letzten Drittel des 19. Jahrh. gewirkt hat, und die bulgarische Sprach- und Literaturgeschichte weist nach, daß die mazedoslavischen Mundarten mit ihren typischen bulgarischen Zügen seit dem Mittelalter da sind, daß in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. ein aromunischer Mönch, HADŽI DANIIL aus Maskopole, seine *Βουλγάρικα* von den mazedonischen „Slaven“ nimmt und daß die mazedonischen Lehrer schon im ersten Drittel des 19. Jahrh. bulgarisch schrieben. Überhaupt hört MEILLET sehr unwillig vom *Λεξικὸν τετραγλωσσον* und von den mazedonischen Didaskalēn, die bulgarisch schreiben. Von denselben sagt er auch jetzt nach vollen zehn Jahren kein Sterbenswörtchen!

Nun wollen wir sehen, was von MEILLET im Jahre 1918 und was 1928 zur Begründung der gegenteiligen Behauptungen geschrieben worden ist. Es folgt links der Text aus dem Jahre 1918 (erste Ausgabe des Buches „Les langues dans l'Europe nouvelle“) und rechts der Text aus d. J. 1928 (2. Ausg. desselben Werkes); die neu hinzugekommenen Worte des französischen Linguisten sind hier kursiv gesetzt.



1918:

Les parlers de Macédoine sont une partie de l'ensemble slave méridional; ceux qui les parlent pourront, suivant les circonstances, prendre pour langue commune le serbe ou le bulgare. Leurs parlers, différents entre eux, ne sont ni vraiment serbes, ni vraiment bulgares. Les maîtres d'écoles bulgares ou bulgarisés ont exercé une forte action et c'est ce qui a donné occasion aux Bulgares de revendiquer le pays pour leur langue commune. S. 167—68.

1928:

Les parlers de Macédoine sont une partie de l'ensemble slave méridional; ceux qui les parlent pourront, suivant les circonstances, prendre pour langue commune le serbe ou le bulgare. Leurs parlers, différents entre eux, ne sont ni vraiment serbes, ni vraiment bulgares, *surtout si l'on pense au bulgare écrit qui est fondé sur des parlers assez éloignés des parlers macédoniens. Sans doute, la simplification des formes de noms est la même en Macédoine qu'en Bulgarie; mais c'est l'effet d'une tendance qui se manifeste aussi dans les parlers serbes de la région balkanique.* Les maîtres d'école bulgares ou bulgarisés ont exercé une forte action *dans le dernier tiers du XIX<sup>e</sup> siècle* et c'est ce qui a donné occasion aux Bulgares de revendiquer le pays pour leur langue commune. S. 132.

Nach MEILLET „könnten“ die Sprecher der mazedonischen Dialekte immer noch die serbische Gemeinsprache annehmen, ohne Rücksicht darauf, daß diese mazedonischen „Slaven“ mehr als 100 Jahre bulgarische Bücher geschrieben und gelesen haben und ungeachtet dessen, daß diese mazedonischen Dialekte nach ihren Haupteigentümlichkeiten von den serbischen grundverschieden sind. In seinen „Очерки по македонской диалектологии“ (Kazan 1918) hat der bekannte russische Bulgarist A. SELIŠČEV mehr als 30 wirkliche Grundcharakteristika aller Mundarten des ganzen bulgarisch-mazedonischen Sprachgebietes oder aller Mundarten der bulgarisch-mazedonischen Sprachgruppe gegeben, und das nach langjährigen Studien und nach einem arbeitsvollen Aufenthalt in Nordmazedonien. MEILLET hat sich nie mit der Dialektologie Bulgariens, Thraziens und Mazedoniens beschäftigt, hat die Nachweise SELIŠČEVs nicht als „verfehlt“ widerlegt und behauptet nun doch, daß die mazedonischen Mundarten weder serbisch noch bulgarisch wären.

Als einziger Grund für diese Behauptung wird jetzt angeführt, daß das Schriftbulgarische auf Mundarten beruhe, die ziemlich weit von den mazedonischen stehen sollen. Das stimmt aber wieder nicht.

Bevor er seine Behauptung von der Gründung des Schriftbulgarischen auf ziemlich weit vom Mazedonischen entfernten Mundarten aufstellte, hätte MEILLET die Sprache der bulgarischen Schriftsteller der ersten Hälfte des 19. Jahrh. studieren und darin die ost- sowie die westbulgarischen Elemente einsehen sollen. Hätte er das getan, so würde er sich davon überzeugt haben, daß die neubulgarische Literatursprache schon in den 30er Jahren des 19. Jahrh. ihren allgemeinen bulgarischen, d. h. mit ost- und westbulgarischen Zügen versehenen Habitus hat, wie das z. B. auch im Arch. f. slav. Phil. Bd. 39 S. 123 gezeigt worden ist, wo auch Auszüge aus den Werken der bekannten bulgarischen Schriftsteller NEOPHYT RYLSKI und NEOPHYT CHILENDARSKI zu finden sind. Die ost- und westbulgarischen Elemente sind fast gleichmäßig vertreten auch in der Sprache aller größeren bulgarischen Dichter und Belletristen des 19. und 20. Jahrh. von PETKO SLAVEJKOV und CHRISTO BOTJOV bis IVAN VAZOV, PENČO SLAVEJKOV, T. G. VLAJKOV, NIKOLAJ RAJNOV u. a.

Es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß die aus Mazedonien wie Paisij selbst stammenden frühneubulgarischen Schriftsteller gut westbulgarisch schrieben. Nach den 20er Jahren des 19. Jahrh. beobachtet man das Aufkommen und die Erstarkung des ostbulg. Elements in der Literatursprache, und in kurzer Zeit kamen die zwei Elemente (west- und ostbulg.) in eine Art von Gleichgewicht. Es ist zwar richtig, daß manche aus Mazedonien gebürtigen Schriftsteller, z. B. PARTENIJ ZOGRAFSKI, RAJKO ŽINZIFOV u. a. in den ersten Dezennien der zweiten Hälfte des 19. Jahrh. Versuche gemacht haben, mehr südwestbulg. (mazed.) Elemente in die Literatursprache einzuführen, ja sogar derselben einen ausgeprägt südwestbulgarischen Charakter zu geben, sie haben aber keinen Anklang gefunden. Jedenfalls beruht die Behauptung, daß der neubulg. Schriftsprache das Ostbulgarische und speziell die Mundart von Tŕnovo in Nordostbulgarien zugrunde liege, auf grober Unwissenheit: in dieser Sprache sind ost- und westbulgarische Züge gut gegeneinander abgewogen; s. u. a. Verf., Уводъ въ общото езикознание (Университетска Библиотека Nr. 71) Sofia 1927 S. 236—38, Geschichte der bulg. Sprache (Slavischer Grundriß) Berlin 1929 S. 348—350; СМР. КОДОВ, Родна речъ III (Kazanlık 1929) Nr. 1 S. 32—35.

Geben wir aber endlich zu, daß das Schriftbulgarische wirklich „fondé sur des parlers assez éloignés des parlers macédoniens“ sei. Daraus darf man aber keineswegs MEILLETS Schluß ziehen, nach dem die mazedonischen Mundarten nicht rein bulgarisch sein sollten.

MEILLET erwähnt die Vereinfachung der Nominalformen und gesteht gerne zu, daß sie in Mazedonien dieselbe ist wie in Bulgarien; das sei aber „l'effet d'une tendance“, die sich auch in den serbischen Mundarten des Balkangebietes offenbart. Wir wollen sogar das an-

nehmen, daß diese Tendenz in den betreffenden Mundarten nichts Gemeinsames mit der entsprechenden Erscheinung im Bulgarischen hat, daß sie also nicht unter bulgarischem Einfluß, sondern ganz spontan nach den allgemein bekannten Gesetzen der morphologischen und syntaktischen Vereinfachung entstand. Da bleibt doch wieder eine beträchtliche Anzahl gemeinsamer mazedonisch-bulgarischer Isophonen, Isotonen, Isolexen, Isomorphen, Isosyntagmen u. a., die eine Abtrennung der mazedonischen Mundarten von den bulgarischen absolut verbieten.

Und eben in dieser Beziehung und insbesondere für Linguisten wie A. MEILLET ist die Veröffentlichung des ersten Teiles der VERKOVIC'SCHEN Sammlung von der Russischen Akademie im Jahre 1920 unter dem Titel „Народныя пѣсни македонскихъ болгаръ“ von großer Bedeutung. Es ist sehr zu bedauern, daß die Lieder ohne Akzentzeichen sind und daß die Sammlung in bezug auf die phonetische Genauigkeit noch ziemlich viel zu wünschen übrig läßt; so wird der mazedonisch-bulgarische dumpfe Vokal *ɜ* am öftesten durch *i* wiedergegeben („пирво“ ‘erstes’, „црква“ ‘Kirche’, „пристен“ ‘Ring’, слинце ‘Sonne’, „длига“ ‘lang’, ja sogar „рика“ ‘Hand’ („да му фати десна рика остра сабя“ S. 5) neben „рака“, eigentlich wohl рѣка, рака („хемъ пушката на рака диржи“ S. 154), auch mit Spuren alter Nasalisation „ринка“ (140) und „ранцятя“ S. 150 (letzteres ein typischer Bulgarismus mit Rhinesmusspur, mit *ѣ* > *я*, d. h. ‘a und Artikel); auch „минжи“ (S. 151) statt мънжи ‘Männer’ > abg. мѣжи, sonst bulg. dial. мъжи, gewöhnlich мъжѣ usw. Der dunkle Vokal wird aber manchmal auch mit den Buchstaben *ж* und *з* bezeichnet, z. B. S. 148: „сина жени, керка мъжи ‘den Sohn verheiratet er, die Tochter bringt er an den Mann’, vgl. russ. выдать замуж; „тѣмпане“, „фрѣкати“, вѣрнаха“ usw. und dagegen S. 137 „Грендите си разгрендиха, белите биски и се видоха“ ‘der Busen entblößte sich, die weißen Brüste wurden sichtbar’, wo das *е* in „гренди“, „разгрендиха“ augenscheinlich statt *ѣ* steht: die Form грѣнди der süd-mazedonischen Mundarten ist seit langem bekannt. Was jenes *i* < *ѣ* anbelangt, so sagt der Herausgeber, LAVROV, mit vollem Recht: „Въ изданіи удержано это и, хотя, быть можетъ (!), лучше было бы всюду замѣнить его или *ѣ*, или *ж*, S. IV. Aber nicht „vielleicht“, sondern absolut sicher ist es, daß das *i* durch *ѣ* ersetzt werden mußte.

LAVROV sagt noch zu seiner Beruhigung: „Разумѣется, каждый, кто знаетъ болгарскій языкъ, сразу разберется въ такомъ необычномъ и неудобномъ правописаніи“, und darin hat er gewiß recht. Der orthographische Wirrwarr des Manuskriptes dürfte aber in der Ausgabe einer Akademie nicht reproduziert werden, da er das Buch nur verunziert.

Von dem Fehlen der Akzentzeichen, bei denen der echt bulgarische Charakter der Akzentverhältnisse in den entsprechenden

mazedonischen Mundarten noch mehr hervortreten würde und von der mangelhaften Orthographie des dumpfen Vokals u. a. abgesehen, ist der Сборникъ Верковича eine sehr hoch einzuschätzende Leistung, wofür wir Bulgaren der russischen Akademie und dem Herausgeber P. LAVROV herzlichen Dank schuldig sind.

Der „Сборникъ Верковича“ ist besonders allen Anhängern entgegengesetzter Ansichten, auch MEILLET dringend zu empfehlen. Wollte man alle Bulgarismen in der Sprache dieser mazedonischen Volkslieder anführen, so müßte man fast das ganze Buch wieder abdrucken: auf jeder Seite, in jedem Vers sind unbestreitbare Bulgarismen vorhanden, die man nicht leicht wegdisputieren kann. Im Laufe von fünf Jahren nach dem Ende des großen Krieges erhält die Slavistik drei objektive Bücher von neutralen und darunter von einem serbischen Gelehrten der früheren Generation: im Jahre 1918 SELIŠČEV *Очерки по македонской диалектологии*, im Jahre 1923 MAZONS *Contes slaves de la Macédoine sud-occidentale*, wo aber auf der ersten Seite die ersten Worte des Verfassers „les parlers bulgares vivants de la Macédoine sud-occidentale“ lauten, und in die Zwischenzeit (1920) fällt der Сборникъ Верковича, diese Sammlung bulgarischer Volkslieder aus Südostmazedonien, die von einem Serben stammt und von einem Russen herausgegeben worden ist.

Es wurde u. a. von A. BELIĆ einst davon gesprochen, daß die eigentliche bulgarische Sprache nur das Ostbulgarische mit seinem  $\text{ѣ} > 'a$  sei; alle westbulgarischen Mundarten, in denen nur schwache (nach einem *c*: *cal*, *capi* usw.) oder gar keine Spuren der 'a-Aussprache bewahrt sind, sollten nach dieser Theorie „altserbisch“ sein. Nun kommt der „Сборникъ Верковича“, um den Verfechtern solcher Auffassungen zu zeigen, daß auch in Mazedonien ostbulgarische Mundarten existieren, von deren 'a-Aussprache seinerzeit auch der so jung dahingeschiedene ОБЛАК schrieb. Mögen nun diese Herren diese Publikation der russischen Akademie unter der Redaktion LAVROVS recht aufmerksam studieren, um endlich zu sehen, daß die Mundarten in Südostmazedonien herzlich wenig mit dem Serbischen zu tun haben und daß darin nur vereinzelte, in keinem Einklang mit der Phonetik dieser Mundarten stehende Serbismen als spätere Ankömmlinge vom Norden anzutreffen sind, wie das auch SELIŠČEV und MAZON mit Recht hervorgehoben haben.

Hier sei nur auf eine kleine Anzahl von Beispielen hingewiesen, die vom phonetischen Standpunkt wichtig sind. So liest man schon auf S. 1: ниту чяшыя вино „nicht einmal ein Glas Wein“ mit der typischen „ostbulgarischen“ Reduktion der unbetonten Vokale und mit altbulg. palataler Aussprache des  $\text{ѣ}$  und  $\text{ѣ}$ ; S. 7: „Царската рика (= рѣка) мошне длинга (= дълъга, mit bekanntem unorganischem Rhinesmus), ти да викнишь . . . го насили мошни стара юда“. Mit



ostbulgarischer Reduktion hat man zu tun auch in „непалъ“ (statt непъл, eigentlich *pép'ol* und dispalatalisiert *pépəl*, wie ost- und westbulgarisch *véc'or* aus *véc'or*) und „болинъ“; über diese zweifache Reduktion des *e* im Bulgarischen s. zuletzt Verf., Geschichte der bulg. Sprache § 44 S. 82—83. „Ретъ по редомъ кой киде (= къде) мо пирляга“ (S. 10) ist beachtenswert wegen des *o* statt des unbetonten *u*, s. Gesch. d. bulg. Spr. §§ 46—47 S. 86—89 „*brat mo*“ statt *brat mu* 'sein Bruder'; zu „*pirl'aga*“ statt *pril'aga*, liter. прилѣга geschrieben, vgl. z. B. ostbulg. *pərliča* statt *prilīča*; vgl. noch S. 18 „перлѣга“!

S. 50: „Тогасъ го дучу Госпотъ него, / Да размризна (= размръзна“ 'auftauen lassen') Богъ цирното (= църното) морн / И кинисаха до триста кораби / До триста кораби тимянь и осокъ (statt *vosok*, auch ostbulg. *osžk* 'Wachs') / И тогасъ раздели тимянь траговецъ (= *trəgovec* dial. ostbg. u. wbg. 'Kaufmann'); vgl. S. 60: не можя (gewöhnlich *moža* 'konnte') да трапи (= *trəpi* 'dulden'), викна да му оторятъ. Von besonderem Wert, als „eigentlich bulgarisch“ sind die zahlreichen Wörter mit 'a-Aussprache des abg. ѣ: „да я посячи мирка по мирка (= *mər(v)ka*, *mř(v)ka* 'Stück Fleisch') 'um sie zu schneiden ein Stück nacheinander', S. 63; „дека седя Господъ да слушеше“ S. 68, *sed'a* Aor. von сѣдѣти; „самъ направилъ чешма / чешма стрятъ село“ S. 71 (*střat* 'inmitten' zu сѣда); „ляпъ си ядамъ, гладинъ ходя“ (*l'ap* < abg. хлѣсъ; *gladin* mit Reduktion des unbetonten *e* zu *i*), S. 79; ринцята ebd., d. h. *rěnc'át'a* > abg. рѣнцѣ; vgl. nordostbg. dial. *rěc'á* neben *rěcé*; „нивяста“, да не си примяни zu *prem'ána*; той умря. Aor. 3. Sg. S. 129; ня си, Неду, ти при майка S. 132, *nási* < abg. нѣси usw. usw.

Bemerkenswert sind neben den Spuren des Rhinesmus und der 'a-Aussprache des ѣ noch die interessanten dumpfen Reflexe des abg. ъ: „Майка а бе зарѣла“ ('die Mutter hatte sie begraben', also *zarěla* < зарѣла), S. 77; „нѣй га бехми малки дяца“ = 'als wir kleine Kinder waren' S. 142, *něj* statt *nič* mit ъ < ъ; „и нѣй да а фатихме“ ebd. usw.; „варай вѣй деветъ душа юнаци“ S. 145 (*věj* < abg. вѣй) вѣй S. 149 bis, 160 usw. Den engen Zusammenhang dieser mazedonischen Dialekte mit den Mundarten des „eigentlichen“ Bulgariens erkennt man auch an den dumpfen Reflexen des gemeinslavischen *i* nach gewissen Palatalen. So haben VERKOVIĆ „жѣви риби“ (S. 137) ihre Entsprechungen bei den Paulikianern der Umgebung von Plovdiv (Philippopel): *žyv i zdrav* Sp. 82 aus Davudžovo; *žsto* Sp. 83 aus Kalъčli; *pišŷ, učŷ, šərōko* Sp. 83—84 bei L. MILETIĆ Die Rhodopemundarten der bulgarischen Sprache (Wien 1912).

Wie gesagt, auf jeder Seite, in jedem Vers sind die unbestreitbarsten Merkmale des Bulgarischen zu treffen, die den Sammler sowie den Herausgeber völlig berechtigten, der Sammlung den Titel

Народныя пѣсни македонскихъ болгаръ zu geben. Hoffen wir, daß nach dem Erscheinen dieses ersten Teiles der VERKOVİČschen Sammlung bald auch der zweite Teil zur Herausgabe kommt, der hauptsächlich bulgarische Volksmärchen aus Mazedonien enthält. Aus LAVROVS Vorwort erfahren wir, daß er noch einen zweiten Aufsatz, außer dem im Сборникъ für V. LAMANSKIJ veröffentlichten, geschrieben habe, dessen Zweck sei „дать болѣ полную оцѣнку пѣсеннаго матеріала этого собранія“. Sollte dieser Aufsatz auch nicht in die Welt kommen, so ist die Veröffentlichung des Сборникъ Верковича trotz seiner mangelhaften Orthographie und sonstiger Fehler ein Verdienst LAVROVS, der auf diese Weise einen für die Beurteilung der mazedoslavischen Dialekte hochwichtigen Beitrag geliefert hat.

Sofia.

STEFAN MLADENOV.

GEORG SACKE, *W. S. Solowjews Geschichtsphilosophie*. Ein Beitrag zur Charakteristik der russischen Weltanschauung. Berlin u. Königsberg 1929. (= „Quellen und Aufsätze zur russischen Geschichte“ hgb. von K. STÄHLIN. Bd. 9.) XVI + 138 S.

ALEXANDER KOSCHEWNIKOFF, *Die Geschichtsphilosophie Wladimir Solowjews*. („Der russische Gedanke“, Bonn 1930, Jahrg. I, Heft 3, S. 305—324, auch einzeln als Heidelberger Dissertation.)

Die beiden Arbeiten nehmen die Bearbeitung eines Themas in Angriff, das bis jetzt in der Solovjov-Literatur fast unbeachtet geblieben ist. Schon deswegen sind sie nicht nur für die deutsche, sondern auch für die russische Solovjov-Forschung von besonderer Bedeutung.

Die Arbeit von SACKE zeigt eine gute Kenntnis der Werke Solovjovs und der Solovjov-Literatur. Eine besondere Einleitung und das erste Kapitel, sowie einige weitere Kapitel sollen die Darstellung mit Angaben aus dem Leben und der Philosophie Solovjovs und auch aus der russischen Philosophie des 19. Jahrh. umrahmen. Leider sind gerade diese Kapitel dem Verfasser am wenigsten gelungen.

Für den Verfasser scheint Solovjov der russische Philosoph par excellence zu sein. Er habe sich „tatsächlich mehr als alle (!) anderen Russen mit rein philosophischen Problemen beschäftigt“ (S. 22). Freilich sei er vorwiegend Ethiker und Religionsphilosoph gewesen, aber er behandelte „trotz seiner vorwiegend geschichtsphilosophischen Einstellung im Gegensatz zu allen (!) seinen slavophilen und westlerischen Vorgängern auch alle anderen philosophischen Wissen-

schaften, wie die Logik, Erkenntnistheorie, Ethik, Ästhetik“ (123). Die russische philosophische Literatur vor Solovjov vermochte kein „einigermaßen selbständiges und in sich geschlossenes philosophisches System“ aufzuweisen (22). Das ist eine maßlose Übertreibung, die freilich in dem Zustande der Geschichtsschreibung der russischen Philosophie begründet ist. Es genügt, nur solche Namen wie ČIČERIN oder P. JURKEVYČ zu nennen! Die Ansichten des letzteren sind nicht nur „einigermaßen“, sondern vollkommen „selbständig“ (jedenfalls nicht weniger als diejenige Solovjovs). Die Überschätzung der philosophischen Bedeutung Solovjovs ist aber ein allgemeiner Fehler der Solovjov-Literatur. Der Verfasser hat nur das wiederholt, was er in seinen Vorlagen schon vorfand. — Aber nicht nur durch diese Vorlagen kommt der Verfasser zu dem, was er über den Zustand der russischen Philosophie im 19. Jahrh. behauptet. Denn in der Literatur konnte er die Behauptung nicht finden, die theoretische Philosophie sei in Rußland vor Solovjov überhaupt nicht vorhanden gewesen. Kant habe auf Rußland nie stark eingewirkt — das ist wahr (man sollte aber als Beweis dafür keinesfalls KARAMZIN anführen, der sich „mit der Kantischen Philosophie beschäftigte und Kant selbst während seiner Reise nach Westeuropa aufgesucht hat“, KARAMZINS Kantstudien waren bekanntlich sehr oberflächlich, und seine philosophischen Interessen recht schwach); man darf aber die mittelbaren Einflüsse Kants in Rußland nicht unterschätzen. Ganz ungeheuerlich ist es, wenn der Verf. behauptet, die Russen hätten „mit der Hegelschen Enzyklopädie, ja, mit der ganzen deutschen Philosophie nichts anzufangen gewußt“; gerade solche Hegelianer wie BORIS ČIČERIN oder die beiden Ukrainer ГОГОЦЬКИЙ und РЕДКИН haben nicht nur die russische philosophische Literatur wesentlich bereichert, sondern — was viel wichtiger ist — es auch verstanden, die Hegelsche Philosophie für die russische Geschichts- und Rechtswissenschaft fruchtbar zu machen. Sie waren keinesfalls „überflüssige Menschen“, wie der Verfasser von den russischen Hegelschülern behauptet, sondern produktiv schöpferische Kräfte des russischen Kulturlebens. — Auf das Konto des Verf. muß man auch einen anderen Fehler buchen, der für manche Seiten seiner Abhandlung verhängnisvoll geworden ist, da viele Kapitel an einer Vernachlässigung der Metaphysik und vor allem der Ethik Solovjovs leiden. Dieser Fehler ist die Behauptung, im Zentrum der Philosophie Solovjovs stehe seine Geschichtsphilosophie. Ja, die Geschichtsphilosophie sei überhaupt „das Hauptproblem der russischen Philosophie“. Besonders bedauerlich ist es aber, daß der Verf. den Hauptinhalt der russischen Geschichtsphilosophie bis in die Gegenwart hinein nur in dem Kampfe der Slavophilen und der Westler sehen will. Das trifft — auch allgemein genommen — nicht zu. Vollkommen unglücklich ist das Anlegen dieses Schemas auf

Solovjov, der bekanntlich gerade die Überwindung des Gegensatzes „Slavophile-Westler“ anstrebte. Die Entwicklung der Philosophie Solovjovs in einem ständigen Schwanken zwischen dem Slavophilentum und dem Westlertum zu sehen, ist höchst verfehlt (vgl. aber S. 96–97, der Verf. selbst merkt die Unzulänglichkeit seines Schemas; — S. 114f. klingt es höchst unangenehm, wenn in bezug auf Solovjov von der „Rücksichtslosigkeit eines Renegaten“ des Slavophilentums gesprochen wird — S. 120). Die Unzulänglichkeit dieser Schematisierung der Entwicklung Solovjovs wird dadurch besonders stark empfunden, daß die Darstellung der slavophilen und der westlerischen Lehre recht primitiv und die Schilderung der Einstellung beider Richtungen Europa gegenüber sehr einseitig ist. In Wirklichkeit haben die Slavophilen die Bedeutung der westeuropäischen Kultur in vielem anerkannt, und die Westler — mit Ausnahme der primitiv-aufklärerischen unter ihnen — die europäische Kultur in vielem scharf kritisiert (genug Material dazu gibt z. B. das Buch von V. ZEŃKOVSKIJ „Русские мыслители и Европа“, das der Verf. freilich im Literaturverzeichnis anführt, das er aber anscheinend nicht ausgenutzt hat).

Kleinere Bemerkungen allgemeiner Art wären noch viele zu machen. Wir beschränken uns aber auf wenige: daß der Gegensatz des Glaubens und Wissens im Rußland des 19. Jahrh. fehlen soll (4), ist nicht richtig — vielmehr war die Kluft in Rußland so groß wie nirgendwo sonst (die Anfänge des „kämpfenden Atheismus“ liegen noch im 18. Jahrh.); der Einfluß der ästhetischen Theorien der Romantik im russischen Kulturleben wird unterschätzt (5); nicht nur (der „Westler“) ČAADAJEV nennt die Geschichte Europas „heilig“, sondern auch für den Slavophilen ЧОМЯКОВ ist Europa — „das Land der heiligen Wunder“ (13); ein Satz (S. 14) kann den Anschein erwecken, als ob die bedeutendsten Vertreter der russischen Wissenschaft (man denkt unwillkürlich, da die Namen nicht genannt sind, an LOBAČEVSKIJ, MENDELEJEV . . .) alle zum Kreise des Westler gehörten. — Ganz richtig hebt der Verf. das wichtige Problem des katholischen Einflusses in Rußland (81) hervor, gibt aber selbst keine befriedigende Analyse des Problems, was für ein Solovjov-Buch nötig wäre.

Die Darstellung der Geschichtsphilosophie Solovjovs ruft weniger Widersprüche hervor. Im ganzen ist diese Darstellung, die auch ins Deutsche nicht übersetzte Werke berücksichtigt, ein bedeutendes Verdienst des Verfassers. Daß der Verfasser oft auch Einzelheiten bespricht, ist besonders hervorzuheben, denn der Leser erhält dadurch eine Vorstellung von der Art, wie Solovjov die „materielle Geschichtsphilosophie“ aufgebaut hat. Die Schwäche des Schematismus, mit welchem Solovjov ganze Völker, Länder, Zeitalter in seine Konstruktionen hineinzwängt, tritt dabei klar zutage.



Als sehr unvorsichtig ist die kategorische Behauptung, Solovjov sei zur katholischen Kirche übergetreten (28 und passim), zu bezeichnen. Diese Frage ist noch nicht genug geklärt. Eine sehr empfindliche Lücke in der Anlage der Arbeit ist es, daß der Verf. sich nur mit wenigen Parallelen aus Schelling begnügt und daß derjenige deutsche Denker, der den stärksten Einfluß auf Solovjov ausgeübt hat — FRANZ VON BAADER — überhaupt unbeachtet geblieben ist. Die Kirchenväter werden nur erwähnt. Auch die Einflüsse von N. (nicht „W.“!) FEDOROV werden nicht näher analysiert, was die Lage dieser Frage in der Solovjov-Literatur durchaus erforderte. — Auf diese Weise bleiben alle Schlüsse des Verfassers über die Originalität Solovjovs unbegründet. — Ein Fehler ist es, daß der „Hegelsche Begriff der dialektischen Entwicklung“ in der russischen philosophischen Literatur erst bei Solovjov „zu seiner vollen Geltung“ gekommen ist — der Verf. vergißt vor allem die orthodoxen Hegelianer, wie REDKIN oder НОМОКЪЕВ es waren, aber auch z. B. ЧОМЯКОВ. — Den Utopismus Solovjovs erklärt der Verf. damit, daß er „die Tatsache der Heterogonie der Zwecke noch nicht kennt“ (39) — das ist eine zu leichtfertige Erklärung — um so mehr als die „Heterogonie der Zwecke“ (natürlich ohne den späteren Wundtschen Terminus zu gebrauchen) recht ausführlich (nach Vico, Chr. Wolff und Kant) von Schelling und Hegel (in der Einleitung zur „Philosophie der Geschichte“) behandelt wird. — Die „slavophile Utopie“ Solovjovs ist keinesfalls bei DOSTOJEVSKIJ zu finden, wie der Verf. meint (40) vielmehr hat DOSTOJEVSKIJ (wie HESSEN schön gezeigt hat — „Pädagogische Hochschule“ 1929, Heft 4) jeden Utopismus überwunden. — Dort, wo er auf die Übertragung der Symbolik der drei Versuchungen Christi auf die Kirchengeschichte zu sprechen kommt, vermerkt der Verf. keinesfalls den möglichen Einfluß DOSTOJEVSKIJS (72–73). — Dagegen identifiziert er fälschlicherweise das, was IVAN KARAMAZOV über den Katholizismus sagt, mit der Meinung DOSTOJEVSKIJS selbst (73). — Das Schema der Geschichte der Philosophie bei Solovjov in seiner ersten Periode stammt keinesfalls von Hegel (41), bei welchem man doch keine „Geschichtsphilosophie der Zukunft“ finden kann (worauf der Verf. selbst hinweist), sondern zeigt viel eher Einflüsse des sozialistischen und radikalen Utopismus, aber auch der triadischen Schemata ЧОМЯКОВА (die freilich unter dem Einfluß Hegels entstanden sind); in der Hegelschen Schule hat ein ähnliches Schema zum ersten Male der polnische Philosoph AUGUST CIESZKOWSKI benützt; CIESZKOWSKI hat übrigens unmittelbar auf OGAREV und HERZEN eingewirkt. Ganz unverständlich ist es, daß der Verfasser einen so wichtigen Begriff wie die „Sophia“ (49) nur streift, ohne eine weitere Erklärung zu geben (die Lehre von der Sophia führt uns nicht nur zu Schelling, sondern zu J. Böhme und weiter zu Valentin Weigel und Paracelsus zurück).

Die meisten Einwände sind gegen die Charakteristik der Geschichtsphilosophie der letzten Jahre Solovjovs (der „dritten Periode“) zu machen. Die Darstellung der Geschichtsphilosophie der „Drei Gespräche“ ist deswegen eine besonders schwierige Aufgabe, weil Solovjov dort seine Ansichten durch den Mund einer dritten Person mitteilt, wobei eine gewisse (für Solovjov auch sonst charakteristische) Selbstironisierung ganz deutlich die ganze Darstellung färbt. Da SÄCKE diese Selbstironisierung (die auch vom Stil der „Mythen“ Platons beeinflusst sein mag) nicht bemerkt, nimmt er alles buchstäblich und Solovjov erscheint als ein eigentümlicher Prophet, der den Gang der zukünftigen Geschichte bis ins kleinste vorhersagt. Das führt den Verf. auch zu der Behauptung, die Geschichtsphilosophie Solovjovs sei zu jener Zeit zu einem vollkommenen Fatalismus geworden (91, 107, 109), was aber zweifelhaft ist. Wir glauben, daß es allerdings sehr schwierig ist, die letztere Periode Solovjovs mit voller Bestimmtheit zu charakterisieren, daß es aber doch keinesfalls unmöglich ist. — Ganz geschmacklos ist die Zusammenstellung der Stimmung von Solovjovs letzter Periode mit dem „Pessimismus“ „vieler zeitgenössischen russischen Schriftsteller und Dichter, wie Sologub, Čechov, Leontjev (welcher?) usw.“ (112). — Nicht weniger mißglückt ist die Bezeichnung Solovjovs als Vorgänger der russischen Aufklärung der Gegenwart (124).

Auch die Periodisierung der Entwicklung Solovjovs erweckt manchen Zweifel, worauf ich hier aber schon deswegen nicht einzugehen brauche, weil es für die Zwecke des Verfassers vollkommen genügt hätte, nur die wichtigsten Entwicklungslinien aufzuweisen. — Die Anmerkungen von 43–54 entsprechen nicht den Hinweisen im Text (135). An zwei Stellen ist die Übersetzung zu verbessern — „хородскій“ soll keinesfalls „obskur“ heißen (8), „земство“ bei Solovjov ist nicht als „das Volk“ wiederzugeben (43, 135).

Das Buch ist trotz dieser Mängel in den — teilweise recht wesentlichen — Einzelheiten eine sehr willkommene Bereicherung der deutschen Solovjovliteratur, und auch für die russische Literatur ist es nicht ohne Bedeutung. Allerdings ist eine gewisse Vorsicht da geboten, wo man es mit den Urteilen des Verfassers über allgemeine Fragen der russischen Geistesgeschichte zu tun hat.

Die Arbeit von KOŽEVNIKOV zeichnet sich durch eine bedeutende philosophische Reife aus. Leider ist sie sehr zusammengedrängt. Es fehlt wieder die konkrete Untersuchung der Einflüsse der westlichen Philosophie auf Solovjov. Der Verfasser spricht nur kurz über die Einflüsse Böhmes (seine Einflüsse auf Solovjov sollen unseres Erachtens nicht überschätzt werden), Baaders und Schellings. Er warnt — ganz mit Recht — vor einer Überschätzung der philosophischen Größe Solovjovs. Er sieht ganz richtig seine Bedeutung hauptsächlich in

seiner hervorragenden Persönlichkeit. Seine philosophische Unselbständigkeit und sein konstruktiver Rationalismus sind unserer Meinung nach richtig hervorgehoben.

Im Gegensatz zu SACKE sieht KOŽEVNIKOV das Zentrum der Weltanschauung Solovjovs in seiner Metaphysik (306). Eine wesentliche Ergänzung der Arbeit SACKES bietet die ausführliche Darstellung der Solovjovschen Rede „Die drei Kräfte“ (308f.). In der Darstellung der „katholischen“ Periode Solovjovs tut auch KOŽEVNIKOV das Problem der „Sophia“ mit zwei nichtssagenden Bemerkungen ab (313, 316). Eigentümlicherweise leidet auch die (recht summarische) Darstellung der „Drei Gespräche“ (die der Verfasser selbst doch zu dem „Tiefsten und Wirkungsvollsten“ von all dem, was Solovjov veröffentlicht hat, rechnet) an demselben Fehler, wie die von SACKE (siehe oben). Das philosophische Grundmotiv wird jedoch richtig (nur vielleicht etwas zu stark betont) herausgearbeitet — „die Geschichte — wird eigentlich der Herrschaft des Bösen preisgegeben“ (323). Leider ist die Arbeit KOŽEVNIKOVs nur für diejenigen Leser voll zugänglich, die eine Vorstellung von der Philosophie Solovjovs im ganzen haben. Sie bildet jedenfalls eine nützliche Ergänzung zu der Arbeit SACKES.

Zähringen i. Br.

D. ČYŽEVŠKYJ.

GEORGES DUMÉZIL, *Légendes sur les Nartes*, Paris 1930 (Bibliothèque de l'Institut Français de Leningrad Bd. XI), 8°, XI + 213 S.

Welche sagenkundlichen Schätze der Kaukasus über das Folkloristische hinaus in kulturgeschichtlicher und religionsgeschichtlicher Hinsicht bietet, hat z. B. A. VON LÖWIS OF MENAR gezeigt in seiner Abhandlung über die nordkaukasischen Sagen von der Steingeburt des Helden oder Gottes im Archiv für Religionswissenschaft XIII (1910) oder noch nachdrücklicher AXEL OLRICKS Auswertung der Amiranlegende und des zu ihr gehörenden Stoffes in seinem weitspannenden Werke über Ragnarök, die Sagen vom Weltuntergang, Berlin und Leipzig 1922. Ossetisches ist dabei mehrfach zur Geltung gekommen, auch einzelnes aus den Nartensagen.

In die nordkaukasischen und vor allem ossetischen Nartensagen hat H. HÜBSCHMANN schon 1887 eingeführt durch seine gut unterrichtende Arbeit über Sage und Glaube der Osseten in der ZDMG. XLI. Dabei fußte er auf Vs. MILLERS in russischer Sprache geschriebenen Ossetischen Studien (Moskau 1881—87); aber MILLERS grundlegende Schlüsse im Sagenkundlichen kamen dabei nicht zur Geltung und auch A. DIRR hat in seinen Kaukasischen Märchen, Jena 1922, bloß einige Proben der Nartensagen gegeben und von den Problemen, die hinter diesen Stoffen stehen, in der für weiteste Kreise bestimmten Sammlung



so gut wie nichts angedeutet. Doch sind diese Probleme von anderer Seite her in der letzten Zeit wieder stark in den Vordergrund getreten, nämlich durch M. VASMERS Untersuchungen über die ältesten Wohnsitze der Slaven I: Iranier in Südrußland, Leipzig 1923, und seinen zusammenfassenden Beitrag über die Skythen in Eberts Reallexikon. Die Osseten sind versprengte Reste der Alanen, ihre Sprache stimmt zu den heimischen iranischen Eigennamen der Inschriften von Olbia und anderer pontischen Städte, auch ihre Sagen enthalten altes, auf diese Vorstufe zurückweisendes Gut, das für die iranische Sagenkunde und Religionsgeschichte und die Sagen Geschichte Europas von größter Bedeutung ist. DUMÉZILS Buch über die Nartensagen kommt also einem vielleicht erst noch von wenigen gefühlten aber doch sehr lebhaften wissenschaftlichen Bedürfnisse entgegen.

Der Nachweis der russischen volkskundlichen Aufzeichnungen zu den Nartensagen umfaßt bei DUMÉZIL 29 Titel, großenteils aus dem schwer zugänglichen *Sbornik materialov dlja opisanija mestnostej i plemen Kavkaza* und dem fast gar nicht bekannten *Sbornik svedenij o Kavkaze bzw. o kavkazskich gorach*. Ossetische Originaltexte liegen leider nur zu einem Teile dieser Aufzeichnungen vor, insbesondere bei SCHIEFNER (Os. Texty), Vs. MILLER (Os. Etj., Dig. Skaz.) und in den *Pamjatniki narodnogo tvorčestva osetin: Nartovskie narodnye skazanija*, Vladikavkaz 1925, 1927 und 1928 in drei Bänden (der letzte von DUMÉZIL noch nicht benutzt) ossetisch mit russischer Übersetzung nach einer alten Sammlung, die auch Vs. MILLER seinerzeit kennen lernte, die er aber für seine Ossetischen Studien noch nicht verwertet hatte. Es trifft sich glücklich, daß nun auch endlich von Vs. MILLERS Ossetisch-russisch-deutschem Wörterbuch, Leningrad 1927 ff., die beiden ersten Bände schon erschienen sind und der dritte, abschließende, bald zu gewärtigen ist. So wird man leichter als bisher auch auf die Originale zurückgreifen können.

DUMÉZIL ist sich bewußt, daß seine Auszüge (S. 19—150) nach dem Russischen dies nicht überflüssig machen; sie sind möglichst wörtlich, aber öfter doch nicht erschöpfend. Hin und wieder ist auch Wesentliches weggeblieben, z. B. beim Streite der beiden Familien der Boratä und Ahsartagkatä der kulturgeschichtlich und sagenkundlich höchst lehrreiche Fluch der Agunda und der Aufenthalt bei Kancisär Hujändon, während anderes wie die Geschichte von Uryzmag und Uarp-Aldar noch starke weitere Kürzungen vertragen hätte. Oder es fehlt, daß Soslan, um seine tote Mutter von Barastür zu lösen, so oft im Kreise um die Unterwelt reiten muß, als sein Pferd Haare hat, daß er dann seine Mutter an der Hand erfaßt und auch alle Toten mit sich zieht, die den Schwanz seines Pferdes gepackt haben. Die merkwürdige Szene, daß Uryzmag bei der Geburt des Batradz rasiert wird, kann man nach DIRR S. 175 ergänzen. Auch ganze Fassungen wären



noch nachzutragen, so zu Nr. 18 nach var. d die Geschichte von Boräfar-nug und Batradz nach Vs. MILLER, Digorskija skazanja in Trudy po vostokovedeniju XI 72—77. Das Fernrohr des Afsati, des Gottes der wilden Tiere, durch das Satana das verlangte Wild für Sosruko herbeischafft (DUMÉZIL S. 104), dürfte ein Horn sein, und in der Geschichte von Psy-Badinoko gilt sogar Satana selbst als Gebieterin der wilden Vögel und Tiere des Waldes und ist also *πότνια θηρῶν* — wodurch, wenn man M. ROSTOVCEVS Ausführungen über diese Gestalt in seinen *Iranians and Greeks in South Russia*, Oxford 1922 (nach dem Register unter *Godess great*) vergleicht, DUMÉZILS Vermutung (S. 176ff.), daß in Satana auch die „Tochter des Borysthenes“ bei Herodotos IV 5 und 9 nachwirke, eine feste Stütze erhält.

Die Auszüge sind übersichtlich nach den Haupthelden (Uryzmag, Batradz, Sosruko-Soslan und den kleineren Helden) geordnet und innerhalb dieses Rahmens nach der inneren Verwandtschaft der Fassungen. Das geschah mit solchem Geschick und so sicherem Blick, daß nur ganz selten einmal auch andere Fassungen als Ausgangspunkt gewählt oder die Gruppen auch anders zusammengefaßt werden könnten. Doch kommen auch solche Querverbindungen in verweisenden Anmerkungen meist ohnedies schon zu ihrem Rechte. Auch ist der Begriff Nartensage praktisch klar abgegrenzt und mit Recht nicht auf allerhand Stoff erweitert, in dem Narten nur nebenbei erwähnt werden.

Ein einleitendes Kapitel führt in die Nartensagen, ihre Ortsgebundenheit und Volksgebundenheit, ein und fünf Exkurse am Schlusse rollen wichtige Sonderfragen auf: 1. die Schlüsse auf Südrussisches, 2. Satana im Verhältnisse zur alanischen Prinzessin Satinik bei Moses von Chorene und zur skythischen Muttergottheit bei Herodotos, 3. und 4. die Naturgrundlage der Gestalten des Batradz, den DUMÉZIL auf das Gewitter, und des Sosruko-Soslan, den er auf die Sonne deutet, endlich 5. das vermeinte und wirkliche Verhältnis der Nartensagen zu den Bylinen und zum iranischen Heldenepos. Alle diese Abschnitte sind sehr flüssig, mit feinem religionswissenschaftlichen, kulturgeschichtlichen und völkerkundlichen Verständnis geschrieben. Am unsichersten sind wohl die Naturdeutungen, die bloß einzelnen Seiten und nicht der sehr schichtenreichen Gesamtentwicklung des Stoffes gerecht werden können. Auch sind die herausgegriffenen Fragengruppen natürlich nur ein Teil der vielen, die sonst noch zu erörtern wären. DUMÉZIL verzeichnet z. B. das Religionsgespräch des Sängers (geguako) mit dem Mullah, wonach der Kern der alten heimischen Religion darin besteht, daß man das Hirsekorn verehere. Ein Versuch, diesen sehr wesentlichen Wink zu verwerten, fehlt aber bisher. Ebenso reizvoll wären die von DUMÉZIL nur nebenbei angedeuteten Beziehungen der Geschichten vom namenlosen Sohne des

Uryzmag und anderen Wiederkehrern aus dem Jenseits in ihrem Verhältnis zu den religiösen Texten von der Roßweihe (Literatur bei DUMÉZIL S. 158). Eine andere Aufgabe wären die Eigennamen der Nartensagen, in die offenbar sprachliches Gut verschiedenster Herkunft zusammenfloß. Fallweise läßt sich aber darüber doch noch mehr feststellen, als nach den bisherigen, im ganzen recht unzureichenden Versuchen (vgl. DUMÉZILs berechtigtes Urteil S. 8f.) scheinen könnte. So bringt DUMÉZIL als erste Geschichte die von Ahsnart und Ahsnartak, den Zweibrüderstoff, und verzeichnet nach den Pamjatniki II eine Fassung, in der die Zwillingsbrüder Ahsart und Ahsartag heißen, beschäftigt sich aber nicht mit diesen, soviel ich sehen kann, auch von anderer Seite noch nicht erklärten Namen oder mit ihrem gegenseitigen Verhältnis. Da sich von diesen Brüdern der Name der Familie der Ahsartagkatā herleitet, ist offenbar die dadurch beglaubigte Namensform die ursprünglichere und die pontischen Namen *Καυάξαρχος* (Olbia) und *Φαγνάξαρχος* (Tanaïs) zeigen, daß es sich hier in der Tat um altes skythisch-ossetisches Namengut handelt.

Die Nartensagen sind eben noch zu einem großen Teile Neuland der Forschung. DUMÉZILs sehr wichtiges Verdienst aber ist, daß er den verstreuten Stoff als erster grundlegend und handlich zusammengefaßt und nach einer ganzen Anzahl wichtiger Richtungen hin abschließend erörtert hat.

Görlitz.

WOLFGANG SCHULTZ.

KONSTANTY WOJCIECHOWSKI, *Dzieje literatury polskiej*. Książnica-Atlas. Lemberg-Warschau 1930; Groß 8°, XVI + 418 S.

Das im Jahre 1906 zum erstenmal erschienene Buch ist jetzt dank den Bemühungen der nächsten Mitarbeiter und Freunde des 1924 verstorbenen Verfassers in einer zum Teil veränderten und bedeutend erweiterten (dritten) Auflage zur Ausgabe gelangt. Von den zehn Abschnitten, die die Geschichte der polnischen Literatur von ihren ersten Denkmälern bis zum Expressionismus und Futurismus, somit bis nahezu in die jüngsten Tage fortführen, sind manche in ihrer alten Fassung stehen gelassen worden, andere haben eine Ergänzung, Erweiterung, Kürzung oder Umstellung erfahren. Bei dem alten Material sind Ergebnisse neuerer Forschungen in Betracht gezogen und verwertet worden; die jüngste Generation, die inzwischen herangereift war, durfte in der neuen Ausgabe nicht mehr außer Acht gelassen werden. In dem zweiten Abschnitt, der sich mit der Blütezeit der polnischen Literatur befaßt, wird nunmehr dem Schrifttum der Dissidenten größere Aufmerksamkeit geschenkt. Der vierte („Zeitalter des Verfalls“), fünfte („Aufklärung“), sechste („Warschauer Klassizismus“) und

siebente Abschnitt („Zeitalter der Romantik“) sind gleichfalls ergänzt und erweitert worden. Dieser letztere besonders berücksichtigt in weiterem Ausmaß die mystische Periode in SŁOWACKIS Schaffen und versucht, dem mit Unrecht bislang stiefmütterlich behandelten, schier übersehenen und früh vergessenen Dichter CYPRIAN NORWID gerecht zu werden. Vollständig umgearbeitet ist der neunte Abschnitt („Jung-Polen“), neu hinzugekommen der zehnte, dessen Gegenstand „die polnische Literatur nach dem Weltkrieg“ bildet. In Gliederung und Anordnung des Materials sind durchgreifende Änderungen nicht vorgenommen worden, wohl aber im Meritorischen wird hier und da vom Standpunkt des Hauptverfassers abgerückt, womit mancher Polonist sich nicht einverstanden erklären wird. WOJCIECHOWSKI war ein gründlicher und gewissenhafter Forscher. Die Herausgeber und Vollender seines Buches (Z. ALEKSANDROWICZ, J. BALICKI, Z. SZWEYKOWSKI, ST. MAYKOWSKI) waren bemüht, ihre Beigaben in Ton und Niveau dem Ganzen anzupassen und das Buch zu einer brauchbaren, das jüngste Schaffen einbegreifenden Einführung in die Geschichte der polnischen Literatur auszugestalten. Es ist jedoch bei der Behandlung einzelner Dichterindividualitäten nicht immer mit gleichem Gewicht gewogen worden. Dies bezieht sich insbesondere auf die zwei letzten Abschnitte, die einen Überblick über die literarischen Strebungen der Neuzeit zu bieten sich vornehmen. Manch vollwertige Persönlichkeit wird kurz abgetan oder bloß genannt, indes andere, die ihr an Wert nachstehen, ein gleiches, bisweilen gar ein besseres Los erfahren. WACŁAW BERENT und ANDRZEJ STRUG beispielsweise werden viel knapper behandelt als sie es verdienen. Auch STANISŁAW BRZOWSKI, WILHELM FELDMAN und BOY-ŻELEŃSKI wird — im Vergleich mit anderen — keine ihrer Bedeutung genugtuende Würdigung zuteil. KAROL IRZYKOWSKI, JAN LORENTOWICZ, ADOLF NOWACZYŃSKI — sind überhaupt nicht zu finden. Auch JAN LEMAŃSKI sollte nicht fehlen. Von den älteren Autoren vermißt man eine der tüchtigsten Frauenbegabungen Polens: NARCYZA ŻMICHOWSKA (Gabryella), die A. BRÜCKNER mit GEORGE SAND vergleicht, was vielleicht ein wenig übertrieben ist.

Es ist gewiß richtig und dem Literaturhistoriker als Verdienst nachzurühmen, wenn er nicht nur die Toten leben läßt, sondern auch den Lebenden das Recht zu leben schon zuerkennt, er muß aber bei der Wahl der Persönlichkeiten außerordentliche Vorsicht walten lassen und vor allen anderen diejenigen ins vordere Licht rücken, die neue, auch morgen noch gültige Werte und Wertmesser schufen und vom Zeitbild nicht wegzudenken sind. Nur wenige Namen sind Meilensteine und nicht alle sind Wegweiser. Ich begreife es wohl: eine Literaturgeschichte, die es nur auf die Wegbahner absehen wollte, wäre falsch und verfehlt, weil sie nur Bruch-

stück, nicht Ganzes wäre. Folger und Mitläufer gehören gleichfalls zum Bilde; aber es muß bei ihrer Aufstellung gehörige Perspektive gewahrt werden. Es dürfen nicht alle mit Gleichem (Namensnennung) — mit gleich vielen oder gleich wenigen Worten bedacht werden.

Lemberg.

HERMANN STERNBACH.

SP. WUKADINOVIĆ, *Goethe und Polen*. Aus Anlaß der Goethe-Ausstellung in Danzig hgb. vom „Towarzystwo Przyjaciół Nauki i Sztuki w Gdańsku“. Krakau 1930, 20 S., 8<sup>o</sup>.

Der größte deutsche Dichter fand in Polen im allgemeinen wenig Anklang und geringes Verständnis im Gegensatz zu Schiller, dessen Pathos besonders zündete. Obgleich „Götz“, „Werther“, „Hermann und Dorothea“ und „Faust“ einen außergewöhnlichen Einfluß auf die polnische Dichtung ausgeübt hatten, kann dennoch von einer eigentlichen Goetheforschung in Polen nicht die Rede sein. Ja, bis auf den heutigen Tag gibt es weder eine polnische Gesamtausgabe seiner Werke noch eine polnische Monographie über ihn, die wissenschaftlichen Ansprüchen gerecht würde. Der Verf. erwähnt das nur beiläufig, da es ihm in der Hauptsache um „das Verhältnis Goethes zum Lande Polen und dessen Menschen“ zu tun ist. Goethe hat nur einen winzigen Fleck Polens kennen gelernt: Krakau, Wieliczka, Częstochowa. Es sind jedoch mit Ausnahme weniger, abgerissener Worte, die auf diese Fahrt Bezug nehmen, keine genaueren Aufzeichnungen vorhanden, wie sie der Dichter sonst auf allen seinen Reisen sehr fleißig machte. Der Verf. neigt zur Annahme, Goethe habe seine Eindrücke über Krakau und Wieliczka, die ihm so viel Interessantes boten, ohne Zweifel schriftlich festgehalten, doch seien dieselben in Verlust geraten. Das Bild seines Krakauer Aufenthaltes lasse sich „an der Hand spärlicher Andeutungen von anderer Seite eher wenigstens annähernd rekonstruieren“. Mehr als die Steine der gotischen Marienkirche interessierten ihn, den Klassiker und Naturforscher, die Kalksteinfelsen bei Podgórze und die Salzarten von Wieliczka; er schenkte mehr Aufmerksamkeit dem Boden (im geologischen Sinn) als den Menschen, die ihn bewohnten und den Bräuchen, die sie übten. Die traten erst später in seinen Gesichtskreis, und zwar in Deutschland sowohl, als auch in den Badeorten, die er besuchte, wo er mit Herren und Frauen des polnischen Adels zusammentraf, denen „er viele seiner schönsten Stunden verdankte“. In Weimar waren Mickiewicz, Odyniec, Pol, Radziwiłł und Koźmian seine Gäste. Von ihnen ließ er sich über Land und Leute berichten, in die polnische Literatur einführen, für die er nicht — wie man irrig annimmt — eine Abneigung, sondern ein stets waches Interesse hatte, was bei dem Schöpfer des Begriffs Weltliteratur billigerweise als etwas Selbstverständliches hingenommen werden müsse. Daß



das damalige geistige Polen dieses sein Interesse hoch einzuschätzen wußte, beweist der Umstand, daß die Warschauer „Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften“ ihn zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt habe. Wenn er für den poln. Novemberaufstand (1830/31) keine Worte der Begeisterung gefunden habe, so sei das — meint der Verf. — nicht als spezielle Abneigung gegen Polen zu deuten, sondern aus seinem jeder Revolution abholden Wesen heraus zu erklären. Die Argumente aber derjenigen, die in Goethe „den ersten Hekatisten“ und „Germanisator Polens“ sehen wollen, seien als nicht stichhaltig abzuweisen, als ein Mißverstehen seines Konzept gebliebenen und erst 1892 veröffentlichten Aufsatzes: „Vorschlag zur Einführung der deutschen Sprache in Polen“ anzusehen.

Leinberg.

HERMANN STERNBACH.

SERGEJ STEIN, Пушкинъ-Мистикъ. Историко-литературный очеркъ. Riga 1931, 8<sup>o</sup>, 117 + [II] S.

Schon in seiner Arbeit „Puškin i Hoffmann“, Dorpat [1928]<sup>1)</sup>, hatte Verf. auf sein großes ungedrucktes Werk „Očerki iz istorii romantičeskoj mistiki“ verwiesen, weshalb wir der Veröffentlichung dieses Werkes mit besonderem Interesse entgegensahen. Das jetzt erschienene Buch wird vom Verf. als zweiter Teil dieses Gesamtwerks bezeichnet und ist so eine Art Fortsetzung seines ersten Puškinbuches. Die Ergebnisse der neuen Arbeit gleichen denen der ersten, ähnlich wie auch der von diesem Werke empfangene Eindruck: der anziehende und zugleich in Erstaunen versetzende Titel, die Unmenge von Hinweisen und Textnoten (über 180 für die knapp 78 Seiten Kleinoktav), eine ausgedehnte „Gelehrtenpolemik“ in den Anmerkungen . . . Der einzige — recht wesentliche — Unterschied liegt in der Kürze der neuen Arbeit.

Verf. versucht hier, das Problem der Beziehung zwischen Puškin und der Mystik zu lösen, ohne eigentlich auf das Schaffen Puškins näher einzugehen. Eingangs skizziert Verf. das historische Milieu (hauptsächlich auf Grund der Arbeiten S. MEL'GUNOVs und PYPINS); dann folgen die Kapitel: Mystische Züge bei Puškin; Eindrücke des Orients; Verhältnis zur Freimaurerei; Puškins Aberglauben; Die Frage der Religiosität Puškins; Puškins Beziehung zur Philosophie; Puškin und die Romantik. Im Schlußkapitel (IX) wird gar der „Allgemeine Charakter der Mystik Puškins“ aufgezeigt. Schon die Wiedergabe der Einzelthemen veranschaulicht die ungeheuere Weite des Umfassungswillens des Verf., jedoch entsprechen die Ergebnisse keineswegs diesen Vorsätzen.

<sup>1)</sup> Hierüber s. die ausgezeichnete Besprechung von AD. STENDER-PETERSEN, Zeitschr. VI, S. 521—529.

Ein so kompliziertes Thema z. B. wie die Frage der Beziehung Puškins zur Religion, löst Verf. auf nicht ganz sieben Seiten seiner Broschüre<sup>1)</sup>.

Man kann zwar keineswegs Verf. den Vorwurf machen, daß er Probleme nur stellt und nicht löst; im Gegenteil: seine Formulierungen sind äußerst kategorisch. Leider aber stützen sie sich nicht auf für wissenschaftliche Werke übliche Begründungen. So macht das Buch einen sonderbaren Eindruck durch seine Pseudowissenschaft, seine latente Verworrenheit und seinen Leichtsin.

Bei alledem steht außer Zweifel, daß Verf. die Puškinliteratur wirklich gut kennt und auch mal hinter den Stößen von Büchern, die von Puškinforschern geschrieben worden sind, manches Interessante und Neue herausfühlt. In der Regel aber gibt er sich nicht die Mühe, auch nur minimal folgerichtig und klar zu sein. So z. B. verweist Verf. auf die Bedeutung der „negroiden“ Vererbung<sup>2)</sup> für „Puškins Prädisposition zur Mystik“ (S. 23) und führt aus: Puškin „bekundete ein reges Interesse für den Orient“. „Er sah in den Ländern des Ostens — der Wiege der für uns geheimnisvollen mystischen Weisheit — ihm heimische (родные) Länder.“ Hierzu zitiert Verf. sein Beispiel aus Puškin, der davon träumte, daß er „Im Wellenspiel des Südmeers, nah Dem Himmel seines Afrika, Ans düstre Rußland würde denken“ Он мечталъ „Среди полуденныхъ зыбей, Подъ небомъ Африки своей Вдыхать о сумрачной Россіи“. Ich bin zwar nicht der Meinung, daß aus den zitierten Onegin-Versen (1. 50) Puškins Liebe zur „orientalischen Weisheit“ spricht, aber wenn Puškin wirklich gleich L. TIECK den Orient für die Wiege der Mystik gehalten hätte (s. STEIN, Kap. 2 und 3), so könnte dennoch seine Schwäche für die Neger oder Abessinier und Afrika (das doch sogar nach der Karte eher südwestlich, als östlich von Rußland liegt) schwerlich in diese Rubrik fallen. Wir führen dieses nur an, um zu zeigen, worin Verf. manchmal Neigung zur Mystik erblickt.

Der aufmerksame Leser wird in STEINS Broschüre auch Beachtenswertes aufstöbern können. So z. B. den (zwar nicht mehr neuen) Gedanken einer Durchdrungenheit des Puškinschen Realismus mit romantischen Elementen, so die Ausführungen über die Schwärmerei des Dichters für die Wahrscheinlichkeitsrechnung, über den Zusammenhang des Interesses für Mystik mit der literarisch-roman-tischen Tradition und einiges andere.

<sup>1)</sup> Diese Frage erörtern (von entgegengesetzten Standpunkten) A. TYRKOVA-WILLIAMS *Žizn' Puškina*, Bd. I, Paris 1929 und SAKULIN in „Literatura i socializm“.

<sup>2)</sup> Über das „Afrikanische Erbe“ in Puškins Naturell schrieb zuletzt E. ŠMURLO im „Puškinskij Sbornik“, Prag 1929.

Doch dieses Brauchbare ist aus dem blassen Wortgeplätscher der 78 Seiten kaum herauszufischen. In den Textnoten präsentiert Verf. eine Anzahl biographischer Daten, die eine eingehende Beschäftigung mit Einzelheiten dieses Menschenlebens beweisen, gelegentlich werden auch Puškinworte zitiert, doch wird hier der kostbare Puškinsche Wein auf einen flachen Teller gegossen.

Der wesentlichste Vorwurf, den man dem Buche machen muß, ist der, daß Verf. sich seinem Thema bloß unter statistisch-deskriptiver Optik zu nähern weiß. Nun ist aber Puškin nicht durch Sammeln von „Infusorien“, sondern nur als Totalität zu begreifen. Unfähig, neben dem „Sein“ auch das „Werden“ zu sehen, schenkt Verf. der Abwandlung der Puškinschen Anschauungen keine Aufmerksamkeit; auch ist die Grenzscheide zwischen persönlichen Erlebnissen und der Transformation der Ideen im künstlerischen Schaffen nicht gezogen.

Das, was gewesen war, verdeckt das Wesenhafte: so werden alle Aberglauben Puškins und seiner Verwandten — was doch eigentlich für das Thema der Mystik bei Puškin wenig ergibt — ausführlich geschildert, während die eigenen Bekenntnisse Puškins über Christentum und die christliche Literatur, ebenso die für Puškins Schaffen historisch nun einmal unumgängliche geistliche Literatur (die Puškin gut kannte und die ihn öfters anregte — hierüber existiert eine Reihe wissenschaftlicher Arbeiten) und deren Gegenpol, die französischen blasphemischen Dichter des 18. Jahrh. — unberücksichtigt bleiben. Ebenso die Bedeutung der Freundschaft mit Mickiewicz<sup>1)</sup>. Endlich ist Verf. auch nicht immer mit sich selbst einig. So widersprechen seine Behauptungen auf S. 29 über die Bedeutung der Freunde aus dem „Moskovskij Vestnik“ und darüber, daß in den 20er Jahren in Puškin „sich ein festes mystisches Fundament der orientalischen Volksweisheit gebildet hatte“ seinen Ausführungen auf S. 56 und 57.

Dazu kommt noch die Neigung des Verf., an Auspizien, Hellsehen und Prophezeiungen zu glauben (s. S. 41 und vgl. S. 39–40 und 42). — Wahrlich, bei einem Wissenschaftler „kann man kaum für diese Erscheinungen genügende logische Erklärungen finden“ (S. 41).

Prag.

V. ADAMS.

NÉMETH, GYULA: *A honfoglaló magyarság kialakulása.* (= Herkunft der Ungarn der Vorzeit.) Budapest, Ung. Akad. d. Wiss., 1930, 8<sup>o</sup>, 351 S.

In der ungarischen Sprachwissenschaft der Nachkriegszeit lassen sich zwei Richtungen deutlich erkennen. Die eine wird durch die Pflege

<sup>1)</sup> Hierüber s. das Puškinbuch W. LEDNICKIS und A. VINOGRADOV: *Mérimée v pis'mach k Sobolevskomu*, M. 1928, S. 231–261.

der allgemeinen Sprachforschung gekennzeichnet. Wie immer, so bemüht sich die ungarische Sprachforschung auch heute nebst Lösung ihrer eigenen Aufgaben mit der Entwicklung der europäischen Linguistik Schritt zu halten, die neuen Prinzipien und Gedanken, welche sich schon anderwärtig als fruchtbar erwiesen haben, auf ungarischen Boden zu übertragen. In dieser Beziehung ist vor allem Z. GOMBOCZ zu nennen, dessen vielseitige Tätigkeit ein stark theoretisches Gepräge trägt. Er gilt als Vermittler der europäischen Sprachwissenschaft für Ungarn, und seiner gedanklichen Beweglichkeit und angeborenen Neigung zum Theoretischen ist es in erster Linie zu verdanken, daß die ungarische Linguistik im letzten Jahrzehnt hinter der allgemeinen Entwicklung nicht zurückblieb.

Die zweite Richtung ist durch J. MELICH vertreten, der seine Tätigkeit in der letzten Zeit dem eingehenden Studium der ungarischen Vorgeschichte widmete und seine diesbezüglichen Forschungen unlängst (1929) unter dem Titel „Ungarn zur Zeit der Landnahme“ veröffentlichte. Alle Ergebnisse, die die moderne Sprachwissenschaft mit Hilfe eines sorgfältig gehandhabten philologischen Apparates zu erzielen vermag, finden in diesem reichhaltigen Werke Platz, dem das unbestreitbare Verdienst zukommt, daß die Geschichte des Donaubeckens im 9. bis 10. Jahrh. heute selbst von den Historikern ganz anders gesehen wird, als dies früher der Fall war.

NÉMETHS Buch schließt sich mit seinem Thema der Arbeit von MELICH eng an. Wo MELICH ansetzt, schließt NÉMETH seine Bearbeitung ab: bei der ungarischen Landnahme, und greift mit dem Anfang bis auf die finno-ugrische Urheimat zurück. NÉMETH untersucht die politische und kulturelle Entwicklung der Ungarn, in einer Zeit, aus welcher nur wenig verlässliche historische Daten auf uns gekommen sind. Die wortkargen Berichte arabischer und byzantinischer Autoren, manche Aufzeichnungen in chinesischen Annalen und anderen orientalischen Quellen, sind alles, was einem da zu Gebote steht. Selbst diese sind ja größtenteils so gut wie wertlos, und die einander widersprechenden Mitteilungen können nur Mißverständnisse verursachen, wenn nicht die strengste Kritik ausgeübt wird. Das Brauchbarste ist noch das spärliche Sprachmaterial, welches in einigen Namen (Volks-, Stammes-, Personen- und Ortsnamen), oder vereinzelter Wörtern bewahrt wurde, eine Quelle, aus welcher nur ein so vorsichtiger Forscher, wie NÉMETH es ist, schöpfen darf.

Die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat, war darzustellen, wie sich das Ungartum aus dem finno-ugrischen Kernvölkchen zu einem Volke türkischer Organisation entwickelt hat. Die Resultate gehören also zumeist in den Bereich der ungarischen Geschichte und Philologie. Nachdem es jedoch in der vorliegenden Arbeit auch solche Teile gibt, die von allgemeinem Interesse sind, oder aber die Slavistik betreffen,



so kann eine ausführlichere Besprechung nicht für überflüssig gehalten werden.

Gleich das erste Kapitel über das System der türkischen Volksnamen ist von allgemeinem Interesse. NÉMETH stellt hier zehn Kategorien auf. Nach seiner Darstellung gibt es im Alttürkischen Volksnamen, die 1. irgendeine geographische Beziehung, lokale Bezeichnung enthalten (*Kara-čaj* 'schwarzer Bach' *Agač-eri* 'Waldmensch'), 2. auf eine Äußerlichkeit hinweisen (*Kara-kalpak* 'Schwarzmütze'), 3. eine Beschäftigung bezeichnen (*Taranči* 'Ackerbauer'), 4. ein geschichtliches Ereignis festhalten (*Sabyr* 'Verirrter, Wanderer', *Kurama* 'Gemisch'), 5. die Zahl der Stämme angeben (*On-ok* 'Zehn Stamm'), 6. mit dem kriegerischen Geist der Türken im Zusammenhang stehen (*Türk* 'Kraft' oder 7. symbolisch *Karluk* 'Schneemasse', *Burlak* 'Schneegestöber'), 8. im Gegensatz zu Punkt 7 stehen (*Jobyr* 'Ermüdeter'), 9. aus Würdenamen entstanden sind (*Jabyu* urspr. 'Fürst', später 'die Stämme des *Jabyu*'), 10. totemistischen Ursprungs (*Ak-börü* < 'Weißwolf') sind. Dieses System weist auch ein wichtiges Negativum auf, und zwar daß im Alttürkischen Volksnamen nie aus Personennamen entstanden sind. NÉMETH widerlegt die gegenteiligen Behauptungen (MARQUART, Köprülüzādā, Vámbéry usw.) und beweist, daß alle aus Personennamen stammenden türkischen Volksnamen, wie z. B. *Özbäg*, *Noyai*, späteren Ursprungs sind, und ausschließlich unter fremdem (arabischem, mongolischem) Einfluß entstanden sind.

Wie wichtig es ist, diese Frage klarzulegen, das zeigt sich bei der Behandlung des Volksnamens \**Bulyar*. Nach Genesios, Leon Diakonos, Michael Syrus usw. stammen die Bulgaren angeblich von einem Stammvater gleichen Namens. Diese Aufzeichnungen, wie alle ähnlichen Inhalts, haben nur wenig geschichtlichen Wert und noch weniger Wahrscheinlichkeit, wenn man die spezielle Art und Weise der türkischen Namengebung in Betracht zieht. Fügt man hingegen das Wort in obiges System ein, so ergibt sich, daß es genau in die Kategorie paßt, wo die Volksnamen zum geschichtlichen Hintergrund stimmen. Der Name hängt nämlich etymologisch mit osm. *bulyur* 'Brei', *bulya* — 'mischen' zusammen und bedeutet etwa 'Mischung, Gemisch'. Diese Deutung geht eigentlich noch auf TOMASCHEK zurück, und weicht von der MLADENOVschen (Gesch. d. bulg. Sprache 17: „auführerische, nomadisierende Mischlinge“) dadurch ab, daß NÉMETH auch die Begebenheit angibt, auf welche sich der Name bezieht. Der Name taucht kurz nachher auf, als Attilas Reich zusammenbricht, und bezeichnet zuerst das Konglomerat, das sich aus der Mischung der nach den nördlichen Ufern des Pontus flüchtenden Hunnen und der dortselbst ansässigen türkischen Volkselemente, hauptsächlich Oguren, gestaltete. Der Name \**Bulyar*, der bei Moses v. Chorene als *Bulgark* und bei Zacharias Rhetor als *Burgar* überliefert ist, hält die Er-

innerung an diese politische Verschmelzung fest. In dem Konglomerat waren die r-türkisch sprechenden Oguren in Mehrheit, die z-türkischen Hunnen gaben ihre Sprache bald auf und verschwanden fast spurlos.

Nachdem NÉMETH den politischen Inhalt des Namens so festgestellt hat, sucht er die Spuren der Protobulgaren (Oguren; *ogur* ist die regelrechte bulgarisch-türkische Form des alttürkischen Volksnamens *oguz* 'Stamm', urspr. 'Pfeil') bis zu ihrer Urheimat, die er nach Westsibirien (Irtyšgegend) verlegt, zu verfolgen. Hierbei stützt er sich auf historische Quellen, besonders auf Priskos, der an einer Stelle (ed. Bonn 158) erwähnt, daß die *Σαράγυρροι*, *Οἰρωγοι* und *Ὀρόγυρροι* — die Verfasser auf Grund ihrer Namen für turko-bulgarische Stämme hält — aus ihren Wohnstätten von den Sabiren verdrängt worden seien, als diese vor den Avaren flüchten mußten. Die Avaren wurden ihrerseits zur Auswanderung durch die Völker gezwungen, die das Ufer des *Ῥεανός* bewohnten. Diese Mitteilung verbindet NÉMETH in geistreicher Weise mit den Angaben der chinesischen Quellen, und macht wahrscheinlich, daß es sich hier um das chinesische Volk handelt, das die Avaren (erwähnt unter dem Namen *zuan-zuan*) 458 n. Chr. besiegte. Die flüchtenden Avaren fallen über die in der Turfangegend (Ostturkestan) wohnhaften Sabiren her, die sich zum Irtyš zurückziehen, und die dort angesiedelten turko-bulgarischen Stämme vertreiben.

Neben den geschichtlichen Argumenten bringt NÉMETH auch sprachliche Beweise für die Vermutung, daß die protobulgarische Urheimat im Westsibirien zu suchen ist, bei. Ein solcher ist der türkische Name des Uralsflusses: *Jajyk*, der als gemeintürk. Wort in der Bedeutung 'ausgebreitet, Wasserfläche, Überschwemmung' bekannt ist, und schon bei Ptolemaios vorkommt, in der Form *Δάξ*, wo das *δ* ein turkobulg. *d'ž* < *j* widerspiegelt. Ein zweiter Beweis ist der Name *Jugria*, dessen älteste Form die aus dem Wort 'onogur' herleitbare *Ugra* ist. Weiter kommen noch die türkischen Lehnwörter des Samojedischen in Betracht, welche zumeist turko-bulgarische Eigenheiten aufweisen: sam. *šili* (< \**kili*) 'Zobel' < turko-bulg. \**kil* (< \**kiš*); sam *ke* (< \**kel*) 'Winter' < turko-bulg. \**kyl* (< \**kyš*); sam. *jür* 'hundert' < turko-bulg. \**jür* (< \**jüz*), und aus einer Zeit herrühren müssen, als die Samojeden noch südlicher hausten, ungefähr dort, wo jetzt die Wogulen und Ostjaken leben.

Ein Teil der aus Westsibirien nach dem Kaukasusgebiet verdrängten Bulgaren läßt sich an der Wolga nieder, und wird 1236—37 von den Tataren vernichtet. Ihr Hauptsitz Bul'yar blüht zwar zur Zeit der Goldenen Horde noch einmal auf, verliert jedoch bald seine Bedeutung. Ein anderer Teil der Bulgaren bleibt am Pontus. Später findet wiederum eine Spaltung statt: ein Teil scheidet aus, der

dann den unteren Lauf der Donau erreicht und unter Asparuch im Jahre 679 das heutige Bulgarien begründet.

Die Kultur der Turkobulgaren wich von derjenigen der übrigen türkischen Stämme bedeutend ab. Sie waren zwar militärisch organisiert, zogen jedoch die friedlichen Beschäftigungen vor, befaßten sich mit intensivem Acker-, Garten- und Weinbau, Gewerbe und Fischerei. Natürlich verstanden sie sich auch auf Viehzucht, und trieben einen weitverzweigten Pelzhandel. Ihre Sprache zeigt eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Tschuwassischen, besonders in den folgenden Punkten:

1. statt des j-türkisch, z erscheint hier ein r: *kyz* ~ *xyr* 'Mädchen' (čuv. *xər*),
2. statt *š* ein l: *bāš* ~ *b'el* 'fünf' (čuv. *pillək*),
3. r schwindet vor Konsonanten: *tört* ~ *tüete* 'vier' (čuv. *têvattê*),
4. vor dem urtürk. o-Anlaut zeigt sich im Turko-bulg. ein v-Vor-schlag: *on* ~ *van* 'zehn' (čuv. *vyn*).

Die Ungarn kamen bereits in den ersten Jahrhunderten n. Chr., spätestens aber im 5. Jahrh. mit den Turkobulgaren in Berührung. Diese Berührung war für die kulturelle Entwicklung der Ungarn von ausschlaggebender Wichtigkeit. Das kriegerische, von Jagd und Fischerei lebende Volk gab seine bisherige Lebensweise allmählich auf, lernte Ackerbau und Viehzucht kennen, wie es aus den türkischen Lehnwörtern der ungarischen Sprache ersichtlich ist, die auf turko-bulgarische Herkunft verweisen. Die ersten Berührungen fanden aller Wahrscheinlichkeit nach in der Nähe des Uralflusses zu der Zeit statt, als die Ungarn aus der finno-ugrischen Urheimat (mittlerer Lauf der Wolga) nach Osten wanderten, setzten sich im Kaukasus (Kuban) fort, und hörten erst im 10—11. Jahrh. in Ungarn auf, wie es von MELICH u. a. nachgewiesen wurde.

Der wirtschaftlichen Umwälzung ging eine politische voraus. Nach turko-bulgarischem Vorbild wurde auch die politische Organisation der Ungarn umgebildet, und erhielt ein typisch türkisches Gepräge, höchstwahrscheinlich schon bei den ersten Berührungen.

Vom 5. bis 10. Jahrh. finden wir die Ungarn inmitten türkischer Völkergruppen. Sie heißen in dieser Zeit *οὔγγροι*, *σάβαροι*, *τοῦροισι*, je nachdem, zu welcher Gruppe sie damals in politischer Hinsicht gehörten. Von diesen Benennungen müssen wir zuerst die erste ins Auge fassen. Sie ist unzweifelhaft türkisch und deutet die Zahl der Stämme an, die sich unter diesem Namen zu einem Volkshaufen sammelten (*on-ogur* 'zehn Pfeile, zehn Stamm'). Die ursprüngliche Form dieses Wortes machte noch im Türkischen die Entwicklung *\*onugur* > *\*oygur* durch, und diente zur Grundlage des ursl. *\*ęgr-* (altr. *ugr-*), aus welchem sich später die griechischen, lateinischen (*Ungri*) und übrigen europäischen Formen für 'Ungar' bildeten.



Interessant ist weiter der Name Σάβαροι, der laut NÉMETH auf den Volksnamen Sabire weist, der wiederum mit dem Namen Sibiriens in Verbindung zu stehen scheint (vgl. die Tobolsker Tataren nennen die Ureinwohner Sibiriens Sybyr oder Syvyr; im Wogulischen heißt Russe *sâpër*: es liegt auf der Hand, daß die Wogulen den Namen ihrer ehemaligen Herren auf die heutigen übertragen haben).

Der heutige Name *magyar* (*mad'ar*) ging erst dann in allgemeinen Gebrauch über, als sich der ugrische Stamm Magyar von den türkischen Stämmen, mit welchen er zusammen lebte, unabhängig machte, bzw. sich an die Spitze einer solchen Stammgruppe stellte. Die ungarischen Stammesnamen aus der Landnahmezeit geben das genaue Spiegelbild der damaligen Verhältnisse: mit Ausnahme des Hauptstammes Megyer (bei Konst. Porph. *Μεγέρον*) und des Stammes Nyék (Konst. *Νέκη*), der nur eine Rolle dritten Ranges spielte, sind sie sämtlich türkisch, oder tragen mindestens türkische Namen (Kabar, Kürtgyarmat, Tarján, Jenő, Kér, Keszi).

Es darf nicht unerwähnt bleiben, was NÉMETH über den Ursprung von *magyar* sagt. Auch er ist der Meinung, daß der Wortstamm *magy-* dem wog. *mañši*, *măñši* (gemeinsame Benennung für Wogulen und Ostjaken) entspricht. Im auslautenden *-r* sieht er aber nicht ein Suffix, wie SZINNYEI, sondern türk. *-eri -iri* 'Mensch, Volk' (vgl. *agač-eri* 'Waldmensch'), welches in Volksnamen (*kum-eri*, *türk-eri*, *rum-eri*) oft genug vorkommt.

Diese Erklärung stößt aber auf gewisse Schwierigkeiten. Der Einwand, daß der Wortanlaut *m-* vom Türk. womöglich vermieden wird, läßt sich noch beseitigen, man müßte nur Beispiele anführen, die bezeugen, daß das *m-* in Lehnwörtern beibehalten wird. Aber viel größere Schwierigkeit bereitet schon der Umstand, daß eine *r*-lose Form des Wortes *magyar* nirgends belegt ist. Der älteste Beleg findet sich hierfür bei den byzantinischen Schriftstellern des 6. Jahrh.: *Μούγεας*, ein aus Volksnamen entstandener Personennamen, der eben-  
sogar schon das fragliche *-r* enthält, wie auch die späteren Vorkommnisse durchweg, obzwar man erwarten könnte, daß der Name auch ohne den türkischen Zusatz belegt werden sollte.

Diesem Einwand gegenüber kann sich NÉMETH auf eine Tatsache berufen, die seine Etymologie in puncto Wahrscheinlichkeit gewissermaßen bekräftigt. Dies ist, daß die Ungarn von den ersten Jahrhunderten an stets unter türkischen Stämmen lebten, sie nahmen türkische Völkerreste zu wiederholten Malen in sich auf, und es ist so weit gekommen, daß sich um den ugrischen Kern allmählich eine dichte Schicht bildete, die durch und durch türkisch war. Unter solchen Umständen ist es leicht verständlich, daß der ursprüngliche Name (ohne *-r*) vergessen wurde, resp. nur in türkisierter Form weiterlebte. In dieser Beziehung scheint er mit seinem ugrischen Stamm und türkischen Auslaut gerade symbolisch zu sein.



Das Wort *magyar*, das — nach NÉMETH — im Turko-bulg. \**mad'žeri* lautete, ist auch ins Russische eingedrungen. In einer Urkunde von ŠACK (1539) wird das Volk *možerjan* erwähnt, und darunter ist der Stamm *Maškir* der Ungarn zu verstehen, der sich noch in der Kubangegend von den nach Westen ziehenden ungarischen Stämmen loslöste und nach Norden zog, in die Gouvernements Orenburg und Ufa, und dort dem türkischen Einfluß vollkommen unterlag. *Možerjan* scheint der einzige Name zu sein, der mit den Ungarn der vorgeschichtlichen Periode in Zusammenhang gebracht werden darf. Alle übrigen Benennungen, hauptsächlich Ortsnamen, die eine lautliche Ähnlichkeit aufweisen — es seien hier besonders die Ortsnamen aus der Nähe der Kuma: *Možarskoje*, *Možarsk* und in den mittleren Teilen Ostrußlands: *Možarovo*, *Možarka*, *Mažarka* usw. erwähnt — sind höchstwahrscheinlich späteren Ursprungs, und stehen vielleicht mit den Ungarn in Verbindung, die unter der Mongolenherrschaft verschleppt worden sind. Es kann sich aber auch um ungarische Kolonisationen kleineren Umfangs handeln. Übrigens kommt — nach NÉMETH — der Volksname *magyar* auch in einem russischen Wort vor (*možara* 'großer tatarischer Karren', *mažara* 'zweispänniger Kamelwagen'), das aus dem Krimtatarischen (*madžar* 'Karren') entlehnt ist.

Das reichhaltige Buch befaßt sich in den weiteren Teilen mit den politischen Verhältnissen der Nomadenvölker, mit der Rolle, die die einzelnen türkischen Stämme in der Geschichte gespielt haben, mit der Sprache der Ungarn um die Zeit der Landnahme und mit einer Reihe wichtiger Fragen, die aus der Natur des Gegenstandes fließen. Es würde uns zu weit führen all diese Details, wie interessant sie auch sein mögen, zu besprechen, es mag genügen, wenn hier noch die Ausführungen über Namen und Sprache der Hunnen und Avaren kurz angezeigt werden.

Der Name der Hunnen (*hun* ~ *kun* vgl. altr. куманъ < \**kunman*, weiter *Kόμανοι* o. *Κομάνοι*) ist zweifelsohne türkisch und hängt mit türk. ujb. sag. *kün* 'Volk' zusammen. Dieses Wort hat nicht nur in den uralaltaischen (ung. *hím* 'masculus', vog. *χum* 'Mann' syryj. *komi* 'Syrjäne'; sam. *kum*, *kume*, *kup*, *kop* 'Mensch'; mong. *kūmun* 'idem'), sondern auch in den indogermanischen Sprachen seine Vertreter (lat. *homo*, got. *guma*, lit. *žmũ*), und ist ein Überbleibsel aus einer indogermanisch-uralisch-türkischen Urzeit, als diese Völker noch in nachbarlicher Nähe lebten und miteinander Verkehr pflegten. Die Sprache der Hunnen selbst gehörte, soweit auf Grund der überlieferten Personen und Stammesnamen zu ersehen ist, zu der türkischen Sprachfamilie, aber jedenfalls zu einem anderen Zweige derselben, als das Bulgarische.

Zum selben Zweig gehörten ihrer Sprache nach auch die Avaren, deren Name (*apar* > *abar* [sl. *obrinъ*] > *avar*) auf das Verbum *aba-*

‘sich sträuben, widerstehen’ zurückgeht. Die Bedeutung ist also ‘Rebell’. Die Avaren sind bis 552 n. Chr. in Mittelasien, ihr Reich wird durch die Türken zugrunde gerichtet. Ein Teil des Volkes flüchtet sich dann an die Wolga und taucht später auch in Mitteleuropa empor.

NÉMETHS Arbeit beruht auf einer Reihe scharfsinniger Beobachtungen und vorsichtiger Erwägungen. Ihre Kritik muß den Turkologen vorbehalten werden, die in der Lage sein werden, dies auch zu tun, an Hand der deutschen Ausgabe, die wohl in absehbarer Zeit erscheinen wird. Vor Drucklegung des deutschen Textes haben wir nur eine Bitte an den gelehrten Autor zu richten: er möge von der Zerstückelung der einzelnen Kapitel mit \* in der deutschen Ausgabe Abstand nehmen, damit die Kontinuität des Lesens gesichert und die Übersicht des Materials erleichtert werde.

Ujpest.

J. V. LAZICZIUS.

W. W. STRICKLAND, *Panslavonic Folklore in four books*. Translated from KAREL JAROMIR ERBEN'S „A Hundred Genuine Popular Slavonic Fairy Stories“ in the Original Dialects and compared with Notes, Comments, Tables, Illustrations and Supplementary Essays. B. Westermann Co. Inc. New-York 1930, 8°, XIII + 409 S.

Dies ist die erste vollständige Übersetzung der von K. J. ERBEN im J. 1865 herausgegebenen Anthologie der slavischen Märchen in eine Weltsprache. Schon früher wurde aus diesem Buche geschöpft, LOUIS LÉGER entnahm ihm vornehmlich die Texte für seinen „Recueil de contes populaires slaves“, 1882, und aus ihm A. H. WRATISLAW seine „Sixty Folk Tales from exclusively Slavonic Sources“ im J. 1889. Der Rezensent dieses Buches (La Tradition IV, 125) bemerkte bereits, daß ERBENS Ausgabe nicht mehr den Anforderungen der heutigen Volkskunde entspricht, aber tröstete sich, daß die Forscher schon wissen, wie sie mit derlei „Dokumenten“ umzugehen haben. Die englischen Gelehrten haben bereits eine ziemliche Reihe von Übersetzungen slavischer Märchen, die Ausgaben von BAIN, DENTON, RALSTON u. a. sind gut bekannt in den Kreisen der Märchenforscher. Nur der neuste Übersetzer, W. W. STRICKLAND scheint sie nicht gekannt zu haben, wenigstens erwähnt er sie nicht, besonders kannte er nicht das Buch seines Vorgängers, A. H. WRATISLAW. Eine Vergleichung beider Übersetzungen zeigt, daß STRICKLAND sie durchaus nicht benutzt hat, man könnte fast sagen zu seinem Nachteil. Es wäre ohne Zweifel viel verdienstvoller gewesen, eine Anthologie aus den neueren Ausgaben slavischer Märchen zusammenzustellen. Aber schon die Mannigfaltigkeit der slavischen Sprachen, und be-

sonders Dialekte — die Märchen werden fast durchweg in den Dialekten gedruckt — macht einem Nichtslavisten, besonders wenn er nicht grammatisch geschult ist, fast unüberwindliche Schwierigkeiten. Und so können wir Herrn W. W. STRICKLAND nicht das Verdienst absprechen, daß er die gleichfalls stark dialektisch gefärbten Texte ERBENS ziemlich fehlerfrei übersetzt hat, und dadurch den Forschern eine ziemliche Anzahl nicht unwichtiger Märchen zugänglich gemacht hat, wenn hier auch vielfach der ursprüngliche Charakter von reinen Volksmärchen durch literarische Bearbeitung verwischt ist.

Im Vergleich mit WRATISLAW hat STRICKLAND nicht besonders den Stil und Ton des Volksmärchens bewahrt. Namentlich das russische Märchen ragt dadurch hervor, daß bestimmte Redewendungen, Phrasen in der Erzählung bei der betreffenden Gelegenheit wiederholt werden, so z. B. fordert bei ERBEN 131 der Unhold den Helden auf vorzutreten und fragt: „libo budzem bicca libo miricca?, und der Held antwortet: „ni za tym dobry maladzec chodzić, štob miricca, tol'ki za tym, štob bicca“. Das ist in der Übersetzung gänzlich verwischt: „Shall we fight or shall we arrange it peaceably“? . . . „Noble young fellows like us haven't come all the way to patch up a peace, but to have a joly good fight“ (356), das zweitemal: „shall we fight or shall we make it up? . . . „Fine young fellows like us didn't come up to make peace, but to have a good fight“ 357, und an der dritten Stelle: „As though fine fellows like us came to make peace! No, fight's the word“ (357). Bei WRATISLAW steht an allen Stellen dieselbe Wendung: „Shall we fight or shall we try our strength? . . . Not to try their strength do good youths travel, but only to fight“ (135, 136).

Vielfach werden Worte und Ausdrücke gebraucht, die der Sprache der Volksmärchen fremd sind. So ist „Nu vidzice vy mudrci, že je vyslužil nus“ (ERB. 73) übersetzt: There you see, you *sapient Solomons*, that I've earned my nose (168), bei WRAT. Now you see, you *wiseacres*, that I've earned my nose. — ERB. 73: „Tam stau šärt šántak . . . a šákau na jich tri duše“ übersetzt: S. 171: there stood *Asmodeus* with his lame leg . . . and waited for their three souls. ERB. 99: „jak lecho jeho be przeja, to dobre vjedze, ale co robjic“ bei STR. 193: How *sarcastically* he would welcome him, that the cobbler knew well-but what to do, bei WRAT. 104: He knew very well what a bad welcome he would receive from him, but what to be done? Serb. *pustinik*, ERB. 246 ist fehlerhaft übersetzt *pilgrim* S. 278, richtig WRAT. 230: hermit. In dem großrussischen Märchen „die Linde“ lesen wir S. 402: his home was all new, there was a birch-wood palisade, horses that might have been *Pegasus*, they wished to fly. . . , viel besser bei WRAT. 165: A new house was his: fences of stout boards, horses that were ready to fly wörtlich nach: „koni takije, što letet’



chotjat“. Auf Grund einer falschen Etymologie ist *černokněžník* übersetzt *Black-Prince* neben richtig *sorcerer* S. 14, 17, 19, bei WRAT. wizard S. 8. Król podzemny, kościej nieśmiertelny ist schlecht übersetzt S. 211–12 *autumn's dread king, the immortal Skeleton*, richtig WRAT. 106 the *subterrean king, immortal Bony*. Ebenso: Tie dve starsie boly do roboty ako *osy* S. 162: the elder set to work like *axes*, richtig bei WRAT. 82: the two elder were as active as wasps for work, u. a. m.

STRICKLAND half sich mitunter mit der čechischen Übersetzung aus, die ERBEN im J. 1869 unter dem Titel *Vybrané báje a povesti národní jiných větví slovanských* herausgab. So fügte er dem Titel *Pakatsegaroshak* S. 354 (*Kulihrasek*) bei, so bei ERBEN *Kulihrásek*. Für serb.-kroat. *domaćin, gazda* gebrauchte er das Wort *hospodar* 228, 277, mit welchem *-hospodář* ERBEN diese Wörter übersetzte.

Der Übersetzer suchte bei seiner Arbeit leider nicht die Mithilfe von Fachmännern auf. Er erwähnt in seinen Vorreden, daß er in Belgrad regelmäßige Stunden bei einem „mathematical student of its university“ nahm, bei der Übersetzung der slovenischen Märchen half ihm ein Kaffeesieder in Sušak bei Fiume. Er begann mit dieser Arbeit bereits im J. 1896 und beendete sie im J. 1907 nach seinen ausdrücklichen Angaben. Aber die Vorrede der 3. Abteilung ist in Belgrad im J. 1887 datiert — ist das vielleicht ein Druckfehler?

Die Märchen hat er ganz abweichend von dem Buche ERBENS eingeteilt und zwar in vier Bücher. In das erste nahm er fünf čechische, zwei slovakische und ein oberlausitzisches Märchen auf, und zwar faßte er zusammen Fassungen 1. zu Grimm KHM Nr. 29 (BOLTE-POLÍVKA I, 29), 2. Nr. 71 (BOLTE-POLÍVKA II, 91), 3. Nr. 62 (BOLTE-POLÍVKA II, 25), 4. zu Ul. Jahn, VM. Pommern, Rügen 83 Nr. 15; 5. Grimm KHM Nr. 64 (BOLTE-POLÍVKA II, 43), 6. „Die drei Zitronen“ zu Basile V, Nr. 9 (BOLTE-POLÍVKA II, 125, IV, 257), 7. „Das Sonnen-Roß“ zu Róna-Sklarek, Ungar. VM. 226, 296 Nr. 22, 8. „Recht bleibt immer Recht“ zu Grimm KHM Nr. 107 (BOLTE-POLÍVKA II, 477). Diese Märchen machte er zum Gegenstande ausführlicher Untersuchungen. Das zweite Buch machen die nordwest-slavischen Märchen aus, teilweise ist ihre Anordnung von derjenigen ERBENS verschieden, besonders bei den polnischen.

Im 3. befinden sich die serbo-kroatischen und slovenischen, und im 4. die russischen und bulgarischen. Warum er diese zusammengefaßt hat, ist nicht erklärt.

W. W. STRICKLAND ist sehr schwach mit der Märchenliteratur bekannt. Ausführlich hat er zur Vergleichung nur zwei Sammlungen herangezogen, und zwar die *Fiabe popolari veneziane* von D. G. BERNONI, und die lappischen Märchen, welche MANTEGAZZA in sein



Buch: Un viaggio in Lapponia aufgenommen hat. Außerdem zieht er an zwei Orten noch zwei Märchen Grimms heran.

Von der Märchenkunde, Märchenwissenschaft hat er sozusagen keine Ahnung. Der Rezensent des Buches von A. H. WRATISLAW bedauerte im J. 1890 (La Tradition, IV, 126), daß dieser noch zur Schule von Max Müller, de Gubernatis und André Lefèvre gehörte: „Soleils, lunes, Aurores . . . on en mis partout“, und tröstete sich damit, daß die bezüglichen Anmerkungen des Herausgebers kurz gefaßt sind, und man sie leicht übergehen kann. Leider ist das bei dem Buche STRICKLANDS unmöglich. Es sind nicht nur die den einzelnen Nummern beigefügten Bemerkungen mitunter recht ausführlich, sondern er hat den im ersten „Buche“ zusammengestellten Märchen eine weitschweifige Abhandlung, und eine ganze Reihe von Tabellen beigegeben. Auf seinen Tabellen hat er sozusagen Itinerare der Märchenhelden aufgezeichnet, und Monate, ja Tage bestimmt, an welchen sie auf den Glasberg u. a. zogen. Er übertraf da sogar den slovakischen Dorfpfarrer Samuel Reuß, der in den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts die slovakischen Märchen zu sammeln und zu erklären begann (vgl. meinen *Súpis slovenských rozprávok* I, 8). Diese Darlegungen könnten in einer wissenschaftlichen Zeitschrift ganz kurz und bündig als nicht einer Besprechung wert abgelehnt werden. Es sei nur kurz notiert, daß STRICKLAND nach der Untersuchung der Nr. 1—8 zur Überzeugung gelangt ist, sie seien arktischen Ursprungs, er findet sogar, daß diese „primitiven“ westslavischen Märchen noch mehr den Charakter der langen arktischen Winternacht tragen als die lappischen. Bei der Erklärung dieses auffallenden Umstandes erinnert er sich an die Vereisung Belgiens vor 10—15 Tausend Jahren. Diese Idee von den Witterungsmythen verfolgt er noch weiter in den Bemerkungen zu einzelnen Nummern. Er gibt zu, daß das großrussische Märchen „Die Linde“ an das Grimmsche Nr. 19 erinnert, aber als „intellectual ancestry“ beider hält er ERBENS Märchen Otesánek (Nr. 5, in seiner Übersetzung S. 129), . . . „and the best of derivative weather myths, representing the intensifying winter and its sudden collapse; das čechische Märchen von dem alles verschlingenden Ungeheuer (vgl. v. d. LEYEN, Das Märchen 64) hat doch nichts gemein mit dem Stoffe vom Fischer und seiner Frau! Das großrussische Märchen vom einäugigem Elend gehört gewiß in eine Gruppe mit der Polyphemsage; wunderlich ist aber, wenn es auch als arktischer Mythos erklärt wird, und ursprünglicher sein soll als die Sage von Polyphem und den Kyklopen bei Homer, S. 387. So wird auch das Märchen vom unsterblichen Košcej und seiner fern in einem verborgenen Ei versteckten Seele gedeutet: „the giant is the sunless winternight, and the egg is the sun: as soon this is recovered, the giant dies . . .“ S. 410. Diese kurzen Zitate charakteri-

sieren hinreichend das Buch. Man kann sich nicht genug wundern, daß derlei Meinungen, nein Phantastereien, heute noch möglich sind!

Die den einzelnen Abschnitten vorausgeschickten Einleitungen sind ohne Belang für die Märchenkunde, höchstens Eindrücke eines Touristen, charakteristisch nur für die Zeitverhältnisse, die der Verfasser in einigen Städten des ehemaligen Cisleithaniens verbrachte. Sie tragen recht bei zur Kenntnis des damaligen Zustandes der Völkerstämme, in deren Städten er einige Zeit verlebte. Es ist mehr Publizistik, welche in ein wissenschaftliches Fachorgan nicht gehört, daher hier übergangen werden kann. Außer einer Übersetzung der Vorrede ERBENS und seiner Inhaltsangabe ist eine statistische Tabelle der nationalen Verhältnisse Cisleithaniens im J. 1897 beigegeben. Es ist höchst wunderlich, daß der Verfasser, der im J. 1930 in Prag weilte — dort datierte er die Vorrede zu dem Buche — sich nicht nach neueren statistischen Daten umgesehen hat,

Prag.

J. POLÍVKA.

SCHAEDEr, HILDEGARD, *Moskau das dritte Rom*. Studien zur Geschichte der politischen Theorien in der slavischen Welt. Hamburg, Friedrichsen-de Gruyter & Co. 1929, Lex., 140 S. (= Osteuropäische Studien hgb. v. Osteuropäischen Seminar der Hamburgischen Universität Bd. 1.).

Die Theorie „Moskau das dritte Rom“ wurde entsprechend ihrer außerordentlichen Bedeutung für die russische Geistesgeschichte und, was häufig vergessen wird, für die Politik bereits häufig von russischen Gelehrten mehr oder minder ausführlich, am eingehendsten von MALININ<sup>1)</sup> behandelt. Auf Grund der einschlägigen Literatur faßt nun H. SCHAEDEr in ihrer sehr gewandt geschriebenen Dissertation die Forschungsergebnisse zusammen und macht sie somit auch dem deutschen Leser zugänglich. Nach wie vor bleibt aber das Ideengeschichtliche in vielen Einzelheiten unklar.

Eine der wichtigsten und zweifellos interessantesten hier zu behandelnden Fragen wäre wohl die gewesen, ob resp. in welchem Ausmaß dieser Idee durch das geistige und politische Leben im alten Bulgarien und Serbien gewissermaßen vorgearbeitet worden ist. Meines Wissens war es MILJUKOV, der erstmalig in seinen Očerki russkoj kul'tury die Forderung aufstellte, daß der südslavische Einfluß auf die politischen

<sup>1)</sup> Es befremdet, daß Sch. im Vorwort die Arbeiten von DJAKONOV, SOKOLJSKIJ und WALDENBERG erwähnt, das außerordentlich vielseitige und grundlegende Werk von MALININ *Starec Jeleazorova monastyr'a Filofej i jego poslanija*, Kiev 1901 an dieser Stelle aber übergeht.

Ideen im älteren Rußland eingehender zu untersuchen sei. Auf MILJUKOV bezieht sich auch H. SCHAEDEER, bemerkt aber dazu, daß „trotzdem“ noch WALDENBERG i. J. 1916 zur Diskussion gestellt habe, ob die Lehre von der Bedeutung Moskaus der reine, autochthone Ausdruck eines eignen, russischen, nationalen Selbstbewußtseins sei (S. 50)<sup>1)</sup>.

Und doch ist auch H. SCHAEDEER dem südslavischen Einfluß nicht weiter nachgegangen<sup>2)</sup>, sie ist in dieser Beziehung nicht wesentlich über MILJUKOV hinausgekommen und vorsichtig, ich möchte fast sagen ausweichend, vermeidet sie hier, wie auch an vielen anderen Stellen, eine direkte Stellungnahme zu den Problemen. Die Verf. berichtet über das Streben der Bulgaren und Serben nach staatlicher und kirchlicher Unabhängigkeit, sie führt uns einige bulgarische, byzantinischen Muster nachgebildete Herrscherepitheta vor, dies alles aber nur, um „einige Voraussetzungen für die russischen Verhältnisse um 1393“ (S. 15) anzudeuten, mit anderen Worten, wohl um den Brief des

---

1) Verf. scheint den russischen Text bei WALDENBERG mißverstanden zu haben, vgl. *Drevne-russkije učeniija o predelach carskoj vlasti* Pburg 1916 S. 271f.

2) Im Abschnitt, der über die südslavische Geschichte handelt, sind der Verf. leider mehrere Versehen unterlaufen. Sie gibt z. B. einige Male die Namen der bulgarischen Regenten falsch an, resp. in einer Weise, die sonst in der deutschen Forschung nicht üblich ist. Kalojan (einmal nennt ihn die Verf. Johann Asen I) regierte von 1197—1207 und kann folglich nicht 1230 bei Klokotnica gesiegt haben (übrigens kämpften die Bulgaren hier nicht gegen Byzanz, vgl. Sch. S. 4, sondern gegen Theodoros von Epirus, vgl. JIREČEK Geschichte der Bulgaren S. 250). Einige Zeilen weiter heißt es „Derselbe Herrscher (nach Sch. Johann I., den sie aber bereits mit Johann Asen II verwechselt hatte, MW.) nannte sich auch Johann Alexander“ usw. Ein und derselbe Herrscher hat also nach Sch. über 150 Jahre regiert. Übrigens wurde auch die Apotheose von Manuel Komnenos nicht auf Johann Asen II (vgl. S. 14 Fußnote 2), sondern auf Johann Alexander (Sch. hat die betreffende Stelle der Manasseschronik falsch interpretiert und ungenau übersetzt) übertragen; die Biographie des Stefan Lazarević von Konstantin von Kostenec entstand nicht im 14. Jahrh., sondern in den Jahren 1431—1432 (Sch. S. 8). Nebenbei sei noch bemerkt, daß 1235 das Patriarchat in Bulgarien allerdings ohne Mitwirkung von Rom geschaffen wurde, aber — und darauf kommt es an — mit Zustimmung der Patriarchen von Byzanz, Antiochien und Alexandrien (vgl. JIREČEK op. cit. S. 258). Die Herleitung der Aseniden von den Rumänen braucht keine geschickte Konstruktion der päpstlichen Politik gewesen zu sein (Sch. S. 7), denn Niketas Akominates nennt Peter und Asen *Βλάχοι*, vgl. F. HÝBL *Dějiny národa bulharského* (Prag 1930) Bd. I S. 150.



Patriarchen Antonios von Konstantinopel an den Moskauer Großfürsten Vasilij I. zu kommentieren<sup>1)</sup>.

Wesentlich wäre es aber gewesen, das Ideengeschichtliche zu klären. Natürlich verfügen wir bei dem heutigen Stand der Forschung noch nicht lückenlos über das Material, um die Einstellung der Südslaven zur „ewigen“ Stadt, resp. zur historischen Mission der Griechen genügend klar zu zeichnen. Eins steht aber fest: Byzanz war für die Südslaven nicht nur der feindliche, sie in ihrer eignen Entwicklung behindernde Nachbar, sondern das Sinnbild der Griechen. Herrscher der Griechen zu sein, bedeutete für sie ein Teilhaben an der historischen Mission; m. E. schien ihnen diese nicht an die „ewige“ Stadt, sondern an das Volk der Griechen geknüpft zu sein<sup>2)</sup>. Wie sich die Südslaven zu dieser

<sup>1)</sup> Zu den Angaben über Kyprian (Sch. zitiert den Russkij Biografičeskij Slovar', der in diesem Artikel gänzlich versagt) muß einiges bei Sch. richtiggestellt werden. Kyprians eigentliche Wirksamkeit in Rußland begann erst nach dem Tode Dmitrijs I (unter diesem war er nur vorübergehend von 1381—82 Metropolit). Unzutreffend ist auch bei Sch. die Beurteilung der Kirchenpolitik Dmitrijs I., denn nicht der Moskauer Großfürst verfuhr damals mit Konstantinopel nach Belieben, er war vielmehr nur „ein elendes Spielzeug und trauriges Opfer“ in den Händen der Griechen, wie sich GOLUBINSKIJ Istorija russkoj cerkvi II, 1 S. 345 äußert. Die Nichterwähnung des Patriarchen namens in den Diptychen war natürlich nur eine Gegenmaßnahme des Großfürsten gegen das Intrigenspiel des Patriarchen anläßlich der Besetzung des Metropolitenstuhls. Kyprian als Metropolit muß dazu seine Zustimmung gegeben haben, was um so wahrscheinlicher ist, als einige Jahrzehnte früher auch die bulgarische Kirche aus Anlaß der Erwähnung der Patriarchen im Gebet mit Byzanz einen Streit ausgefochten hatte und dabei auf ihrem Standpunkt verharrte. Damals aber wehrte sich Rußland nur seiner Haut; es kämpfte noch nicht wie die Südslaven bewußt um eine Autokephalie. — Es geht auch nicht an, den Stil Kyprians mit demjenigen von Jepifanij oder gar Pachomij Logofet in eine Reihe zu stellen. Die Schwülstigkeit dieser Schriftsteller ist bei Kyprian bei weitem nicht so ausgeprägt. Bei der Umarbeitung der Vita Petri hat Kyprian, was Sch. in Abrede stellt, eine Reihe neuer historisch sehr wertvoller Tatsachen (Perejaslavskij Sobor!) beige-steuert, vgl. KLJUČEVSKIJ Žitija sv'atych S. 83—84.

<sup>2)</sup> In der bulgarischen Manasseschronik bedeutet нашъ же новъи цариградъ nichts anderes als „unsere neue Zarenstadt“. Trnovo wurde im 13. und 14. Jahrh. häufig so genannt, vgl. z. B. писанъ сѣтъ въ прѣградѣ Тръновѣ im Tetraevangelium von 1273, ANGELOV GENOV Istorija na b'lgarskata Literatura II S. 451 oder weitere Belege bei SYRKU K istorii ispravlenija bogoslužebnych knig v Bolgarii I (1899) S. 390f.



historischen Mission verhielten, einerseits sich dessen bewußt waren, nicht zu den berufenen Völkern zu gehören, andererseits aber aus nationalem Selbstgefühl das nicht dulden wollten, geht z. B. klar aus dem Zbornik popa Dragolja<sup>1)</sup> hervor. (Sch. hat ihn, wie auch die übrige südslavische Literatur nicht benutzt.)

Während sich also die Südslaven — hierin lassen sich vielleicht Einflüsse des westlichen Kulturkreises erkennen — von einer gewissen politischen Machtstellung das Teilhaben an der historischen Mission des auserwählten Volkes erhofften, nahm die Auseinandersetzung mit Byzanz in Rußland einen ganz anderen Verlauf. Sie konnte sich hier nicht auf politischem Gebiet vollziehen und wurde daher in eine rein geistige Sphäre gerückt. Nur als Erhalter der reinen, wahren Orthodoxie machten die Russen für sich den Anspruch geltend, das ewige Volk zu sein. Sie wollten nicht etwa an der historischen Mission der Griechen teilnehmen, sondern selbst Träger der Mission des einzigen rechtgläubigen Volkes werden. Und aus dem Schicksal von Byzanz zogen sie den Schluß, daß auch Rußland nur solange bestehen könne, als es die wahre Lehre rein erhalte. Da sie es jedoch nicht gelernt hatten, zwischen Dogma und Ritus einen Unterschied zu machen, schlugen sie eine eng rituelle Richtung ein. Der Buchstabe wurde ihnen heilig, denn das Abweichen vom Buchstaben bedeutete für sie den Untergang Rußlands, des letzten Reiches.

Mit die erste Formulierung des Gedankens, daß die Griechen von der wahren Orthodoxie abgefallen sind, finden wir in den russischen Erzählungen über die Florentiner Union<sup>2)</sup>. Sch. gibt deren Inhalt sehr genau an. Da sie sich aber nicht auf das Ideengeschichtliche allein beschränkt, hätte man von ihr eine genauere Klassifizierung der Texte erwarten können. Ich glaube kaum, daß ihre Anordnung zutreffend ist. Einen der wichtigsten dieser Texte, das „Slovo izbrano“ tut Sch. S. 26 kurz mit der Bemerkung ab, daß er nur „sachlich unbedeutende stilistische Erweiterungen“ enthalte. Und doch bietet dieser Text neben dem Briefwechsel des Metropoliten Jona (Sch. hätte ihn in viel stärkerem Maße heranziehen müssen) die erste bewußte Rechtfertigung der autokephalen Bestrebungen der russischen Kirche. Daß von

<sup>1)</sup> Spomenik V S. 12f.

<sup>2)</sup> Die von Sch. S. 18 erwähnte Arbeit von ŠČERBINA Literaturnaja istorija russkich skazaniij o Florentijskoj unii befindet sich in der Letopiš ist. fil. obšč. pri Novorossijskom Universitete Bd. X Byz. slav. Abt. VII Odessa 1902 (auch bei Ikonnikov falsch zitiert). — Peter der Näseler (nicht Stotterer!) zusammen mit Paulus (von Samosata) befindet sich erst in der russischen Redaktion des Прѣние Панариота съ Азимитомъ, 16. Jahrh., in der serbischen, auf die sich offenbar Sch. S. 17 bezieht, fehlt jedoch diese Stelle.

Pachomij Logofet auch eine Wundererzählung — es ist die Vita des Hl. Sergius — stammt (vgl. Sch. S. 26), in der Vasilij als russischer Zar angeredet wird, ist unwesentlich. Ihrer wird aber in diesem Zusammenhang häufig Erwähnung getan, weil sie das gleiche Wunder enthält wie das „Slovo izbrano“ und man deswegen diese beiden Denkmäler Pachomij Logofet zuschreibt.

In den Erzählungen vom Fall Konstantinopels tritt uns außer den von Sch. angegebenen Gedanken noch ein weiterer, m. E. sehr wichtiger entgegen. Viele Jahrhunderte hindurch war Byzanz für die Russen das Zentrum der Frömmigkeit, der Hort der Orthodoxie. Byzanz hielt einem jeden Feinde stand, denn die Mutter Gottes hatte den Schutz über die Stadt übernommen (vgl. die bereits seit dem 11. Jahrh. in Rußland außerordentlich verbreitete Vita des Andreas Salos). Der Fall Konstantinopels mußte in Widerspruch zu dieser Ansicht treten. Wie findet man sich mit diesem Ereignis ab?

In dem von Jakovlev (S. 56ff.) veröffentlichten Text<sup>1)</sup> heißt es, am 21. Mai habe sich eine große feurige Flamme gen Himmel erhoben und sei von den sich öffnenden Himmelsporten aufgenommen worden. Die Deutung dieser Erscheinung durch den Patriarchen lautet: *Свѣтъ убо онъ неизреченный, иже бѣ содѣйствуя въ великои церкви Божіа Премудрости со прежними свѣтилными архіереи вселенскими и цари благочестивыми ангель Божіи его же укрѣпи Богъ при Іустиніанѣ царѣ на сохраненіе великіа святаго церкви и граду сему, въ сію бо ношъ отидоша на небо; и сіе знаменуєтъ, яко милость Божіа и щедроты его отъидоша отъ насъ.*“ Dieser Gedanke, daß die Gunst der Gottesmutter in sichtbarer Gestalt die Stadt verlassen hat<sup>2)</sup>, ist außerordentlich wichtig; Ähnlichem begegnen wir ja schließlich

---

<sup>1)</sup> Der in der Gründungsgeschichte von Byzanz vorkommende Kampf zwischen Adler und Schlange (Sch. S. 33) ist der Offenbarung des Methodius entnommen. Zum Iskendertext sei noch bemerkt, daß er sich, abgesehen von den Angaben über den Verfasser, fast wörtlich mit der ausführlichen Erzählung deckt. Die auf Methodius und der Visio Danielis beruhende Schilderung der Endzeit kommt auch in anderen Texten vor, vgl. JAKOVLEV S. 114ff. — Der von Sch. S. 33 nicht identifizierte polnische Bericht ist unter dem Titel *Pamiętniki Janczara . . .* von J. Łoś, *Biblioteka pisarzów polskich* Nr. 63, Krakau 1912 herausgegeben; auch FINKEL verweist auf ihn Nr. 6845.

<sup>2)</sup> Als Parallele sei erwähnt: Als sich in Nordbulgarien Theodoros und Asen erhoben, um ein selbständiges Reich zu gründen, erbauten sie in Trnovo eine Kirche zu Ehren des hl. Demetrios und es verbreitete sich alsbald das Gerücht, der Heilige habe Saloniki verlassen und wolle von nun ab die Bulgaren beschirmen und ihnen zu einer eignen Staatlichkeit verhelfen, vgl. *НѢБЛ* op. cit. I S. 150.

auch in den russischen Erzählungen von der weißen Mitra<sup>1)</sup>, dem Heiligenbilde von Tichvin und der Vita Antonius' des Römers.

Da es im Rahmen dieser Besprechung leider nicht möglich ist, ausführlich auf das vorliegende Buch einzugehen, soll hier nur noch auf einige von mir willkürlich herausgegriffene Fragen hingedeutet werden, die noch einer näheren Untersuchung harren. In viel stärkerem Maße, als es bisher geschah, ist die eschatologische Literatur (Andreas von Caesarea, Ephraim der Syrer usw.) heranzuziehen und zwar muß dabei beachtet werden, welche Denkmäler resp. Gedanken durch südslavische Vermittlung und welche direkt aus Byzanz nach Rußland gelangt sind. Unklar in einigen Einzelheiten ist z. B. auch noch die Rolle des „blonden“ Volkes, denn ISTRIN S. 267 behauptet, dieses sei in griechischen Fassungen mit dem Friedenskaiser verbündet, in den slavischen aber dessen Gegner. Welche Texte ermöglichten eine Gleichsetzung von русий и русский? Worauf beruht die Dreizahl der ewigen Städte? Aus welchen Texten und wann taucht in Rußland der Gedanke auf, daß demjenigen Volk, das am reinsten die Orthodoxie bewahrt, eine historische Mission beschieden sei? Welche Städte außer Moskau erhoben den Anspruch, das Erbe von Byzanz anzutreten und worin äußerten sich diese Bestrebungen<sup>2)</sup>? Welche Rolle kommt den Judaisierenden zu? Schriftstellern wie Inok Savva, Anikita Lev usw.? Die Reihe dieser, wie gesagt, willkürlich herausgegriffenen Fragen ließe sich noch vergrößern. Es ist daher zu bedauern, daß H. SCHAEDEr sich nicht eingehender mit der Vorgeschichte der von Filofej formulierten Idee und dieser selbst beschäftigt und ihre Darstellung mit dem 16. Jahrh.

1) Die Erzählung von der weißen Mitra ist nicht um 1600 entstanden, sondern zwischen 1484 und 1504. Die darin vorkommende Erwähnung des Patriarchats berechtigt zu keinen Schlüssen auf die Entstehungszeit der Erzählung, denn nach byzantinischer Anschauung mußte es neben dem Zaren auch einen Patriarchen geben. Übrigens war Ivan III. bemüht, der Einsetzungszeremonie des Metropoliten auch jene äußere Form zu geben, wie sie in Konstantinopel bei der Einsetzung des Patriarchen üblich war.

2) S. 33 verweist Sch. auf Nasonov 128 Fußnote 1, die eine Erwähnung von Fomas Slovo enthält (warum wird nicht die Ausgabe von ЛИХАЧЕВ zitiert?). Bedeutend wichtiger sind aber die Feststellungen von NASONOV ib., daß Mitte des 15. Jahrh. in Tver' eine Chronik entstand, in der die Fürsten von Tver' als die Schirmherren der Orthodoxie in der Tatarenzeit dargestellt werden, während damals die Moskauer Fürsten angeblich die Orthodoxie verraten haben. Der Chronist unterstreicht im Gegensatz zu der Moskauer Auffassung, daß auch nach der Einnahme der Stadt in Byzanz ein Patriarch existierte und „всеперусская не представися“.

abgeschlossen hat, denn durch den zweiten Teil wird der gute Eindruck, den man von der Lektüre des ersten Teils der Arbeit erhält, ganz verwischt. Die Verf. ist, wie bereits von anderer Seite hingewiesen wurde, weder in die Altgläubigen- noch die Slavophilenbewegung genügend eingedrungen, und doch wäre es eine dankenswerte Aufgabe, das Weiterleben unserer Idee bei den Altgläubigen und ihre Umgestaltung durch die Slavophilen zu verfolgen.

Berlin.

M. WOLTNER.

## Bei der Redaktion eingegangene Bücher.

- Acta Universitatis Dorpatensis.*  
Serie A Bd. 17 und 18, Serie B Bd. 19 und 20. Dorpat 1930, 8°.
- Archeion.* Czasopismo Naukowe Bd. 8. Warschau, Wyd. Archiwów Państw. 1930, 8°, XIII + 184 + 48 S.
- Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen und Literaturen.* Jahrg. 85, Bd. 158 (N. F. Bd. 58) Nr. 3—4. Braunschweig 1930, 8°, S. 169 bis 328 + VI S. *Dasselbe.* Jahrg. 86, Bd. 159 (N. F. Bd. 59) Nr. 1—2, ebda 1931, 8°, S. 1—160.
- Archiva.* Organul Soc. Istor.-Filol. din Jași. Bd. 38, Nr. 1. Jași 1931, 8°, S. 1—82.
- Årsbok 1930.* Vetenskaps Societeten i Lund. Lund, Gleerup 1930, 8°, 155 S.
- ARUMAA P. Litauische mundartliche Texte aus der Wilnaer Gegend. Dorpat 1931, 8°, 78 S.
- BABINGER Fr. Ewlijâ Tschelëbi's Reisewege in Albanien. Berlin 1930, 8°, 41 S.
- BLOCH, Raisa, Moj gorod. Stichi. Berlin, Petropolis 1928, 8°, 55 S.
- Bratislava.* Časopis. Bd. 4, Nr. 4—5. Bratislava 1930, 8°, S. 521—788. *Dasselbe.* Bd. 5, Nr. 1, ebda 1931, 8°, S. 1—180.
- BROCH O. Russenorsk tekstmateriale. Maal og Minne 1930, Nr. 4, S. 113—140.
- BRÜCKNER A. Die Slaven. Religionsgeschichtliches Lesebuch hgb. von A. Bertholet. Tübingen, Mohr 1926, S. 1—43.
- BRÜCKNER A. Dzieje kultury polskiej. Bd. II. Krakau, Spółka Wydawnicza 1930, 8°, 660 S.
- Bulgarska Kniga.* Bd. 1, Nr. 4—5, Sofia, 1930, 8°, S. 351—518.
- Bulgarski Pregled.* Bd. 1, Nr. 3. Sofia 1930, 8°, S. 321—472.
- Byzantinoslavica.* Bd. 2, Nr. 2. Prag, Orbis 1930, 8°, S. 189—484.
- Chronika Naukovoho Tov. im. Ševčenko u L'vovi.* 1926—1930, Lemberg 1930, 8°, 136 S.
- CROSS S. H. The russian primary Chronicle. Cambridge Mass. University 1930 (= Harvard Studies and Notes in Philology and Literature Bd. 12, S. 77—297).
- Československo-Jugoslavenská Revue* Bd. 1, Nr. 1—6. Prag 1930, S. 1—288.
- ČREMOŠNIK G. u. SERGEJEVSKIJ D. Gotisches und Römisches aus Breza bei Sarajevo. Sarajevo 1930, 8°, 10 S. + 3 Tafeln. (= Novitates Musei Sarajevoensis Nr. 9).



- ČYŽEVSKYJ D. Narysy z istoriï filozofii na Ukraïni. Prag. Ukr. Hromadskyj Vydavn. Fond 1931. 8°, 175 S.
- Deutsche Hefte für Volks- und Kulturbodenforschung* hgb. W. Volz und H. Schwalm. Bd. 1, Nr. 2. Langensalza, Beltz 1930, 8°, S. 57—128 + 17 S. + 2 Karten.
- Doklady Akademii Nauk SSSR* 1930, B, Nr. 8—12. Leningrad 1930, 8°, S. 185—238. *Dasselbe* 1931, B, Nr. 1, ebda 1931, 8°, S. 1—14.
- DOSTOJEVSKIJ F. M. 1821—1881. Prag, Obec Pražská 1931, 8°, 16 S. (= Spisy Knihovny Hlavního Města Prahy Nr. 10).
- DOSTOJEVSKIJ. Sbornik stati. Prag, Melantrich 1931, 8°, 240 S.
- DURNOVO N. u. GALANOV J. Programma dl'a sobiraniya svedenij dl'a dialektologič. karty russkogo jazyka Nr. 2, Severnovelikoruss. i srednevelikoruss. govory. 2. Auflage. Moskau 1930, 8°, 22 S.
- ĐUROVIĆ D. Ruski književni jezik. Belgrad, G. Kohn 1931. 8°, 136 S.
- EKBLOM R. u. DE ROUBETZ A. Rysk läsebok för nybörjare. Stockholm, Norstedt 1931, 8°, 54 S.
- EMMERIG O. Die Münchener Orts- und Flurnamenbücherei. Bayerische Zeitschrift f. Heimat und Volkstum 5 (1931) Nr. 5 ff. (S-A. S. 1—8).
- EPSTEIN FR. Heinr. von Staden Aufzeichnungen über den Moskauer Staat. Hamburg, Friedrichsen 1930, 8°, 64 + 308 S. + 3 Tafeln. (= Abhandlungen a. d. Gebiet d. Auslandskunde Hamb. Univers. Bd. 34, Reihe A, Bd. 5).
- Eurasia Septentrionalis Antiqua*. Bd. 6. Helsingfors, Akateem. Kirjakauppa 1931, 8°, 224 S.
- FARKAS J. VON. Die ungarische Romantik. Berlin, W. de Gruyter 1931, 8°, VIII + 232 S. (= Ungarische Bibliothek Bd. 15).
- FILOV B. Starobŭlgarskata cirkovna architektura. Sofia 1930, 8°, 60 S. + 20 Tafeln. (= Spisanie na Bŭlg. Akad. Bd. 43).
- Forschungen z. brandenburgischen u. preußischen Geschichte*. Bd. 43, Nr. 1—2. München, Oldenbourg 1931, 8°, S. 1—450 + VI + 6 S.
- GEROVSKIJ G. Grammatika Paŭkeviča. Razbor. Užhorod 1930, 8°, 26 S.
- Godišnik na Sofijskija Universitet* I. Istoriko-filologičeski Fakultet. Nr. 26, 1929—1930. Sofia 1930, 8°.
- Godišnjak Skopskog Filozofskog Fakulteta* Bd. 1. Skoplje, Krajničanac 1930, 8°, 341 S.
- GOŁĄBEK J. Czesi i słowacy wobec powstania listopadowego. Warschau, Książnica-Atlas 1930, 8°, 107 S.
- HAUMANT E. La formation de la Yougoslavie. Paris, Bossard 1930, 8°, XII + 753 S. (= Institut d' ét. slaves de l' Univ. de Paris, Collection histor. Bd. 5).
- HOENICKE C. Der Wolfenbütteler Niedersorbische Psalter. Leipzig, Diss. 1930, 8°, 165 S.
- Husitský Zpěvník*. Nábožné písně o mistru J. Husovi a mistru Jeronymovi. Prag 1930, 16°, 272 S. (= Špalíček Nr. 8).
- HÝBL F. Dějiny národa bulharského. Bd. 1 und 2. Prag, Histor. Klub 1930, 8°, 302 S. + 1 Karte + 225 S. + 1 Karte.
- Indogermanische Forschungen*. Bd. 49 Nr. 1—2. Berlin, W. de Gruyter 1931, 8°, S. 1—168.

- Izvestija Akademii Nauk SSSR*, Serie VII, 1930, Nr. 7—10. Leningrad 1930, 8°, S. 467—858. — *Daselbe* 1931, Nr. 1—2, S. 1—130.
- Izvestija Gos. Russkogo Geografického Obščestva* Bd. 62, Nr. 1—4, Leningrad 1930, 8°, 532 S. + 1 Tafel.
- Izvestija po russkomu jazyku i slovesnosti*. Bd. 3 Nr. 2. Leningrad, Akad. 1930, 8°, S. 369—640.
- Jahrbücher für Kultur und Geschichte der Slaven*. N. F. Bd. 6, Nr. 2—3. Breslau, Osteuropa-Institut 1930, 8°, S. 209—415.
- Jahresbericht für germanische Philologie*, Jahrg. 50, N. F. Bd. 8. Bibliographie 1928. Berlin, W. de Gruyter 1930, 8°, XVIII + 338 S.
- Jahreshefte der Ges. f. Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz*. Bd. 3, Nr. 1—2. Görlitz 1929, 8°, 226 S.
- JANÁČEK L. u. VÁŠA P. Moravské písně milostné. Nr. 1—2, Prag, Staatl. Institut für Volkslieder 1930, 8°, 176 S. (= Lidová písen v Republice Československé A I 1—2).
- JAVORSKIJ Ju. Novyja rukopisnyja nachodki v obl. starinnoj Karpatorusskoj pismennosti 16—18 vv. Prag, Orbis 1931, 8°. (= Knihovna sboru pro výzkum Slovenska a Podkarpatské Rusi při Slov. Ústavu v Praze Nr. 2).
- Język Polski* Bd. 15 Nr. 5—6. Krakau 1930, 8°, S. 129—190. *Daselbe*, Bd. 16, Nr. 1—2, 1931, 8°, S. 1—64.
- Journal de la Société Finno-Ougrienne* Bd. 44. Helsingfors 1930, 8°.
- KARDASZEWICZ K. Wykaz druków 15—17 w. znajdujących się w Bibliotece Publicznej M. St. Warszawy (= Wydawnictwa Biblioteki Publicznej M. St. Warszawy Nr. 35) Warszawa 1930, 8°, 320 S.
- KIDRIČ Fr. Dobrovský in slovenski preporod njegove dobe. Laibach, Blasnik 1930, 8°, VIII + 247 S. (= Razprave Znanstv. Društva v Ljubljani Nr. 7 Historični Odsek Nr. 1).
- KIDRIČ Fr. Zgodovina slovenskega slovstva Lief. 1—2. Laibach, Matica Slovenska 1931, 8°, S. 1—272.
- KLANTE MARG. Die Geschichte der tschechischen Legion in Rußland. Halle a. S. Diss. 1930, 8°, 99 S.
- KLUGE F. Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 11. Auflage, vgl. A. GÖTZE und W. KRAUSE Lief. 2. Berlin, W. de Gruyter 1930, 8°, S. 81—160: Brunt-fix.
- KNUTSSON K. Zur Etymologie von slav. *vitědzь*. K. Humanist. Vetenskapssamfundets i Lund Årsberättelse 1929—1930, II S. 1—19. Lund, Gleerup 1930.
- KONIDARIS G. Ὁ θεσμός καὶ ὁ κατὰ τισιμοὺς τῆς συνόδου ἐν τῇ αὐτοκεφάλῳ ἐκκλησίᾳ τῆς Ἑλλάδος. Jerusalem 1929, 8°, 80 S. (= *Néa Siwv* 1929).
- KONOPCZYŃSKI L. Le liberum veto. Paris. Champion 1930, 8°, 297 S. (= Institut d'études slaves, Biblioth. Polonaise Bd. 2).
- KORNEEVA-PETRULAN M. Dinamika zvukov i form russkogo jazyka. Voronež, Kommuna 1930, 8°, 68 S.
- KOZIEROWSKI ST. Nazwy geograficzne i osadcy ziemi średzkiej.

- Posen, Wydział Powiatowy w Środzie 1931, 8°, 63 S. + 1 Karte.
- KOZIEROWSKI ST. Ziemia Gostyńska. Gostyń 1930, 8°, 44 S.
- KRÁL JOS. Studie o G. A. Lindnerovi, Bratislava 1930, 8°, 175 S. (= Spisy Filosof. Fakulty Univ. Komenského Nr. 10).
- Kuhns *Zeitschrift f. vergleichende Sprachforschung*. N. F. Bd. 58 Nr. 3—4. Göttingen, Vandenhoeck 1931, 8°, S. 145—300.
- KYRIAKIDES ST. *Θρακικά ταξίδια*. Athen 1930, 8°, 28 S.
- Language*. Journal of the ling. Soc. of America. Bd. 6, Nr. 4. Baltimore 1930, 8°, S. 279—342. *Dasselbe* Bd. 7, Nr. 1 ebda 1931, 8°, S. 1—114.
- Language Monographs*, publ. by the Ling. Society of America Bd. 7. Curme-Volume. Baltimore, Waverly Pr. 1930, 8°, 178 S. *Dasselbe* Bd. 8. CLARA COLLITZ. Verbs of motion in their semantic divergence. ebda 1931, 8°, 112 S.
- LASKARIS M. Vatopedskata gramota na Carъ Ivanъ Asѣnja 2. Sofia 1930, 8°, 62 S. (= Bulgarski Starini Bd. 11).
- Letopis Matice Srpske*. Bd. 326 Nr. 1—2. Neusatz 1930, 8°, S. 1—278. *Dasselbe* Bd. 327 Nr. 1—3, ebda 1931, 8°, 286 S, *Dasselbe* Bd. 328 Nr. 1—2, ebda 1931, 8°, 174 S.
- LILJEBLAD SV. En slavo-keltisk folksaga. Nordiskt Folkminne 30 (1929) 215—234.
- Linguistic Society of America*. Bulletin Nr. 7. Baltimore 1931, 8°, 16 S.
- Listy Filologické* Bd. 57 Nr. 3—6. Prag 1930, 8°, S. 309—564 + 8 S.
- Dasselbe* Bd. 58 Nr. 1. Prag 1931, 8°, S. 1—80.
- LJACKÝ E. Klasikové ruské literatury. Prag, Melantrich 1930, 8°, 286 S. (= Výhledy Nr. 7).
- Ljubljanski Zvon*. Bd. 50 Nr. 10—12. 1930, Laibach, Tiskovna Zadruga S. 577—768; *Dasselbe* Bd. 51, Nr. 1—5, 8°, S. 1—384.
- Lud*. Organ Polsk. Tow. Etnologicznego, Serie 2 Bd. 9 Nr. 1—4. Der ganzen Reihe Bd. 29. Lemberg 1930, 8°, S. 1—212.
- Lud Słowiański* Bd. 2. Nr. 1. Krakau, Gebethner 1931, 8°, A 128 + B 132 S.
- Maladn'ak*. Bd. 8, Nr. 4—7. Minsk, Čyrvonaja Žmena 1930, 8°, 136 S. + 109 + 223.
- MANNINEN J. Die Sachkultur Estlands Bd. 1, Dorpat 1931, 8°, XV + 276 S. (= Sonderabhandlungen d. Gel. Estn. Ges. Nr. 1).
- Map of Latvia*. Scale 1:420,000. Names of places by prof. J. Endzelin. Riga, Ošinš u. Mantnieks 1930, 8°, Dazu Supplement: Names of the Latvian places. o. J. 8°, 16 S.
- Materiál k otázce slovanské bibliografie* Nr. 1. Prag 1930, 8°, 10 S. (= Vydání Slovanské Knihovny. Serie 1 Nr. 2).
- MAZON A. Grammaire de la langue tchèque. 2. Auflage. Paris, Champion 1931, 8°, 292 S. (= Collections de grammaires de l'Institut d'études slaves Nr. 2).
- MERKER P. u. STAMMLER W. Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte Bd. 4 Nr. 1—2: Nachträge, Register. Berlin, W. de Gruyter 1930, 8°. S. 1—216.
- MÜHLENBACH K. — ENDZELIN J. Lettisch-deutsches Wörterbuch.

- Lief. 39—41: *trīdesmitais—varsts*. Riga, Lett. Kulturfond 1930—1931, 8°, Bd. 4 S. 241—480.
- MÜLLER HANSKURT. Studien zur altgermanischen Wortstellung, Berlin, Diss. 1930, 8°, 75 S.
- Namn och byggd.* hgb. J. Sahlgren. Bd. 18, Nr. 1. Lund 1930, 8°, S. 1—64.
- Naše Kniha.* Literární a bibliogr. Věstník. Bd. 12, Nr. 1—12. Prag, Neubert 1931, 8°, S. 1—180.
- Naše Řeč.* Bd. 14 Nr. 9—10. Prag, Akad. 1930, 8°, S. 189—224. *Dasselbe* Bd. 15 Nr. 1—4, ebda 1931, 8°, S. 1—98.
- Naše Věda.* Kritický Měsíčník. Bd. 11 Nr. 1—10. Prag, Melantrich 1930, 8°, S. 1—250. *Dasselbe* Bd. 12 Nr. 1—3, ebda 1931, 8°, S. 1—62.
- NERMAN B. Die Verbindungen zwischen Skandinavien und dem Ostbaltikum in der jung. Eisenzeit. Stockholm 1929, 8°, 185 S. (Kgl. Vitterhets, Historie och Antikvitets Akademiens Handlingar, Bd. 40 Nr. 1).
- NEUMANN RUD. Ostpreußen im polnischen Schrifttum. Danzig, Ostland-Institut, 1931, 8°, 186 S. (= Ostland-Schriften Nr. 4).
- Novoselje.* Sbornik Berlinskich poetov. Berlin, Petropolis 1931, 8°, 62 S.
- Oberlausitzer Heimatzeitung* Bd. 11 Nr. 24—26. Reichenau i. Sa., Marx 1930, 8°, S. 293—328. *Dasselbe* Bd. 12 Nr. 1—10, ebda 1931, 8°, S. 1—128.
- O'BRIEN M. A. New English-Russian and Russian-English Dictionary Bd. 1 und 2. Leipzig, Tauchnitz, 1930, 8°, XII + 363, XX + 344 S.
- Osteuropa.* Zeitschrift, Bd. VI, Nr. 3—9. Berlin, Osteuropa-Verlag, 1930, 8°, S. 137—564.
- Ostland-Berichte.* Jahrg. 4, Nr. 8—12. Danzig, Ostland-Institut 1930, 8°, S. 197—352 + 20 S. *Dasselbe* Bd. 5 Nr. 1—3, ebda 1931, 8°, S. 1—146.
- Otec Paisij.* Bd. 3 Nr. 17—24. Sofia 1930, 8°, S. 253—364. *Dasselbe* Bd. 4 Nr. 1—6, ebda 1931, S. 1—88.
- Pamiętnik Literacki.* Bd. 27 Nr. 4. Lemberg, Zakład Ossolińskich 1930, 8°, S. VIII + 553 — 720. *Dasselbe* Bd. 28, Nr. 1. Lemberg 1931, 8°, 184 S.
- PEKAŘ J. Žižka a jeho doba Bd. 1—3. Prag, Vesmír 1927—30, 8°, XVI + 285, XVI + 281 + XVI + 330 S.
- POGODIN A. „Idiot“ Dostojevskogo i „Kaliste“ De Šarjer. Belgrad, Orao 1930, 16°, 35 S.
- POLANOWSKA F. N. Losskij's erkenntnistheoretischer Intuitionismus. Berlin Diss. 1931, 8°, 55 S.
- Polens Zugang zum Meere.* Kritischer Bericht über H. BAGIŃSKI Zagadnienie dostępu Polski do morza. Danzig 1930, 8°, 83 S. (= Ostland-Schriften Nr. 3).
- Polina Suslova.* Dostojewskis ewige Freundin, hgb. R. FÜLÖP-MILLER und F. ECKSTEIN, München, Piper 1930, 8°, 280 S.
- Polyňa,* Časopis. Jg. 9, Nr. 5—7. Minsk, BDV 1930, 8°, 285 + 251 S.
- POZNER VL. Panorama de la littérature russe contemporaine. Préface de Paul Hazard. Paris, Kra 1929, 8°, 376 S.
- PRAGER H. Die Weltanschauung Dostojewskis. Mit Vorwort von



- ST. ZWEIF. Hildesheim, Borgmeier 1930, 8°, 215 S.
- Prager Rundschau*, hgb. K. KROTTA. Prag - Berlin, Orbis - Rothschild Bd. 1, Nr. 1—5, 1931, 8°, 382 S.
- Prilozi za književnost, jezik, istoriju i folklor*, Bd. 10 Nr. 2. Belgrad 1930, 8°, V + 165—332 S.
- Przegląd Współczesny*, Bd. 9 Nr. 93—104. Krakau, 1930, 8°, 484 + 364 + 496 S. *Dasselbe* Bd. 10 Nr. 105. Krakau 1931, 8°, 160 S.
- Puškin i jego sovremenniki*, Bd. 38—39. Leningrad, Akad. 1930, 8°, 280 S.
- QUISKAMP ROB. Die Beziehungen L. N. Tolstoj's zu den Philosophen des deutschen Idealismus. Diss. Münster i. Westf. 1930, 8°, 77 S.
- RAMMING M. Rußland-Berichte schiffbrüchiger Japaner aus d. J. 1793 und 1805. Berlin, Diss. 1930, 8°, 87 S.
- RANDÉ K. u. FOCH V. Bibliografický Katalog Československé Republiky. Bd. II. Prag, Kultusministerium 1930, 8°, VII + 438 S.
- RAUDONIKAS W. Die Normannen der Wikingerzeit und das Ladogagebiet. Stockholm 1930, 8° (= Kgl. Vitterhets Historie och Antikvitets Akademiens Handlingar Bd. 40 Nr. 3).
- Razprave izd. Znanstveno Društvo za Humanistične Vede v Ljubljani*. Bd. 5—6. Laibach 1930, 8°, 523 S.
- Revista Istorică Română*. Bd. 1 Nr. 1. Bukarest 1931, 8°, 112 S.
- Revue des études slaves*. Bd. 10 Nr. 1—2. Paris, Champion 1930, 8°, S. 1—180.
- Ročenka University Komenského*. 1928—1929. Bratislava 1930, 8°.
- Rodna Reč*. Bd. 4 Nr. 2—4. Sofia 1930, 8°, S. 49—192.
- Rodnaja Mova*. Jahrg. 1 Nr. 1—5. Wilna 1930, 8°, S. 1—144.
- ROGOZIN S. Artikuljacija zvukov v uralo-altajskich jazykach. Uljanovsk 1930, 8°, 44 S.
- RÖSEBERG K. Leben und Wirken von Michael Frenzel. Dresden. Ungelenk 1930, 8°, 86 S. (Beiträge zur sächs. Kirchengesch. 39).
- SAHLGREN J. Vikingar i Österled 1. Hur Uppland föddes ur havet. 2. Svenska forsar på vägen till Byzanz. Stockholms Tidningen 1930, 16. und 17. November.
- SAVICKIJ P. und JAKOBSON R. Jevrazija v svete jazykoznanija. Prag 1931, 8°, 12 S.
- ŠBORNÍK věnov. Jar. Bidlovi. k 60 narozeninám. Prag, Bečkova 1928, XV + 512 S.
- Schlesischer Flurnamensammler*. Hgb. E. MAETSCHKE 1930 Nr. 10. Breslau, Histor. Komm. 1930. S. 75—82.
- SCHIFFMANN K. Neue Beiträge zur Ortsnamenkunde Oberösterreichs IV. Linz, Fr. Winkler 1931, 8°, 24 S.
- SCHÖNEBAUM H. Comenius bei den Rákóczy in Sárospatak. Korresp.-Bl. d. Ver. f. Siebenbürg. Landeskunde, Bd. 53 Nr. 9—10 (1930), S. 1—70.
- SITTIG E. Das Alter der Anordnung unserer Kasus und der Ursprung ihrer Bezeichnung als Fälle. Stuttgart, Kohlhammer 1931, 8°, 35 S. (= Tübinger Beiträge zur Altertumswissenschaft Nr. 13.)
- SITTIG E. Litauische Dialekte, Nr. 5. Berlin 1931, 8°, 13 S.

- (=Lautbibliothek d. Lautabteilg. d. Preuß. Staatsbibliothek Nr. 34.)  
*Sitzungsberichte der gelehrten Estnischen Gesellschaft in Dorpat* 1929. Dorpat 1931, 8°, 229 S.
- SKARDŽIUS PR. Die slavischen Lehnwörter im Altlitauischen. Diss. Kaunas 1931, 8°, 253 S.
- Slavonic Review*. Bd. 9 Nr. 26—27. London 1930/31, 8°, S. 249—766.
- Slovanský Přehled*. Bd. 22 Nr. 9—10. Prag 1930, 8°, S. 657 bis 800. *Dasselbe* Bd. 23 Nr. 1—4, 1931, 8°, S. 1—320.
- SPINKLER E. Russisch. Berlin-Schöneberg, Langenscheidt 1931, 8°, 20 Lektionen, 10 Briefe. (=Der kleine Toussaint-Langenscheidt).
- STANOJEVIĆ M. Zbornik priloga za poznavanje Timočke Krajine. Bd. 1 und 2. Belgrad, Jovanović 1929, 8°, II + 151 S.; 1930, 8°, 112 S.
- STEINMANN FR. von. Rußlands Politik im Fernen Osten und der Staatssekretär Bezobrazov. Berlin, Diss. 1931, 8°, 64 S.
- STRELKOV P. Sintaksis permskich skazok. Perm 1930, 8°, 60 S. (=Učen. Zapiski Permskogo Universiteta Bd. 2).
- STUDER ELLA. Russisches in der Thidreksaga. Bern, P. Haupt 1931, 8°, 121 S. (=Sprache und Dichtung. Forschungen hgb. H. Maync und S. Singer Bd. 46.)
- TARANOVSKIJ J. Istorija srpskog prava u Nemanjičkoj državi. Bd. 2: Istorija krivičnog prava. Belgrad, Geza Kohn 1931, 8°, X + 144 S.
- TILLE V. Soupis českých pohádek. Prag 1929. (=Rozp.avy Česk. Akademie Klasse III, Bd. 66), 8°, XIII + 619 S.
- TOUKALEVSKIJ VL. La bibliologie en Russie Soviétique. Prag 1931, 8°, 62 S.
- TRAUTMANN R. Die Nestorchronik übersetzt. Leipzig, Markert & Petters 1931, 8°, XXII + 304 S. (=Slavisch-baltische Quellen und Forschungen, Bd. 6).
- TREIDLER H. Europa im Altertum. Breslau, Hirt 1930, 8°, 48 S. (=Hirts Deutsche Sammlung, Sachkundl. Abt. Länder- u. Völkerkunde Gruppe 1 Bd. 5).
- TRIVUNAC M. Ćirilica ili latinica? Belgrad, Rajković 1931, 8°, 15 S.
- Trudy komissii po dialektologii russkogo jazyka*. Nr. 11. Leningrad, Akad. 1930, 8°, IV + 190 S.
- Trudy Perejaslavl'-Zalesskogo Istoriko-Chudožestvennogo i Krajevednogo Muzeja*. Heft 1—12. Perejaslavl'-Zalesskij 1927—1929.
- Učilišten Pregled*. Bd. 29 Nr. 9—10. Sofia, Kultusministerium 1930, 8°, S. 177—449, 1331—1680. *Dasselbe* Bd. 30, Nr. 1—3, ebda 1931, 8°, S. 1—522.
- Ungarische Jahrbücher*. Bd. 11, Nr. 1—2. Berlin, W. de Gruyter 1931, 8°, S. 1—190.
- Uzvyšša*. Jg. 4 Nr. 4—5. Minsk 1930, 8°, 139 S.
- Vrtel-Wierczyński St.* Wybór tekstów staropolskich (do r. 1543). Lemberg, Jakubowski 1930, 8°, XVI + 368 S. (=Lwowska Biblioteka Slawist. Bd. 12.)
- WALDE A. — POKORNY J. Vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen. Bd. 1 Lief. 1—5. Berlin, W. de Gruyter 1930, 8°, 877 S.

- WARTBURG W. VON. Das Ineinandergreifen von deskriptiver und historischer Sprachwissenschaft. Leipzig 1931, 8°, 23 S. (= Berichte d. sächs. Akad. d. Wiss., Phil.-hist. Kl. Bd. 83 Nr. 1.)
- WEDEL HASSO VON. Die Estländische Ritterschaft und ihre Institutionen, vornehmlich 1710 bis 1783. Berlin. Diss. 1930, 8°, 75 S.
- WICHMANN J. Volksdichtung und Völkerkunde der Tscheremissen. Helsingfors 1931, 8°, XVI + 480 S. (Mémoires d. l. Soc. Finn.-Ougr. Bd. 59).
- WIJK N. van. Geschichte der altkirchenslavischen Sprache, Bd. 1. Berlin, W. de Gruyter 1931, 8°, XV + 254 S. (= Slavischer Grundriß, Bd. 8).
- WITKOP PH. Leo Tolstoj. Wittenberg, A. Ziemsen 1930, 8°, 244 S. (= Geisteshelden Bd. 74).
- WOERMANN K. Shakespeare und die bildenden Künste. Leipzig, Hirzel 1930, 4°, 138 S. (= Abhandlungen d. Sächs. Akad. d. Wiss. Philos. hist. Kl. Bd. 41 Nr. 3).
- WOJCIECHOWSKI Z. Das Ritterrecht in Polen vor den Statuten Kasimirs d. Gr. Breslau, Ost-europa-Inst. 1930, 8°, 174 S.
- WOLLMAN FR. Dramatika slovenského jazyka. Prag, Orbis 1930, 8°, VI + 251 S. + 34 Tafeln. (= Práce Slovenského Ústavu v Praze Bd. 2).
- WOOD FR. T. The accentuation of nominal compounds in Lithuanian. Baltimore, Waverly Pr. 1930, 8°, 90 S. (= Language Dissertations Nr. 7).
- ZABORSKI B. Über Dorfformen in Polen und ihre Verbreitung. Breslau, Osteuropa-Inst. 1930, 8°, 112 S. + 2 Karten.
- Zapysky Narkovoho Tovarystva im. Ševčenko.* Bd. 99 und 100. Lemberg 1930, 8°.
- Zeitschrift für Ortsnamenforschung.* Bd. 6 Nr. 2—3. München, Oldenbourg 1930, 8°, S. 105—280. *Dasselbe* Bd. 7 Nr. 1, ebda 1931, 8°, S. 1—104.
- Zeitschrift für osteuropäische Geschichte,* Bd. 5 (N. F. Bd. 1), Nr. 2—3. Berlin, Ost-Europa-Verlag 1931, 8°, S. 175—476.
- ZELENIN D. Tabu slov u narodov vostočnoj Jevropy i severnoj Azii. Teil 2. Sbornik Muzeja Antropologii i etnografii Bd. 9 (1930) S. 1—166.

### Berichtigung zu Zschr. VIII 87.

Wie Dr. K. FORSTREUTER mir mitteilt, ist oben S. 87 Zeile 10ff. von unten der ganze Satz zu streichen, da sich im Ordensarchiv doch noch ein paar weißrussische Stücke finden, auf die er später zurückkommen will.

M. V.





## Wikingerfahrten im Osten<sup>1)</sup>.

Wie einst nach der Sage Aphrodite, so ist auch Uppland einmal aus dem Meeresschaum erstanden. Aber im Gegensatz zu Aphrodite, die in ganzer Größe den Wogen entstieg, hat sich Uppland nur allmählich über der Meeresfläche erhoben. Um 5000 v. Chr. entsprach dem heutigen Uppland nur eine Anzahl Inseln, die der Küste von Västmanland vorgelagert waren. Die Uppländischen Inseln waren, wie die Vorgeschichte lehrt, von einem Steinzeitvolk besiedelt und sie lagen hauptsächlich in dem Teil des heutigen Uppland, der heute zum Västmanlands län gehört. Die Uppländer jener Zeit lebten von Jagd und Fischfang.

Je mehr das Land vom Wasser befreit wurde, desto mehr breitete sich die Bevölkerung aus. Die jüngeren Funde haben daher größere Verbreitung als die älteren. Je geringer die Höhe des Landes über dem Meeresspiegel, desto jünger sind die dort sich findenden Gegenstände. Die Besiedlung folgte unmittelbar dem zurückweichenden Wasser. Da gerade Teile der uppländischen Lehmgebiete trockengelegt wurden, kamen Bedingungen auf für die Pflege der Viehzucht und in gewissem Umfange auch des Ackerbaus. Das Jägervolk wurde zu einem Hirtenvolk, das die höher gelegenen Gegenden meidet und die fruchtbaren Ebenen aufsucht. Während der jüngeren Steinzeit lag bereits der größte Teil des heutigen Uppland

---

<sup>1)</sup> Antrittsvorlesung vom 15. November 1930, gehalten bei der Übernahme einer persönlichen Professur für Ortsnamenforschung an der Universität Uppsala. Die Anregung zur Wahl des Stoffes wurde mir geboten durch die Beobachtung von MAX VASMER, daß die Namen der Dnieprschnellen *Ulvorsi*, *Aifor* und *Strukun* noch nicht „restlos“ erklärt seien. Es wäre mir eine Freude, wenn der Herausgeber dieser Zeitschrift nun den Eindruck erhielte, daß durch die folgenden Ausführungen dieses Problem seiner definitiven Lösung näher gebracht worden ist.

über dem Wasser und die Bevölkerung breitete sich aus in der Richtung auf Stockholm.

In der Bronzezeit hebt sich das Land weiter, doch das heutige Flachland ist noch zu Beginn der Eisenzeit zum großen Teil von Wasser bedeckt. Das ganze Flachland von Uppsala war ein flacher See, der bei Kungshamn in den Ekoln mündete, und über den größten Teil der Ebene von Trögd fluteten die Wogen des Mälar. Die fruchtbarsten Teile von Uppland standen noch unter Wasser.

Wenn wir nun die weiteren Schicksale dieser Landschaft verfolgen wollen, läßt uns die Archäologie im Stich. An ihre Stelle kommt eine andere, zuverlässigere Quelle, die Ortsnamenforschung. Wer einen Blick auf die Karte Schwedens wirft, sieht dort ein Gewimmel von Ortsnamen; die meisten von ihnen sind für den Laien unverständlich. Für den Fachmann besteht diese Masse aus mannigfachen Typen von verschiedenem Alter und Ursprung. Die ältesten Ortsnamen von Uppland gehören in der Hauptsache zwei verschiedenen Gruppen an: entweder sind es alte Naturbezeichnungen wie Bred, Gran, Sko, Holm, Näs, Film, Vändel, Lo, Solna, Häver oder pluralische Einwohnerbezeichnungen wie Tillinge, Hud-dinge, Vittinge, Börje, Vänge, Almunge, Ununge. Ähnliche pluralische Einwohnerbezeichnungen sind Preußen, Thüringen, Sachsen, Bayern, Franken usw.

Namen von dieser Art scheinen oft in eine Zeit zurück-zureichen, die vor dem privaten Eigentumsrecht liegt. Sied-lungen mit ähnlichen Namen liegen in Uppland in der Regel so hoch, daß man für sie ein hohes Alter voraussetzen muß. In den Lehmstrichen, die in den letzten 2000 Jahren trocken-gelegt wurden, kommen neue Namentypen hinzu. Zu den wichtigsten unter diesen Namen gehören diejenigen auf *-sta*, früher *-stadhum*. Als die *-sta*-Orte aufkamen, war ihr Boden noch nicht in pflügbarem Zustande. Er bestand, wie Rutger Sernander angenommen hat, in der Hauptsache zweifellos aus Niederungen, die nur als Weide und Heumahd gebraucht werden konnten. Die *sta*-Namen setzen für ihre Entstehung eine hochentwickelte Viehweide voraus. Die einzige Form

der Viehzucht, die als Grundlage für diesen reichbelegbaren Namentypus denkbar ist, ist die Sennhüttenwirtschaft.

So weit man imstande ist, die schwedische Wirtschaftsgeschichte zurückzuverfolgen, ist hier die Viehzucht die wichtigste Art der Nahrungsbeschaffung gewesen. Dasselbe gilt auch für die Indogermanen. Das zeigen die zahlreichen Gleichungen für idg. Haustiernamen. Andere sprachliche Zeugnisse bestätigen das auch. In den ältesten Zeiten bestand das Vermögen nicht in Boden, sondern in Vieh. Etwas Ähnliches finden wir heute noch bei den Lappen und z. B. in Holland. Auch in schwedischen Landgauen wird der Wert des Bodens an vielen Stellen nach der Anzahl von Tieren eingeschätzt, die davon ernährt werden können.

Es ist ganz natürlich, daß auch schwedische Ortsnamen Zeugnis ablegen von der Bedeutung der Viehzucht. Fast auf dem ganzen Gebiet von Schonen bis hinauf nach Norrbotten finden sich in alten Waldgebieten vereinzelt Dörfer oder Höfe, deren Namen das Wort *bod* 'Sennhütte' enthalten. Als Beispiel mag der Festungsname Boden in Norrbotten erwähnt werden oder das früher recht bekannte Dorf *Påboda* in Kalmar län. Diese Namen, die im Mittelalter und später vorkommen, zeigen, daß die Sennhüttenwirtschaft in historischer Zeit fast über ganz Schweden ausgebreitet war. Sie weisen auf eine Form der Viehzucht, die noch heute in Dalarna und Norrland vorkommt. In rein geographischer Hinsicht entspricht diese der extensiven Viehwirtschaft, die die Ausnutzung sehr abgelegener und in Wäldern liegender Weiden ermöglichte.

Die den Bestandteil *säter* enthaltenden Ortsnamen reden auch von Sennhüttenanlagen. Sie begegnen fast in ganz Schweden von Småland bis Västerbotten<sup>1)</sup>. Als Beispiel mag der Stadtname *Säter* in Dalarna, der Dorfname *Ullersäter* in Örebro län und Hofname *Sätra* in Jumkils sn. genannt werden.

---

<sup>1)</sup> Genauer: bestimmt in Småland, Öland, Östergötland, Västergötland, Bohuslän, Dalsland, Värmland, Närke, Södermanland, Västermanland, Uppland, Dalarna, Gästrikland, Hälsingland, Härjedalen, Jämtland, Medelpad, Ångermanland und Västerbotten.

Die *säter*-Orte liegen dem Mutterdorf näher als die *boda*-Orte und sie repräsentieren ein älteres Stadium der Viehwirtschaft als die Orte auf *-boda*. Das Wort *säter* ist verwandt mit *sitzen* und das Wort muß wohl ursprünglich eine so gute Weide bezeichnet haben, daß der Hirt sitzen bleiben konnte, so lange die Herde sich dort aufhielt. Noch älter als die *-boda*- und *-säter*-Namen sind die Namen auf *-sta*. Über die Deutung dieses Wortes herrscht noch keine Einigkeit. Nach meiner Ansicht hat es die gleiche Bedeutung gehabt wie das stammverwandte norwegische *støl* (oder *staule*). Im südlichen Helgeland bezeichnet *staule* 'einen Sammelplatz der Rinder unmittelbar vor dem Gehöft' und *støl* bedeutet „*säter*“ oder 'Melkplatz auf einer abgelegenen Weide', 'Hof um eine Sennhütte'. Das entsprechende awnord. *stødull* bedeutet 'eine Stelle, wo das Rindvieh sich versammelt, um sich melken zu lassen', sowie 'Stelle, wo man sich im Sommer mit dem Vieh aufhält'. Die Grundbedeutung scheint zu sein: „Stelle, wo das Rind stillsteht, so daß man es melken kann.“ Man kann als verwandt vergleichen das Wort *sto* 'Haufen Pferde', urspr. 'Platz, wo Pferde stehen'. Zur selben Wurzel, wie *stødull*, gehört auch schwed. *stånd*, welches u. a. bedeutet 'Stelle, wo sich das Vieh aufhält', z. B. *älstånd*.

Die Namen auf *-sta* sind offenkundig sekundär im Verhältnis zu den ältesten Dorfnamentypen, die urspr. Stammes- und Naturbezeichnungen waren. Sie enthalten mitunter lateinische Lehnwörter wie *kättel* 'Kessel': lat. *catillus*, *lilja*: lat. *lilia*, *bikare* 'Becher': lat. *bicarium*, *køpe* 'Weinhändler': lat. *caupo*. Sie scheinen chronologisch, wenigstens teilweise, der römischen Eisenzeit zu entsprechen. Rein geographisch betrachtet, stehen sie in Verbindung mit dem durch die Landhebung gewonnenen Neuland Ostschwedens. Als das Land sich hob, wurde eine große Anzahl flacher Buchten trockengelegt. Aus diesen entstanden schrägliegende Wiesen, die als Weidegebiete Verwendung fanden. Auf den kleinen Hügeln inmitten dieser Weiden sammelte sich das Vieh zum Melken. Dort entstanden Sennhütten, die nach dem Besitzer genannt wurden. Aus den Sennhütten wurden allmählich, wenn die Wiesen aus-



trockneten, ganze Dörfer. Die Orte auf *-sta* liegen bei den ältesten Dörfern und bezeichnen von den letzteren ausgegangene Ansiedlungen. Die *-sta*-Namen, die in der Regel aus den ersten Jahrhunderten n. Chr. stammen, sind Zeugnisse aus der wohl bedeutendsten Zeit der schwedischen Kolonisationsgeschichte. Ohne ihre Berücksichtigung ist es nicht möglich, die großartige Machtentfaltung der Schweden in den Jahrhunderten um und nach Christi Geburt zu erklären. Bevor die Landhebung die heutigen Niederungen um die Mälar- und Jälmaretäler trockenlegte, führten die Schweden ein mühe- und entbehrungsvolles Leben. Die Weideplätze waren übersät mit Klippen und Steinhaufen. An manchen Stellen gab es nur Urwälder. In der ältesten Eisenzeit wurde die Bevölkerung durch Hunger und Entbehrungen zur Einschränkung der Kinderzahl genötigt. Die Kindersterblichkeit muß ganz enorm gewesen sein.

Im 2. oder 1. Jahrh. v. Chr. erreicht die Landhebung den Zustand, daß die flachen Mälar- und Jälmarebuchten trockengelegt zu werden beginnen. In kurzer Zeit verdoppelt sich das Weidegebiet und wächst dann noch weiter an. Mit der Landzunahme vergrößert sich auch die Zahl des Viehes. Die Bevölkerung wächst gleichzeitig mit dem Anwachsen der Viehbestände.

Doch der Bevölkerungszuwachs konnte nicht in dieser Weise anhalten. Nachdem die größeren Buchten einmal vom Wasser befreit waren, wuchs das Land nicht mehr mit gleicher Geschwindigkeit. Schweden war bald übervölkert. Die gewöhnliche Folge einer Übervölkerung ist Außenhandel, Expansion und Eroberungspolitik. Die Schweden eigneten sich an, was sie von den Nachbarstämmen erreichen konnten, und als diese Erwerbsquelle versiegte, zog die männliche Jugend aus auf Handels- und Raubzüge.

Für solche Züge gab es hier besondere Voraussetzungen. Bereits Tacitus erwähnt in der *Germania* (98 n. Chr.), daß die Stärke der Schweden nicht nur in Menschenmaterial und Bewaffnung, sondern auch in ihrer Flotte bestand. Dazu kommt, daß eine hoch entwickelte Technik der Schifffahrt es ihnen ermöglichte, die Boote über das Festland zu ziehen.

Mit Hilfe von Ortsnamen auf *-ed*, *-ede*, *-bår* und *drag* ist es möglich, den Nachweis zu erbringen, wo derartige Schleppstellen für Kähne sich befunden haben.

Das Wort *ed* ist verwandt mit lat. *ire* 'gehen' und bedeutet ursprünglich 'Gang, Gehstelle'. In Ortsnamen bezeichnet es eine Stelle, wo eine Bootfahrt durch eine Landzunge oder eine Stromschnelle unterbrochen wird und wo man gezwungen ist, von einem Boot zum anderen überzugehen oder ein Boot zu tragen oder zu schleppen. Das Wort *bår* (*bor*) bezeichnet in Ortsnamen wie B. HESSELMAN in einem für unsere Kenntnis der ältesten schwedischen Wasserwege besonders wichtigen Aufsatz<sup>1)</sup> gezeigt hat, eine Stelle, wo man ein Boot zwischen zwei schiffbaren Gewässern zu tragen hatte. Auch *drag* bezeichnet in Ortsnamen oft eine Schleppstelle für Boote. Allmählich sind alle drei Wörter in Anwendung und Bedeutung zusammengefallen. In der geographischen Verbreitung konnte aber HESSELMAN einen gewissen Unterschied feststellen zwischen *-ed* und *bår*. Namen auf *-bår* treten hauptsächlich in einem zusammenhängenden Gebiet im nördlichen und westlichen Uppland, Västmanland, den nördlichen Bergdistrikten von Närke, Dalarna und Gästrikland auf. Auf diesem Gebiet fehlen mit wenigen Ausnahmen die *ed*-Namen<sup>2)</sup>.

Der gleichen Technik wie bei ihren Fahrten nach Norden und Nordwesten bedienten sich die Schweden auch auf ihren Zügen im Osten. Im Frühjahr, wenn Flüsse und Ströme zu schwellen begannen, setzten sie kleine, leichte Boote ins Wasser und mit Hilfe von Segel und Ruder ging die Fahrt rasch durch die schwedischen Schären nach den entlegensten Teilen des Finnischen Meerbusens. Dann folgte man dem Lauf der Flüsse. Archäologische Funde lehren, daß die Wege der Schweden von dort früh über Neva und Ladoga nach der Wolga und noch weiter östlich bis nach Asien führten<sup>3)</sup>. Ein anderer Weg

<sup>1)</sup> Namn och bygd 1930 S. 1ff.

<sup>2)</sup> Diese erscheinen dagegen in Schonen, Småland, Västergötland, Bohuslän, Dalsland, Värmland, Östergötland, Södermanland, im südlichen Närke, im südlichen Uppland, Hälsingland, Härjedalen, Jämtland, Medelpad, Ångermanland, Västerbotten und Norrbotten.

<sup>3)</sup> R. EKBLOM, Fornvännen 1921 S. 236ff.

war noch mehr bekannt. Er führte nach Konstantinopel über Ladoga, Volchov-Fluß, Ilmen, Lovatj-Fl., die obere Düna, Dniepr, Schwarzes Meer und Bosporus. Noch jetzt zeugen Ortsnamen in der Umgegend dieser Gewässer von den Fahrten der Schweden. In der Nähe von Novgorod hat EKBLOM eine große Anzahl Namen mit den Elementen *Rus-* und *Vareg-* festgestellt (vgl. auch Zschr. I 252). Beide Bezeichnungen galten für die Schweden in Rußland.

Ein anderer Name von unzweifelhaft schwedischer Herkunft ist *Buregi* für ein Dorf am Südufer des Ilmen. Er entspricht, wie ebenfalls EKBLOM gezeigt hat, dem schwed. ON *Byringe* oder *Burunge*, der an mehreren Orten von Södermanland, Västmanland und Uppland vorkommt. Der Name ist von dem vorhin erwähnten *bår* 'Schleppstelle' abgeleitet. Da sich bei *Buregi* kein *bår* findet, ist der Ort wohl nach einem schwedischen *Byringe* benannt.

Ein historisches Zeugnis von den Schwedenfahrten längs dem Dniepr nach Konstantinopel bietet der byzantinische Kaiser Konstantin Porphyrogenetos. In seiner Schrift „De administrando imperio“ (um 950 n. Chr.) findet sich im 9. Kapitel ein Abschnitt: „Von den Rhös, die mit ihren Booten von Rußland nach Konstantinopel fahren.“ Hier wird eingehend geschildert, wie die russischen Handelsflotte einmal im Jahr den Dniepr abwärts fährt. Etwas unterhalb Jekaterinoslavs bildet der Dniepr eine ganze Reihe von Stromschnellen. Diese konnten nur im Frühjahr, wenn der Wasserstand am höchsten war, mit Booten befahren werden. Der Kaiser Konstantin liefert einen ausführlichen Bericht über Charakter und Namen dieser Stromschnellen.

Der erste Wasserfall heißt Ἐσσοπιή (*Essupi*), was in russischer sowohl wie in slavischer Sprache bedeuten soll 'schlafe nicht'. Die Russen wagten es nicht, diese Stromschnelle zu passieren, ohne die Besatzung landen zu lassen. Mit ihrer Hilfe wurden die Boote mit ihrer Ladung herabgelassen und passierten so die gefährlichen Stellen. Der zweite Wasserfall heißt russisch Οὐλβοροσί (*Ulvorsi*), slavisch Ὀστροβοννίπραχ (*Ostrovuniprach*), das soll bedeuten 'Insel des Wasser-

falles'. Er wurde auf die gleiche Weise passiert wie der erste. Dasselbe gilt vom dritten Wasserfall, der den Namen Γελανδρι (Gelandri) führt. Das soll slavisch bedeuten: 'Getöse des Wasserfalls.' Der vierte, große Wasserfall heißt russisch Άειφόρ (Aifor), slavisch Νεασήτ (Neasít), angeblich, weil hier inmitten von Felsen Pelikane nisten. Dieser Wasserfall kann mit Booten überhaupt nicht befahren werden. Alles, was sich in den Booten befindet, mitsamt den angeketteten Sklaven, wird zu Lande 6000 Schritte um den ganzen Wasserfall herumgeführt. Die Boote selbst werden geschleppt oder auf Schultern über Land getragen, bis zum Ende des Wasserfalls, wo sie wieder ins Wasser gesetzt werden. Der fünfte Wasserfall heißt russisch Βαρουφόρος (Baruforos), slavisch Βουλνηπράχ (Vulni-prach), weil er einen großen Wirbel bildet. Der sechste heißt russisch Λεάντι (Leándi), slavisch Βερούτζη (Verútsi), das soll bedeuten 'Sieden des Wassers'. Die fünfte und die sechste Stromschnelle wird in ähnlicher Weise wie die erste passiert. Der siebente Wasserfall heißt russisch Στρούκον (Strúkun), slavisch Ναπρεζή (Naprezi). Das soll bedeuten 'kleine Stromschnelle'.

In seiner ausgezeichneten Schrift „Ryska rikets grundläggning genom skandinaverna“ (schwedisch: 1882) hat VILHELM THOMSEN endgültig bewiesen, daß unter den 'Pōs des Kaisers Konstantin die Schweden in Rußland und unter russisch (όωσισι) schwedisch zu verstehen sei. Slavisch bedeutet dagegen bei ihm altrussisch. Die Stromschnellennamen deutet THOMSEN auf folgende Weise:

*Essupi*, das russisch und slavisch 'schlafe nicht' bedeutet, ist ein sehr passender Name für einen Wasserfall, der die lange Reihe gefährlicher Stellen einleitet. Es ist eine Umgestaltung von slavisch *ne spí*, heute russisch *ne spi* 'schlafe nicht'. Der schwedische Name ist weggelassen. THOMSEN vermutet, daß dieser gelaute hat: *Ves uppi*, d. h. 'bleibe auf!'

*Ulvorsi*, russisch, entspricht slavischem *Ostrovuniprach*, das bedeuten soll 'Stromschnelleninsel'. Bereits vor THOMSEN hat man diesen Namen richtig gedeutet. Der erste Teil des slavischen Namens ist das altslav. *ostrovъnъjъ*, Adjektiv zu *ostrovъ* 'Insel'. Der zweite Teil *prach* entspricht altbulg. *pragъ*, russ.



*poróg* 'Stromschnelle'. *Ulvorsi* drückt offenbar dasselbe schwedisch aus. Es entspricht einem nordischen *Holmfors*, genauer *Hulmfors*. Zwischen *l* und *f* ist das *m* geschwunden und das *f* wurde zu *v* ähnlich wie aus *Holmfast* altschwed. *Hulvast* entstand. Der alte Spiritus asper war bereits lange vor Konstantin im Griechischen geschwunden. Daß das *h* im griechischen Text hier fehlt, ist ganz natürlich, da die Griechen es nicht aussprechen konnten. Daß Konstantin 'Stromschnelleninsel' übersetzt und nicht 'Inselwasserfall', beruht wohl auf einer Zerstretheit des Verfassers, des Schreibers oder des Vorlesers. An beiden Stromschnellen des Dniepr, die mit der soeben erwähnten identifiziert werden können, finden sich Inseln.

Der dritte Wasserfall *Gelandri* soll slavisch bedeuten 'Getöse des Wasserfalls'. Der Text ist hier verderbt. Der slavische Name ist fortgefallen und der „russische“ wird als slavisch angegeben. *Gelandri* ist offenbar altschwed. Adj. *gællandi* 'der Tosende'. THOMSEN vergleicht u. a. den altnorwegischen Namen eines Wasserfalls *Rjúkandi*, heute *Rjukan* in Telemark, 'der dampfende (rauchende)'.

Der vierte Wasserfall heißt russisch *Aifor*, slavisch *Neasit*, weil dort Pelikane inmitten von Steinen nisten. Nach THOMSEN beruht diese Erklärung auf reiner Spekulation. Das altslav. *nejęsyť* bedeutet 'Geier, Pelikan'. Das entsprechende russische *nejasyť* bezeichnet einen fabelhaften, gefräßigen Vogel, einen unersättlichen Menschen u. dgl. Daher soll *Neasit* einfach 'Nimmersatt' sein. *Aifor* muß in Übereinstimmung mit *Neasit* gedeutet werden. Es entspricht einem aisl. *Eiforr*, zusammengesetzt aus *ei* 'immer' und *forr* 'gewaltig, heftig'. Der Name drückt also in bejahender Form ungefähr dasselbe aus, wie *Neasit* in verneinender Form.

Der fünfte Wasserfall heißt russisch *Baruforos*, slavisch *Vulniprach*, so benannt, weil er einen großen Wirbel bildet. Alle früheren Erklärer dieses Namens haben ebenso wie THOMSEN gemeint, daß beide Namen 'Wogenwasserfall' bedeuten. Das slavische *Vulniprach* entspricht einem altbulg. *vlъnъnъjъ pragъ*. Das erste Wort ist ein Adjektiv zu *vlъna* 'Woge' (russisch *volná*). Das „russische“ *Baruforos* entspricht einem altnord.

*Báru-fors*, einer Zusammensetzung von *bára* 'Woge' und *fors*. Der griechische Verfasser, der die nordischen Sprachen nicht kannte, hat für *fors* ein griechisches *φόρος* eingesetzt.

Wir kommen nun zu dem sechsten Wasserfall, russisch *Leandi* und slavisch *Verutzi*, der von Kaiser Konstantin mit 'Sieden des Wassers' übersetzt wird. *Verutzi* entspricht einem altbulg. *vrǫštъ*, Partizip zu *vrǫti* 'sieden, kochen'. Im Alt-russ. lautete um 900 der Acc. *\*vručъ*. *Leandi* ist ein Partizip, das altwestnord. *hlæjandi* altschwed. *leandi* 'lachend', neuschwed. *leende* 'lachend' entspricht. Der Name kann verursacht sein entweder durch das brodelnde Geräusch des Wasserfalls oder durch das Glitzern der Oberfläche oder des Schaumes an der Sonne. In beiden Fällen entspricht die Bedeutung recht gut derjenigen des slavischen Namens.

Der letzte Wasserfall heißt russisch *Strukun*, slavisch *Naprezi*. Das soll bedeuten 'kleine Stromschnelle'. Eine überzeugende Deutung des slavischen Namens kann THOMSEN nicht bieten. In seinen Samlede Avhandlingar erwähnt er aber zustimmend einen ansprechenden Deutungsversuch von TORE TORBIÖRNSSON. Nach diesem steht *Naprezi* für *Naprazi*, das einem südslav. *Napražije* (russ. *Naporožje*) entsprechen könnte, einer Kollektivbildung von *pragъ* 'Stromschnelle'.

Den russischen Namen *Strukun* vergleicht THOMSEN mit schwed. dial. *stråk* oder *struk* 'Strömung, Schnelle'. Die Endung *-un* kann THOMSEN nicht sicher erklären. In seinen Samlede Avhandlingar verweist er aber auf HELLQUISTS Svenska Sjönamn, wo *Strukun* mit dem schwed. Seennamen *Stråken* verglichen wird. Aber auch HELLQUIST machen die Einzelheiten der Form von *Strukun* Schwierigkeiten.

THOMSENS ungewöhnlich scharfsinnige und sachkundige Zusammenstellung ist in einer Hinsicht weniger aner kennenswert. Sie zeigt einen begreiflichen Mangel an Kenntnissen von der schwedischen Ortsnamengebung. Um das Problem der Dnieprfälle lösen zu können, ist zu allererst eine sichere Kenntnis der Bildungsweise schwedischer Wasserfallbezeichnungen erforderlich.

Am reichsten vertreten ist unter den schwedischen Wasserfällen ein Typus, der auf *-fors* endet: *Storfors*, *Degerfors*, *Lång-*

*fors*, *Brattfors*, *Högfors*, *Krokfors*, *Djupfors*, *Grundfors*, *Norrfors*, *Söder-* oder *Sörfors*, *Nyfors*, *Röfors*, *Styggsfors*, *Stryckfors*, *Sandfors*, *Stenfors*, *Holmfors*, *Hälle-* oder *Hällfors*, *Åfors*, *Kvarnfors*, *Sikfors*, *Båtfors*, *Edefors*. Dieser Namentypus ist alt. In einer Originalurkunde von ca. 1225 wird ein *Langafors*, d. h. *Långfors*<sup>1)</sup> in Småland und in einem Originalbrief von 1279 ein *Rytlofors*<sup>2)</sup> in Småland erwähnt.

Nicht ungewöhnlich sind Namen von Wasserfällen, die von Partizipia gebildet sind. Der Hofname *Rönjane* in Lekeryds sn. Tveta hd. Småland hat seinen Namen von der Lage an einem Wasserfall, der im Mittelalter *Ryniande* 'der Tosende' hieß<sup>3)</sup>. Der Wasserfall *Sjunden* oder *Sjundefall* in Ämän hat in vor-schwedischer Zeit *Siudhande* 'siedend, kochend' geheißen<sup>4)</sup>. Als Wasserfallbezeichnung findet sich in Norwegen der Name *Fallande*. Der Name scheint vorzuliegen im *Fallnafors* in Småland, in einem Originalbrief von 1292 geschrieben *Fallandafors*<sup>5)</sup>. Ein dritter wichtiger Namentypus wird vertreten durch die schwache Ablautstufe starker Verba. Am meisten bekannt ist von diesen Namen \**Rotn*, das in Genitivform u. a. in SELMA LAGERLÖFS *Rottneros* und dem Stadtnamen *Ronneby* für *Rotnaby* vorliegt<sup>6)</sup>. Dieses *rotn* gehört zum Verbum *ryta* 'brüllen' und bezeichnet das 'Gebrüll'. In einer Anzahl dalekarlischer Wasserfallbezeichnungen findet sich ein Wort *sugn* 'Wasserfall', gebildet vom Verbum *suga* 'saugen'. Es bedeutet das 'Saugen'. Genau dasselbe Wort steckt im norwegischen Flußnamen *Sogn* und dem Fjordnamen *Sogn*, die veranlaßt werden durch die besondere Art der Strömung. Zum Verbum *flyta* ist in Västergötland ein Flußname gebildet. Der *Flundre-Gau* (Flundre härad) hieß im Mittelalter *Flotna härad*. Hier ist *Flotna* ein Genit. von *Flotn* und dieses ist der Name eines Flusses, der durch den Gau fließt. *Flotn* bedeutet 'einen aus den Ufern tretenden Fluß'.

Man erwartet nun, daß sich die Namen der Dnieprfälle auf diese drei Namentypen verteilen. Zu der ersten Gruppe gehört

<sup>1)</sup> Svensk Diplomatarium I S. 224.

<sup>2)</sup> Sv. Dipl. I S. 551.

<sup>3)</sup> HELLQUIST Svenska Sjönamn I 495.

<sup>4)</sup> HELLQUIST a. a. O. I 533.

<sup>5)</sup> Sv. Dipl. II 136.

<sup>6)</sup> S. HELLQUIST Sv. Sjönamn I 481ff.

*Ulvorsi* und *Baruforos* nach der THOMSENSchen Deutung. Zur zweiten Gruppe gehört *Gelandri* und *Leandi*. Zum dritten Typus, den THOMSEN nicht gekannt hat, gehört ganz offenkundig *Strukun*. Der Name ist gebildet zum Verbum *stryka*, ähnlich wie *Rotn* zu *ryta* und *Flotn* zu *flyta*. Das zweite *u* von *Strukun* ist sekundär von den Griechen eingeführt, zur Vermeidung des ihnen fehlenden auslautenden *kn*. Aus ähnlichen Gründen ist *Baruforos* aus *Barufors* entstanden. Der Einschubvokal von *Strukun* hat die Färbung des Vokals der vorausgehenden Silbe angenommen.

Dieser Ortsname *Strukn* begegnet auch im Mutterlande der Wäriinger, in Schweden. Das wahrscheinlich etymologisch entsprechende *Sträken* ist der Name eines Flusses und Sees in Värmland. Der Seename *Sträken* in Västergötland (altschwed. *Strukni*) ist abgeleitet vom Worte *strukn* 'Strömung'. In Bildung und Bedeutung entspricht dieses Wort dem früher erwähnten *sogn* oder *sugn* 'Strömung, kleinerer Wasserfall'. Es scheint, als wenn *strukn* einen 'kleineren Wasserfall' bezeichnet hätte. Konstantin Porphyrogennetos' Übersetzung 'kleine Stromschnelle' wäre also an Genauigkeit kaum zu überbieten.

Fünf von den Dnieprfällen sind somit nach denselben Grundsätzen gebildet, wie die Wasserfallnamen in Schweden. Dasselbe muß wohl für die beiden übrigen gelten. Der erste Wasserfall *Essupi*, der russisch und slavisch 'schlaf nicht' bedeuten soll, hat offenkundig seinen schwedischen Namen eingebüßt, ähnlich wie der dritte Dnieprfall *Gelandri* seinen slavischen Namen verloren hat. Es ist kaum wahrscheinlich, daß Kaiser Konstantin einen schwedischen Namen für *Essupi* gekannt hat. THOMSENS Vermutung, daß *Essupi* im Schwedischen *Ves uppi* 'sei auf, sei wach' geheißen habe, ist mithin unnötig. Sie ist auch darum unwahrscheinlich, weil imperativische Ortsnamen im alten Schweden nicht nachzuweisen sind. Die von THOMSEN als Parallelen angeführten dänischen Krugnamen *Springforbi* und *Kørom* u. a. sind junge Bildungen ebenso wie schwed. *Komtillmätta*, *Snurrom*, *Snurrin* usw.

Ebensowenig stimmt THOMSONS *Aifor* 'immer heftig' zu dem schwedischen Ortsnamenbefund. Irgendwie ähnliche Fluß-



oder Gefällnamen dürften sich in Skandinavien nicht nachweisen lassen. Das altnord. Adj. *forr* 'heftig, gewaltsam' findet sich nur in späten und meist auf ausländischen Vorbildern beruhenden Texten, nämlich in der isländischen Redaktion von Thomas a Becket's Saga sowie den *Postula sögur* und *Biskopa sögur*. Es bezeichnet überall psychische Eigenschaften von Menschen. 'Heftig nach seiner Stimmung' paßt kaum als Epitheton für einen Wasserfall<sup>1)</sup>.

Wenn wir nun sehen, daß von sechs Stromschnellennamen fünf auf schwedische Vorbilder zurückgeführt werden können, dann liegt die Annahme nahe, daß auch der sechste einem schwedischen Namentypus entsprechen muß. Da von den schwedischen Wasserfallnamen wohl wenigstens 90 % auf *-fors* enden, und wir hier unter 5 Dnieprfällen nur 2 auf *-fors* vorgefunden haben, so legt die bloße Wahrscheinlichkeitsrechnung die Vermutung nahe, daß *Aifor* verschrieben ist für *Aifors*. Wir erhalten auf diese Weise 50 % Dnieprfälle mit der Endung *-fors* und alle Namen entsprechen dann echt schwedischen Namentypen.

Für die Griechen war der Wortschluß *-fors* überraschend. Aus *Barufors* wurde *Baruforos*. *Ulvorsi* blieb dank der Dativendung unverändert. Bei *Aifors* wurde das griechische Gewohnheiten störende auslautende *-s* weggelassen. Die Veranlassung dazu konnte durch die Tatsache nahegelegt werden, daß das folgende Wort mit *s*-anlautete. Im Text steht nämlich: *ῥωσιςτὶ μὲν Λευφόρ, σκλαβινιστὶ δὲ Νεασήτ* . . . (Const. Porph. De adm. imperio ed. Bonn S. 76). Durch die Auflösung einer scriptio continua konnte das *σ* nur dem folgenden *σκλαβινιστὶ* zugewiesen werden. Da der Aufzeichner den Satz diktiert bekam, konnte er das auslautende *-s* von *Aifors* vor dem anlautenden *s*- des folgenden Wortes überhören.

Auf eine ganz ähnliche Weise ist die fehlerhafte slavische Form *Essupí* aufgekommen. Im griechischen Text steht (ed.

<sup>1)</sup> Was die Form *Aifor* betrifft, so hat man sich auf die Runenlesung *aifur* auf dem Gotländischen Stein von Pilgård berufen. In Übereinstimmung mit FINNUR JÓNSSON (Nord. Tidsskr. för Filol. 3: 13, S. 38) halte ich den Stein nicht für befriedigend gedeutet.

Bonn S. 75): τὸν ἐπονομαζόμενον Ἑσσοπιῇ. Das *n* des ursprünglich hier gemeinten *Nesupí* konnte ebenfalls überhört werden, weil das vorausgehende Wort auf *-n* endet<sup>1)</sup>.

Bei der Deutung des ersten Teiles von *Aifor* müssen wir zuerst die Stromschnelle selbst einer näheren Betrachtung unterziehen. Nach Konst. Porph. ist *Aifors* der große Wasserfall, der einzige, der überhaupt nicht mit Booten befahren werden kann. Die Boote werden hier an der Stromschnelle vorbeigeschleppt oder getragen. Wie bereits vorhin erwähnt wurde, werden derartige Schlepp- oder Tragstellen in Schweden *ed* oder *bår* genannt. Das Wort *ed* lautete um 900 im Schwedischen *aïd* und ein ursprüngliches *Aidfors* mußte von einem Griechen als *Aifors* aufgefaßt werden, da der frikative *d*-Laut vor einem *f* kaum hörbar war.

Mit *Aifors* kann der nordische *Edefors* verglichen werden, der in Hälsingland, Medelpad, Norrbotten sowie zweimal in Jämtland begegnet. Außerdem *Edsfors* in Värmland und Ängermanland<sup>2)</sup> und *Edetsfors* in Småland.

Es hat sich im vorstehenden herausgestellt, daß sämtliche sechs „russische“ Dnieprfälle bei Konstantin Porph. schwedisch sind und gut bekannten schwedischen Vorbildern entsprechen. Wie in Schweden, so bilden auch am Dniepr die *fors*-Namen die Majorität. Der Namentypus auf *-ande* zählt hier zwei Vertreter und die Namen auf *-n* sind durch ein Beispiel vertreten.

Eine Tatsache von großem Interesse ist, daß von den *-fors*-Namen zwei einen ausgeprägt norrländischen Charakter haben. *Aidfors* erinnert stark an den norrländischen *Edefors* und *Ulvorsi* entspricht dem norrländischen *Holmfors*, der in Hälsingland, Västerbotten und Norrbotten auftritt. Daß diese Teile Norrlands von Schweden besiedelt worden sind, ist offenbar. Die Namen *Edefors* und *Holmfors* haben also ein ausgesprochen schwedisches Gepräge und gehen zurück auf Namentypen, die zu der Zeit besonders beliebt waren, als die Schweden mit ihren

<sup>1)</sup> Dieser Grund für den *n*-Schwund ist von THOMSEN nicht bemerkt worden.

<sup>2)</sup> *Edzffårs* 1569 Wasserfall im Ängermanälven, Eds. sn., Nordlander Norrl. Saml. 1 S. 6.

Booten Dnieprabwärts ins Schwarze Meer und nach Konstantinopel fuhren.

Die schwedischen Ortsnamen sind somit eine historische Quelle allerersten Ranges. Sie können genau zeigen wie es zugeing, als die Viehwirtschaft nicht mehr genügte, um die kräftigen Jünglinge des Sveavolkes zu ernähren. Sie können in allen Einzelheiten die Ausbreitung der Schweden nach Süden, Westen, Norden und Osten widerspiegeln. Sie zeigen, wie ein friedliches Hirtenvolk durch die Not gezwungen wurde, sich dem abenteuerlichen Krieger- und Seeräuberhandwerk hinzugeben. Sie zeigen auch, wie aus einem Seeräuber ein verhältnismäßig friedlicher Kaufmann werden konnte, der mit Pelzwerk nach Süden fuhr und mit Gold und Wein nach Norden zurückkehrte.

Uppsala.

JÖRAN SAHLGREN.

### Gogols Erstlingswerk „Hans Küchelgarten“ im Lichte seines Natur- und Welterlebens.

Heute, wo die ganze Welt irgendwie darum kämpft, Literatur zu behalten, Literatur zu retten, muß unwillkürlich unter der Optik der neuen Intellektualität auch eine Umschichtung von Interessen für die eine oder andere Gestalt im Pantheon der Literaturgeschichte eintreten, da von hier aus neue, für die Gegenwartsliteratur bedeutende Signale zu erwarten sind.

Falls wir annehmen dürfen, daß in der russischen Literatur zwei deutliche Elemente zu unterscheiden sind: das Metaphysische, gequält in der Seele Bohrende, Fragende und Antwortlose etwa eines DOSTOJEVSKIJ und ein Erdverbundenes, lyro-episch Breites, wie die weite russische Ebene, mit einem Humor, der zugleich naiv und überlegen ist, — so mußte es den Laien wundern, daß nach der russischen Revolution sich unerwartet ein Interesse für die zweite Tendenz manifestierte. PUŠKIN rückte in den Brennpunkt des tieferen literarhistorischen Interesses. Und schon deuten Zeichen in der weiterlebenden Literatur darauf hin, daß in unseren Tagen ein anderer russischer Schulautor, der unter Tränen lachende Gogol, aktuell zu werden beginnt.

Schon ein bloßer Blick auf die gegenwärtige russische Literatur wird uns eine ganze Reihe moderner Namen mit Gogol verbinden lassen. Man kann getrost behaupten, daß fast alle bedeutenden Repräsentanten der heutigen russischen Prosa unter starkem Einfluß Gogolscher Traditionen stehen. Wir erinnern nur kurz an ZOŠČENKO (so z. B. „Strašnaja Noč“), PIL'NJAK, REMIZOV (man denke nur an die Rolle des Teufels, des Traumes), an ZAMJATINS Provinznovellen, an EHRENBURG und andere. Bei allen diesen hören wir eine Saite klingen, die an Gogol erinnert. Oft übertrifft sein Einfluß sogar den TOLSTOJS oder gar DOSTOJEVSKIJS, der besonders in Deutschland manchmal als einziges Sprachrohr der russischen Seele angesehen wird.

Deswegen entsteht auch vor dem mit seiner Zeit denkenden Literaturhistoriker die Aufgabe, unter neuer Optik den Autor zu erforschen, der — wie das schon früher bekannt war — einen so weitgehenden Einfluß auf die ganze fernere Entwicklung der russischen Literatur gehabt hat und der heute wieder die heimische Literatur in seinen Bann schlägt.

Trotz der großen Menge der Gogolliteratur ist der Themenzyklus „Gogol als Wortkünstler“ nach dem Ausspruch von V. VINOGRADOV „beinahe noch nicht angeschnitten“<sup>1)</sup>. — Ob das nun wirklich so ist, wollen wir hier nicht diskutieren, jedenfalls aber ist eine Reihe von Problemen wissenschaftlich noch nicht genügend untersucht, weshalb wir hoffen dürfen, daß auch das uns hier beschäftigende Thema als Beitrag zur Gogolforschung nicht ohne Interesse sein wird.

Wir beginnen mit dem Erstlingswerk des großen Humoristen und Bekenner<sup>2)</sup>. Für den Literaturhistoriker ist das Erstlingswerk eines später bedeutenden Dichters stets wichtig, ganz gleich ob es ihm Ruhm oder Hohn eintrug, ob es unbeachtet blieb oder sogar überhaupt bei Lebzeiten des Dichters nicht auf die Blätter, die die Welt bedeuten, gelangte. Es bleibt uns wertvoll, weil wir hier in die Werkstatt des heiligen Handwerks am besten schauen können, weil wir oft nur beim Erst-

<sup>1)</sup> Гоголь и натуральная школа, Leningrad 1925, S. 3.

<sup>2)</sup> Der Aufsatz ist einer größeren Arbeit über Gogols Naturgefühl entnommen.



lingswerk das Genie des Autors noch hüllenlos, noch nicht verdeckt durch die spätere Verkleidung seiner Manier, beobachten können. Die ersten Versuche des Dichters ermöglichen es am sichersten, literarische Einflüsse nachzuweisen, die Tradition der Epoche, wie auch die individuellen Umwertungen der literarischen Strömungen zu erkennen und vielleicht auch das Unwiederholbare, das persönliche Etwas, dieses Erbteil jedes Großen, das M. O. GERŠENZON einmal in seiner poetischen Art als „Traum und Gedanke“ des Dichters bezeichnete.

Jeder Autor will etwas aussagen, er muß, ob er nun sein Gesicht mit der Maske seines Helden bedeckt oder aber, die Reserve fallen lassend, sich offen mit dem Helden identifiziert, seine Beziehungen zum All manifestieren. Der junge Verfasser beeilt sich, sein höchsteigenes Ich auszudrücken und gleichzeitig sucht er in den jeweiligen literarischen Traditionen eine Stütze. Oft passiert es, daß der Dichter, nachdem er durch mannigfaltige Etappen hindurchgegangen ist, am Ausgang wieder zu seinen frühesten, wenn auch jetzt modifizierten Inhalten und Formen zurückkehrt. So entsteht eine Spirallinie, die sich manchmal auch zu einem Kreise schließt. Vielleicht ist letzteres bei Gogol der Fall gewesen, wie wir noch später ausführen werden.

Wenn wir Gogols Erstlingswerk „Hans Küchelgarten“ aufmerksam betrachten, so nehmen wir wahr, daß schon hier vor dem Jüngling, zwar unklar, aber im wesentlichen dieselbe Problematik steht, die den Mann später durch Jahre beschäftigte, genau so, wie es beim poetischen Erstlingswerk eines anderen großen russischen Prosaisten — TURGENEV — der Fall war<sup>1)</sup>.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen, die den Aspekt verdeutlichen sollen, in dem wir sprechen, wollen wir nun zu unserem speziellen Thema übergehen.

Des jungen Gogol Erstlingswerk, „Hans Küchelgarten“, war ein Opfer des späteren genialen Prosaisten auf dem Altar der undankbaren Gottheit des Verses. Das Werk hatte nicht

---

<sup>1)</sup> Hierüber M. GERŠENZON, *Mečta i mysl' I. S. Turgeneva*, Moskau 1919, Kap. I, S. 7—21.

den ersehnten Erfolg und sein Schicksal war das eines ungeliebten Kindes: die Kritik verhöhnte es, der Autor verbrannte nach der Überlieferung die erreichbaren Exemplare<sup>1)</sup>, erwähnte das Werk später nicht, vergaß es . . . Endlich auch die Literaturgeschichte glitt mit einem kaum nachsichtigen, herablassenden Urteil über die Frucht einer unglücklichen Anhänglichkeit Gogols an die biedere deutsche Idylle VOSSENS und seiner ersten Neigung zur fremdländischen und heimischen Romantik hinweg. Erst AD. STENDER-PETERSEN hat unzweideutig auf den großen Wert „Hans Küchelgartens“ für die Gogolforscher in seiner überaus stilvollendeten und wertvollen Studie „Johann Heinrich Voß und der junge Gogol“ (Sonderabdruck aus „Edda“, Bd. XV., Oslo 1921, S. 98—128) hingewiesen, die auch russischerseits (V. VINOGRADOV Gogol' i natural'naja škola, S. 34—36) Würdigung fand. Während z. B. der Altmeister der Gogoldarstellung, NESTOR KOTLJAREVSKIJ in seinem großen und verdienstvollen Werk den „Hans Küchelgarten“ trotz eingehender Beachtung nur als „Dokument, das die Stimmung wiedergibt, in der der junge Träumer während seiner letzten Lyzeumsjahre sich befand<sup>2)</sup>“ gelten läßt, betont STENDER-PETERSEN mit voller Bestimmtheit die tiefe Bedeutung des ersten<sup>3)</sup> gedruckten Gogolschen Werkes, eine Erkenntnis, die bei anderen Literaturhistorikern anscheinend durch die vielen Unvollkommenheiten und oft lächerlichen Hilflosigkeiten im Stil und Vers des später so unbeliebten Erstlingswerkes verhindert wurde. Auch unsere Betrachtung stützt sich auf die Parole STENDER-PETERSENS, daß „H. K.“ ein ebenso gewichtiges psychologisches Dokument für die Kenntnis der Anfänge Gogols ist, wie es „Der Revisor“ oder „Die toten Seelen“ für die Blütezeit seines dichterischen Schaffens und seiner Persönlichkeitsentfaltung sind<sup>4)</sup>.

<sup>1)</sup> Eine für die oben angedeutete Wiederholungssymbolik des Autors symptomatische Handlung.

<sup>2)</sup> NESTOR KOTLJAREVSKIJ, H. B. Гоголь. 4. Aufl. Petersburg 1915, S. 14.

<sup>3)</sup> Wenn man von dem Gedicht „Italien“ absieht, das im März 1829, also schon vor dem „H. K.“ anonym in dem „Syn Otečestva“ erschien.

<sup>4)</sup> STENDER-PETERSEN a. a. O. S. 120.

Gerade deshalb ist es von Wichtigkeit, die bisherigen Ergebnisse der Forschung nach Möglichkeit anzuführen, um einerseits nicht in unnötige Wiederholungen des schon einmal richtig Festgestellten zu verfallen und andererseits die organisch aktuellen Probleme zu erkennen. Da wir jedoch hier keine Bibliographie zusammenzustellen haben, so wollen wir die für uns wichtigen Vorgänger bei der Besprechung der Problematik des „H. K.“ berücksichtigen.

Das erste Problem, vor das der Literaturhistoriker beim „H. K.“ gestellt wird, ist die Entstehungszeit des Gedichtes, der chronologische Rahmen, in den diese lose aneinandergereihten, unvollständigen 18 „Bilder“<sup>1)</sup> des frühen Gogol einzufügen sind. Bekanntlich erschien die Idylle im Juni 1829 unter dem Titel: „Hans Küchelgarten — Eine Idylle in Bildern von V. ALOV (geschrieben 1827), Petersburg 1829.“ So wie Gogol selbst haben auch eine Reihe Forscher den „H. K.“ ins Jahr 1827 versetzt. Aber schon KULIŠ führte eine Äußerung PROKOPOVIČ<sup>2)</sup> an, derzufolge „H. K.“ nicht 1827, sondern erst 1829 verfaßt sei. SCHÖNROCK kommt nach Erscheinen der TICHONRAVOV-schen Ausgabe der Werke Gogols hierauf zurück. Er verwirft in einer interessanten Anmerkung kategorisch das Datum 1829 als Entstehungszeit und neigt zur Annahme, daß die Entstehung des „H. K.“ möglicherweise ins Jahr 1828, in die Zeit, da Gogol in Vasiljevka seiner Petersburgreise entgegenschau, zu setzen sei. Für wahrscheinlicher aber hält SCHÖNROCK doch das Jahr 1827, das der Autor selbst genannt hat. SCHÖNROCK weist darauf hin, daß kein Grund bestehe, die Genauigkeit der Gogolschen Angabe in Zweifel zu ziehen. Letztere Behauptung eines Gogol-kenners muß aber jeden Forscher in Erstaunen setzen, da Gogol bekanntlich in den kühnen Datierungen der Erzeug-

---

<sup>1)</sup> Tatsächlich enthält „H. K.“ 14 „Bilder“. Außerdem stehen zwischen dem XI. und XIII. Bilde die „Nächtlichen Visionen“ und zwischen dem XVII. und XVIII. Bilde die „Duma“, beides gereimte, heterogene Einschiebsel.

<sup>2)</sup> Siehe hierüber im V. Bande der 10. TICHONRAVOV-schen Ausgabe der Werke Gogols S. 454f. und SCHÖNROCKS „Materialien“ Bd. I, S. 159f.

nisse seiner Feder große Launenhaftigkeit aufwies und in der ersten Zeit (aber auch später) ersichtlich liebte, sie ohne viel Grund um einige Jahre zurückzudatieren<sup>1)</sup>. Trotzdem blieben eine Reihe Gogolforscher (TICHONRAVOV, SCHÖNROCK) beim Jahre 1827.

Gründlicher befaßten sich mit der Datierung des „H. K.“ J. ŠAROVOL'SKIJ<sup>2)</sup> und AD. STENDER-PETERSEN, die dieser Frage eine große Bedeutung zumaßen. ŠAROVOL'SKIJ kommt zu dem Ergebnis, daß der Schluß der Idylle schon in Petersburg geschrieben sei, was aber die Bilder I—XVI anbelangt, so seien sie während des Aufenthaltes Gogols auf dem Lande, nach Absolvierung des Gymnasiums geschaffen, kurz, „H. K.“ sei in der zweiten Hälfte 1828 und in der ersten Hälfte 1829 entstanden<sup>3)</sup>. STENDER-PETERSEN setzt die Entstehung mit aller Bestimmtheit zwischen den Spätsommer 1827 und den Spätsommer 1828 und kommt hierbei zu sehr bemerkenswerten Schlüssen. Er sieht in dem Gedicht nicht nur verschiedenartige, sondern auch verschiedenzeitige Schichten und versucht, zeitliche Etappen in der Entstehung des Gedichtes aus diesem selbst heraus zu bestimmen. Als frühestes Fragment werden die Bilder I, VI, VII und das Ende des XVIII. Bildes, der eigentliche Kern der Idylle, erkannt, der nach ihm im Spätsommer 1827 in Vasiljevka entstanden ist. Die Ergänzung zu dem uns heute vorliegenden Ganzen sei ein Jahr später auf demselben Gute vorgenommen worden, wobei unter Tiecks und Schillers Einfluß erst eigentlich die romantische Gestalt des „H. K.“ entsteht . . . „Und wir gewahren, wie für den unlängst

<sup>1)</sup> Siehe z. B. die Anmerkung TICHONRAVOVS im V. Band und die Ansichten von KALLAŠ, Jermakov (Очерки по анализу творчества Н. В. Гоголя, S. 56) und anderen Forschern.

<sup>2)</sup> „Юношеская идиллія Гоголя“ in „Памяти Гоголя“, Сборник историч. общ. Нестора-лѣтописца, herausgeg. von N. DAŠKEVIČ, Kiev 1902, S. 13—52.

<sup>3)</sup> A. a. O. S. 14—30, besonders S. 28 und 30. Ein Beispiel mehr dafür, daß auch hervorragende Autoren sich die Ausarbeitung wissenschaftlicher Arbeit leicht machen, ist V. HIPPIUS, der in der Anmerkung 7 (S. 223) seiner ausgezeichneten Arbeit über Gogol die diesbezüglichen Ergebnisse ŠAROVOL'SKIJS ganz falsch referiert.



noch zufrieden-heiteren Idylliker die blaue Blume der deutschen Romantiker verständlich wird<sup>1)</sup>).

Dieser Gedankengang besticht schon durch seine Deutlichkeit und wird durch die klare Darstellungskunst des Autors noch glaubwürdiger gemacht. Seine Annahme ist, wie uns scheint, für die Auffassung von „H. K.“ von prinzipieller Bedeutung, denn nach der Annahme, daß das Gedicht aus zwei verschiedenzeitigen Teilen, dem idyllischen (1827) und dem romantischen (1828) besteht, werden wir sowohl Gehalt wie Gestaltung des Gedichtes mit anderen Augen sehen als vorher. Da dies für unsere Gogolauffassung nicht gleichgültig ist, so ist hier allergrößte Vorsicht geboten.

Wir stehen auf dem Standpunkt, daß es aus „H. K.“ selbst nicht möglich ist, mit genügender Sicherheit auf die Entstehungszeit dieses oder jenes Teiles zu schließen. Der terminus ante quem läßt sich ja wohl bestimmen, aber bei dem terminus post quem kann man eigentlich nur von Wahrscheinlichkeiten reden, da der eine oder andere Eindruck durchaus nicht unbedingt sofort seinen Niederschlag zu bekommen brauchte, was schließlich eine Voraussetzung der STENDERSchen terminus-abs-quo-Setzung ist<sup>2)</sup>). Falls man aber annimmt, daß jeder Eindruck wirklich sofort in Verse gestaltet wurde, kann man dann noch behaupten, daß „H. K.“ erst im Spätsommer 1828 ausgearbeitet wurde und daß erst jetzt ein starker Einfluß Schillers und Tiecks einsetzt? Es fragt sich, ob die „blaue Blume“ der deutschen Romantik erst im Jahre 1828 Gogol verständlich wird und ob er vorher der „zufrieden-heitere Idylliker“ war. Bei den Lösungsversuchen dieser Frage, die für das Verständnis der Weltempfindung Gogols von Bedeutung ist, sind wir besonders auf die Briefe Gogols angewiesen, die ja nicht bloße Mitteilungen, sondern auch stilistisch-literarische Versuche darstellen. In den Briefen haben sowohl die literarischen Interessen des jungen Gogol wie auch seine Träumereien und Anschauungen einen Niederschlag gefunden und es lohnt

---

<sup>1)</sup> AD. STENDER-PETERSEN, a. a. O., S. 126.

<sup>2)</sup> A. a. O., S. 102.

sich deshalb, sie mehr und systematischer als es bisher geschehen ist, zur Lösung dieser Frage heranzuziehen.

Schon im Jahre 1824<sup>1)</sup> bittet der Fünfzehnjährige seinen Vater, ihm zwei Hefte mit Gedichten, einen „Ödipus“ (OZE-ROVS?), die neue Ballade eines unbekannten Autors (ŽUKOV-SKIJ?) und PUŠKINS „Onëgin“ zu senden. Wir sehen, daß schon drei Jahre vor dem möglichen Beginn des „H. K.“ seine Lektüre eine recht vielseitige war. Bald schon bietet der junge Gogol seiner Mutter an, „einige von seinen Schriften zu senden“<sup>2)</sup>.

Schon die Briefe des Siebzehnjährigen lassen daran Zweifel aufkommen, ob Gogol damals nur als der „zufrieden-heitere Idylliker“ anzusprechen ist. Die eigenartige Note der damals zwar modernen, aber auch individuellen Enttäuschung über seine Träume, das Gefühl des Abgerissenseins von der allen gewöhnlichen Menschen gemeinsamen Welt — dieses Gefühl befiel schon zu jener Zeit Gogol und wurde von ihm liebevoll gepflegt. Zugegeben, daß es zur Hälfte Pose gewesen sein mag, wie man sofort behaupten wird (was übrigens nur scheinbar von Bedeutung sein mag), es stand in Beziehung zu der literarischen Tradition dieser Jahre und zu der Weltempfindung, die viele Briefe und Tagebücher der Epoche atmen.

Dies alles zugegeben, bleibt Gogol doch der von Grund auf Enttäuschte. Das Sichhingeben an die Phantasie und die Enttäuschung an seinen Träumen ist eine der grundlegendsten Eigenschaften Gogols. Da der junge Gogol sehr wachsam in jede ihn erreichende literarische Tradition hineinhörte, verfällt er bald in den Ton RENÉS, bald in den CHILDE HAROLDS, was aber an dem Vorgange das Akzidentellere ist. Das Wichtigere scheint uns, daß Gogol vom Anfang bis zum Ende eben bloß er selbst war, es nach seiner Seelenstruktur gar nicht anders sein konnte. Gogol wollte nichts als sich selbst. Literatur war ihm nur eine, und zwar eine anfangs gar nicht in Betracht gezogene Gebärde dieses Ichs. Es handelte sich bei ihm nie nur, vielleicht überhaupt nicht um die „Literatur“ und „künstlerische

1) Письма Н. В. Гоголя hgb. V. SCHÖNROCK. 4 Bde. Pburg, Marcks. Bd. I, Nr. XX, vom 1. Oktober 1824.

2) Dasselbe, 24. April 1825.

Sendung“, es war das verkrampfte und peinigende Ich, welches Gogol zur Kehle heraus mußte. Aber gleich, wie man sich auch zu diesem unserem Gogol stellt, jedenfalls glauben wir erkennen zu müssen, daß auch der junge Gogol nie der „zufrieden-heitere Idylliker“ gewesen ist, der sich erst später zum Romantiker weiterentwickelt hatte. Die Analyse der Briefe Gogols ergibt das zweifellose Vorhandensein eines komplizierten Komplexes von romantisch-idyllischen Empfindungen schon in den Jahren 1827—28.

Schon 1826, in dem Albumblatt aus dem Jahre 1826, schreibt Gogol seinem Schulkameraden: „Das Licht verliert im Auge des Träumers schnell seine Wärme. Er sieht die Hoffnungen, die ihn belebten, unerfüllt, seine Erwartungen unbefriedigt, und die Glut des Genießens verrauchte in seinem Herzen . . . Er befindet sich in einem Zustande der Starrheit und Leblosigkeit<sup>1)</sup>.

Im selben Jahre schreibt der junge Autor über eine Veränderung in seinen Stoffen: „Sie werden sie (d. h. meine Schriften) nicht wiedererkennen: ein neuer Umsturz hat sie ergriffen. Ihre Art ist jetzt eine ganz besondere“<sup>2)</sup>.

Ganz im Anfang des Jahres 1827 beklagt er sich bei einem Freunde über sein noch durch nichts ausgezeichnetes Dasein<sup>3)</sup>. Er ist „ganz Ungeduld“, die Sehnsucht nach Glück „peinigt ihn Tag und Nacht“, er will „Genüsse trinken“ und seine Seele „will sich aus ihrer engen Behausung herausreißen“. Um dieselbe Zeit lesen wir, daß ihn „der Gedanke an seine Zukunft verzehre“<sup>4)</sup>.

Im März 1827 ertönt schon das Leitmotiv einer tiefen Enttäuschung, die an literarische Vorbilder anklingt: „Die Jahre des feurigen Alters erkalteten (so! V. A.) an der ununterbrochen

---

<sup>1)</sup> Записка в альбом Василию Игнатьевичу Любичу-Романовичу, Письма I Nr. XLIV, S. 43; deutsch in Bd. VIII der Вуексхен Ausgabe der Werke Gogols, S. 281.

<sup>2)</sup> Письма I, Nr. LIV, 23. September 1826, S. 54. Alle vom Verfasser besorgten Übersetzungen sind möglichst wortgetreu gehalten.

<sup>3)</sup> An G. J. VYsockij, Письма I, Nr. LV, 17. Januar 1827.

<sup>4)</sup> An seine Mutter, 26. Februar 1827, Nr. LVII.

sich verändernden Unsicherheit des Gegenwartsglückes. Ich erkaltete allmählich und gewöhnte es mir ab, alles Vorgehende mir leidenschaftlich zu Herzen zu nehmen. Freude- und kummerlos, in tiefem Sinnen, stand ich über dem teuren Leben, wortlos die Zukunft betrachtend<sup>1)</sup>.“ Gleichzeitig „erglüht er im Feuer des stolzen Selbstbewußtseins“<sup>2)</sup>.

Aus einem Brief an seine Mutter vom 6. April 1827<sup>3)</sup> erfahren wir, daß Gogol schon die Werke Schillers gekauft hatte, die er aus Lemberg bestellen mußte; sie kosteten ihn die für seine Verhältnisse nicht geringe Summe von 40 Rubeln, wobei er aber bemerkt, daß er reichlich belohnt sei und „täglich einige Stunden in größtem Wohlbehagen“ verbringe. — Im Juni klagt er<sup>4)</sup>: „Wie schwer ist es, zusammen mit den Geschöpfen der gemeinen Unbekanntheit in die tote Stille vergraben zu sein! Du kennst alle bei uns Dahinlebenden (существователи), alle, die Nežin bevölkern. Sie haben durch die Kruste ihrer Weltgebundenheit, durch ihre nichtige Selbstzufriedenheit die hohe Bestimmung des Menschen erdrückt“. Und er erwähnt zum ersten Male den viel später verwirklichten Plan einer Auslandsreise.

Am schärfsten tritt das Streben nach Ruhm hervor. Genau wie Hans Küchelgarten (Bild VIII, besonders Stanze 1 und 2) fürchtet er (Juli 1827!), daß ihn „die Spindel des Schicksals zusammen mit der Menge des selbstzufriedenen Pöbels (welch furchtbarer Gedanke!) in die Öde der Nichtigkeit schleudert, ihm ein finsternes Heim des Ungekanntseins in der Welt zuweisen wird“<sup>5)</sup>. Er denkt schon jetzt an den Segen der Nachkommen und den Dank der Menschheit, genau wie Hans (Bild XVII, Duma), der „fest unter den lebenden Trümmern dastehend, nur dem Segen der Nachkommen lauscht“.

„Kalter Schweiß bedeckte meine Stirn bei dem bloßen Gedanken, daß ich im Staube vergehen könnte, ohne meinen Namen durch ein herrliches Werk gekennzeichnet zu haben —

<sup>1)</sup> An G. J. Vysockij, 19. März 1827, Nr. LVIII.

<sup>2)</sup> Nr. LIX a. a. O.

<sup>3)</sup> Nr. LX, Письма I, S. 69.

<sup>4)</sup> 26. Juni 1827, Nr. LXIII, S. 75.

<sup>5)</sup> Dasselbst, S. 78.



in der Welt leben und mein Dasein durch nichts kennzeichnen — dies wäre mir fürchterlich<sup>1)</sup>!“

Gleich allen vom Weltschmerz befallenen Träumern zieht es Gogol in ferne „wunderbare“ Länder (Amerika, Griechenland). Er liest „die Reise (sic! V. A.) in alle Länder<sup>2)</sup>“ in der 200-bändigen „Bibliothèque des Dames“.

Genau wie Hans Küchelgarten verbringt auch Gogol ganze Tage (wenigstens seiner Meinung nach) über den Büchern. „Ich bin jetzt ein vollkommener Einsiedler bei meinen Arbeiten. Den ganzen Tag, von früh bis spät abends, unterbricht keine müßige Minute meine vertieften Studien<sup>3)</sup>.“

Und wieder und wieder erscheint die Überzeugung des jungen Autors, daß er die Eitelkeit der Welt begriffen hätte, daß er schon kein Träumer, sondern ein Mann sei, der den Wert und den Preis des realen Lebens kennt. — „Ich kenne die Menschen zu gut, um mich Träumereien hinzugeben. Die Lehren, die ich von ihnen empfangen habe, werden untilgbar bleiben!“ gelobt er. Und im letzten Bild des „H. K.“ wird vom zurückgekehrten Hans behauptet:

Und euch, ihr hinterlist'gen Träume,  
Wird niemals er vergöttern mehr.

Wenn wir „H. K.“ lesen, so finden wir genau dieselben Gefühlsabstufungen wieder und infolgedessen haben wir nicht genügend Grund, anzunehmen, daß das Gedicht zuerst eine reine Idylle gewesen und erst später zu einem romantischen Poem geworden sei. Mit dieser Annahme stoßen wir bei der Textanalyse auf viele Schwierigkeiten. So müßten wir auch den im ersten Bilde erwähnten schwermütig grübelnden Hans, der „Tag und Nacht ans düstere Meer wandert“ als spätere

---

<sup>1)</sup> Diesen ganzen Gedankengang finden wir bis zu wörtlichen Übereinstimmungen im „romantischen“ Teil des „H. K.“ wieder. Aber der Brief ist vom 3. Oktober 1827, Письма I, Nr. LXXI.

<sup>2)</sup> An PAVEL P. KOSAROVSKIJ, 3. Oktober 1827, Nr. LXXII a. a. O.; hierdurch erklären sich auch die Früchte des Mangostan, die Hemasagara, der Tschindara, Kandahars Wiesen u. ä. im IV. Bilde des „Hans Küchelgarten“.

<sup>3)</sup> 15. Dezember 1827, Nr. LXXIV, S. 94.

Interpolation beanspruchen. Nun ist aber das, was in der klassischen Philologie und in der Bibelexegese ein Unumgängliches sein kann, hier eher ein Luxus und es erscheint uns richtiger, „H. K.“ doch als Ganzes zu betrachten, als zwar korrigierte, aber doch in seinem Wesen und von Grund auf romantisch-idyllische Einheit.

So wie in Hans Küchelgarten das unerklärbare Streben nach einer Reise ins Ungewisse, die ihn vor der Enttäuschung retten soll, brennt, ebenso lockte Gogol — und das ist symbolisch schon für den Autor des „H. K.“ — lebenslang die Ferne, der sich in die Weite verlierende Weg, „die Reise in alle Länder“. Es ist derselbe ziellose Weg, der vor dem Gymnasiasten steht und dem zermarteten Gehirn des wahnsinnigen Popriščin aus den „Aufzeichnungen eines Verrückten“ als letzte Rettung vorschwebt. — Nun ist aber dieses alles, was dem Weltempfinden des frühen Gogol den Stempel aufdrückte, nicht nur mit seinen persönlichen Erlebnissen verbunden, sondern auch fest mit der literarischen Tradition und den Vorbildern verknüpft, die für den Anfänger gleichsam der Kanevas waren, auf dem er sein kompliziertes und ichbedingtes Ornament wirkte.

Schon SCHÖNROCK<sup>1)</sup> hat auf die Abhängigkeit des „Hans Küchelgarten“ von der Idylle J. H. VOSSENS, „Luise“, hingewiesen. KOTLJAREVSKIJ<sup>2)</sup>, KULMAN<sup>3)</sup>, ŠAROVOL'SKIJ<sup>4)</sup>, ČUDAKOV<sup>5)</sup>, STENDER-PETERSEN<sup>6)</sup> u. a. Forscher haben diese Abhängigkeit genauer untersucht. Als Ergebnis dieser Untersuchungen des Vossischen Einflusses auf den jungen Gogol liegen uns aber zwei, einander entgegengesetzte Antworten vor:

N. KULMAN, der dieser Frage einen Aufsatz widmete<sup>7)</sup>, kommt zu dem Schluß, daß zwischen „H. K.“ und VOSSENS

<sup>1)</sup> SCHÖNROCK. Матеріалы для біографіи Гоголя, Т. I, Moskau 1892, S. 161.

<sup>2)</sup> Н. В. Гоголь, 1903, S. 11.

<sup>3)</sup> „Ганц Кюхельгартен“ Гоголя и „Луиза“ Фосса. Извѣстія отд. русск. яз. Имп. Ак. Наук., Bd. XIII (1908), S. 252—63.

<sup>4)</sup> А. а. О.

<sup>5)</sup> Отношеніе творчества Гоголя к западно-европейским литературам. „Кіевск. Университетскія Извѣстія“, 1907, 1908, Nr. 3, S. 65—99 und Nr. 8, S. 101—126.

<sup>6)</sup> а. а. О.

<sup>7)</sup> S. Fußnote 3.

„Luise“ keine Ähnlichkeit sei, trotzdem die Heldinnen beider Idyllen Luise heißen<sup>1)</sup>. Weder im allgemeinen Ton, noch in der Charakterzeichnung seien Berührungspunkte zwischen den Werken Gogols und VOSSENS vorhanden<sup>2)</sup>. Die zweite und dritte Idylle der „Luise“ hätte auf Gogol auch nicht mehr den geringsten Einfluß geübt. Gegen KOTLJAREVSKIJ polemisierend, resümiert KULMAN: „Die Frage der Beziehungen des „H. K.“ zur „Luise“ muß bedeutend eingeschränkt werden. Die deutsche Idylle kann weder als Muster noch sogar als „Vorwand“ angesehen werden, der Gogol auf den Gedanken gebracht hätte, die ähnliche äußere Form zum Ausdrucke seiner inneren Welt zu benutzen.“

Nach KULMAN lohnte es sich eigentlich gar nicht, hier von einem Einfluß zu sprechen, da dieser sich nur in kleineren Entlehnungen lexikalischer Art erschöpfe<sup>3)</sup>.

AD. STENDER-PETERSEN kommt zu einem ganz entgegengesetzten Ergebnis. Er zeigt durch systematisches Vergleichen der betreffenden Stellen, daß VOSSENS erste Idylle Gogol als Leitfaden gedient hat und daß er auch die zwei anderen Idyllen genau gekannt und gelegentlich Motive aus ihnen verwendet hat. Die Arbeit STENDER-PETERSENS beweist mit erschöpfender Vollständigkeit jedem unvoreingenommenen Forscher die Tiefe, Kraft und den sozusagen organischen Charakter von Voss' Einfluß auf den jungen Gogol. Sie beweist dies nicht bloß durch Gegenüberstellung ähnlicher Stellen aus beiden Werken (obwohl diese durchweg äußerst überzeugend wirken), sondern auch durch den Vergleich der Komposition und Ideologie beider Werke. Die Hauptthesen KULMANS sind in ihrem Wesen definitiv widerlegt. Die idyllische Poetik, die in Gogol und sein Werk hineinverwachsen ist, erfährt eine scharfe Beleuchtung. Andererseits wird eine Wasserscheide zwischen der idyllischen und romantischen Poetik aufgedeckt, obwohl sie zum Teil auf dem — wie uns scheint — lockeren Boden der Chronologie

<sup>1)</sup> a. a. O. S. 255.

<sup>2)</sup> Ebenda, S. 257.

<sup>3)</sup> Gleicher Meinung (bloß diesen Gedanken vorsichtiger ausdrückend) ist auch VAS. HIPPIUS, Гоголь 1924, S. 18. Ganz anders ČУДАКОВ in der Abhandlung Отношение творчества Гоголя к западно-европейским литературам 1908.

basiert. Jedenfalls ist das Vorhandensein dieser Wasserscheide, der zwei (oder auch drei) Stile richtig herausgeschält. Endlich ist der Einfluß der deutschen Dichtung überhaupt genügend gewürdigt. So wird uns die Frage dieser Einflüsse, als definitiv gelöst, nicht weiter beschäftigen, wohl aber andere, weniger erschlossene.

Die Frage der Einflüsse auf die Weltempfindung des frühen Gogol ist mit Gogol dem Kunstschüler zu verbinden. Er will seine Gefühle ergießen, und benutzt hierzu aus Mangel an Können und Routine die Form der Bilder. Dieses Streben nach Gefühls-ergüssen blieb aber stets dem Herzen Gogols nahe und manifestierte sich auch später mit Vorliebe in lyrischen und lyro-didaktischen Abschweifungen.

Die Naturschilderungen sind im „H. K.“ Träger einer kompositionell-deklamatorischen Funktion. Auch in seinem späteren Schaffen ergießt Gogol oft seine Exaltation oder seine persönliche Wehmut in die Naturschilderungen.

An und für sich verweilen junge Autoren mit Vorliebe bei den Naturschilderungen, in dem Bestreben, ihre Schreibkunst zu zeigen. So taten es L. TOLSTOJ („Kindheit-, Knaben- und Jünglingsalter“), DOSTOJEVSKIJ (in den „Armen Leuten“) und andere. Aber gleichzeitig unterwerfen sie sich dem literarischen Kanon und den jeweils herrschenden Strömungen, diese gleichsam einatmend. Das Heute der Literatur ist für die Mehrzahl der jungen Autoren so oder anders vorbildlich. Die Beziehung des Autors zu seinem Helden, zu dem zu formenden Material ist von der literarischen Mode, den Zeitströmungen und davon abhängig, welcher von diesen er sich anschließen wird, ob er ein Archaist oder ein Erneuerer<sup>1)</sup> ist oder aber kraft seines eigenen neuen Wortes mehrere Schulen verbindet, sie im Schmelzofen seines Schaffens zusammenschmelzend.

VINOGRADOV<sup>2)</sup> hat den Zusammenhang des jungen Gogol mit der traditionell-deklamatorischen Manier DERŽAVINS, deren Klangeffekten und Rhetorik und dem, was er „sentimentale

---

<sup>1)</sup> Wir benutzen die gelungene Terminologie J. TYNJANOVs in der vorzüglichen Artikelsammlung „Archaisty i novatory“ 1929.

<sup>2)</sup> a. a. O. S. 41 ff,



Poetik“ nennt, richtig erkannt. „Die sentimentale Poetik ist organisch in die künstlerische Welt Gogols verwachsen als einer von seinen verborgenen Winkeln, stets bereit, sich aufzutun, ungeachtet sogar dessen, daß schon mit dem ‚Blutigen Banduristen‘ ein heftiges Sichabstoßen Gogols von dieser Poetik einsetzt.“ VINOGRADOV beobachtet im „H. K.“ den ungleichmäßigen Gang des Stilmotors und setzt dies mit der Tradition des 18. Jahrhunderts, mit den Romantikern und der vulgären Alltagssprache mit „ukrainischem Anflug“ in Verbindung.

Dies sind höchst interessante und richtige Bemerkungen, soweit sie Tatsachen feststellen. Jedoch scheint uns, daß das Wesen und der kausale Zusammenhang der besprochenen Erscheinungen hiermit nicht restlos erfaßt wird.

Um den „H. K.“ und das Welterlebnis des jungen Gogol zu erschließen, muß man nach der Analyse der idyllischen Motive sich der formalen Analyse zuwenden und untersuchen, welche Rolle dem Autor des Werkes zukommt. Tut man dies, so muß man zu dem Schlusse kommen, daß der junge Gogol weniger der VINOGRADOVSche „geschickte Lumpensammler“, als vielmehr der ungeschickte, noch schülerhafte Künstler ist. Er verfolgt sein eigenes künstlerisches Ziel, er ist trotz der mannigfaltigen Einflüsse Autor, d. h. ordnendes Prinzip der vielen Stimmen in und um ihn. Durch die Konturen anderer Schwärmer, Weggenossen seiner Zeit, ist das eigene Antlitz des sehnstüchtigen Ästheten bei dem jungen Gogol deutlich sichtbar. Sein persönliches Ideal bricht an vielen einzelnen Stellen durch und durchleuchtet den ganzen „H. K.“ und dies ist auch nicht ohne Einfluß auf die Komposition seines Erstlingswerkes (wie auch späterer Gogolscher Werke) geblieben. Es ist nicht zu vergessen, daß z. B. der Lyrismus der Abschweifungen des Autors für immer ein Bestandteil der Gogolschen Komposition geblieben ist.

Auf die Stellung des Autors im „H. K.“, seine Remarquen und Abschweifungen hat, wie uns scheint, Puškin und seine Schule einen bedeutenden Einfluß geübt, dessen Betrachtung wir uns jetzt zuwenden.

Daß Gogol die Werke PUŠKINS gut kannte, daß sein poetisches Glaubensbekenntnis sich in bedeutendem Maße unter PUŠKINS

Einfluß herausbildete<sup>1)</sup>, wird jedem aufmerksamen Leser der Briefe und Jugendwerke Gogols ohne weiteres einleuchten. Der Einfluß PUŠKINS im „H. K.“ ist fühlbarer als z. B. derjenige ŽUKOVSKIJS und kann es manchmal sogar mit demjenigen von Voss aufnehmen. Dies ist ja auch verständlich, wenn wir uns ins Milieu der Zeit zurückversetzen. Hätten wir nicht in einem Gogolschen Briefe aus dem Jahre 1824 den direkten Hinweis auf den „Onegin“, so könnten wir doch getrost einen Einfluß PUŠKINS auf jeden Schüler des Nežinschen Lyzeums annehmen. Als neuer Beweis für die Verbreitung des Einflusses PUŠKINS und des Byronismus auf die damalige russifizierte Jugend in der Ukraine gilt uns u. a. das 1930 veröffentlichte Poem VIDOVČENKOS „Kiev“ und eine Reihe seiner Briefe<sup>2)</sup>. Wir erinnern in diesem Zusammenhange auch an I. KOSJAROVSKIJS „Nina“ (1826).

Allerdings wäre es nicht richtig, im „H. K.“ lediglich nach Abspiegelungen ganz bestimmter Werke PUŠKINS zu fahnden, denn es macht sich hier ein durchdringender Einfluß der allgemeinen PUŠKINSchen Manier, seines Verses und vielleicht sogar seiner Schule bemerkbar.

1. Vor allem finden wir den formalen Einfluß, einen PUŠKINSchen Anflug in Rhythmus, Enjambement und Reim des „H. K.“. Der junge Autor versucht sich nicht nur in der Kunst des Reimschmiedens, er versucht sogar hin und wieder in der Reimführung vom gewöhnlichen, alternierenden Reimgebäude (*abab*) zu komplizierteren Ketten (z. B. *abbacc*) vorzudringen und die souveräne Art des Meisters nachzuahmen.

So entstehen hin und wieder eigenartige Embryos des Oneginschen Verses<sup>3)</sup>, ungewollte Ansätze zu einer Strophik und als besonders durchsichtiger „Puškinismus“ — das für die Oneginstrophe charakteristische Abschließen eines Strophems,

<sup>1)</sup> Hierüber vgl. V. HIPPIUS, a. a. O. S. 40ff.

<sup>2)</sup> С. Декабристи на Україні, herausgeg. БАХАЛІЙ, Kiev 1929.

<sup>3)</sup> Die von PUŠKIN ersonnene sog. Oneginstrophe besteht bekanntlich aus drei Vierzeilern aller drei Formen der Reimbindung (d. h. abwechselnd gekreuzte, gepaarte und umschließende Reimketten) und dem strophenschließenden Zweizeiler mit maskulinem Reimpaar.

eines längeren, kompositionell einheitlichen Abschnitts durch ein maskulines Reimpaar.

PUŠKIN: . . . . . и вот, она одна.  
Всё тихо. Свѣтит ей луна.

(Onegin 3, XXI.)

Ebenso endet die Introduktion zu den „Nächtlichen Visionen“ im „H. K.“

Но запад всё еще сіяет.  
Свирѣль чуть льется; а она  
Сидит недвижно у окна.

Auch direkt aus dem „Onegin“ übernommene Reimpaare kommen vor. So der im „Onegin“ häufige Reim слеза : глаза.

Глазами бѣглыми читает  
Простую надпись — и слеза  
Туманит нѣжные глаза<sup>1)</sup>.

im „H. K.“

С душеволненьем к ней подходит . . .  
Стѣснилась грудь; дрожит слеза . . .  
И на прекрасную наводит  
Свои блестящіе глаза.

(Bild IX.)

oder

Какой в нем пыл кипѣл прекрасный;  
Какая жаркая слеза  
Живые наполнила глаза!

(Bild IV.)

Oft tritt zu der lautlich-reimlichen die entsprechende semantische Reminiszenz. Dann entstehen Verse wie

Поправив кудри, улыбнулась; (a<sup>2</sup>)  
Но, против воли, взор живой, (b)  
Блеснул досадною слезой. (b)

(„H. K.“ Bild X.)

Hier haben wir alle obengenannten Eigenarten des Onegin-verses wie drei Verse aus dem „Onegin“ selbst zeigen mögen.

Как взор его был быстр и нѣжен, (a<sup>2</sup>)  
Стыдлив и дерзок, а порой (b)  
Блистал послушною слезой! (b)

(„Onegin“ 1, X.)

<sup>1)</sup> Über diese Verse und ihr Erscheinen im Drucke siehe „PUŠKIN v pečati“ von N. SINJAVSKIJ und M. СЛАВЛОВСКИЈ. M. 1914, S. 50 und 53, Nr. 320 und 339. Vgl. S. 61—62, Nr. 402 und 407.

2. Den für PUŠKIN charakteristischen Gebrauch der Remarques des Autors finden wir im „H. K.“ in gleicher Funktion wieder. Wir unterscheiden bei den Remarques des Autors: a) indirekte Apostrophierungen des Helden durch den Autor, b) in den Mund des Helden gelegte Remarques, c) gewöhnliche Abschweifungen (Autorparallelen), d) lyrische Passagen des Autors „für sich“, e) kompositionentblößende Remarques des Autors in Form von „Mitteilungen an den Leser“.

Wir wollen jede Art nur kurz mit einigen Beispielen belegen, die den PUŠKINSCHEN Ursprung in Gehalt und Gestalt verraten.

a) Die bei PUŠKIN so häufige Bezugnahme des Autors auf den Helden:

Doch wer, im stillen Mondenschein  
Kommt da verstohlen und allein,  
Behutsam durch den Abend schreitend?

(Puškin: „Der Gefangene im Kaukasus“ 1. Kap.)

finden wir auch im „H. K.“

Wer schreitet zu so später Stunde  
Behutsam, leise durch die Nacht?

(„H. K.“ Bild IX.)

Ebenso die indirekte „Apostrophe“ der Heldin:

Verzeiht mir, denn Ihr alle wißt,  
Wie lieb mir meine Tanja ist!

(„Onegin“, 4, XXIV.)

Und ganz Verwirrung, ganz Erröten,  
Mein schönes Seelchen fast zerfließt.  
Die Träne zeugt von Seelennöten . . .  
Ach, wie ist doch Luischen lieb!<sup>1)</sup>

(„H. K.“ I. Bild.)

---

<sup>1)</sup> Hier sehen wir auch den Widerhall der PUŠKINSCHEN Erotik bei dem ganz anders gearteten Gogol. So z. B. die Beschreibung der Reize Luisens.

Все простодушно, всё в ней живо,  
Все дѣтски в ней краснорѣчиво;  
На шейкѣ розовый платок  
С груди слетает понемножку,  
И стройно бѣлый башмачок  
Ея обхватывает ножку.



oder im II. Bild:

Was blieb ihm noch zu wünschen weiter,  
Wo er die liebe Luise doch  
Stets nahe sah . . .

Die PUŠKINSche Wo?-Frage als Mittel der Versumschaltung:

O Füßchen, Füßchen, wozulande  
Schwebt heut Ihr über Blumen hin?

(„Onegin“ I, XXXI.)

oder

Wo ist Onegin? Halb schon schlafend  
Fährt von dem Feste er nach Haus.

Ebenso macht es der junge Gogol, trotzdem er es kompositorisch nicht braucht und durch Reimzwang zu höchst unbeholfenen Versen verleitet wird.

Und die Luise, was denn? wo denn?  
In Herzenseinfalt, ganz allein  
Träumt sie im stillen Mondenschein.

(„H. K.“ Bild II.)

b) Autorremarquen im Munde des Helden, die im „Onegin“ so massenhaft vorkommen, finden wir auch im „H. K.“. So in Bild III:

Athen! In Gluten wunderbarer Sehnsucht  
Ist meine Seel' an dich gebannt!

oder

Ihr Griechen, wunderbarlich habt  
Die Welt mit Träumen ihr erfüllt,  
Die Welt in Zauber eingehüllt!  
Heut ist sie arm, verwaist, beirrt,  
In Meilenlinien einquadriert<sup>1)</sup>.

(„H. K.“ III. Bild.)

c) Auch der Handlung parallel gehende Abschweifungen des Autors finden wir in „H. K.“.

So z. B. beginnt das VIII. Bild mit der Beschreibung einer stillen Mitternachtsstunde, der Stunde der unklaren Dämmerung, die „Zweifel ausgießt“. Die Natur harmoniert mit der Stimmung des Helden und bewegt sich seinen Gefühlen parallel.

<sup>1)</sup> „И расквadraчен весь на мили“. Das Wort „расквadraчен“ kommt hier offenbar noch aus dem Schülerargot.

Die unstat beleuchtete Mitternachtskulisse als Hintergrund, spricht der Autor auf den Helden ein, (direkte Apostrophe des Helden durch den Autor), und macht ihm Vorwürfe, die den Zweifel des Helden auf traditionelle Art, aber ungeschickt, veranschaulichen.

d) Lyrische Passagen des Autors „für sich“:

Ein Lied der Kön'gin Nachtigall durchschallt  
Den Hain. Ein schmetternd Lied, das sacht verwechselt.  
Die Erde atmet kaum, sie lauscht  
Verträumt der Sängerin.

(Nächtliche Visionen.)

oder der eingeklammerte Ausruf des Autors:

Wie unbegreiflich ist der Mensch!

(Bild XVIII.)

Oder daselbst:

Wie neugeboren stand er da.  
.....  
So glänzt in Glut gehärtet Stahl  
Aufs neue heller tausendmal.

Um noch ein Beispiel zu nennen, der ganze Epilog ist eine solche lyrische Passage des Autors „für sich“. Beide letzten Beispiele klingen auch rhythmisch und lexikalisch an bestimmte Verse PUŠKINS an, besonders wenn man die Originale vergleicht.

e) Als Beispiel einer puškinartig kunstmittelenthüllenden Apostrophe des Lesers kann folgender Vierzeiler aus dem II. Bild dienen:

Indessen laßt uns einmal lauschen  
Wovon er in der Kammer träumt,  
Durchschaun die Traum', die ihn berauschen,  
Die ihn so rätselhaft umsäumt.

Bei PUŠKIN:

Der Abend kommt, die Freunde scheiden.  
Sie fahren heim beim Dämmerlicht  
Nun laßt uns lauschen, was die beiden  
Zu reden haben . . .

(„Onegin“ 3, IV.)<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Bd. II S. 65 der LUTHERschen Ausgabe der Werke PUŠKINS, übertragen von TH. COMMICHAU.

3. Wir finden ferner im „H. K.“ eine lange Reihe von Stellen und Bildern, die auf Reminiszenzen aus PUŠKIN zurückgehen. So wird im XVI. Bilde des „H. K.“ das Motiv vom Grabe des Pastors in einer Art aufgerollt, die dem aufmerksamen Leser die Beschreibung von Lenskijs Grab im „Onegin“ in Erinnerung bringt:

Wer seines Wegs von Wismar kommt, der geht  
 Links von der Straße dicht an einem Friedhof  
 Vorbei. Die alten Kreuze stehn gebückt  
 In ihrem Kleid von Moos. Der harte Griffel  
 Der Zeit hat seine Runen eingegraben.  
 In ihrer Mitte leuchtet eine weiße Urne  
 Auf schwarzem Stein, von zwei grünen Platanen  
 Umrauscht und unter ihrem breiten Schatten.  
 Das ist die letzte Ruhestatt des Pfarrherrn.  
 . . . . . Alle Seiten  
 Verkündeten durch eine Inschrift, wie  
 Er lebte, wie viel stille Jahre er  
 Als Seelensorger zugebracht und endlich  
 Am Ziel des Wegs Gott seinen Geist vertraut.  
 Und zu der Stunde, wo der Ost voll Scham  
 Errötend seine Flechten löst und wo  
 Im Felde sich ein frischer Wind erhebt,  
 Der Tau die blitzend blanken Perlen streut  
 . . . . . kommen Bäuerinnen  
 Mit Nelken, Rosen in der Hand zum Grab  
 Und schmücken es mit duft'ger Blumen Fülle  
 Und gehen ihres Wegs. — Nur eine bleibt,  
 Das Haupt in ihre Lilienhand gestützt  
 Und sitzt gar lange Zeit in tiefem Sinnen.

(„H. K.“ Bild XVI.)<sup>1)</sup>

Das Grab Lenskijs im „Onegin“ wird wie folgt beschrieben:

Gleich links vom Dörflein, wo in Zeiten  
 Des Musenglücks er schwärmte, breiten  
 Zwei Fichten stumm ihr Zwillingsdach,  
 Aus deren Fuß, hinab zum Bach,  
 Entspringen, rieseln frische Quellen.  
 Dort lockt's zur Rast den Landmann hin

<sup>1)</sup> Übertragen von ULRICH STEINDORFF, Bd. VIII, S. 334, der O. BUEKschen deutschen Ausgabe der Werke Gogols. Bei Georg Müller, 1914.

Und mittags taucht die Schnitterin  
Den blanken Krug in ihre Wellen.  
Im Schatten dort, für sich allein,  
Gedenkt ein schlichtes Grabmal sein.

Und wenn des Frühlings milder Segen  
... Schauern durch die Fluren zieht,  
Birgt hier der Hirt sich vor dem Regen  
Flicht bast'ne Schuh und singt sein Lied.  
Und manchmal, wenn von Lust getrieben,  
Die junge Städterin, die drüben  
Im Dorf zur Sommerfrische weilt,  
Beim Morgenritt vorüber eilt,  
Bemerkt sie wohl am Trauerorte  
Den Grabstein, hemmt des Zelters Lauf,  
Lenkt näher, hebt den Schleier auf,  
Sucht, überfliegt die schlichten Worte  
Der frommen Inschrift mitleidsvoll  
Und spendet ihren Tränenzoll.

(„Onegin“, 6, XL—XLI, S. 140, in der oben zitierten Ausgabe.)

Die Gleichheit in der Entwicklung des Themas ist unleugbar. Die Lage des Grabes (links), die zwei Fichten resp. Platanen, die es beschatten<sup>1)</sup>, in beiden Fällen die wärmere Jahreszeit, die einfache Grabinschrift und endlich der Besuch des Grabes durch eine junge Frau, alle diese Elemente werden, sogar in der nämlichen Reihenfolge und Art, aufgerollt.

Die Modeströmung des Byronismus erreichte den jungen Gogol durch das Medium PUŠKINS, worauf u. a. auch Parallelen zwischen den byronistischen Gedichten PUŠKINS und dem „H. K.“ hinweisen. Die Meditationen Hans Küchelgartens im VIII. Bilde:

Was ruft, was lockt Ihr mich so bang  
Ihr, dieser Erde schönste Lande?  
Bei Tag und Nacht wie Vogelsang  
Hör ich in meiner Träume Bande  
Bei Tag und Nacht die süßen Töne  
Und bin berückt von eurer Schöne.

<sup>1)</sup> Die Fichten des im Norden beheimateten PUŠKIN sind beim Südländer Gogol zu den heimischen ukrainischen Platanen (*acer pseudo-platanus*, явор) geworden.



Euch, euch gehör ich! Bald, ach bald  
 Such ich die seligen Gefilde,  
 Ein Pilgrim, der zum Heil'gen wallt.

— — — — —  
 Hin fliegt umschäumt des Schiffes Bug,  
 Hoch strebt der Sehnsucht hoher Flug.

Dieser Gedankengang wird durch den Imperativ abgeschlossen:

So rausche denn, o breiter Ozean!  
 Trag hin mein einsam Schiff!

Man vergleiche hiermit die längere, im „Syn Otečestva“ 1820 erschienene Elegie PUŠKINS „Pogaslo dnevnoje svetilo“, eine Nachahmung des Abschiedsbildes aus dem Childe Harold. Eine ganz ähnliche Betrachtung wird hier durch den imperativischen Refrain:

So rausche, rausche, folgsames Segel,  
 Schlag Wellen, düstrer Ozean! . . .

abgeschlossen.

In den vor der Entstehungszeit des „H. K.“ erschienenen Gedichten PUŠKINS stoßen wir zu wiederholten Malen auf dieses Motiv, formal wie inhaltlich. So sehen wir in PUŠKINS berühmter Ode „Ans Meer“ dieselbe imperativische Apostrophe des Meeres in epilogischer Funktion:

„Rausch' freies Meer im Sturmgewitter!“

Das allgemeine Stimmungsbild finden wir auch im „Onegin“, dem PUŠKINSchen Werke, dessen Einfluß auf den „H. K.“ für uns der bewiesenste ist, wieder.

O Adria! Euch blaue Wogen,  
 Dich, Brenta, will ich endlich sehn!  
 Von euren Klängen hingezogen  
 Soll mich Begeistrung neu umwehn!  
 Sie sind Apollos Enkeln teuer  
 Und mir durch Albions stolze Leier  
 Längst innig nah, dem Herz geweiht.

Wann endlich schlägt der Freiheit Stunde?  
 O schnell, es läßt mir keine Ruh!  
 Am Ufer streich ich hin, erkunde  
 Die Zeichen, winke Segeln zu.

Wann endlich gönnt mir Schicksalswille  
Durch Sturmwind oder Meeresstille  
Hinauszuziehn ins Sonnenland?

(„Onegin“ I, XLIX und L; S. 33 der Commichauschen  
Übersetzung in den „Sämtlichen Werken“, Bd. II.)

Daß Luisens Traum im X. Bilde des „H. K.“ durch den Traum Tatjanas beeinflußt ist, halten wir für sehr wahrscheinlich, trotzdem wir auch einen Traum der gleichnamigen Heldin in der Vossischen Idylle finden<sup>1)</sup>. Der letztere ist aber ein ausgesprochen lustbetonter Wunschtraum (für den psychoanalytisch geschulten Leser sei bemerkt, daß er in die Kategorie der stereotypen symbolischen Traum motive vom Fliegen und Schweben gehört), während die Träume der Heldinnen sowohl Puškins als auch Gogols den Begleiteffekt des Schreckens aufweisen; es sind beide sog. Alpdrücken, die viele Berührungspunkte haben. Jedoch sehen wir gerade an der Entwicklung der Traum motive, wer die Autoren sind: Der Traum der Vossischen Luise ist die typische Wirklichkeitsspiegelung eines welterfahrenen, aufmerksamen Beobachters; der Traum der Tatjana ist ein erdachtes Kunstwerk von genialem Schliff; der Traum der Gogolschen Heldin verrät den weder psychologisch noch literarisch reifen Autor, der sich eines Motivs seines Meisters bemächtigt, indem er es simplifiziert.

Die Bilder und Rhythmen PUŠKINS schlugen offensichtlich den jungen Gogol in ihren Bann. Es tönt wie ein Echo PUŠKINScher Verse durch den ganzen „H. K.“.

Wer sich für die Schaffenspsychologie beim Zustandekommen von Versen interessiert hat, weiß, daß diese sich oft aus einem anfangs unklaren imponderabilen Klang- und Sinnzentrum herauskristallisieren, um den sich immer mehr organisierte Formelemente gruppieren, bis eine kürzere oder längere Verskette entsteht. Der Einfluß eines Dichters auf einen anderen besteht oft nur in der Übernahme einer solchen poetischen Keimzelle, einer rhythmischen oder bildlichen Wendung. Dichtern ist solches wohl bekannt.

<sup>1)</sup> „Luise“ II, 603ff.

So muß auch Gogol, dem feinfühligem Horcher, vieles aus des Meisters Werken zugeflossen sein, was jetzt nur durch mühsame, oft nicht lohnende mikroskopische Untersuchung feststellbar wäre. Zu solchen zweifellos PUŠKINSchen Innervationen, die, obwohl in Kürze nicht beschreibbar, jedem Puškinleser einleuchten, gehört unseres Erachtens z. B. auch die Parallele zwischen dem Liede, das Luise im XVIII. Bilde singt und dem Liede des Mädchens aus „Ruslan und Ludmila“. Beide Lieder, die Anrufe von Mädchen an den Wanderer darstellen, ähneln sich in ihrer formalen Struktur (Amplifikation und Wiederholungen).

Auch die Beschreibung der efeugeschmückten, rasenden Bacchantinnen, die beim Getöse der Tympane und Bechergeklirr dahinstürmen („H. K.“ Bild III), kann mit einer gewissen Berechtigung mit Stellen aus PUŠKINS „Triumph des Bacchus“ konfrontiert werden, wobei die Berührungspunkte erst durch Beachtung nicht nur der lexikalischen Ähnlichkeit der beiden Textparallelen, sondern auch der in beiden Fällen gleichen Formfunktion ins rechte Licht gerückt werden.

Endlich sehen wir PUŠKINS Einfluß auch in einigen Naturschilderungen<sup>1)</sup>, in denen die PUŠKINSche Gedrängtheit und Kürze nachgeahmt wird. Dieser formale Einfluß ist für uns viel wesentlicher als der durch V. HIPPIUS<sup>2)</sup> betonte Einfluß ŽUKOVSKIJS. So z. B. der Anfang des X. Bildes:

Der Morgen ist nicht friedlich. Schwer  
Wogt übers Feld ein Nebelmeer  
Und Regen rauscht und schlägt aufs Dach.

oder die Beschreibung des Friedhofes aus den „Nächtlichen Visionen“:

Ein Friedhof, fern in fremder Flur,  
Von einem alten Zaun umhegt.  
Rings Steine, Kreuze. Moosbelegt  
Der stummen Toten Häuser.

PUŠKINSchen Duft atmen auch Verse wie:

Унывна осени пора;  
Но день сегодняшний прекрасен:  
На небѣ волны серебра,  
И солнца лик блестящ и ясен. (Bild XVII.)

<sup>1)</sup> Teils schon oben angeführt.

<sup>2)</sup> A. a. O. S. 20.

oder:

Der Tag versinkt im West. Die Schatten  
Des Abends wachsen, und der matten  
Hellweißen Wolken Ränder glühen  
In grellem Rote auf. (Dasselbst.)

Sogar der Epilog des „H. K.“ klingt Puškinisch und erinnert an die Widmung zur „Poltava“<sup>1)</sup>.

Wir sehen also, daß die auf den ersten Blick scheinbar wenigen Parallelen bei einer etwas eingehenderen Analyse zu einem ganzen Netze komplizierter Verkettungen Gogols mit PUŠKIN anwachsen. Wir haben bei weitem nicht die ganze Fülle des PUŠKINSchen Einflusses auf „H. K.“ erschöpft. So könnte man die Charakteristik des Träumers Hans Küchelgarten (Bild IV) mit der in manchem ihr nahekommenden Charakteristik Lenskijs vergleichen, man könnte ferner eine Reihe Ausdrücke im „H. K.“ finden, die unwillkürlich an PUŠKIN anklingen, wie etwa:

„Und schon kreist über ihr der Traum.“  
(„H. K.“ Bild VIII.)

Im „Onegin“:

„Es kreist schon über ihr der Lel“<sup>2)</sup>.  
(„Onegin“ 5, X.)

Kurz, der Einfluß PUŠKINS durchdringt den halben „H. K.“ und ist besonders an Stellen bemerkbar, die in gereimten Versen abgefaßt sind, während in den Blankversen mehr Vossisches enthalten ist. Dieser Einfluß ist ein organischer Einfluß des PUŠKINSchen Elementes und vielleicht nur selten eine bewußte Nachahmung.

Falls es uns gelungen ist, gerade einen solchen Einfluß PUŠKINS nachzuweisen, so erhält auch das, was dem Formalmethodisten VINOGRADOV nur als Versuch, die vulgäre Alltagssprache mit der archaischen feierlichen Schriftsprache zu vermengen erscheint, eine etwas andere Erklärung. Hierbei sind

<sup>1)</sup> „Poltava“ erschien im März 1829. S. Пушкин в печати, hg. N. S'INJAVSKIJ und M. CJA'LOVSKIJ, S. 64—65.

<sup>2)</sup> Lel' — in der liter. Tradition Name für eine mutmaßliche altruss. Gottheit, in russ. Liederrefrains wahrscheinlich im Sinne eines Kupido, bei PUŠKIN im Sinne des Morpheus angewandt.



zwei wichtige Momente zu berücksichtigen: erstlich die noch sehr geringe Kunstfertigkeit des frühen Gogol, die unvollkommene Meisterung der russischen Schriftsprache<sup>1)</sup> und zweitens die PUŠKINSche Tradition der Prosaismen, die nach französischen Vorbildern schon in „Rußlan und Ludmila“ einsetzt. Der junge Gogol ist nicht der Lumpensammler, als den ihn VIŠENIN hinstellt, sondern vielmehr der Schüler, der alle ihn bewegenden Träume und Gedanken in seine unbeholfenen Verse hineinzulegen bestrebt ist.

Ganz anders als der Einfluß PUŠKINS ist der V. ŽUKOVSKIJS zu werten. „Der Großvater der russischen Hexen und Teufel“, der mehr geheimnisvollen als furchtbaren Hexen und Teufel, drang in die poetische Welt des frühen Gogol durch seinen Zug zur idyllischen Melancholie ein. In ŽUKOVSKIJS geheimnisvoll benebeltem Mondschein, wo die Geister kreisen, in seiner weichen, gar nicht schauervollen Phantastik war es für Gogol leichter, eine Stütze zu finden, als bei Tieck. Zweifellos ist ein Einfluß Tiecks schon im „H. K.“ nicht abzustreiten, jedoch des durch Žukovskij verstandenen Tieck. Es war nicht nur die melancholische Idylle „Theon und Aischines“ (mit dem Loblied auf den Lebensspender Zeus), sondern die ganze Schar der Ritter und Geister, der gruseligen und zugleich nicht lebendigen, der Geister der nächtlichen Träume, des stillen Phantasierens, des Märchens, wo „die verzauberte Fee hinter dem Korallengitter schläft“, und wo die Perlmutterwände des Kerkers durch die zarten Tränen guter Geister gestürzt werden. Dem Einfluß ŽUKOVSKIJS ist wohl auch die Anwendung des volkstümlichen Refrains zuzuschreiben, der eine Spiegelung sowohl des heimischen ukrainischen Liedes wie auch ŽUKOVSKIJS ist.

ŽUKOVSKIJ war es, der nach dem Muster BÜRGERS alle Requisiten der Gespensterromantik mit Geisterreigen und Totenspek im Mondganz in der russischen Literatur einheimisch machte. Man braucht nur ŽUKOVSKIJS „Ludmila“ (1808) inhaltlich, kompositionell, lexikalisch und metrisch mit den refrainbegleiteten Trochäuspartien der „Nächtlichen Visionen“ aus

---

<sup>1)</sup> Man denke an die unwillkürlichen Ukrainismen im „H. K.“ und auch in den Briefen Gogols.

dem XI. Bilde des „H. K.“ (siehe besonders die erste Trochäusstrophe) zu vergleichen, um in ihnen den Pinselstrich ŽUKOVSKIJS wiederzuerkennen.

AD. STENDER-PETERSEN<sup>1)</sup> und V. HIPPIUS<sup>2)</sup> haben noch, (und zwar mit Recht) auf den an ŽUKOVSKIJS „Theon und Aischines“ erinnernden Schlußakkord des „H. K.“ hingewiesen.

Alle oben erwähnten Elemente fremder Einflüsse sehen wir im „H. K.“ oft in einer außerordentlichen Verdichtung in mehreren, übereinander gelagerten Schichten. Aber durchgreifend (neben dem Vossischen Fundament) ist doch vor allem der Einfluß PUŠKINS. Auch der Ausklang trägt noch die deutlichen Merkmale des PUŠKINSchen Sichlosreißens zum geliebten Objekte oder zum hohen Ideal. Auch der das Lob Deutschlands und Goethes singende Epilog des Gedichts ist, wie schon erwähnt, durch formale, aber auch durch inhaltliche Fäden mit PUŠKIN verbunden, ganz unabhängig davon, ob man sich erdreistet, hier einen faktischen Einfluß gerade der Widmung zur „Poltava“ anzunehmen oder nicht<sup>3)</sup>. Aber außer diesen rein literarischen Einflüssen und den Spiegelungen der westlichen und der russischen literarischen Tradition, wäre es vielleicht nicht falsch, hier und da im Gedicht einen unklaren Hang zum heimatischen Element und zum ukrainischen Liede<sup>4)</sup> sehen zu wollen.

<sup>1)</sup> A. a. O. S. 127.

<sup>2)</sup> Гоголь, S. 20—21.

<sup>3)</sup> Ein Einfluß ist nur bei unserer Datierung des „H. K.“ denkbar. In „H. K.“ finden wir aber außer dem Epilog noch ein ganzes Kapillarnetz von an die „Poltava“ gemahnenden Stellen, z. B. Verse wie:

В огнѣ закаленный булат  
Так снова ярче во сто крат

(„Hans Küchelgarten“, Bild XVIII.)

Wir verweisen noch darauf, daß auch das Motiv von der schlimmen menschlichen Eigenart im XVII. Bild des „H. K.“ mit Hilfe ähnlicher Stilmittel aufgerollt wird, wie die berühmte Charakteristik des Mazepa in der „Poltava“. Doch bleibe es dahingestellt, ob in letzterem Falle ein direkter Einfluß vorliegt.

<sup>4)</sup> Die Rolle des ukrainischen Volksliedes in den Novellen Gogols ist eine sehr bedeutende. Man denke nur an die „Mainacht“ oder „Den Jahrmarkt in Soročincy“. Vgl. auch Hippus, a. a. O. S. 28. Die von Gogol gesammelten Volkslieder hat S. GEORGIJEVSKIJ herausgegeben: Пѣсни собранныя Гоголем. Petersburg 1908.

Schon vor dem Fiasko des „H. K.“ lesen wir in den Briefen des Autors wiederholte Bitten um Zusendung von ethnographischem Material. Erst B. SOKOLOV hat, an Gogols Manuskripten arbeitend, einwandfrei das von der Gogolforschung gewöhnlich nicht genügend beachtete frühe Interesse Gogols für die Ethnographie aufgeklärt<sup>1)</sup>. Als Hintergrund, auf dem diese Liebe Gogols zur Ethnographie sich entfaltete und als Boden, der das Erblühen seiner ukrainischen Novellen vorbereitete, kommen in Betracht: NAREŽNYJ, Hulak-Artemovskij, Kvitka-Osnovjanenko<sup>2)</sup>, POGORĖLSKIJ, sogar der von Gogol verspottete Iv. Pr. Kulžinskij<sup>3)</sup> und Gogols Tante Chodarevskaja.

Dieses Interesse lag im Geiste der Zeit und wurde durch Gogols persönliche Passion noch erhöht.

Auf diese Neigung Gogols überhaupt und das Vorhandensein des ethnographischen Elements in den Werken Gogols ist oft hingewiesen worden (КАМАНІН, SCHÖNROCK, N. PETROV im Sammelwerke „Памяти Гоголя“, Kiev 1902, СУМЦОВ u. a. m.), jedoch hat keiner es für möglich erachtet, Elemente dieser ethnographischen Interessen Gogols schon im gut deutsch-tönenden „H. K.“ zu suchen. Dies ist um so bemerkenswerter, als doch eine Reihe ukrainischer Lieder Gogols schon damals nicht nur direkt aus dem Munde des Volkes, sondern auch aus gedruckten Quellen bekannt sein konnte<sup>4)</sup>. Und ein ganzes Jahr vor dem von allen für die erste Entstehung des „H. K.“ gesetzten terminus ante quem legt sich Gogol das bekannte Buch für Eintragungen ethnographischen, historischen und literaturwissen-

<sup>1)</sup> В. СОКОЛОВ, Гоголь-Этнограф. Интересы и занятія Н. В. Гоголя этнографіей. „Этнографическое Обозрѣніе“ 21. Jahrgang, Bd. LXXXI—LXXXII, S. 59ff.

<sup>2)</sup> Die gesamte Bibliographie über Kvitka-Osnovjanenko enthält die von der Ukrainischen Akademie der Wissenschaften herausgegebene Zusammenstellung von ВАДУМ ТАРНАВСЬКИЙ Квітка-Оснoвьяненко. Библиографічна розвідка 1778—1928. Kiev 1929.

<sup>3)</sup> Über ihn siehe die bisher beste Arbeit von M. SPERANSKIJ. Один из учителей Гоголя, Nežin 1906.

<sup>4)</sup> Im Jahre 1819 gab der Fürst Certelev ukrainische Volkslieder heraus, in den Jahren 1816—19 erscheint in Charkov der „Ukrainskij Vestnik“, von 1824 an erscheint daselbst der „Ukrainskij Žurnal“ usw

schaftlichen Materials an. „Das Buch für buntes Allerlei oder die Handenzyklopädie“ enthält Ethnographisches<sup>1)</sup> und es ist deshalb kein Grund vorhanden, das Einsetzen des ethnographischen Interesses bei Gogol erst in die Petersburger Zeit zu verlegen. Dieses Interesse bestand wahrscheinlich schon früher, also in den Jahren, als „H. K.“ entworfen und bearbeitet wurde<sup>2)</sup>.

Durch die fremden Einflüsse und alles Literarische tönt hier und da ein volkstümlicher Ton durch, in volkstümlichen Ausdrücken, wie etwa *злодѣйка-грусть* (vgl. „Тоска-злодѣйка“) oder „да будь святая сила с нами“ oder auch in der Entwicklung des Traummotivs, wo neben dem Einfluß PUŠKINS auch Heimisches, Volkstümliches mitläuft. Auch die Nymphen-gestalt, die im „Vij“ so prächtig beschrieben ist und die schon in „H. K.“ auftritt, assoziiert sich unwillkürlich nicht nur mit der deutschen und russischen (ŽUKOVSKIJ) Romantik, sondern auch mit dem ukrainischen Volksglauben. Es wäre vielleicht

<sup>1)</sup> Mit dem ethnographischen Element erlauben wir uns, noch biographische Spiegelungen und eigene Beobachtungen Gogols zu verbinden. SCHÖNROCK zeigt, daß die abschließende Naturschilderung im ersten Bilde des „H. K.“ in das spätere Schaffen Gogols eingegangen ist, wenn auch in veränderter Gestalt. Hier mag daran erinnert werden, daß auch ein Zusammenhang mit Gogols Briefen besteht. Erinnern wir uns des ersten Bildes, wo alles „verkehrt im lieblichen Wasserspiegel erscheint“ und an die Beschreibung des Psjol in dem „Jahrmarkt von Soročincy“, und fügen wir einige Zeilen aus einem Briefe des Jahres 1824 hinzu (13. Juli): „Schon sehe ich alles, was dem Herzen lieb ist, ich sehe Euch, die liebe Heimat, den stillen Psjol, der durch die leichte Hülle schimmert, welche ich bald abwerfen werde . . .“ (Dieses Zitat zeigt auch, mit wie wenig Berechtigung ŠAROVOL'SKIJ, a. a. O. S. 19, den Ausdruck vom „Abwerfen der Hülle“ als ein Charakteristikum erst der Petersburger Zeit ansieht.) Von gleicher Art ist teils die Beschreibung der Nacht mit dem Nachtigallengesang (S. 29 der X. TICHONRAVOVSCHEN Ausgabe) die schon im Gedicht „Italien“ und später in den „Dikanjka-Abenden“ wiederkehrt, von gleicher Art die Stelle mit dem Schatten der Kastanienbäume, den die Sonne durchläuft („H. K.“ IV), ein Bild, das im „Jahrmarkt von Soročincy“ wiederkehrt und einige andere. Also sind doch nicht alle Naturschilderungen bloße Kopien aus Voss.

<sup>2)</sup> Vgl. B. SOKOLOV, Гоголь-Этнограф. а. а. О., S. 72ff., bes. S. 76.



sogar möglich, ein schwaches Echo der volkstümlichen Liedtradition<sup>1)</sup> in dem Liede Luisens (Bild XVIII) zu sehen<sup>2)</sup>.

Wollen wir unsere Beobachtungen über die Einflüsse zusammenfassen, so müssen wir feststellen, daß „H. K.“ von zwei Haupteinflüssen getragen wird. Das sind die VOSSENS und PUŠKINS. Erst nach diesen können wir vom Einflusse TIECKS, ŽUKOVSKIJS, SCHILLERS, höchstwahrscheinlich auch schon MARLINSKIJS<sup>3)</sup> sprechen. Nicht zu vergessen sind die Niederschläge der eigenen Phantasien des Autors, seines Strebens zu dem einen oder anderen Ideal, das für seine Materialformung nicht die letzte Rolle spielte. Endlich soll man auch Gogols Neigung zum heimatlichen Element und seine eigenen Eindrücke aus der Ukraine berücksichtigen, die sich zwar nur in unklaren Andeutungen manifestieren, aber schon hier und da auf die kleinrussische Tradition weisen.

Es ist von größter Wichtigkeit, das Prinzip der Materialformung und der Materialnutzung nicht zu verwechseln. Sogar gewisse poetische Bilder sind immerhin geschaffen und nicht bloß aus der Literatur übernommen worden.

Nach dem bisher Vorausgeschickten können wir uns über unser engeres Thema, die Naturschilderungen und ihren Platz im Werke sowie im Welterlebnis des Autors, bedeutend kürzer fassen.

Auf den ersten Blick scheint es, daß Gogol lediglich bald den einen, bald den anderen Autor sklavisch kopiert, daß er kindlich unbeholfen in Sprache und Vers ist. Und doch glauben

<sup>1)</sup> Die Liebenden sprechen ja bei Gogol fast immer in der Sprache der Volkslieder. — S. hierüber P. KULIŠ in Сборник памяти Гоголя, Kiev S. 50.

<sup>2)</sup> Wahrscheinlich nicht ohne Grund finden wir gerade hier (S. 40 der 10. ТИШОНН. Ausgabe) den Ukrainismus „dyvujusja ne nadyvujus“. Ukrain. дивитися = russ. смотрѣть, глядѣть (HRINČENKO Wb. s. v.).

<sup>3)</sup> Der Einfluß der romantischen Poetik BESTUŽEV-MARLINSKIJS auf das Schaffen des frühen Gogol wird im nächsten Kapitel dieser Arbeit ausführlich untersucht.

wir, daß diejenigen Gelehrten<sup>1)</sup> und Kritiker Recht behalten, die schon hier das Talent des jungen Autors bemerkten. Die Naturschilderungen des Gedichts, die unter dem Einfluß teils VOSSENS, teils auch PUŠKINS und seiner Schule entstanden sind, lassen schon hier Spuren einer eigenartigen Begabung erkennen.

„H. K.“ ist von Naturschilderungen durchsetzt<sup>2)</sup>, der Autor bemüht sich, eine Reihe verschiedenartiger und verschiedengetönter Naturbilder zu entfalten. Die sich im „H. K.“ findende Natur ist verschiedenartig in mehreren Stilen dargestellt, wobei zu bemerken ist, daß alle diese Stile — der idyllisch-sentimentale (der Abschluß des ersten Bildes), der romantische (die Nächtlichen Visionen, Griechenland) und die realistischen Ansätze (in den Bildern X und XVI) — ins spätere Schaffen Gogols übergegangen sind. Alle Gogolschen Stile und Verfahren, das der Hyperbel, das der begeisterten Deklamation, die Mittel des Liedes — all dies findet man schon im „H. K.“. Hierin liegt die Bedeutung des Gedichtes für den Erforscher der Gogolschen Natur. Hier finden wir auch eine lange Reihe Gogolscher Lieblingsworte und -wendungen, die beinahe den Charakter von Stampillen tragen. So die Worte „Meer“, „Ozean“ bei der Beschreibung der Luft und der nächtlichen Wohlgerüche, das zur Mondnacht gehörige romantische Epitheton „silbern“, das Bezaubertsein der Erde, ihr „Berauschtsein“ und ihr stilles nächtliches Ruhen, Üppigkeit und Wonne in den Schilderungen des Südens, schließlich die Passion Gogols für historische Bilder.

Zwei Eigenschaften der Gogolschen Naturschilderungen verdienen hier eine besondere Beachtung des Forschers: 1. Der

1) J. ŠAROVOL'SKIJ, Pamjati Gogolja S. 41, Čudakov, a. a. O.

2) Die Naturschilderungen sind folgendermaßen verteilt: Sie bilden den Eingang, tragen eine expositionelle Funktion in Bild I, IV, VI, VII, X, XVII, XVIII und den „Nächtlichen Visionen.“ Als Abschluß, in epilogischer Funktion sind Naturschilderungen im I., IX. und XI. Bilde gebraucht. Außerdem sind Naturschilderungen noch in den Bildern II, III, VIII und XVI enthalten, zerstreut auch im XIII. Bilde.

Dynamismus<sup>1)</sup> und 2. der von seltsamer Exotik angehauchte Erotismus. Ein drittes Charakteristikum, das aus den ersten beiden resultiert, wollen wir später erwähnen. Schon im ersten Bilde:

. . . lieblich hat sich alles ringsumher  
verwandelt und verkehrt in 'n Silberbach<sup>2)</sup>.  
und alles regt sich in dem Silberbach;  
es blaut der Himmel und die Wolken wogen  
und nur der Wald — er lebt, doch sauset nicht.

. . . . durch regenbogig Nebel  
hinwogten Meere duftenden Aromas<sup>3)</sup>.  
. . . die frohe Libelle strebt zirpend aufwärts

und

es gleitet der Sonnenstrahl.

Auch ferner finden wir dasselbe Zielstreben des Autors, die Bewegung zu erfassen und sie in Bildern wiederzugeben, die den romantischen nahestehen.

„Es spalten Wolken flinke Feuer;  
Mit Lärm und Brausen ungeheuer  
Aus brennend Quellen Regen peitscht.“  
(„H. K.“ Bild II.)

„Es glänzt und erzittert die Schmetterlingsschar<sup>4)</sup>“, die Zweige der Kastanienbäume „drängen in die Fenster“ und werfen Schatten, „den die Sonne durchläuft, wenn der Wind ihre Gipfel mutwillig schaukelt<sup>5)</sup>“. Es fallen graue Nebel<sup>6)</sup>, des Regens Flüsse zerreißen die Ebene. Im Himmel kreist der kühle Wind<sup>7)</sup>.

<sup>1)</sup> Unter Dynamik verstehen wir hier die Summe der in die Naturschilderung eingeschlossenen Bewegung und zwar nicht nur im Ablauf der Schilderung, also die panoramatische und sachliche Bewegung, sondern auch das Erwähnen von Worten, die eine Bewegung oder eine Zustandsänderung bezeichnen.

<sup>2)</sup> Die Verdeutschung dieses Verspaares, wie auch der zwei folgenden Stellen, ist dem oben genannten Werke STENDER-PETERSENS entnommen. Die weiteren sind vom Verfasser.

<sup>3)</sup> Dieses Bild finden wir in der bekannten Schilderung der ukrain. Nacht wieder: „ihr (der Luft) entströmt ein Ozean von Wohlgerüchen“ („Mainacht oder Die Ertrunkene“).

<sup>4)</sup> Bild IV.

<sup>5)</sup> Bild VI.

<sup>6)</sup> Bild X.

<sup>7)</sup> Bild XI.

Auf dunklen, gelbgewordenen Blättern  
Erglänzt des Goldes leuchtend Ström<sup>1)</sup>."

Wir könnten die Anzahl der Beispiele um ein Vielfaches vermehren, doch schon diese Stichproben genügen, um unseren Satz zu beweisen, um so mehr, als auch die Naturschilderungen in Gogols späterem prosaischen Schaffen durch denselben Dynamismus charakterisiert sind, wie wir in den entsprechenden Kapiteln noch nachweisen werden.

Eine weitere Eigenschaft der Naturschilderungen des jungen Gogol ist ein eigenartiger, in fast allen seinen frühen Naturschilderungen scharf und straff fühlbarer Erotismus, der Erotismus des Berauschtseins an der wollüstigen Schönheit, meist in hyperbolischen Bildern ausgedrückt. Man stoße sich nicht an dem Wort, das nur andeuten will, daß die ganze verdängte und verkrampfte Leidenschaftlichkeit, die Gogol zeit lebens eignete, auf das gesamte All überfloß, in einer Art, die dem monomanen Psychoanalytiker (mit gutem Recht zu Unrecht) Freude machen dürfte. Zur Veranschaulichung dieses Phänomens im „H. K.“ wollen wir unsere Aufmerksamkeit auf ein Detail, den Gebrauch des Wortes *obnimat'* (umarmen, umfassen) richten. Dieses Wort blieb auf Jahre dem Herzen Gogols nahe. Im „H. K.“ finden wir es zu wiederholten Malen sowohl bei der Behandlung der reinen Erotik, wo z. B. Hans sein Traumbild umarmt (Bild II), als auch in den Naturschilderungen, z. B.

Die Düfte der Ambra und der nächtlichen Rose  
Umfassen üppig den blauen Äther,

und in den phantastischen Bildern, wo der Geist und die durch ihn befreite Fee „sich umarmend im Dunkel zerflossen“.

Auch die eigenen Phantasien Hans Küchelgartens umarmen ihn:

Und neue Träume immer wieder  
Ihn zu umarmen sind bereit,  
Die leicht entheben seine Glieder  
Dem Ozean der Eitelkeit.

(Bild III.)

Der Schlaf „umarmt“ den Pastor; die Welt ist „unumfaßbar“; Hans will „das All umarmen“; dann wieder will „seine Seele

<sup>1)</sup> Bild XVII.



zum letztenmal die Wiese und das Feld umarmen“; nur ein Gedanke „umfaßt und peinigt ihn“; Goethe „hält sein Deutschland umfassen“ usw. usw.

Solcher Ausdrücke gibt es im „H. K.“ mehrere. Die „Strahlen küssen das Meer“, die „Erde ruht berauscht“ und

„Kaum atmet noch die Nacht;

Es horcht die Erde träumerisch dem Sänger;

Der Wald ruht still,

Es klingt nur das begeistert Lied<sup>1)</sup>.

(„H. K.“ Nächtliche Visionen.)

Es ist derselbe Erotismus, der sich in späteren Naturschilderungen Gogols so gewaltig manifestierte: „Die Kühle der südlichen Nacht schmiegte sich stärker an die frischen Schultern und Brüste der üppigen Bauernweiber“.

Mit den beiden schon behandelten Eigenarten der Gogolschen Naturschilderungen steht im Zusammenhang ein Drittes: die Menge des vorkommenden Wassers im „H. K.“. Schon in den Anfangszeilen spiegelt sich alles lieblich in der silbernen Flut und durch alle Naturschilderungen des Poems fließt das nasse Element. Gogols außerordentliche Vorliebe für das Wasser, die Wellen, die bald die Lilienbrust schaukeln, bald in ihrer Umarmung die Sterne und „die wollüstig sich wölbende Himmelskuppel“ umfassen halten („Der Jahrmarkt von Soročincy“) zieht wie ein roter Faden durch den „H. K.“. Hier finden sich sowohl gewöhnliche Bilder: „die Ährenwellen“ und die „dunkelnden grünen Wogen“, wie auch „dahinjagende Meere von duftendem Aroma“, das „harmonische Geräusch der alten Wasser“, „schlanke Springbrunnen“ und „wogende Locken“, der „Ozean der Eitelkeit“ und das Meer, das zum Abschied von den Strahlen geküßt wird. Wir haben absichtlich von dem Ausflug auf den See im VII. Bilde, obwohl hier das Wasser in einer sozusagen viel wollüstigeren Art gegeben wird, als in der als

---

<sup>1)</sup> Diese hier wörtlich übersetzten Zeilen erinnern lebhaft an die bekannte Schilderung der Nacht aus dem Märchen „Die Mainacht oder Die Ertrunkene“ S. Bd. III S. 94—95 der deutschen Ausgabe der Werke Gogols, herausgeg. v. OTTO BUEK, 1910. Alle hier gegebenen Elemente finden wir da wieder.

Vorlage dienenden Idylle VOSSENS, abgesehen. Denn auch sonst ist „H. K.“ mit Wasserstaub, Tau, Regen, Bächen und Wellen, Abgründen und Ozeanen überfüllt.

Sollte es da noch ein Zufall sein, daß später die besten Naturschilderungen Gogols (man denke nur an die berühmte Dnjepschilderung) mit dem Wasser zusammenhängen?

Die Naturschilderungen des „H. K.“ sind nicht nur nach dem Vorbilde VOSSENS gemacht, wie man behauptet. Es sind ihrer zwei Typen, die man auch in einigen späteren Werken wiederfindet. Die einen sind von dem idyllisch-sentimentalen Lächeln einer glücklichen, üppigen Natur umhaucht, die anderen sind in ausgesprochen romantischer Form gehalten. Dieser Romantismus in den Naturschilderungen, die verstärkte Bildhaftigkeit der Sprache und die Liebe zu Ausrufen und zur Hyperbel charakterisiert besonders die späteren Werke Gogols. Aber schon im „H. K.“ finden wir die ersten Versuche dieser Art von Naturschilderungen.

Wenn Stürme durch die Lüfte jagen,  
Die Donner führen heißen Streit,  
Die Wolken spalten flinke Feuer,  
Mit Lärm und Brausen ungeheuer  
Aus brennend Quellen Regen peitscht<sup>1)</sup>.

In diese Rubrik gehört z. B. auch die Beschreibung der Stimme der Geliebten. Ihr Gesang wird mit dem Nachtigallengesang verglichen, dieser wieder mit dem „Getöse“ einer silbernen Quelle (Bild XVIII)<sup>2)</sup> usw.

Die Naturschilderungen dienen nicht nur als Ausklang eines Bildes oder als ihr Auftakt, sie schneiden auch in die Schilderungen fremder Länder, die Hans bereisen möchte, ein. Wie bei den Romantikern entspricht die Naturschilderung gewöhnlich der Stimmung des Helden. Wenn vom durch Zweifel zerrissenen Hans erzählt wird, so ist das Meer „finster“. Ganz anders sieht der See während des Ausflugs oder das Feld während

---

<sup>1)</sup> S. Bild II und vgl. Bild IV.

<sup>2)</sup> Man erinnere sich an den majestätisch rollenden Donner (= das Schmettern) der ukrainischen Nachtigall aus der „Mainacht“ S. 95 a. a. O.

des Spazierganges des Pastors mit Luise aus. Dieser Parallelismus von Natur und Menschenstimmung entwickelt sich in den späteren Naturschilderungen Gogols zu einer wahrhaft virtuoson Form. Man beachte z. B. die unglaubliche Symmetrie in folgenden zwei Sätzen:

„Es erglänzte der Tag, doch nicht sonnig; der Himmel runzelte die Stirne und ein feiner Regen rieselte hernieder auf die Felder, auf den breiten Dnjepr. Pani Katerina erwachte, doch nicht freudig: die Augen verweint, sie selbst ganz wirr und ruhelos.“ (Schreckliche Rache, IV. Kap.)

Die Traumnacht Luisens zerfällt wesentlich in zwei Teile: die geheimnisvoll-schöne, von silbernen Visionen überfüllte Mondnacht und die Nacht des Ungewitters mit Dunkel und Regenstürmen. Übrigens bemühte sich Gogol gar nicht, diese Widersprüche besonders aufzuklären. Es sind Ansätze zu der späteren Zweiseitigkeit Gogols, wo Traum und Wirklichkeit, Realität und Sehnsucht immer nebeneinander gehen werden.

Bei der Beschreibung fremder Länder (Italien, Griechenland) wendet Gogol gewöhnlich exotische, gespannt-lyrische, üppige Schilderungen an; teils tut er es ebenso bei der Beschreibung der heimischen Natur und wir finden davon Beispiele auch im „H. K.“, so z. B. die schon erwähnte ukrainische Mondnacht mit dem „majestätischen Nachtigallengesang“.

Bei der Schilderung sowohl der kleinrussischen wie auch der fremden Natur wendet Gogol seine eigene Farbenpalette an. Diese weist keinen Überreichtum an Farben und Nuancen auf. In den Naturschilderungen des „H. K.“ finden wir sieben Farben und vier Nuancen, also zusammen elf Farbtöne (silbern, golden, weiß, grün, gelb, hellblau, rot, rosa, blau, schwarz und grau), während wir im Erstlingswerke TOLSTOJS: „Kindheit, Knaben- und Jünglingsalter“ ein Viertelhundert Farbenabstufungen finden. Diese Zahlen sind zwar wegen des ungleichen Umfanges der Werke nicht ohne weiteres vergleichbar, aber immerhin auch nicht ganz bedeutungslos. Im Erstlingswerke des Städtlers DOSTOJEVSKIJ, (das nach eigenem Zugeständnis „aus dem Gogolschen ‚Mantel‘ hervorgegangen ist“), den „Armen Leuten“, fanden wir acht Farben.

Aber die Verteilung der Farben bei Gogol ist eine ganz andere als in den Erstlingswerken der zwei genannten Landsleute Gogols. Bei TOLSTOJ überwiegt das Grüne, die natürliche Farbe der sich verjüngenden Natur. Nur ganz vereinzelt, zwei- bis dreimal, finden wir die Farben „golden“ und „silbern“.

In den Naturschilderungen des „H. K.“ stehen obenan Silber und Gold, während die häufigste Farbe seiner allgemeinen Palette weiß ist; auch hier steht an zweiter Stelle silbern. Die Natur in den „Armen Leuten“ erscheint als Stadtnatur vorwiegend in grauen Tönen, während die realistisch-sentimental empfundene Natur überhaupt vorerst grün und glänzend erscheint. Das ist kein Zufall, sondern Manier.

Bei Gogol ist das Wasser stets silbern, auch der Himmel kann silbern sein, wenn er bewölkt ist. Silbern sind die Flügel der Vögel, die Lilien, der Bach. Die Frau ist im „H. K.“ in weißen Farben gesehen und ihre Körperteile werden gerne mit Lilien oder Marmor verglichen. Golden ist die Sonne und der Herbst, die Requisiten des Herbstes erscheinen gelb. Grün in der Natur sind nur die Blätter und die Wogen, Nuancen von Grün sind nicht vorhanden (welchen Reichtum in grünen Tönen finden wir bei TOLSTOJ!), grau kommt in Naturschilderungen nur einmal vor: grauer Nebel. Dafür gibt es viele Umschreibungen von Farben: durchsichtig, klar, vielfarbig, feuerfarbig, siebenfarbig, besonders oft farbig, bunt.

Die Verteilung von Licht und Schatten ergibt ein großes Überwiegen von Licht; die ganze Natur, jeder Blick und jedes Lächeln, ja sogar der Abend „glänzt“ im „Hans Küchelgarten“.

Ist nicht schon hier der Wille des Dichters vorhanden, sein Werk — wie er dies später selbst ausdrückt — „in die wunderbare Mondnacht und ihren Silberglanz zu kleiden und in den warmen, üppigen Atem des Südens; es mit einer funkelnden Flut sonniger greller Strahlen zu übergießen, auf daß es von unerträglichem Glanze erfüllt werde“ (Aus Gogols „Entwürfen“).

Die Natur wird also nicht direkt gesehen, sondern erst nach einer Durchsiebung im Herzen des Dichters gewissermaßen wieder ins All zurückgestoßen, wonach sie mit persönlich-konventionellen und literarischen Ausdrucksmitteln dargestellt



wird. Trotz der erwähnten statistischen Armut an faktisch vorhandenen Farben hat doch eine Reihe zeitgenössischer Kritiker den eigenartigen Glanz der Gogolschen Palette konstatiert. Dies liegt nicht am gebotenen Material, sondern viel eher an seiner kühnen und souveränen Verwendung, meist an der Grellheit und dem Unerwarteten der Übergänge, aber oft auch an der komponierten Harmonie der Farben- und Klangverbindungen. Man analysiere z. B. den schon erwähnten Vers

Auf dunklen, gelbgewordenen Blättern  
Erglänzt des Goldes leuchtend' Strom.

oder

An weiten glänzend-weißen Wolken  
Glüht greller der hellrote Rand<sup>1)</sup>.

Die Worte „gelb, golden, Strom, leuchtend, glänzend, glühend, weiß, hellrot, grell“ summieren sich im Bewußtsein des Lesers und heben sich dabei gegenseitig voneinander ab. Oder aber:

Унывна осени пора;  
Но день сегодняшний прекрасен:  
На небѣ волны серебра,  
И солнца лик блестящ и ясен<sup>2)</sup>.

Neben der Schärfe der Farben und dem Zusammenwirken in Gleichheit und Kontrast finden wir schon im „H. K.“ in Verbindung mit dem schon erwähnten Erotismus und der ganzen Gogolschen Poetik eine durchgehende Anthropomorphisierung der Natur. Dieses Heranziehen von Vergleichen aus der Welt des Menschen für die Naturschilderungen (und umgekehrt) sucht in seiner kühnen und überraschenden Art seinesgleichen in der ganzen Weltliteratur. Die Bäume flüstern ihre „trunkenen Reden“ (Der verschwundene Brief), das Mädchen „schimmert durchs Wasser wie durch ein gläsernes Hemd“ (Schreckliche Rache), die Wälder sind „Haare auf des Waldgreises zottigem Haupte“, die Wiesen sind „ein grüner Gürtel, der den Himmel in der Mitte umgürtet“ (Schreckliche Rache), in der Nacht ist es „dunkel und dumpf, wie in einem Weinkeller“ (Der verschwundene Brief), im Felde wird es genau so dunkel, „wie unter einem Schafspelz“, der Fluß glänzt „wie

<sup>1)</sup> Bild XVII.

<sup>2)</sup> Dasselbst.

ein Wolfsfell“, es stehen „taube Wände“, der Teich ist ein „kraftloser Greis, der in seiner kalten Umarmung den fern-dunklen Himmel hält, die brennenden Sterne mit eisigen Küssen überschüttend“ (Mainacht oder Die Ertrunkene)<sup>1)</sup>. Und die wunderbare Beschreibung des Nevskij-Prospekt — welcher verwegene kubistische Maler der Gegenwart hat den Kurfürstendamm in so ver-rückte Linien aufgelöst!

Im „H. K.“ finden wir zwar nur sehr bescheidene Ansätze dieses Gogolschen Stils. Wenn in der „Schrecklichen Rache“ die Haare mit dem „hellgrauen Nebel“ verglichen werden, so ist dies nur eine Umkehrung des im „H. K.“ vorkommenden Bildes:

Und zu der Stunde, wo der Ost voll Scham  
Errötend seine Haare löst,

(„H. K.“ XVI)

Der Norden deckte den Süden mit seinen Fittichen . . .

Spät steht der helle Führer (= die Sonne) auf<sup>2)</sup>.

Im Märchen „Die Mainacht“ steht die — in anderem Zusammenhang schon erwähnte — pathetische, begeisterte Schilderung der ukrainischen Nacht, die von einer Reihe lyrisch-rhetorischer Ausrufe durchsetzt ist. Elemente dieser Schilderung finden wir im „H. K.“<sup>3)</sup>, wo der Mond den Wasserspiegel bescheint, die Königin Nachtigall majestätisch den Hain mit ihrem nächtlichen Gesang erfüllt, die Nacht kaum wahrnehmbar atmet und die Erde aus ihrem Schlaf der begeisterten Sängerin verträumt lauscht. In dieselbe Rubrik gehören auch die schon

<sup>1)</sup> Alle diese Beispiele haben wir den „Dikanjka-Abenden“ entnommen. S. Bd. III der BUEKschen Ausgabe der Werke Gogols.

<sup>2)</sup> Diese Bilder hängen mit der DERŽAVIN-LOMONOSOVschen Tradition des 18. Jahrh. zusammen, was aber die Sache nicht ändert. Wir fanden ähnliche Bilder in dem Jugendgedicht eines Vorgängers Gogols — N. V. NAREŽNYJ „Svjatopolk“:

Взошед пресвѣтлый Царь Небес  
И ризою своей багряной  
Покрыв поля и дальній лѣс,  
И Алты брег злато-песчаный

<sup>3)</sup> Bild XI und andere schon angeführte Stellen.

erwähnten Kastanienbäume, die mit den herabhängenden Zweigen in die Fenster drängen.

Wenn wir nicht die späteren Naturschilderungen Gogols und den Einfluß, den er durch sie auf eine Reihe russischer Dichter bis in die Gegenwart hinein hatte, kennen würden, so könnten wir an diesen ersten unklaren Ansätzen des späteren Prosaisten vorbeigehen; jetzt aber ist uns jedes Detail kostbar, das ein Licht auf die Entwicklung des späteren Meisters wirft. Die späteren Naturschilderungen Gogols mit ihrem Lyrismus und Pathos, mit ihrem immanenten Erotismus, mit ihren Abweichungen von den kanonischen Naturschilderungen zur Form der Liederdeklamation finden sich embryonell schon im „H. K.“, trotz aller Abhängigkeit dieses Gedichts von fremden Vorlagen. Und als er später über Italien schrieb, hat er im Wesen denselben Grundton wiederholt, der schon in seinen unselbständigen Jugendgedichten „Italien“ und „H. K.“ angeschlagen ist.

Es liegt ja im Wesen Gogols, wie wir es im Eingang zu diesem Aufsatz zu skizzieren versuchten, daß er in seinen Naturschilderungen nicht soviel über die Natur und das Objekt der Beschreibung aussagt, als über ihre Spiegelung in seinem Ich und seinem Ideal.

Ein summierender grober Vergleich möge dies veranschaulichen. Bei TOLSTOJ und TURGENEV ist die Natur vom Autor emanzipiert. Bei DOSTOJEVSKIJ beobachten wir Anfälle von mystischem Sehnen nach dem Mütterchen Erde. Bei Gogol ist die Natur einmal gesehen, dann in die Seele des Autors getaucht und wieder vulkanartig hinausgeschleudert, um sie in lyrischer Raserei zu beschreiben.

\*            \*

Der „Hans Küchelgarten“ ist in mancher Hinsicht eine Prophezeiung. Dieses Erstlingswerk birgt schon vieles vom zukünftigen Gogol, trotzdem es eine künstlerische Frühgeburt war. Hier finden wir den Zug in andere ferne „Wunderländer“ (Deutschland, Italien, Griechenland), den Drang zur Exotik und messianistisches Schwärmen, Träume von großen Werken und persönlichem Ruhm, die latente, tief versteckte, eigenartige

Erotik, hier finden wir die Vermengung der Prinzipien verschiedener Poetiken und Genres, lyrische Abschweifungen und eine Unabgeschlossenheit des Ausklanges, die an den tragisch abgerissenen Weg Gogols gemahnt.

Das Ende Gogols ist nur das letzte Glied in der langen Kette der typisch Gogolschen Schlußakkorde in seinen Werken, die ihre bekannteste Formulierung in dem Satze: „Skučno na etom světě, gospoda“ erhielt<sup>1)</sup>.

KOROLENKO konstatierte einmal<sup>2)</sup>, daß wir diesen Gogolschen Schluß zuerst in dem „Jahrmarkt in Soročincy“ finden. Wirklich bricht in dieser „Dikanjka-Novelle“ die eigene Melancholie des Autors unerwartet durch und gleich nach der Beschreibung der lustigen Hochzeitsfeier (N. B. genau wie im „H. K.“) beendet Gogol die Novelle mit der Betrachtung<sup>3)</sup>: „Fliegt uns nicht so auch die Freude davon, die schöne und flatterhafte Freundin? Vergeblich sucht ein einsamer Klang von Lust und Seligkeit zu singen. Im eigenen Echo schon vernimmt er die Laute der Trauer und Einsamkeit, und er lauscht ihnen voller Schrecken. Stieben so nicht auch die ausgelassenen Freunde der freien stürmischen Jugend einer nach dem anderen in alle Winde und lassen ihren alten Herzensbruder allein? Bang wird dem Verlassenen. Voller Schwermut und Traurigkeit ist sein Herz, doch für ihn gibt es keine Hilfe!“

KOROLENKO irrt: Es ist nicht das erste „skučno“ bei Gogol. Schon der „H. K.“ hat einen ähnlichen Abschluß, der sonderbarerweise allen Forschern entgangen zu sein scheint. Auch in „H. K.“ mündet nämlich die fröhliche Schilderung der Tänze und Gesänge der Hochzeitsfeier des Hans und der Luise in die Verse:

Но чтож опять его туманит?  
(Как непонятен человек!)  
Прощаясь с ними (сеи. мечтами), он навѣк  
Как бы по старом другѣ вѣрном  
Грустит в забвеніи усердном.

<sup>1)</sup> „Wie sich Ivan Ivanovič mit Ivan Nikiforovič entzweite.“

<sup>2)</sup> V. KOROLENKO, Tragedija velikago jumorista.

<sup>3)</sup> Bd. I, S. 35 der 10. TICHONRAVOVSchen Gogol-Ausgabe; deutsch in Bd. III, S. 53—54 der BUEKSchen Ausgabe.



Es ist dieselbe lyrische Note der Trauer um die Unerreichbarkeit alles Ersehnten und der bitteren Enttäuschung an allem Erreichbaren. Gogol war eben der von Grund auf Enttäuschte.

Der unproblematische, der in seinen besten Novellen beinahe marionettenhafte<sup>1)</sup> Gogol trug zeitlebens wenigstens ein unlösbares Problem in sich: das der Anpassung an die Realität. Doch konnte er ihn niemals meistern — den Konflikt zwischen Wunsch und Wirklichkeit, denn — wie er selbst sagt — gibt es „Leiden-schaften, die nicht menschliche Willkür sind. Sie sind schon mit ihm geboren und es sind dem Menschen keine Kräfte gegeben, sich ihrer zu entziehen. In ihnen ist etwas ewig Rufendes, nie Verstummendes für sein ganzes Leben“. Wohl tat der Dichter achtenswerte Versuche, sich zu verleugnen, zu ironisieren, wenn ihm zum Weinen war, zu erzählen, wenn er eigentlich meditieren und belehren wollte, über die kleine und kleinste Wirklichkeit und Platttheit zu sprechen, wenn die Seele dem Ewigen und Hohen zustrebte. Schließlich löste der Autor den unlösbaren Konflikt durch die Flucht in den Wahnsinn, genau wie sein Held aus den „Aufzeichnungen eines Verrückten“.

Aber schon in der fremdstofflichen und fremdgestaltlichen Idylle des Gymnasiasten ist derselbe höchstpersönliche Konflikt eingeschlossen.

Das wirkliche eigene Gogolsche Problem des „H. K.“ ist dies: soll man den Träumen in die uferlose Ferne folgen oder durch den „starken Gedanken“ sich in die „kleine“ Realität hineinfinden?

Und sonderbar — so gute Propheten sind Dichter über sich selbst<sup>2)</sup> — obwohl Hans und bald darauf auch sein Schöpfer in

---

<sup>1)</sup> Es sei auf die Verwandtschaft Gogols mit der Tradition des Krippenspiels hingewiesen, die noch wenig beleuchtet ist, wie überhaupt das literarische Hinterland Gogols. Vgl. V. Rozov, Традиционные типы малорусского театра XVII—XVIII в. и юношескія повѣсти Гоголя. Сборник Памяти Гоголя, Kiev 1911, Abt. 2, S. 104f.

<sup>2)</sup> Im „H. K.“ ist ja die nächste Zukunft des Autors (einschließlich der Enttäuschung an den so ersehnten fernen Ländern) vorwegnehmend dargestellt. Die reale Flucht Gogols aus der Heimat war eigentlich „überflüssig“ von vornherein, da sich die ganze Problematik schon in psychischen Äquivalenten auf dem Theater seiner Seele abgespielt

die Ferne zieht, „weg von hier“, angetrieben durch die allen Sehnsuchtsvollen eigene große Liebe zur Fremde, dennoch wissen sie beide, daß das Glück nur in der kleinen Realität zu finden ist, in der Heimat, wohin einst auch die Trojka den armen Popriščin zurücktragen wird, in der Idylle des sweet home, wo „sich die Mutter ihres kranken Kindes erbarmen wird“. Denn, wie sein Autor, lebt auch Hans eigentlich nicht in der Zukunft, wohin er sich sehnt, sondern in der Vergangenheit<sup>1)</sup>.

Weit im Vergangenen lebt er  
 Von Träumen wunderbar bezaubert,  
 . . . . .  
 An ein Geheimnis fest gebannt.

(Bild II.)

Das Vergangene und Ferne zieht ihn. Seine Träume fliegen zur fernen Aspasia, in deren Gegenwart

Kaum zu atmen wagt der Jüngling  
 Wenn ihn ein Blick aus diesem Auge trifft.

(Bild III.)

Er sieht die Peri:

Gleich Sonnen, leuchtet ihr Augenpaar,  
 Wie Hemasagara funkelt ihr Haar.  
 Ihr Atem gleicht dem, den die Lilie haucht,  
 Wenn die Nacht den Garten in Schlummer taucht  
 Und im Wind ihre Seufzer von dannen schwingen;  
 Ihre Stimme dem nächtlichen Ton von Syringen,  
 Dem silbernen Tone, wenn Israfil  
 Die Flügel schlägt in mutwilligem Spiel;  
 Dem heimlichen Plätschern des Tschindara-Fluß.  
 Und ihr Lächeln erst! und erst ihr Kuß!

hatte. Man kann nicht sich selbst entfliehen — Gogol weiß es genau, aber er muß es doch versuchen.

<sup>1)</sup> Eine außerordentlich interessante Tatsache, die wir hier — da sie abseits von unserm Thema liegt — leider nur andeuten können, ist die Verquickung der Gogolschen Erotik mit seinem Hang zum Vergangenen. Wir verweisen nur kurz auf sein Jugendwerk „Das Weib“, wo sich die Worte finden: „Was ist Liebe? — Die Heimat der Seele, die hehre Sehnsucht des Menschen nach dem Vergangenen, in dem der reine Ursprung seines Lebens verborgen liegt, wo alles noch die unaussprechliche, unverwischbare Spur kindlicher Unschuld trägt und wo uns alles heimatlich berührt.“

Doch siehe, schon hebt sie sich, fliegt und geschwinde  
 In ihre himmlische Heimat entschwindet.  
 Bleib! blicke dich um! Bleib! — Taub meinem Schrei  
 Verrinnt sie im Regenbogen. — Vorbei!  
 Doch die Erinnerung lange sich hält  
 Von ihrem Duft liegt umfängen die Welt<sup>1)</sup>.

(Bild IV.)

Er vergöttert das Phantasieweib, um vor der ganz ungöttlichen, aber realen biederer Luise fliehen zu können. Später findet der Dichter noch andere Wege für seine Flucht vor dem Weibe, dem Teufel und der Banalität des Menschenlebens. Aber nichts hilft. Der Traum der historischen Mission, ein egoistischer Traum, rächt sich bei empfindsamen Menschen, Hans Küchelgarten, Gogols alter ego — nachdem er vergeblich nach einer Realisation seiner Träume in der weiten Welt gesucht hat, nachdem er erfahren, daß

„die Menschen kalt sind wie die Särge“ (Bild XVII)

kehrt zurück in die kleine Welt, in die „einquadrierte“, die entzauberte und traumlose. Hier findet er die Menschenwärme, ohne die er, der allzu Vermenschlichte, eben nicht leben kann. Das glückliche Ende: es erklingen Hochzeitslieder und Hansens Lobpreisung auf das wiedergefundene Paradies der Wirklichkeit, den „Fetzen der Realität“, wie man heute sagt.

<sup>1)</sup> Wie erinnern diese Schilderungen an ein anderes Jugendwerk Gogols, das erste, das er unter seinem Namen erscheinen ließ „Das Weib“.

„Die marmorweiße Hand, durch die die blauen, von himmlischer Ambrosia durchfluteten Adern hindurchschienen, schwebte frei in der Luft; der schlanke, von den purpurroten Bändern des Beinharnisches umschlungene Fuß hatte die neidische Hülle abgestreift und schien kaum die niedrige Erde zu berühren, der hohe göttliche Busen wogte . . . Es schien, als ob der dünne lichte Äther, in dem sich die Himmelsbewohner baden . . . sichtbare Formen angenommen hätte . . .

Erstaunt und in ehrfurchtsvoller Andacht warf sich der Jüngling der stolzen Schönen zu Füßen, und eine heiße Träne, die dem Auge der sich über ihn beugenden Halbgöttin entstieg, tropfte auf seine brennenden Wangen“ (Bd. III, S. 265—272 der BUEKschen Ausgabe).

Ohne den literarhistorischen Zusammenhang dieses Genres mit der damaligen Poetik etwa eines GALIČ zu verkennen, können wir doch nicht hinter der Gebärde den für Gogol substantiellen Tiefgehalt übersehen.

Und euch, ihr hinterlistigen Träume,  
Wird niemals er vergöttern mehr! ...

„Schluß“ müßte hier der Autor schreiben, um die Idylle nicht zu stören.

Aber die ewige Maschinerie von Traum und Wirklichkeit, „Weltrad, das närrische“, (NIETZSCHE) läuft weiter. Der Kreis schließt sich. Das Gedicht hat zwar einen Epilog, aber keinen Abschluß. Denn

... was umdüstert ihn denn wieder?  
(Unfaßlich ist des Menschen Art!)  
Von seinen Träumen scheidend, starrt  
Er ihnen trauernd nach, verloren,  
Wie einem, dem er Treu geschworen.

Genau denselben Kreis finden wir in späteren Werken Gogols — ein Thema mit Variationen —, am durchsichtigsten, formelhaftesten im „Nevskij-Prospekt“, dem vielleicht persönlichsten und ichentblößendsten Werke Gogols.

Dieser Kreis ist kein zufälliger, wie es auch kein Zufall ist, daß sich das erste größere gedruckte Werk Gogols, der „H. K.“ und sein letztes, die halb-künstlerische, halb-predigerische Utopie „Auswahl aus dem Briefwechsel mit meinen Freunden“ ideologisch die Hand reichen: beide sind in ihrem Wesen Idyllen.

Denn dieser Mann mit den vielen lächerlichen Eigenschaften und dem großen peinlichen Herzen, dem kein Späterer in der Kunst des „heiligen Lachens“ gleichkam, dessen Tod zu den gruseligsten Szenen der russischen Literaturgeschichte gehört, — dieser Mann war eigentlich in seinen latenten Sympathien ein Idylliker.

Ein Idylliker, der den Kreuzweg gehen mußte!

Dorpat.

V. Adams.

### Ševčenko und David Strauß<sup>1)</sup>.

In der geistigen Gestalt Ševčenkos ist seine Religiosität wohl der rätselhafteste Punkt. Ševčenko besaß ohne Zweifel

<sup>1)</sup> Dieser Aufsatz ist ein Teil einer bei der Ševčenko-Feier des Ukrainischen Pädagogischen Instituts in Prag im April 1925 gehaltenen Rede.



ein tiefes Interesse für religiöse Probleme — er liest immer wieder die Bibel, zitiert sie in seinen Briefen und im Tagebuch, wählt als Motto für seine Dichtungen Bibelsprüche<sup>1)</sup>. Und daneben — eine fast verächtliche, ablehnende Einstellung dem christlichen Dogma, der Kirche, dem Ritus gegenüber, „Blasphemie“, die er mit einer Verhaftung in seinen späteren Lebensjahren büßte, mit einer Verhaftung, die nur darum keine schlimmeren Folgen nach sich gezogen hat, weil fast alle Zeugen des blasphemischen Gesprächs in ziemlich hohem Maße angeheitert gewesen waren, und deswegen keine sehr überzeugenden Bekenntnisse ablegen konnten. Diese zweideutige Einstellung Ševčenko dem kirchlichen Christentum gegenüber war und ist bis in die Gegenwart hinein ein Hindernis für die Anerkennung der dichterischen Größe Ševčenko seitens gewisser Kreise der ukrainischen Gesellschaft geblieben. Der Streit um die als blasphemisch empfundene Dichtung „Maria“ ging so weit, daß sogar eine gefälschte Ausgabe der „Maria“ erschien, in welcher alle anstößigen Stellen im Sinne der kirchlichen Tradition umgearbeitet wurden<sup>2)</sup>. Diese Fälschung entlarvt sich aber selbst durch ihre unverschämte dichterische Schwäche.

Wir möchten in diesem Aufsatz die Frage in einem Punkte zu klären versuchen, indem wir wahrscheinlich machen wollen, daß Ševčenko das „Leben Jesu“ von D. Strauß, wenn auch nicht im Original, kannte.

# 1.

Der Hauptzug der ganzen geistigen Gestalt Ševčenko, die Hauptstimmung seines ganzen dichterischen Schaffens, das Hauptpathos seines Lebens ist sein „Anthropologismus“ — d. h. die Setzung des Menschen in das Zentrum des gesamten Seins, der ganzen Welt, — wie der natürlichen so auch der ge-

<sup>1)</sup> Vgl. ŠČURAT Св. Письмо в Шевченковій поезії. Lemberg 1904; auch M. SLAVINSKYJ „Шевченко и біблія“ Zeitschr. „Українська Життя“, 1914, 2.

<sup>2)</sup> M. LOBODOVSKYJ Перегляд поеми „Марія“ Т. Шевченка. Charkiv 1910. Der Verfasser fußt angeblich auf einer von ihm gefundenen Handschrift der Dichtung.

schichtlichen und kulturellen. Natur, Geschichte und Kultur, — die Kunst, die Wissenschaft, die Religion — alles hat Sinn, Wert und Bedeutung nur in bezug auf diesen universellen Bezugspunkt — in bezug auf den Menschen, auf seine Erlebnisse, sein Wollen, seine Bedürfnisse, sein Streben . . .<sup>1)</sup>

Für uns ist hier die Einstellung Ševčenkos der Geschichte gegenüber von Bedeutung. In der Vergangenheit sieht er nicht Geschehen, Kräfte, Ideen, sondern — nur Menschen, lebendige, konkrete Menschen, welche „in Fesseln stöhnen“, und dabei genau so stöhnen, wie sie zur Zeit Ševčenkos stöhnten. Die von Ševčenko bekämpfte „Unfreiheit“, „Unrecht“ („неволя“, „неправда“) — das sind keine ethischen Begriffe, sondern die menschliche Unfreiheit (die Unfreiheit des ukrainischen Volkes, des ukrainischen Bauern . . .) und das menschliche Unrecht (der Zaren, der Päpste, der „Herren“ — „панів“ . . .), und dabei beide — ganz dieselben, wie sie bis zur Gegenwart, bis zu Ševčenkos Zeit geblieben sind. Israels Könige, Johann Hus, die Urchristen — sie treten nur deswegen in der Dichtung Ševčenkos auf, weil er in ihnen etwas in so hohem Maße Menschliches sieht, daß es bis zu seinen Tagen sich erhalten hat, daß es noch „gegenwärtig“ und aktuell ist<sup>2)</sup>. Ševčenko unterscheidet sich von sehr vielen sozialen Dichtern dadurch, daß ihm die Sprache der philosophischen Begriffe und der philosophischen Symbole ganz und gar fremd ist, daß er für soziale und ethische Problematik nur die Sprache der durchaus anthropozentrischen Bilder kennt. Auch ein Volk wird bei ihm als eine konkrete menschliche Gestalt versinnbildlicht — als Prometheus („Кавказ“) oder als „die Mutter“, „die alte Mutter“, „die verweinte Mutter“ („До мертвих і живих“ . . . usf.). Und von wem die „Книги биття українського народу“, dieses eigentümliche „prophetische“ Buch des ukrainischen „Messianismus“<sup>3)</sup> auch geschrieben sein mögen, — es ist durchaus im

<sup>1)</sup> Zur Frage von der Weltanschauung Ševčenkos siehe jetzt mein Buch „Нариси з історії філософії на Україні“. Prag 1931.

<sup>2)</sup> Dazu siehe z. B. „Іван Гус“, 100, 143 ff., „Гайдамаки“ 2115 ff., „І я вирос на чужині“, 36 ff. und s. f.

<sup>3)</sup> M. MARKOVSKYJ („Записки істор.-філол. Відділу Укр. Ак. Наук. Bd. IV S. 49—57) macht darauf aufmerksam, daß auch die

Geiste Ševčenos, wenn wir dort eine Darstellung der ganzen Weltgeschichte vom anthropozentrischen Standpunkte aus finden; der geschichtliche Anthropozentrismus war also Ševčenko mit manchen seiner Genossen aus der „Kyrill-Methodius-Gesellschaft“ gemeinsam<sup>1)</sup>).

Selbstverständlich ist es, daß dieser historische Anthropozentrismus sich auch in der Einstellung Ševčenos der Religion gegenüber zeigt. Die Vergangenheit der Religion steht für Ševčenko in demselben Lichte wie die ganze Geschichte der Menschheit. Nicht zufällig ist es, daß Ševčenko in seinen Übersetzungen aus den Propheten „Israel“ durch die „Ukraine“ ersetzt („Осїі глава XIV“), und daß in den religiösen Bewegungen der Vergangenheit für ihn das Wichtigste — der Kampf um die Freiheit des Menschen ist („Неофіти“, „Іван Гус“). Die „heilige Geschichte“ wird auch unmittelbar mit den Problemen der Gegenwart verknüpft („Царі“, „Саян“).

Aber nicht nur dies. Die Einstellung Ševčenos der ganzen religiösen Problematik gegenüber ist auch gleich anthropozentrisch. Ševčenko liest wieder und wieder das Evangelium — („mein einziger Trost“, „das Neue Testament lese ich mit Ehrfurcht und Andacht“<sup>2)</sup>), zitiert es mit Vorliebe, entnimmt dem Evangelium die Mottos zu seinen Werken, übersetzt Bibelfragmente, liest Thomas a Kempis<sup>3)</sup>, und zugleich finden sich in seinen Gedichten mehrere Stellen, an denen viele Leser Anstoß nehmen, zugleich wird uns von mehreren „blasphemischen“ Äußerungen Ševčenos berichtet. Nicht nur die russische Polizei eröffnet eine Untersuchung gegen ihn, sondern auch einer seiner Freunde, der alte Maksymovyč bricht mit ihm „seiner Blasphemie und Abtrünnigkeit wegen“<sup>4)</sup>. In Ševčenos Tagebuch

---

Rolle Ševčenos in der Entstehung der „Bücher . . .“ nicht außer Acht gelassen werden darf.

<sup>1)</sup> Vgl. das Kapitel über die „K.-Meth.-Gesellschaft“ in meinem oben zitierten Buche.

<sup>2)</sup> Briefe an die Fürstin V. Repnina vom 25. V. 1848, 1. V. 1850 (Werke hgb. von B. ЛЕПКИЙ Bd. I S. 305, 313).

<sup>3)</sup> Ebenda. Vgl. über Thomas a Kempis in meinem Buche (Index).

<sup>4)</sup> КОНЫСЬКИЙ „Записки Наукового Товариства ім. Шевченка у Львові“, Bd. 15, 1897, I (nach ČALYJ „Жизнь и произведенія Шев-

sind scharfe Urteile in religiösen Fragen nicht selten — wir finden hier bald scharfe Aussprüche über die altrussische Kirchenmalerei<sup>1)</sup>, bald den Spott über den griechisch-orthodoxen Kirchenritus. Im russischen bischöflichen Gottesdienst liegt für ihn „etwas Tibetanisches und Japanisches“: das sei „eine Puppenkomödie“; der Ostergottesdienst im Kreml sei „eine japanische Komödie“ usf.<sup>2)</sup> Auch von der Heiligen Schrift liest Ševčenko nicht alles mit gleicher Achtung und gleichem Interesse, — die Apokalypse scheint ihm „ein allegorischer Unsinn“ zu sein<sup>3)</sup>.

Aber wenn wir alle „blasphemischen“, „gottlästernden“ Stellen in Ševčenko's Tagebuche aufmerksam durchlesen, sehen wir, daß alle seine scharfen Urteile, derben Worte, sein Hohn und Spott immer nur gegen etwas gerichtet ist, was seiner Meinung nach an der Religion nur äußerlich und zufällig ist, was den tieferen Inhalt des Glaubens — den „tieferen“ — ewigen, heiligen, wahren Gehalt der Religiösität nur verdunkelt, verdeckt, verzerrt. — Die Verehrung der Heiligenbilder sei „Heidentum“ — „wo sind die Christen?“, „wo die unmaterielle Idee des Guten und der Reinheit?“ fragt er<sup>4)</sup>. Sein religiöses Gefühl wird dadurch verletzt, daß bei den „Puppenkomödien“ das Evangelium gelesen wird, denn der „gemeinste Widerspruch“<sup>5)</sup> bestehe zwischen dem im wahren Sinne des Wortes heiligen Gehalt des Evangeliums und der äußeren Pracht und dem Prunk des kirchlichen Ritus. Ihn empört „Sauferei und Vielfresserei“ zu Ostern und am Tage der Apostel Petrus und Paulus, „der großen Apostel“ und „Lehrer“, an diesem „Gedenktage der beiden großen Verkünder der Liebe und des Friedens“<sup>6)</sup>. Vor einem geschichtlichen Bilde wird er von dem Gedanken ergriffen, daß „im Namen Christi Tränen und Blut vergossen werden“, daß

ченко“. Kiev 1882, S. 202—203), auch FYЛPOBЫЧ „Наше Минуте“, 1891, I—II.

<sup>1)</sup> „Tagebuch“ 1. IX. 1857, Ausgabe von EISENSTOCK S. 97.

<sup>2)</sup> Ebenda 16. II. 1858; 22. III. 1858, S. 133, 143.

<sup>3)</sup> Ebenda 16. XII. 1857; 18. XII. 1857 S. 118 „Аллегорическая безмыслица“, „боговдохновенная галиматья“.

<sup>4)</sup> Ebenda S. 97.

<sup>5)</sup> Ebenda S. 133.

<sup>6)</sup> Ebenda S. 143, 20—21.



„die Christen sich gegenseitig vernichten“<sup>1)</sup>, — „und Gott nicht achten“ — „и Господа зневажают!“

Aber es bleibt dem Leser nie verborgen, worin eigentlich Ševčenko das Heilige, den wahren Gehalt der christlichen — ja jeder anderen — Religion sieht, worin seiner Meinung nach das Wahre und das Ewige der Predigt Christi liegt. Ševčenko lehnt in der Religion, im Christentum im besonderen alles ab, was auf die eine oder andere Weise die Religion zu einer abstrakten Kraft macht, die dem konkreten lebendigen Individuum gegenüber gleichgültig ist, oder sogar ihm feindlich gegenübertritt, der freien Entwicklung des Individuums, der Befriedigung seiner Bedürfnisse hinderlich wird. Darum bekämpft er diejenigen Seiten der griechischen Orthodoxie, die — seiner Meinung nach — mit den ästhetischen Bedürfnissen des Menschen (der Gottesdienst, die traditionelle kirchliche Malerei) oder mit der menschlichen „Natur“ (Asketismus) in Konflikt treten, darum ist er gegen jeden „Aberglauben“, gegen Mißbrauch der Religion zu politischen Zwecken, gegen das „Blut- und Tränenvergießen“ im Namen der Religion — gegen die religiösen Kriege, gegen „Inquisition und Auto-da-fe“, gegen die „unmenschliche“ Stellung der Kirche gewissen „Sünden“ gegenüber (dem Selbstmord, — einem Selbstmörder wird bekanntlich von der griechisch-orthodoxen Kirche das kirchliche Begräbnis verweigert)<sup>2)</sup>. — Aber in dem allem sieht er nur die Entartung der „wahren“ Religion, nur einen Niedergang der wahren Religiosität, die in ihrem Wesen eine allmenschliche Wahrheit ist, die vielleicht in dem unmittelbaren, unbefangenen Volksglauben, vielleicht sogar bei den Primitiven („das schweigsame, poetische Gebet eines Naturmenschen“, „безсловесная, поэтическая молитва дикаря“) mehr gegenwärtig sei, als im kirchlichen Glauben und im kirchlichen Leben<sup>3)</sup>. Diese unmittelbare, natürliche Religion

<sup>1)</sup> Erinnerungen von N. D. N., „Кіевская Старина“, 1889, Bd. III, S. 732.

<sup>2)</sup> Außer den schon zitierten Stellen aus dem „Tagebuch“ vgl. noch S. 45, 45—46, 80, 87 u. a., auch „Іван Гус“, „Кавказ“, 129, 142, „Свѣте ясный“ u. a.

<sup>3)</sup> „Tagebuch“ S. 20—21.

sei — zum Teil mit böser Absicht — von den „Herrschern“ („пани“) und von den „Päpsten“ „verdorben“, „verdreht“. Die „Reinigung“ des Glaubens — das sei die Aufgabe jedes religiösen Menschen. — Das alles ist fast eine einfache Wiederholung der Gedanken der Aufklärung des XVIII. Jahrh., die im Rußland des XIX. Jahrh. noch ziemlich lebendig waren.

Aber neben diesen primitiven Gedanken stehen bei Ševčenko noch manche andere, die ihn eher mit der protestantischen Religiösität (vom rationalistischen Typus) als mit der Aufklärung verbinden. Ševčenko bleibt durchaus christlich eingestellt, da für ihn die Gestalt Christi in der Geschichte und im menschlichen Leben eine ganz und gar ausgezeichnete Stellung hat.

Die „Reinigung“ der Religion bedeutet für Ševčenko die Erlangung einer unmittelbaren, unvermittelten Beziehung jedes Individuums zu Gott, neben Gott darf kein anderes Objekt der religiösen Verehrung stehen — „Dich allein werden alle Völker für immer und ewig anbeten“ — І Тобі одному поклоняться всі язики у віки і віки . . .<sup>1)</sup>. Gott wird dem „byzantinischen Zebaoth“ gegenübergestellt, der eben einer Vermittlung zwischen sich und dem Menschen bedarf und sie zuläßt. — Derselbe Gedanke war auch für den Verfasser der „Bücher der Genesis des ukrainischen Volkes“ charakteristisch — „der wahre Ukrainer soll weder Zaren, noch Herren lieben, sondern soll nur einen einzigen Gott — Jesum Christum — lieben (den Zaren und Herrn über Himmel und Erde) und seiner gedenken<sup>2)</sup>“.

Ševčenkos Auffassung der Weltgeschichte ist „christozentrisch“. Im irdischen Leben Christi lösen sich alle Probleme der Geschichte, vor allem das Hauptproblem — das Problem der Freiheit<sup>3)</sup>. Christus wird aber von Ševčenko „anthropologisiert“, dem Menschen genähert, ja er wird zum Menschen, denn das Göttliche ist ja gerade das Wahrhaft-Menschliche<sup>4)</sup>. In irgend-

<sup>1)</sup> „Кавказ“.

<sup>2)</sup> „Книги битія . . .“ 93.

<sup>3)</sup> „Марія“ 241 ff., 510 ff.

<sup>4)</sup> Darum sagte auch ein Denunziant über Ševčenko, er behaupte, „daß Christus kein Gott sei, sondern ein Mensch, welcher durch seine Vernunft die ewige Verehrung der Menschen verdient habe“ (zit. bei NOVICKYJ in der Sammelschrift „Т. Ševčenko“ Bd. I S. 143—144).

einem Sinne war Christus ein „Idealtypus“ des Menschen. Damit hängt auch der Gedanke zusammen, aus dem das meistumstrittene Werk Ševčenkos, seine „Maria“, herauswächst, welches ein Versuch ist „das Herz der Mutter nach dem Leben der Heiligen Maria zu analysieren“, „das Herz der Mutter nach dem Leben der heiligen Jungfrau zu schildern“<sup>1)</sup>. Mit diesem Gedanken trägt sich Ševčenko lange<sup>2)</sup>. Er hängt auch mit einem der Hauptmotive seines gesamten Schaffens zusammen. In der Gestalt der heiligen Jungfrau fand Ševčenko die höchste Verkörperung desjenigen Frauenschicksals, das in der Dichtung Ševčenkos vielleicht als das zentrale Bild zu bezeichnen ist<sup>3)</sup>. — Gerade in der „Anthropologisierung“ der göttlichen Gestalten liegt aber eine nahe Verwandtschaft mit den Versuchen, das Leben Jesu „in einfachen menschlichen Zügen“ zu schildern, die für die protestantische Theologie des XIX. Jahrh. so charakteristisch sind.

## 2.

Wenn wir von der Schilderung des Lebens Jesu „in einfachen menschlichen Zügen“ sprechen, so haben wir die protestantische Leben-Jesu-Forschung im Auge, die in Strauß „Leben Jesu“ (1835—1836) gewissermaßen den Höhepunkt erreicht hat.

Ševčenko selbst fühlte, wie viele seiner Zeitgenossen unter seinen Landsleuten<sup>4)</sup>, eine große Sympathie zum Protestantismus. KOZAČKOVSKYJ erzählt, daß „Ševčenko dem protestantischen Glauben Lob spendete“<sup>5)</sup>. Diese Sympathie fand in seiner Dichtung „Jan Hus“ ihren Ausdruck<sup>6)</sup>. Daß die Mitglieder der Kyrill-Methodius-Gesellschaft den Protestantismus hoch schätzten, das wird z. B. durch folgende Zeilen aus den „Büchern der Genesis des ukrainischen Volkes“ bezeugt: „und

1) Briefe, zit. Ausgabe S. 313, 319.

2) Zit. Briefe sind aus den Jahren 1848—1850.

3) Vgl. S. BALEJ Психологія творчості Шевченка. Kiev-Leipzig 1919; L. BILECKYJ in „Спудей“, Prag 1926, 4.

4) Darüber kurze Hinweise in meinen oben zitierten „Нариси . . .“

5) ДРАГОМАНОВ in „Шевченко, українофіли і соціалізм“.

6) Vgl. den Aufsatz von I. БРЮК in „Записки Наук. Тов. ім. Шевченка“, Bd. 126—127.

die deutschen Stämme, die deutschen Völker haben die Gnade empfangen und fingen an, ins neue Leben und in die neue Aufklärung einzutreten, und Gott hat sie gesegnet und es erschien bei ihnen Luther, welcher begann zu lehren, daß die Christen so leben sollen, wie sie bis zu der Zeit gelebt hatten, als die Lehre Christi von den Zaren und den Päpsten angenommen und entstellt wurde<sup>1)</sup>.“ — Die Verbindung der Sympathien zum Protestantismus überhaupt mit den Stimmungen der Aufklärung hat bei Ševčenko den Grund dazu gelegt, die Standpunkte Strauß' aufzunehmen, — vor allem aber seinen Gedanken eines „säkularisierten“ Lebens Jesu.

D. Strauß hat bekanntlich seinen Standpunkt so formuliert: „Solange das Christentum als etwas der Menschheit von außen her Gegebenes, Christus als ein vom Himmel gekommener, seine Lehre als eine Anstalt zur Entsündung des Menschen durch sein Blut betrachtet wird, ist die Geistesreligion selbst ungeistig, das Christentum jüdisch gefaßt. Erst wenn erkannt wird, daß in Christo nur die Menschheit ihrer selbst tiefer als bis dahin sich bewußt geworden, daß Jesus nur . . . derjenige Mensch ist, in welchem dieses tiefe Bewußtsein zuerst als eine sein ganzes Leben und Wesen bestimmende Macht aufgegangen ist . . . erst dann ist das Christentum wirklich christlich geworden<sup>2)</sup>.“ Darum stellt Strauß sich die Aufgabe, „das Bild des geschichtlichen Jesus in seinen schlichten menschlichen Zügen“ zu zeichnen<sup>3)</sup>. So haben das Werk Straußens auch seine Kritiker verstanden — in Christo habe Strauß „die menschliche Natur in ihrer Allgemeinheit“ geschildert<sup>4)</sup>. — Weitere Schritte in der Anthropologisierung des Christentums hat FEUERBACH gemacht, indem er im Wesen Gottes und im Leben Christi nur eine Verleiblichung der „allgemein-menschlichen Natur“ erblickte<sup>5)</sup>.

1) „Die Bücher der Genesis . . .“ 46.

2) „Leben Jesu“, Vorrede.

3) Ebenda, Ausgabe 1864, S. 627.

4) BRUNO BAUER „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik“ 1835, 111 S. 891f.

5) „Das Wesen der Religion“, Leipzig 1849, S. z. B. 4—9, 47—50, 53, 57.



Die von Strauß gestellte Aufgabe hat, meines Wissens, die erste dichterische Erfüllung gerade in der Dichtung Ševčenko erhalten. In Ševčenko's „Maria“ ist freilich nur das Marien-Leben geschildert, das Leben Jesu wird nur kurz am Ende berührt, die ganze Stimmung gleicht aber der Stimmung in Strauß' „Leben Jesu“ — der Darstellung der evangelischen Geschichte „in schlicht-menschlichen Zügen“. Ševčenko liegt alles „Blasphemische“, jede Verspottung der heiligen Gestalten fern, er schreibt nicht eine „Гавриліада“ wie PUŠKIN, sondern „eine Psalm-Dichtung“<sup>1)</sup> derjenigen, die er nennt:

Все упованіє моє,  
— — — мій пресвітлий раю . . .  
Свята сила всіх святих,  
пренепорочна, благая . . .  
благословенна в женах,  
святая, праведна мати  
святого сина на землі . . .<sup>2)</sup>

Das irdische Leben Christi bleibt für ihn doch der Zentralpunkt der Weltgeschichte<sup>3)</sup>.

Die Ähnlichkeit der Stimmung ist aber fast das einzige, was uns erlaubt, eine gewisse innere Verwandtschaft zwischen dem „Leben Jesu“ von Strauß und der Dichtung Ševčenko zu sehen. Ševčenko legt im großen und ganzen die evangelische Erzählung seinem Gedicht zugrunde, die Ergänzungen und Änderungen dieser Erzählung beruhen fast ausnahmslos auf apokryphischen und ikonographischen Motiven, die ihm aus der Folklore und aus seinen kunstgeschichtlichen Studien vertraut waren<sup>4)</sup>.

Wir finden nur zwei Stellen, an welchen die Übereinstimmung zwischen Ševčenko und Strauß vielleicht nicht zufällig ist. Erstens ist das die Erzählung von der Teilnahme der Maria an der Predigt und am Leben Jesu<sup>5)</sup>. Der zweite Punkt ist

<sup>1)</sup> M. NOVICKYJ, a. a. O. S. 138.

<sup>2)</sup> „Неофіти“ 120—122., <sup>3)</sup> „Марія“, 241ff., 510f.

<sup>4)</sup> Vgl. I. FRANKO „Записки Наук. Тов. ім. Шевченка“, Bd. 119—120 S. 348—356. Vgl. besonders „Марія“ 234ff., 349ff., 546ff.

<sup>5)</sup> „Марія“ 644—645, 649—652.

die Darstellung der Verkündigung, die genau das wiedergibt, was bei Strauß über das „Leben Jesu“ von H. E. G. PAULUS berichtet wird<sup>1)</sup>. PAULUS meint: „Hatte diese (Elisabeth) die Hoffnung, einen Gottespropheten zu gebären, so mußte sie wünschen, daß der der höchste Prophet, der Vorläufer des Messias sein, daß also auch dieser bald geboren sein möchte. Und eine zur Mutter des Messias ganz taugliche Person hatte sie in ihrer Verwandtschaft: die jungfräuliche Davidische Deszendentin Maria; es kam nur darauf an, sie zu besonderen Hoffnungen zu veranlassen<sup>2)</sup>.“ Man soll sich vorstellen, „daß sich jemand für den Engel und Gabriel ausgegeben und als angeblicher Gottesbote selbst die Maria beschlafen habe, um den Messias mit ihr zu erzeugen“. „Maria erschien hier als eine fromme Schwärmerin, und der angebliche Gottesbote entweder als ein Betrüger, oder auch als ein grober Schwärmer<sup>3)</sup>.“ „Maria sei . . . durch einen Verliebten und schwärmerischen Jüngling . . . getäuscht worden und habe sofort, in aller Unschuld, wieder andere getäuscht<sup>4)</sup>.“ Vielleicht nur aus dieser Auffassung kann man auch die Tatsache verstehen — die in der Darstellung der „Maria“ Ševčenkos sonst unerklärlich bleibt —, daß der Verkünder zu Maria von Elisabeth herkommt und ein Apostel des kommenden Messias ist<sup>5)</sup>. „Sujet“-Ähnlichkeiten mit Strauß-Paulus sind in diesem Teil der Dichtung auffallend.

Es soll nun hier gezeigt werden, daß Ševčenko auf seinem Lebenswege dem Namen Strauß mehrmals begegnet ist, Strauß-

<sup>1)</sup> Vgl. H. E. G. PAULUS Das Leben Jesu als Grundlage einer reinen Geschichte des Urchristentums, I—II, Heidelberg 1828 (über PAULUS vgl. REICHLIN-MELDEGG Paulus und seine Zeit, 2 Bde., 1852, auch PAULUS Skizzen aus meiner Bildungs- und Lebensgeschichte, Heidelberg 1839). Bei PAULUS findet sich die Darstellung in dieser Form, die Strauß den PAULUSSchen Gedanken gibt, gar nicht (vgl. a. a. O. Bd. I S. 73, 76, 80, 81, 90—92). Die Darstellung Strauß' ist eigentlich eine böse Karikatur des Aufklärertums Paulus' (Strauß nimmt auch Bezug auf die Rezension GABLERS „N. theol. Journal“ VIII, 4, 407f.).

<sup>2)</sup> Leben Jesu, 1835, S. 169.

<sup>3)</sup> Ebenda S. 170, vgl. 3. Ausgabe 1838, S. 226.

<sup>4)</sup> Ebenda S. 171, 3. Ausgabe S. 226—227.

<sup>5)</sup> „Maria“ 163ff., 205, 202.

Verehrer zu verschiedenen Zeiten kennen lernte und dadurch in seinem Gedanken bestärkt wurde, eine Darstellung des Lebens Mariens und Jesu in „einfachen menschlichen Zügen“ zu geben. Die Tatsache, daß Strauß eine wissenschaftliche anthropologisierte Darstellung des Lebens Jesu gegeben hat, konnte die Entscheidung Ševčenko nur bekräftigen. Ševčenko stellte das Problem selbstverständlich rein künstlerisch und nicht wissenschaftlich: „das Mutterherz nach dem Leben der heiligen Jungfrau zu schildern“. Und die Themata und Einzelmotive der „Maria“ wachsen aus der ganzen künstlerischen Entwicklung Ševčenko.

## 3.

Unmittelbare Zeugnisse, daß Ševčenko die Gedanken Strauß kennen lernte, haben wir freilich nicht. Dagegen haben wir mehrere mittelbare Belege dafür, daß in der nächsten Umgebung Ševčenko Strauß gekannt und verehrt wurde.

\*

Unter den Mitgliedern der Kyrill-Methodius-Gesellschaft waren Gespräche über religiöse Probleme gang und gäbe. Das bezeugen mehrmals die Bekenntnisse der „Brüder“ vor dem Untersuchungsrichter: so erzählte Tulub über Hulak, daß sie „über die Religion in ihrer Beziehung zur Philosophie“ gesprochen haben<sup>1)</sup>. Mit Kuliš sprach Tulub „von der Religion, von der Dichtung . . .<sup>2)</sup>“ Von Einzelheiten, über die gesprochen wurde, nannte Tulub „den Neukatholizismus“ und „die Lehre Strauß“, der, wie wir hörten, alle Mythen in der christlichen Religion verwirft<sup>3)</sup>. Dasselbe bezeugte O. Markovič<sup>4)</sup>. Die religiösen Interessen waren bekanntlich bei den „Brüdern“ sehr stark<sup>5)</sup>, so daß ein solches Thema wie die

<sup>1)</sup> „Памяти Тараса Шевченка“, Kiev 1915, S. 117. Hulak studierte übrigens ursprünglich in Dorpat und hat auch in Kiev die deutsche wissenschaftliche Literatur verfolgt.

<sup>2)</sup> Ebenda S. 117.    <sup>3)</sup> Ebenda S. 118.    <sup>4)</sup> Ebenda S. 125.

<sup>5)</sup> Vgl. meine „Нариси . . .“, auch „Памяти Тараса Шевченка“, S. 176, 188, 201, 206 und passim. auch МІЯКОВСЬКІЙ in „Шевченко і його доба“, Bd. II, Kiev 1926, S. 129, 138.

Lehre Strauß', keinesfalls nur oberflächlich berührt bleiben konnte.

Über Strauß konnten die „Brüder“ aber auch in Kiever akademischen Kreisen recht viel hören, denn die Kiever Philosophen und Theologen hatten Strauß mehr Aufmerksamkeit geschenkt als die Gelehrten irgendeiner anderen russischen Universität zu jener Zeit. Zwei Anekdoten, die uns erhalten geblieben sind, zeigen das ganz klar.

Der eben schon erwähnte Student der Universität, Tulub, erlaubte sich mit dem Professor der Theologie an der Kiever Universität (und der Philosophie an der Kiever Geistlichen Akademie), Skvorcov, einen Scherz, den uns der Kiever Memoirist A. A. Soltanivskyj<sup>1)</sup> erzählt. Skvorcov hatte in seinen Vorlesungen der Kritik der Lehre Strauß ziemlich viel Zeit gewidmet. Der Student Tulub (aus welchen Gründen, darüber können wir selbstverständlich nichts wissen — das, was Soltanivskyj darüber berichtet, ist nur seine eigene Vermutung) kam auf den Gedanken, den Professor zu mystifizieren. In der Beichte hat er dem Professor, der gleichzeitig Studentenseelsorger war, erzählt, daß er „durch die Lektüre des Evangeliums und der Acta apostolica und durch ernste Überlegung auf den Gedanken gekommen sei, der Heiland sei nur ein frommer Prophet und Glaubenslehrer gewesen . . ., aber kein Gott. Daß Wunder unmöglich seien und daß die Evangelisten und Apostel die Wunder zum Zwecke der besseren Verbreitung des Christentums erfunden hätten.“ Skvorcov hat „zwei Tage lang mit Tulub gesprochen und ihn zu seiner Freude wieder gläubig gemacht“. „Vom Unglauben Tulubs und seiner wunderbaren Bekehrung hat bald die ganze Universität und die ganze Stadt gesprochen.“ „Tulub wäre nie auf den Ge-

<sup>1)</sup> Die Erinnerungen Soltanivskyjs wurden zuerst — mit Zensurkürzungen — in der Киевская Страница 1892, Vff. veröffentlicht. Die vollständige Fassung erschien neuerdings in der „Україна“. Der weiter zitierte Teil befindet sich in Nr. 3 von 1924, S. 77 ff. Die Memoiren Soltanivskyjs hat übrigens ŠČURAT in seiner Arbeit „Шевченко і поляки“ („Записки Наук. Тов. ім. Шевченка“, 119—120) benutzt.



danken gekommen, sich für ungläubig zu erklären: Skvorcov selbst hat ihn auf diesen Gedanken gebracht, da er im Hörsaal die Thesen Strauß' widerlegte, die gegen die Wunder und gegen das göttliche Wesen des Heilands gerichtet sind . . .“

Ein anderer Vorfall, der mit dem Namen Strauß' im Zusammenhang steht, passierte einem anderen Kiever Philosophen und wurde, wenn nicht der ganzen Stadt, so doch der „ganzen Universität“ bekannt, d. h. den Kreisen, welchen durch die Vermittlung der „Brüder“ auch Ševčenko nahe stand (Ševčenko wurde übrigens zuletzt zum „akademischen Maler“, d. h. zum Zeichenlehrer an der Kiever Universität ernannt). Der Professor Petr Semenovič Avsenev stand in nahen persönlichen Beziehungen zu den „Brüdern“<sup>1)</sup>, lieb ihnen Bücher<sup>2)</sup>, lud sie zu sich ein<sup>3)</sup> und wurde von manchen der „Brüder“ hoch verehrt. Avsenev, ein Schellingianer und tief religiöser Mensch (später wurde er Mönch unter dem Namen Theophan), „hat einmal aus der Universitätsbibliothek das Buch Strauß' ‚Das Leben Jesu‘ entliehen, konnte es aber nicht ruhig lesen und endete damit, daß er es in den brennenden Ofen warf und es auf solche Weise verbrannte, damit es nicht einen andern verführe“. So erzählte in seinen interessanten Erinnerungen ein Kollege Avsenčevs, O. Novickýj, Professor der Philosophie an der Universität. Diese Geschichte wurde bald in weiteren Kreisen bekannt, denn — obwohl Avsenev der Universitätsbibliothek den Betrag (7 Rubel 42 Kopeken) zurückerstattet hatte — kam bald eine Anfrage vom Ministerium, wo man aus der Universitätsbuchführung gesehen hatte, daß dieses in Rußland „unbedingt verbotene Buch“ verschwunden war, und den Verdacht schöpfte, das Buch sei in irgendwelche fremde Hände gekommen. Der Rektor mußte sich an Avsenev wenden (der inzwischen 1844 die Universitätsdozentur aufgegeben hatte). Von Avsenev bekam man fol-

<sup>1)</sup> Vgl. besonders das neue Material im Artikel V. МИХАЙЛОВСЬКИЙ „Люде сорокових років“ in „За сто літ“ Bd. II, Kiev 1929. Vgl. meine „Нариси . . .“.

<sup>2)</sup> Ebenda.

<sup>3)</sup> „Памяти Тараса Шевченка“ S. 125.

genden Brief: „Einmal nachts bei der Lektüre des Buches bin ich am Tisch, auf dem eine brennende Kerze stand und beide Bände des Werkes lagen, unmerklich tief eingeschlafen. Ich wurde von Brandgeruch geweckt und sah die Kerze, die umgefallen und zerschmolzen war, und die Sachen, die neben ihr lagen — Hefte, Bücher, welche in Flammen standen oder glimmten; unter diesen Sachen waren auch beide Bände des erwähnten Werkes. Ich habe nur kleine Reste des Werkes gerettet und sie zufällig aufbewahrt zusammen mit anderen angebrannten Sachen, und habe jetzt die Ehre, sie diesem Schreiben beizulegen als Beweis, daß beide genannten Bände wirklich verbrannt sind, auf den Resten sind noch die Seitenzahlen zu sehen.“ Die Universitätsverwaltung hat dem Ministerium diesen Brief und die Reste der Bücher übersandt. — Diese Geschichte und das Gerücht, daß Avsenev absichtlich die „gotteslästernden“ Bücher verbrannt habe, wurde bald „allgemein bekannt“<sup>1)</sup>.

Die Mitglieder der Kyrill-Methodius-Gesellschaft hatten übrigens großes Interesse für die protestantische Theologie. Ihre Sympathien für den Protestantismus ersieht man aus den „Büchern der Genesis des ukrainischen Volkes“<sup>2)</sup>. Gerade 1845 wurde der Name Strauß' in der europäischen Presse (die von den „Brüdern“ verfolgt wurde)<sup>3)</sup> wieder lautbar — 1845 wurde nämlich in Zürich Furrer zum Bürgermeister gewählt, der 1836 mit der gesamten Züricher Regierung der Berufung Strauß' an die Züricher Universität wegen demissionieren mußte. Die Erinnerungen an den Züricher Umsturz 1836 — eine der letzten religiösen Revolutionsbewegungen in der Weltgeschichte — wurden wieder lebendig — und mußten bei den Brüdern großes Interesse finden und neue Gespräche über Strauß auslösen.

---

<sup>1)</sup> Іконніков Словарь профессорів и преподавателей Університета св. Володимира. S. 516—517; die Erinnerungen Novičkyjs fußen in diesem Punkte auf den Dokumenten des Universitätsarchivs (Dokumente der Universitätsverwaltung, Nr. 142, 1845).

<sup>2)</sup> Vgl. 33, 45, 79, 46 u. a.

<sup>3)</sup> „Памяти Т. Шевченка“ S. 169.

Ševčenko kann auch in Petersburg aus dem Kreise der „Petršaŭcy“, mit welchen er verkehrte, von Strauß gehört haben<sup>1)</sup>.

Ob er in Kiev oder Petersburg auch konkrete Einzelheiten von Strauß' „Leben Jesu“ gehört hat, läßt sich nicht sagen; er konnte jedenfalls von den Straußlesern Antworten auf seine Fragen bekommen, und auf solche Weise Einzelheiten, die ihn besonders interessierten, erfahren.

\*

Sogar in der Verbannung entstanden neue Beziehungen, die Ševčenko wieder auf Strauß und andere neue Kritiker der traditionellen Theologie hingelenkt haben müssen. Er lernte hier den polnischen Dichter und Freund A. Sowa-Żeligowskis, B. Zaleski, kennen. Und durch A. Sowa-Żeligowski weisen die Zusammenhänge auf Strauß hin. In Ševčenkos Briefwechsel mit Zaleski wird Sowa nicht weniger als 13 mal erwähnt; Ševčenko sehnt sich danach, ihn kennen zu lernen, erhält von Zaleski ein Bild Sowas, später grüßt er ihn unbekannterweise in seinen Briefen<sup>2)</sup>. Ševčenko erwähnt auch die Werke Sowas, unter anderem seine „dramatische Phantasie“ „Jordan“ (1845), die er wahrscheinlich schon früher gelesen hat, — „Jordan und Sowa kenne ich wie mein Herz“, „oh, mit welchem Genuß hätte ich jetzt seinen Jordan gelesen!“<sup>3)</sup>. — Ševčenko hat Sowa später persönlich kennen gelernt — im März 1858 treffen sie sich in Petersburg und zwar mindestens dreimal<sup>4)</sup>.

<sup>1)</sup> Vgl. V. ŠČURAT a. a. O. S. 282, O. DOROŠKEVYČ „Шевченко і Петрашевці“ in „Шевченко і його доба“ Bd. II, S. 27—43; EISENSTOCK „Червоний шлях“, 1923, 8 S. 238, V. SEMEVSKIJ „Кирилло-Мефодієвське братство“ in „Голосъ Минувшого“, 1918, 10—12, S. 48—49. Aus Großrußland besitzen wir aber keinesfalls so viel Nachrichten über Straußlektüre und Straußkämpfe wie aus Kiev (vgl. z. B. bei P. SAKULIN „Русская литература и социализм“ Index).

<sup>2)</sup> Briefe an Zaleski von 1853 (ohne Datum), 20. V. 1853; I. 1854; 6. VI. 1854; 9. X. 1854; 10. II. 1855; 25. IX. 1855; ohne Datum 1855—1856; 10. IV. 1856; 21. IV. 1856; 10. VI. 1856; 8. XI. 1856; 1856 ohne Datum.

<sup>3)</sup> Briefe vom I. 1854 und ohne Datum (1855—1856).

<sup>4)</sup> „Tagebuch“ — 28. III, 11. IV., 13. V. 1858.

Gerade in der „dramatischen Phantasie“ „Jordan“ lesen wir aber folgende Zeilen: „der böse Geist spricht“<sup>1)</sup>

Wy chcecie tylko prawdę w starym znać mundurze:  
już się mundur ten podarł na Golgoty górze,  
już Słowo, które przyszło i stało się ciałem,  
powieszzone oddawna — ja sam pomagałem.  
Już niema Słowa ciała; tylko krzyż widzicie:  
lecz i on pada — patrz, na krzyża szczycie  
Struś siedzi i swym dziobem dziobi bez litości,  
tuż przy Strusiu Chłop dzielnie siekierą go wali,  
a tuż Ognisty Strumień z podstawy go pali.  
Prześcieńcie, głupcy, wierzyć!

In der Anmerkung sagt Sowa, daß „Struś“ (= Strauß), „Chłop“ (= Bauer) und „Ognisty Strumień“ (= feuriger Bach) David Strauß, Bruno Bauer und L. Feuerbach seien und daß das Bild selbst unter dem Einfluß „einer deutschen Karikatur“ entstanden sei<sup>2)</sup>.

Sowa verbindet einen tiefen Glauben mit der Anerkennung der Rechte des kritischen Verstandes, das Christentum — mit dem politischen Radikalismus; diese beiden Züge konnten Ševčenko sehr sympathisch sein<sup>3)</sup>. Die oben zitierten Zeilen wird er nicht ohne große Aufmerksamkeit gelesen haben<sup>4)</sup>.

\*

Aus der Verbannung nach Petersburg zurückgekehrt, muß Ševčenko gerade dort wieder auf manche Strauß-Erinnerungen gestoßen sein. Das Zusammentreffen mit Sowa erwähnten wir soeben. Die Erinnerungen an die alten Freunde und an die Kiever Jahre wurden lebendig und das Erlebte und Durchdachte kam wieder zum Bewußtsein. Aber auch noch ein neuer Bekannter hat ihn ohne Zweifel wieder auf Gedanken über

<sup>1)</sup> A. SOWA „Jordan“, Wilna 1847, S. 116—117 (nach ŠČURAT a. a. O.). <sup>2)</sup> Ebenda S. 146.

<sup>3)</sup> Die Zeugnisse darüber, wie Ševčenko Sowa schätzte, bei V. ŠČURAT. Unmittelbar nach „Maria“ hat übrigens Ševčenko ein Sowa gewidmetes Gedicht geschrieben!

<sup>4)</sup> Daß Ševčenko ein sehr aufmerksamer Leser war, das zeigen die Notizen in seinem Tagebuch und die Verwertung des Gelesenen in seinen Werken (siehe z. B. im Artikel I. BRYKS, a. a. O.).



Strauß gebracht. Das war der Maler A. A. Ivanov<sup>1)</sup>. Denn gerade zu jener Zeit wurde in Petersburg endlich das große Werk Ivanovs ausgestellt — „Das Erscheinen Christi vor dem Volke“, an welchem er zwei Jahrzehnte lang gearbeitet hatte, gleichzeitig mit einer Reihe von Vorbereitungsarbeiten zu einer ganzen Serie von Bildern, die das ganze Leben Christi nach Strauß darstellen sollten<sup>2)</sup>. „Das Leben Jesu“ von Strauß hat Ivanov „fast auswendig“ gekannt<sup>3)</sup>. Er wollte sogar Strauß nach Rom einladen, damit er sagen sollte, ob das große Bild Ivanovs seine Gedanken ausdrückte<sup>4)</sup>. Ivanov plante einen „Tempel“, welcher das Straußsche Werk bildlich darstellen sollte<sup>5)</sup>. Man kann freilich sagen, für Ivanov waren die mythologischen Parallelen zu den Evangelien nicht der Grund, die evangelischen Erzählungen zu verwerfen, sondern vielmehr ein Beweis dafür, daß die gesamte religiöse Erfahrung der Menschheit einheitlich sei und sich um die Gestalt Christi konzentriere. Im „Tempel“ sollten neben den Szenen aus dem Leben Christi auch Sujets aus der Mythologie aller Völker vereinigt werden (das erinnert in gewisser Weise an die Ideen der späteren Periode Schellings). Die unter dem Einfluß von Strauß erlebte religiöse Krise hat die schöpferische Kraft Ivanovs gelähmt. Ivanov hat außer dem ersten (und zugleich letzten) Bilde des „Tempels“ nur noch eine Reihe von Skizzen für weitere Bilder angefertigt.

Ševčenko hatte als Maler auch früher Interesse für Ivanov geäußert. Noch vor der Verbannung hat er von seinem (damals schon in Vorbereitung befindlichen) Bilde viel gehört<sup>6)</sup>, er findet sein anderes Bild „Maria Magdalena . . .“ nicht unbedeutend<sup>7)</sup>, er kennt auch den bekannten Brief Gogols über

1) Über Ivanov meinen Artikel in „Put“, Paris 1930, 24, S. 41ff. Dort auch die neuere Literatur.

2) V. ZUMMER О вѣрѣ и храмѣ А. А. Иванова. Кіев. „Христіанская Мысль“ 1918 und einzeln; derselbe Система библейскихъ композицій А. А. Иванова. „Искусство“ 1914, 7—12.

3) М. Вotkin А. А. Ивановъ, его жизнь и переписка. Petersburg 1880, S. XIX, XXII, XXIV, 272.

4) Ebenda S. 410ff.

5) V. ZUMMER, a. a. O.

6) „Tagebuch“, 27. VIII. 1857, S. 57.

7) Ebenda.

Ivanov (1846)<sup>1)</sup>. Auch in der Verbannung hat er sich Ivanovs erinnert — in seiner Novelle „Die Künstler“ (1856) trifft einer der Helden Ivanov in Rom<sup>2)</sup>.

Auf dem Wege nach Petersburg erfährt Ševčenko aus den Zeitungen, daß das Bild Ivanovs endlich ausgestellt sei<sup>3)</sup>. Ševčenko zweifelt daran, daß bei zwanzigjähriger Arbeit „die Saftigkeit und die Frische des Lebens erhalten bleiben kann“<sup>4)</sup>. Er macht sich über Ivanov und sein Bild auch am nächsten Tage Gedanken<sup>5)</sup>. — In Petersburg trifft er Ivanov, der aus Rom zurückgekommen ist, da beide in gleichen Künstlerkreisen verkehren (z. B. beim Grafen A. Tolstoj)<sup>6)</sup> und Ivanov erwähnt bald darauf Ševčenko in seinen Briefen als einen guten Bekannten: „Wir sind alle zusammen gefahren, mit Ševčenko zusammen“<sup>7)</sup>. Zu jener Zeit lernt Ševčenko bei Jordan, einem Freund Ivanovs, das Radieren und nähert sich jenem auch persönlich. Auch Ivanov trifft Jordan zu jener Zeit oft<sup>8)</sup>. Daß die ideologische Seite der künstlerischen Tätigkeit Ivanovs zum Gegenstand der Gespräche Jordans mit Ševčenko werden konnte, ist nur ganz natürlich, — und wenn wir weder in dem Tagebuch noch in den Briefen Ševčenkos Strauß erwähnt finden, so ist das vielleicht nur dadurch zu erklären, daß aus rein polizeilichen Gründen Erwähnungen von Strauß nicht besonders empfehlenswert waren, — auch Ivanov erwähnt in seinen Briefen seinen Abgott mit keinem Wort!

Das Bild Ivanovs konnte auf Ševčenko keinen besonderen Eindruck machen, seiner „Trockenheit“ wegen. Bedeutender sind jedenfalls Zeichnungen Ivanovs, die Ševčenko gesehen haben dürfte — unter diesen Zeichnungen befinden sich einige Darstellungen, die auf die Verkündigung Bezug haben<sup>9)</sup>. Bald

<sup>1)</sup> Ebenda.

<sup>2)</sup> Werke, hgb. v. B. LEPKYJ, Bd. IV S. 140.

<sup>3)</sup> „Tagebuch“, 27. VIII. 1857, S. 56.

<sup>4)</sup> Ebenda.

<sup>5)</sup> Ebenda, 28. VIII. 1857, S. 58.

<sup>6)</sup> „А. А. Ивановъ . . .“, Brief an den Bruder vom 30. V. 1858, S. 333.

<sup>7)</sup> Ebenda S. 333.

<sup>8)</sup> Ebenda, Brief an den Bruder vom 3. VI. 1858, S. 341, 347 u. a. Vgl. noch die Erinnerungen JORDANS (daselbst) S. 397—401.

<sup>9)</sup> Ebenda S. 438, 452. V. ZUMMER, a. a. O. S. 33—35, 59. Das Bild der Verkündigung ist umgeben von den Darstellungen der-

darauf starb Ivanov. In den Presseartikeln über ihn wurde Strauß wahrscheinlich gar nicht erwähnt<sup>1)</sup>. Aber in den Künstlerkreisen blieb dieses Thema sicher nicht unberührt — man konnte auch nicht den Einfluß Strauß', welcher für Ivanov so schicksalsschwer wurde, verschweigen! Ševčenko hatte wieder allen Grund, über das Problem der „anthropologischen Theologie“ nachzudenken.

Jedenfalls war für den russischen Maler und für den ukrainischen Dichter die „säkularisierte“, „weltliche“, „anthropologisierte“ Darstellung der Geschehnisse der heiligen Geschichte keinesfalls eine Prophanierung, eine Blasphemie, sondern — umgekehrt — die Verherrlichung ihrer Bedeutung für die Menschheit. Denn wenn irgendwelche Worte Strauß' auf beide einwirken konnten, so sind das sicher Sätze wie diese gewesen: „Die Geschichte des Evangeliums ist im Grunde die Geschichte der idealisch gedachten allgemeinen Menschennatur, und zeigt uns in dem Leben des Einzigen, was der Mensch sein soll<sup>2)</sup>.“ Das Leben Christi (und auch seiner Mutter) ist nur „die Idee der Menschheit in der konkreten Figur eines Individuums“<sup>3)</sup>.

Zähringen i. Br.

D. ČYŽEVSKYJ.

### Zur „Povest' Vremennyh Let“.

Die in die „*Povest' vremennyh let*“ eingeschobene Heilsgeschichte läßt Mose auf der „*Vam'ska gora*“ sterben (Editio Karskij 96, 23). Was ist damit gemeint?

jenigen mythologischen Parallelen, die bei Strauß angeführt sind, so daß der Gedanke der natürlichen Empfängnis Christi ganz deutlich zum Vorschein kommt.

<sup>1)</sup> Die Liste dieser Artikel — „А. А. ИВАНОВЪ“, S. 470 ff. Leider sind sie meist im Auslande unzugänglich.

<sup>2)</sup> STRAUSS *Leben Jesu*, 1835, S. 727.

<sup>3)</sup> Ebenda S. 736. — Übrigens spricht V. Z(АΙΚΙΝ) („Джерела світогляду Шевченка“ in „Наш Світ“, Warschau 1924, 2, S. 4—5) vom Einfluß „Strauß' und Anselm (es ist doch sicher Ludwig gemeint?) Feuerbachs“ auf Ševčenko, allerdings ohne irgendwelche Belege für seine Behauptung anzuführen.

Das Chronicon des Georgios Monachos, auf dem letzten Endes diese Povest'stelle beruht, bietet in der ksl. Übersetzung „gora Varimъskaja, iže i Avamъska“ (Editio Istrin I S. 101). Im griechischen Originaltext (Editio de Boor S. 127) heißt es: „εἰς τὸ ὄρος τὸ Βαρῆμ, ὃ ἐστὶ Ναβοῦ mit der Lesart Ἀβαρεῖμ ὃ ἐστὶν Ἀβαῦ. Schon die ksl. Übersetzung gab den griechischen Text also nicht richtig wieder: er wurde dadurch endgültig verderbt, daß in die Povest' lediglich das falsche „Avamъska“ in der Form „Vamъska“ einging.

Der Nebenberg aber, auf dem der Befreier der Isrealiten nach 5. Mose 34, 1 starb, ist eine Bergeshöhe auf dem Gebirge Abarim (gr. Ἀβαρεῖμ—Βαρῆμ s. RIEHM-BAETHGEN, Handwörterbuch des Biblischen Altertums, 1893, S. 3 und 1080), auf dessen Namen — unter Einwirkung von Ναβοῦ—Ἀβαῦ? — letzten Endes das „Avamъska“ und „Vamъska“ des ksl. und altr. Textes zurückgeht: darum habe ich in meiner „Nestorchronik“ (Leipzig 1931), S. 68, 7 die Stelle einfach mit „auf den Berg Nebo“ wiedergegeben.

Leipzig.

R. TRAUTMANN.

## Beiträge zur slavischen Altertumskunde.

### VIII. Wikingisches in Rußland.

In einem am 23. Juli 1931 in einer geschlossenen Sitzung der Preußischen Akademie der Wissenschaften gehaltenen Vortrage habe ich zu zeigen versucht, daß in Rußland nicht wenige Ortsnamen nachgewiesen werden können, die von nordischen Personennamen abgeleitet oder sonst nordischer Herkunft sind. Der Vortrag erscheint in den Sitzungsberichten der Preuß. Akademie 1931 S. 649—674 und ich muß wegen aller Belege und Einzelheiten darauf verweisen. Da ich aber befürchten muß, daß jener Aufsatz der Aufmerksamkeit vieler Fachgenossen entgeht, so möchte ich hier kurz die Ergebnisse desselben wiederholen, indem ich das Material nicht wie dort nach geographischen Gesichtspunkten, sondern in alphabetischer Reihenfolge vorführe.

Ašvidovo Dorf im Kr. Ostrov, Gouv. Pskov.

: anord. Āsviðr PN.



- Bernoviči 1. Dorf im Kr. Porečje, Gouv. Smolensk. 2. Dorf im Kr. Starodub, Gouv. Černigov. Bernovo Dorf im Kr. Starica, Gouv. Tver'.  
: anord. Biørn.
- Buchvostovo 1. Dorf im Kr. Vjaz'ma Gouv. Tver'. 2. Dorf im Kr. Kašin, Gouv. Tver'. 3. Dorf am See Seliger, Kr. Ostaškov, Gouv. Tver'. 4. Dorf im Kr. Vologda.  
: anord. PN Bófastr.
- Buregi Dorf in der S-W-Ecke des Ilmensees. Burigi 1. Dorf am Volchov nördlich von Novgorod. 2. Zwei Dörfer *Novyje B. und Staryje B.* im Kr. Porchov, Gouv. Pskov. Burezi (Burizi) Dorf im Kr. Porečje, Gouv. Smolensk. Burjaki (auch Priluki genannt) Dorf im Kr. Jel'nja, Gouv. Smolensk. Burjazь Dorf im Kr. Mozyr', Gouv. Minsk. Burjaži Dorf am See Samro, Kr. Gdov, Gouv. Petersburg.  
: schwed. Byringe zu bår „Schleppstelle für Boote“ vgl. Sahlgren Zeitschr. VIII 314.
- Butovo 1. Dorf im Kr. Opočka, Gouv. Pskov. 2. Dorf im Kr. Starica, Gouv. Tver'.  
: anord. Bóti PN.
- Bužerovo Dorf im Kr. Kinešma, Gouv. Kostroma.  
: aschwed. Botger.
- Byndino 1. Dorf im Kr. Novoržev, Gouv. Pskov. 2. drei Dörfer im Kr. Opočka, Gouv. Pskov.  
: altdän. PN Bonde, Bunde.
- Djurbenevo Dorf im Kr. Čuchloma, Gouv. Kostroma.  
: anord. Dyrbiørn.
- Flusovo Dorf im Kr. Jel'nja, Gouv. Smolensk.  
: anord. PN Flósi.
- Frjanevo Dorf im Kr. Buj, Gouv. Kostroma.  
: anord. Fræni PN.
- Gaglova Dorf am Ostufer des Peipus südlich von Gdov, Gouv. Petersburg; Gaglovo 1. Dorf im Kr. Pskov, 2. Dorf im Kr. Velikije Luki, Gouv. Pskov.  
: anord. Gagl 'ein Vogel' als Personennamen.
- Golbovo Dorf im Kr. Tver'.  
: anord. PN Golfr: Guðúlfr.
- Gomanovo Dorf im Kr. Pošechon' Gouv. Jaroslavl'.  
: anord. Guðman, Goðman.
- Gronovo Dorf im Kr. Čerikov, Gouv. Mohilew.  
: anord. PN Grani.
- Gudovo 1. Dorf im Kr. Ostrov, Gouv. Pskov. 2. Dorf im Kr. Tver'. 3. Dorf im Kr. Danilov, Gouv. Jaroslavl'. 4. Dorf im Kr. Putivl', Gouv. Kursk.  
: anord. PN Góði.

Inarevo Dorf im Kr. Myškin, Gouv. Jaroslavl'. Inarovo, Dorf im Kr. Mologa, Gouv. Jaroslavl'.

: anord. Einarr, aostnord. Enar.

Ivorovo 1. Dorf. im Kr. Kinešma, Gouv. Kostroma, 2. Dorf im Kr. Jur'jev, Gouv. Vladimir.

: anord. Ívarr.

Jadrikovo Dorf im Kr. Perejaslavl', Gouv. Vladimir.

: awnord. Heiðrekr, aostnord. Hēdrekr.

Jakunovo Dorf im Kr. Soligalič, Gouv. Kostroma.

: anord. Hákon.

Jekotlovo Dorf im Kr. Běžec, Gouv. Tver'.

: anord. Jókell aus Jokatill.

Kolbjagi Dorf im nordöstl. Teil des Gouv. Novgorod. Kolbižiei Dorf an der Velikaja, Kr. Pskov.

: anord. Kylfingar.

Koljuborovo Dorf im Kr. Ves'jegonsk, Gouv. Tver'. Koloberovo Dorf im Kr. Perejaslavl', Gouv. Vladimir. Kuleberovo Dorf im Kr. Čuchloma, Gouv. Kostroma. Kul'berovo Dorf im Kr. Vologda.

: anord. Kolbiörn.

Kondrikovo 1. Dorf im Kr. Zubcov, Gouv. Tver'. 2. Dorf im Kr. Ržev, Gouv. Tver'. Von einem PN Кънѣрикъ.

: anord. Kynríkr.

Kotlin Insel im Finnischen Meerbusen, ältere Belege russ. Kotlingъ 1257--1263, schwed. Ketlingen.

: anord. Katiling-.

Monino Dorf im Kr. Toropeč, Gouv. Pskov.

: aschwed. PN Manne.

Olbovo 1. Dorf im Kr. Tver'. 2. Zwei Dörfer im Kr. Ustjug, Gouv. Vologda. Olblje Zwei Ortschaften im Kr. Kovel', früher Gouv. Wolhynien.

: anord. Alfr.

Рѣлѣкостѣнъ Dorf im Gouv. Poltava.

: awnord. Folksteinn, aostnord. Folkstēn.

Redrikovo 1. Dorf im Kr. Korčeva, Gouv. Tver'. 2. Dorf im Kr. Rostov, Gouv. Jaroslavl'. 3. Dorf im Kr. Pošechn' Gouv. Jaroslavl'. 4. Dorf im Kr. Jaroslavl'. 5. Dorf im Kr. Vasil', Gouv. Nižnij Novgorod. Redrikovy gory Ortschaft im Kr. Perejaslavl', Gouv. Vladimir.

: anord. Hrædrekr.

Rusa 1. Fluß und Stadt Staraja Russa, Gouv. Novgorod. 2. Dorf am linken Ufer des Volchov, NNO von Novgorod. Russa Dorf im Kr. Novoržev, Gouv. Pskov. Russkij, Dorf im Kr. Pskov an der

- Šocha. Russka Fluß im Kr. Dorogobuž, Gouv. Smolensk.  
 Russko Dorf im Kr. Gdov, Gouv. Petersburg.  
 : Rusŕ: anord. Roþskarlar.
- Semiža Dorf im Kr. Juchnov, Gouv. Smolensk.  
 : anord. Sæming.
- Sneberka Dorf im Kr. Krasnyj, Gouv. Smolensk. Zneberŕ Dorf im  
 Kr. Brjansk, Gouv. Orel.  
 : anord. Snæbiörn.
- Snoreva Gora Dorf und Berg, Kr. Novoržev, Gouv. Pskov.  
 : anord. Snorri.
- Stegrimovo Zwei Dörfer im Kr. Krasnyj, Gouv. Smolensk.  
 : awnord. Steingrímr, aostnord. Stēngrímr.
- Sterljagovo Dorf im Kr. Makarjev, Gouv. Kostroma.  
 : anord. Sterling.
- Styrovo 1. Dorf im Kr. Ostaškov, Gouv. Tver'. 2. Dorf im Kr. Vyšnij  
 Voločok, Gouv. Tver'.  
 : anord. PN Styrr.
- Sveisko Dorf im Petersburger Gouv. Kr. Jamburg.  
 : anord. svear 'Schweden' pl.
- Svěň Dorf im Kr. Brjansk, Gouv. Orel.  
 : awnord. Sveinn, aostnord. Svēn.
- Svinordŕ Dorf am Šeloň, im westl. Teil des Gouv. Novgorod.  
 : anord. Svinford 'Schweinfurt'.
- Ševaldovo Dorf im Kr. Kinešma, Gouv. Kostroma. Ševaldovščina  
 Dorf im Kr. Porečje, Gouv. Smolensk.  
 : anord. Sævaldr.
- Šichgutovo Dorf im Kr. Nerečta, Gouv. Kostroma.  
 : anord. Siggautr.
- Šorgutovo Dorf im Kr. Kologriv, Gouv. Kostroma.  
 : anord. Hergautr.
- Šuchvostovo Dorf im Kr. Opočka, Gouv. Pskov.  
 : aschwed. Siöfast.
- Šurdovo Dorf im Kr. Čuchloma, Gouv. Kostroma.  
 : aschwed. Siurdh.
- Tigoda 1. See im Gouv. Petersburg. 2. linker Nebenfluß des Volchov.  
 : schwed. Tigotten „See in Närke“.
- Tjurikovo 1. Dorf im Kr. Porchov, Gouv. Pskov. 2. Dorf im Kr.  
 Pošechoň, Gouv. Jaroslavl'.  
 : anord. Þjóðrekr. (wie Rjurikŕ).
- Tjurimovo Dorf im Kr. Juřjevec, Gouv. Kostroma.  
 : anord. Þiodgrímr (Sahlgren).
- Tuleblja „Dorf südwestl. von Staraja Russa“. Adjektivische Ableitung  
 mit -ŕ-Suffix von PN Tulěbŕ, letzteres  
 : anord. Þorleifr, aostnord. Þorlōfr.

- Turikovo Dorf im Kr. Belozersk, Gouv. Novgorod.  
: aschwed. Thorrik.
- Turovъ Stadt im Kr. Pinsk, Gouv. Minsk.  
: anord. Þórir.
- Turyborovo Dorf im Kr. Pošechoń, Gouv. Jaroslavl'.  
: anord. Þorbiörn.
- Varangolimeno Bucht im westlichen Teile der Krim.  
: griech. βάρανγοι, Βαραγγόλιμενο.  
: anord. vāring-.
- Varegovo Dorf im Kr. Romanovo-Borisoglebsk, Gouv. Jaroslavl'.  
Varegovo boloto Sumpf im Kr. Romanovo-Borisoglebsk,  
Gouv. Jaroslavl'. Varež Zwei Dörfer im Kr. Murom, Gouv.  
Vladimir. Varežka Fluß im Kr. Ljubim, Gouv. Jaroslavl'.  
Variža Bol'saja u. Malaja, Zwei Dörfer im Kr. Vyšnij-Voločok,  
Gouv. Tver'. Varyžki Dorf im Kr. Krasnyj, Gouv. Smolensk.  
Varjažskij Ostrovъ „Warägerinsel, Chortica im Gouv. Jekaterinoslav".  
: anord. vāring-.
- Vedlo (auch Vodlo) See im nördl. Teil des Kr. Olonec.  
: anord. Vaðill (mit Umlaut).
- Vegoda (Vegota) Dorf im Kr. Novaja Ladoga, Gouv. Petersburg.  
: schwed. Vigotten „See in Småland".
- Verjaki Zwei Dörfer im Kr. Petrozavodsk, Gouv. Olonec. Verjaža  
Dorf SSW von Novgorod. Verjaža Dorf im Kr. Cholm, Gouv.  
Pskov. Verjažka ein großer rechter Nebenfluß der Luga. Gouv.  
Petersburg.  
: VÆring-
- Vjagodovo Dorf im Kr. Ostrov Gouv. Pskov.  
: anord. PN Vēgautr.
- Vodla Fluß im Gouv. Olonec.  
: anord. Vaðilá 'mit Furten versehener Fluß'.
- Vodlo See im nördlichen Teil des Kr. Pudož, Gouv. Olonec.  
: anord. Vaðill 'Furt'.
- Vruda ein Nebenfluß der Luga südlich von Jamburg.  
: anord. Fróðá 'ein Fluß auf Island'.
- Žizl'ovo Dorf im Kr. Demjansk, Gouv. Novgorod.  
: anord. PN Gísl.

Wenn man auch annimmt, daß in vielen Fällen Ortsnamen wie Buchvostovo ebenso durch Russen verbreitet werden konnten, wie es nachweislich mit dem Namen Glěbovo: anord. Guðleifr, aostnord. Guðlēfr geschehen ist, so muß doch zugegeben werden, daß eine Zusammenstellung der von nordischen Namen abgeleiteten russischen Ortsnamen unsere Kenntnis des nor-



dischen Einflusses in Rußland in verschiedenen Beziehungen fördert. Daß dieser Einfluß stärker war, als man bisher annahm, zeigt schon die Tatsache, daß wir aus obiger Zusammenstellung eine ganze Reihe bisher nicht bekannter skandinavischer Personennamen in Rußland erschließen können. Betrachtet man diese Personennamen näher, dann fällt auf, daß der größte Teil derselben, wie die Arbeiten ERIK BJÖRKMAN's über nordische Personennamen in England zeigen, auch von Wikingern nach England getragen worden ist, — ein Beweis dafür, daß diese Namen zur Wikingerzeit sehr verbreitet gewesen sind.

Beachtet man die geographische Verteilung der oben zusammengestellten Namen in Rußland, dann fällt auf, daß sie in der Novgoroder Gegend, bei Pskov, an der oberen Wolga (Tver', Jaroslavl', Kostroma) und im Smolensker Gebiet besonders verbreitet sind. Das stimmt durchaus zu den Ergebnissen der archäologischen Forschung. Sieht man sich dann die Lage der von nordischen Appellativen gebildeten Orts- und Gewässernamen an, dann kann man bemerken, daß die acht *Byringe*-Namen, die verschiedenen *Vadill*-Namen, die *vëring*-Namen, *Svinford* und andere dort zu finden sind, wo es galt, Wasserstraßen zu beherrschen und wichtige Verbindungen zu sichern. In Nordrußland lassen die neuerdings gefundenen nordischen Lehnwörter des Russischen einen starken skandinavischen Einfluß annehmen und gerade dort finden sich die *Vadill*-Namen an den Stellen, wo der nächste Weg vom Onega-See nach dem Weißen Meer führt.

Berlin.

M. VASMER.

### Südslavische Beiträge.

#### I.

Der Weg, den RUŽIČIĆ, Die Entwicklung des skr. G. pl. auf -ā, *Slavia* V, 214—232 eingeschlagen hat, um die Entstehung dieser merkwürdigen Endung zu erklären, war trotz der ablehnenden Kritik A. VAILLANTS, *R. ét. sl.* VII., 150f. und D. VUŠOVIĆ, *Južnoslovenski Filolog* VI., 173—6 methodologisch richtig. Er hat endlich mit der Möglichkeit der lautlichen

Entwicklung von G. pl. -v, -b > -ā in diesem Falle aufgeräumt und die Entstehung außerhalb der wirklichen Kasusendungen gesucht. Sein Gedanke aber, daß dieses -ā von dem „beweglichen“ -a der Adverbia herrühre, muß trotzdem mit den obgenannten Kritikern zurückgewiesen werden. Er hätte das Richtige getroffen, wenn er den Sprachgebrauch des ragusäischen Notars RUSKO HRISTIFORVIĆ (Ende des 14. und Anfang des 15. Jahrh.) mit ähnlichen modernen Fällen verglichen hätte. Dieser Notar zeigt nämlich eine völlige Promiskuität im Gebrauch der endungslosen g. pl. mit denjenigen auf -ā. Diese Promiskuität wird von ragusäischen Schriftstellern fortgesetzt. Wir haben z. B. in ZLATARIĆ (vgl. jetzt VAILLANT, *La langue de Dominiko Zlatarić* Bd. II, §§ 396—399). Übersetzung von Tassos *Aminta* neben (*od mladieh*) *bogova* auch (*među velicim od*) *nebes (najveći)*, d. h., daß der Gebrauch von -ā-Genitiven in dieser Zeit fakultativ war. Wir sind also auf demselben Gebiete, wo -a fakultativ auch im Dat., Instr. und Lokativ Pl. ist, wo man neben *ludim* auch *ludima*, neben *dobrim* auch *dobrima* (vgl. LESKIEN, *Gremm.* § 640, 4, 729—31) sagt, wo das Schwanken im Plural auch das Schwanken im Singular herbeigeführt hat, so daß *dobrog* neben *dobroga*<sup>1)</sup> gang und gäbe geworden ist. Es fehlen leider feine und tief eindringende Beobachtungen über diese Schwankungen innerhalb der štokavischen Dialekte. Wenn man sieht, daß die

<sup>1)</sup> Dieser Fall ist zu vergleichen mit *bud* neben *budi* 'sei es', wo *i* deshalb fakultativ geworden ist, weil man sagen konnte: *tu* und *tuj*, *toga* und *togaj* usw. Hier handelt es sich um das deiktische -i, welches das Schwanken herbeigeführt hat. Vgl. R. ét. sl., III S. 75. LESKIEN *Gramm. d. skr. Sprache* § 640, 2 betrachtet die Formen wie *nôvôg*, *tôg* usw. für abgekürzt; dadurch wird aber die Entstehung des Schwankens nicht erklärt. Das Schwanken im Genitiv hat dann dasselbe zur Folge im Dativ: *nôvômu* neben *nôvôm* (LESKIEN a. a. O. § 640, 3). Hier wird -a durch -e ersetzt, und zwar deshalb, weil die Deixis -a im Gen. pl. als identisch mit der genitivischen -a-Endung empfunden werden konnte. Im Dat. sg. konnte sie nicht vorkommen, wohl aber im Dat.-Instr.-Lok. pl., wo sie eine Stütze an den Dualendungen -oma, -ema, -ama, -vma finden konnte. Dieses Schwanken hat sich nur auf dem Gebiete entwickelt, wo die Endung -a im g. pl. vorkommt. In all diesen Fällen handelt es sich also um eine Vermischung von -a in wirklichen Kasusendungen mit der Deixis -a.

skr. štokavische Deklination noch heutzutage ein fortwährendes Schwanken im Gebrauche von *-a* zeigt, so ist es wahrlich nicht nötig, die Schwankung von *-a* bei den Adverbien zu Hilfe zu rufen, um *-ā* im g. pl., welches inzwischen seit dem 16. Jahrh. fest geworden ist, zu erklären, denn es besteht wirklich gar kein syntaktischer Zusammenhang zwischen g. p. und den Adverbien. Wenn RUŽIČIĆ das *-a* von (*va věki*) *věka* 'immer' als Beweis anführt, so muß man sagen, daß das einen ganz anderen Fall darstellt. Hier ist die ganze Wortgruppe ein Adverbium geworden. Sie konnte deshalb das adjektivische bewegliche *-a* nicht nur auf dem štokavischen Gebiete erhalten, sondern auch auf dem čakavischen, welches keine g. pl. auf *-ā* kennt. In Žumberak hat dieser Wortkomplex die Endung *-oma* wie in *potpunōma* 'vollends' bekommen: *na(za) vīk vīkoma*<sup>1)</sup> 'für immer'. Hier ist genau dasselbe geschehen wie in den Adverbien štokavisch *onomadne* = kajkavisch *vetomadne* 'unlängst' (vgl. R. ét. sl. VIII, 88).

RUŽIČIĆ hat aber noch einen anderen Fehler begangen. Er hat die bulgarischen Verhältnisse vollkommen aus dem Auge gelassen. Im Bulg. hätte er lernen können, daß *-a* als deiktische Partikel sehr oft an die Deklination der demonstrativen Pronomina, soweit sie erhalten ist, herantritt. Man sagt z. B.: *tija sa site edna roda*, desgleichen *onija*, *takvija deca*; desgleichen auch beim Pron. für *wir*: *nii* = *nija*<sup>2)</sup> gleichwie bei *toja vǝpros*, *na toja čovek*<sup>3)</sup>.

Dieses *-a* als deiktische Partikel der Pronomina kommt nun auch im Skr. im g. pl. der Pronomina vor. Ich kann vorderhand bloß *nīha*, *nīa* für *nih* anführen, und zwar aus dem Kreise Baŋā Luka (Bosnien), wo die Mohammedaner *nīha* sprechen und die christliche Bevölkerung (Serbisch-Orthodoxe und Katholiken)

<sup>1)</sup> Vgl. auch a. 1392 (Sutjeska) *ŝ etkhi etkoma* Mon. hist.-jur., VI, S. 97. LESKIEN, a. a. O., S. 425.

<sup>2)</sup> Auch *-e*: *nije*, *mije* in mazedon. Dialekten.

<sup>3)</sup> Vgl. auch BELIĆ, Dijalekti usw., S. 260—61, 420—23, wo eine Sammlung von Beispielen für die Anfügung von *-ja* an alle Kasus von demonstrativen Pronomina gegeben wird: *tija red*, *onója vino*, *onómuja čestitu caru* usw. Dazu ŠKARIĆ, Rad 229 S. 249 und MLADENOV, Geschichte der bulgar. Sprache S. 242.

*ñla*. Ich bin in der Lage, dank der Benachrichtigung von seiten des Herrn Gymnasialdirektors DR. GLUŠAC (gebürtig aus diesen Gegenden) eine geographische Abgrenzung von *-a* in *ñha ñla* zu geben. Die Form wird gebraucht bis auf 18 km nördlich von Baňa Luka in der Richtung nach Bos. Gradiška, wo nur *ñi* gesprochen wird. Südlich von Baňa Luka hört man *ñi(h)a* bis Kluč und Zmijaňe, im Vrbaš-Tale bis Jajce und im Vrbaňa-Tale bis Kotor-Varoš. Nur die Mohammedaner von Šiprage sprechen *ñia*. Westlich von Baňa Luka wird diese Form bis Prijedor und Sanski Most gebraucht.

Dieses deiktische *-a* ist eine Balkanerscheinung. Das Rumänische übertrifft in der Anwendung von *-a* alle anderen Balkansprachen. Hier wird es nicht nur an Pronomina wie im Bulgarischen angefügt, z. B. *acest-a*, *acel*, *aist-a*, *atit-a*, sondern auch an Adjektive, z. B. *în asemene-a cazurî* 'in solchen Fällen' an Adjektive wie im Bulgar. z. B. *adese-a* 'oft' und, was besonders hervorzuheben ist, an Kasus g. d. sg. und g. d. pl.: *cărui-a* usw., *în material altora* 'im Material der Anderen' usw., nur im g. d. sg. pl. von *care*, *cutare*, *alt*, *un*, *tot*, *amîndoî*. Man führt bekannterweise dieses „bewegliche“ *-a* auf lat. *illac*<sup>1)</sup> oder *hăc*<sup>2)</sup> zurück. Für mich ist diese Herleitung sehr fraglich, weil man etwas ähnliches nicht nur im Skr. und Bulg., sondern auch im Neugriech. findet. CARSTEN HOEG, Les Sarakatsans, S. 275 bringt aus der Sprache dieser griechischen Nomaden *aftinja* 'jener', welches sich mit bulg. *toja* 'jener' < *toi* < *to* + *i* + *a* = *tija*, *ovija* usw. bei BELIĆ, Dijalekti usw. S. 422, 266ff. = rum. *acel-a* < lat. *ecce illu* + *a* genau deckt. Dasselbe *-ja* gebrauchen die Sarakačani ferner auch bei den Adverbien genau wie im rum. *adese-a* oder skr. *potpunoma* z. B. vgl. *tóraja* 'jetzt'. Ich bin überzeugt, daß HOEG sich irrt, wenn er dieses *-ja* auf altgriech. *εῖα* zurückführt. Vgl. meine Besprechung der sonst sehr wertvollen Studie von HOEG in Glasnik skopskog nauč. društva III, 166.

Ich sehe nun in *-ā* des skr. štokavischen g. pl. dasselbe „bewegliche“ *-a* der genannten Balkansprachen. In meiner Meinung

<sup>1)</sup> PUŞCARIU, Dicţionarul limbii române, I S. 15.

<sup>2)</sup> TIKTIN, Elementarbuch § 224.



bekräftigt mich die Tatsache, daß auf dem skr. Gebiete dieses *-a* nur bei der Bevölkerung vorkommt, welche seit dem 15. und 16. Jahrh. durch Wanderungen vollständige Umwälzung der ursprünglichen südslavischen Siedungsverhältnisse herbeigeführt hat.

Nun hat RUŽIČIĆ zwei sehr interessante Feststellungen gemacht. Er hat bewiesen, daß die *-ā*-Genitive nicht älter sind als das Ende des 14. Jahrh. Ferner hat seine Analyse der geschriebenen Denkmäler gezeigt, daß das *-ā* des g. pl. im 15. und 16. Jahrh. noch fakultativ war. Am interessantesten ist es aber, daß er S. 228 leider nur flüchtig, als Irradiationszentrum dieser štokavischen Neuerung die heutige östliche Herzegowina angegeben hat. Von diesem Punkte aus ist sie nach Ragusa gekommen. Die Frage müßte natürlich noch genauer untersucht werden. Ich bin leider nicht in der Lage, das hier zu tun. In der östlichen Herzegowina haben wir die Gegend Stari Vlah, wo schon der Name das Vorhandensein der Balkan-Wlachen sichert. Die historischen Studien von JIREČEK, die neueren aus der Schule CVIJIĆ'S hervorgegangenen Untersuchungen zeigen die ganze Herzegowina bis Ragusa voll von Balkan-Wlachen. Hier bestand wohl eine wlachisch-slavische Symbiose. Hier ist die Ausdehnung des deiktischen *-a* innerhalb beider Sprachen ganz gut verständlich.

Die Länge von diesem *-a* in g. pl. ist auf analogischem Wege entstanden. Sie ist der Länge von *-ī* und *-ōv* zuzuschreiben. Im Dat., Instr. und Lok. pl. ist die Kürze geblieben.

Das deiktische *-a* hat noch andere Nebenformen. Es erscheint als *-e* in dat. sg. m. g. *dobrome, onome, svome, mome* usw. neben *dobrom, onom, svom, mom* usw. Auch diese Deixis ist ausschließlich štokavisch und zwar bei denjenigen Štokavci in Gebrauch, die viel gewandert sind. Deshalb zögere ich nicht, dieses štokavische *-e* mit dem neugriech. *τονέ* = *tuni* der Sarakačani usw. (vgl. meine obige Besprechung S. 166) in Zusammenhang zu bringen.

Ich bin noch nicht in der Lage, an die große Frage heranzutreten, von welcher Balkansprache die Bewegung für das Anfügen der Deixis *-a* ausgegangen ist. Ich will nur an dieser

Stelle meine frühere Ansicht (vgl. R. ét. sl. III, 75f., Nr. 4) wiederholen. Die Deixis *-i* ist im Skr. und Bulg. bei dem Pronomen und den Adjektiven vollkommen ausgebildet, vgl. *ovaj*, *onaj*, *togaj* usw. Sie wurde im Rumänischen durch *-și* < lat. *sic* 'und' falsch übersetzt und nachgebildet, z. B. *același* 'derselbe' usw. Man weiß ferner, welch große Rolle in der skr. Deklination die Deixen *-z(i)*<sup>1)</sup>, *-k(a)* spielen. Die Deixis *-ve*<sup>2)</sup> (vgl. skr. *jurve*) erscheint im Bulg. in Anlehnung an das besprochene *-a* als *-va* z. B. in *tova* 'dieses'. Das Südslavisches zeigt demnach ein ganzes System von Deixen. Es ist deshalb nicht ausgeschlossen, daß die Ausdehnung der Deixis im Rumän. und Neugriech. dem Südslavisches zuzuschreiben sei. Aber, wie schon gesagt, die Frage bedarf noch weiterer viel eindringlicherer Untersuchungen.

## II.

In der Frage nach der Herkunft des ON *Bitola* (slav.-mazed.) = *Bitol*<sup>3)</sup> (skr. Schriftsprache) wurde bisher das arom. *Bitule*<sup>4)</sup> (davon das Ethnikon *Bitulčan* 'der Einwohner von Bitol') nicht herangezogen. Auf den ersten Blick ist es klar, daß es sich mit der slav. Form, abgesehen vom *-e*, genau deckt, denn *u* anstatt *o* ist in unbetonter Stellung ganz regelrecht.

Wenn wir *-e* anstatt *-a* von *Bitola*<sup>5)</sup> oder Null von *Bitol* haben, so können wir an *-e* von türkisch *Perlepé* von slav.

<sup>1)</sup> Vgl. jetzt die Sammlung von Beispielen bei ŠKARIĆ, Deiktične čestice *zi i si* u slovenskim jezicima, Rad, 229 S. 208ff.

<sup>2)</sup> Vgl. ŠKARIĆ, Južnosl. Fil. III S. 81—83.

<sup>3)</sup> Vgl. jetzt auch VAILLANT R. ét. sl. VIII 86—87 und ST. ROMANSKI Македонски Прегледъ V S. 63—70, 164—65. Die slav. Form ist seit 1019 belegt. Der Akzent von *Bitol* ist nach DANIČIĆ Ak. Rj. I s. v.

<sup>4)</sup> CAPIDAN Români Nomazi S. 62, 139 gebraucht nur *Bitolia*. Ich habe aber in Bitol selbst von den Arumunen *Bitule* gehört. CAPIDAN selbst S. 78 zitiert den Namen eines *cătun* bei den Aromänen in Perivoli, welcher *Bitulți* heißt, offenbar aus slav. pl. *Bitol(a)* + *-bci*.

<sup>5)</sup> Die Mouillierung von *l* ist sehr leicht, wie es mir auch H. VAILLANT, der während des Weltkrieges die Gelegenheit hatte, die einheimische Aussprache zu beobachten, versichert (la mouillure de l'étant très légère). *Bitola* (Brief vom 18. Nov. 1927).

*Prilēpə* > arom. *Pärleap*<sup>1)</sup> erinnern. In *Perlepé* erkannte ich den slav. Lokativ der o-Stämme (vgl. Glasnik skop. nauč. društva, II, Nr. 1—2, S. 281). *Bitule* ist demnach auch ein slav. Lokativ.

Der Unterschied zwischen *Bitola* und *Bitol* ist daher derselben Natur wie z. B. arom. und griech. *Resna*<sup>2)</sup>, *Vodena*, *Florina*, *Ahrida* = arom. *Uhřda* gegenüber slav. *Resan*, *Voden*, *Hlerin*, *Ohrid*. Es ist die Generalisierung der Genitivform<sup>3)</sup>. Diese Generalisierung ist bei den Byzantinern gang und gäbe. Ich erinnere nur an *Tϑladιτza* für *Srēdec*, *Πριζδριava* für *Prizrēn*<sup>4)</sup> usw.

Diese Erklärung ist aber nicht die einzig mögliche. Da *obitel* 'Familie' wegen des weiblichen Geschlechtes auch den Übergang zu den a-Stämmen zeigt, vgl. *obiteľa*, *-la*, *-ila* neben *-il*, *-ola* neben *-ol*, Ak. Rj., VIII, 359ff., so wäre es auch möglich, daß hier derselbe Übergang vorliegt. Dafür hätten wir eine Stütze gerade in der aromunischen Form *Bitule*, welche tatsächlich ein Lokativ der a-Stämme sein kann.

Man hat aber von diesem ON auch den Lokativ von den i-Stämmen. Darauf geht nämlich zunächst die türkische Form *Toli*<sup>5)</sup> zurück. Die ist dasselbe wie arom. *Bitule*, nur ist die An-

<sup>1)</sup> CAPIDAN a. a. O. 62, 137, 162.

<sup>2)</sup> Auch arom., vgl. CAPIDAN a. a. O. 76. Ich hörte auch *Arésen*.

<sup>3)</sup> Über die Überbleibsel der alten Kasus vgl. LAVROV *Obzor zvu-kovyh i formal'nych osobennostej bolg. jazyka* S. 127ff. und MLADENOV o. c. S. 225ff. Vgl. in den Volksliedern: *Jas k'e o(j)dam grada Stambola* für die Generalisierung des obliquen Kasus in den ON ohne *vs* (vgl. dasselbe bei den Aromunen *tine plătışi Sărună* 'du hast in Saloniki bezahlt' ohne *în*) bei den Ortsangaben. Vgl. über diese Balkanerscheinung jetzt KR. SANDFELT *Linguistique balkanique* S. 110f. Von solchen Fällen kam es leicht zur griechischen Generalisierung auf *-a*.

<sup>4)</sup> Vgl. meine Studie *Kako bizantinski pisci pišu slovenska mjesna i lična imena*, *Starohrv. Prosvjeta*, N. F. I S. 187 und jetzt ZONF IV S. 225f.

<sup>5)</sup> Die Türken gebrauchten *Toli* neben *Monastir* oder beides zugleich *Toli-Monastir* (VAILLANT). Vgl. den Lokativ in der arom. Form *Vilardi*, welche die griechische Vermittlung in der Wiedergabe von *Belograd* > alb. *Berat* voraussetzt. Desgleichen auch in neugr. *Zagori* für *Zagorje*. Über *Vilardi* s. CAPIDAN, a. a. O. 70, 162 und meine Besprechung in Glasnik skop. društva II, Heft 1—2 S. 311.

fangssilbe weggefallen, weil sie von dem türkischen Sprachbewußtsein als pers. *bī* 'ohne'<sup>1)</sup> bzw. arab. *bi* 'mit' empfunden wurde, vgl. die türk. Lehnwörter *bīgūnah* 'unschuldig', *biwefa* 'treulos', *bīgūman* 'zahllos', *bīhude* 'zwecklos' usw. oder *bihaqqin* 'mit Recht', *biawnillāh* 'mit Gottes Hilfe' usw. Diese Weglassung erinnert lebhaft an die andere, die man antrifft in *Nikjup* < *Nikopoli*, *Filibé* < *Philipopoli*, wo *-li* wegen der Koinzidenz mit türk. *-li*, *-lü*, in den Ktetiken wie z. B. *Perlepeleli*, *Beogradlū* usw. geschwunden ist.

Auf den Lokativ der *i*-Stämme kann nun auch die mittellgriech. Form *Βουτέλις* (VASMER, ZfsI Ph. IV, 93f., a. 1272), *Βουτέλιον* (Cedrenus-Skylitzes, a. 1020) zurückgeführt werden. Die neugriech. Form des Dimitsas z. B. τὰ *Βιτώλια* ist gleich dem ital. *Bitolia* die Wiedergabe der slav.-mazedonischen. Nach dem Vorbild τὸ *παιδί* = τὸ *παιδίον* ist von *ντ Bitoli Βουτέλιον* geworden. Wie der Kaiser Konstantin aus *ντ Med'urēci τὸ Μεγνρετζυς*<sup>2)</sup> macht, so ist aus derselben slav.-mazed. Form τὸ *Βουτέλις* geworden. Die einzige Schwierigkeit, welche die mittellgriech. Form bietet, ist die Umstellung der Vokale *i* -- *o* > *ov* -- *ε*<sup>3)</sup>. Zunächst ist zu bemerken, daß diese Form dasselbe *u* zeigt wie die aromunische. Ob *ε* eine hyperliterarische Wiedergabe des betonten slav. *i* ist oder ob es aus der Endung in den Wortkörper verschleppt ist, bleibt dahingestellt. Für unsere Frage ist es viel

<sup>1)</sup> Auch in den slav. Lehnwörtern aus dem Türk. z. B. *bigājri hāk* < *bī* + *γajr-i hakk* 'schuldlos' (gang und gäbe in Baŋa-Luka) oder *biūzur* 'belästigt' < *bī huzūr* 'senza riposo, turbato' (MENINSKI S. 78), ebenda.

<sup>2)</sup> Vgl. die S. 399 Anm. 4 zitierte Arbeit, S. 171, 183, 187.

<sup>3)</sup> Diese Umstellung erscheint noch im Latein der Kreuzfahrer: *Botella*, *Butella*, die offenbar die griechische Form latinisieren, indem sie darin das diminutive Suffix *-ella* suchen. Anders stellen die griechische Wiedergabe der slav. Vokale VAILLANT und ROMANSKI dar. Nach dem ersten wäre slav. *i* der Anfangssilbe = griech. *ov* dieselbe Erscheinung wie neugr. *κρονέλλι* < lat. *circellus* etc.; nach dem zweiten hätten wir für das vorausgesetzte \**βιττέλις* griech. *ov* für slav. *y* wie, in *καρούτα* für *κορυτο*. *ε* in *Βουτέλιον* wäre nach VAILLANT auf *ν* zurückzuführen, während es nach ROMANSKI regelrecht \**βιττέλις* wiedergäbe. Alle diese Erklärungsversuche ziehen das belegte *obitoi* für *obitel* nicht in Betracht.



wichtiger, die Fälle solcher Umstellung von Vokalen in der Toponomastik nachzuweisen<sup>1</sup>). Auf einer solchen sehr alten Umstellung beruht das Verhältnis von lat. kelt. germ. *Danuvius* gegenüber slav. *Dunaj(v)*, rum. *Dunăre*, griech. *Δούναβις*. Eine solche Umstellung liegt ferner vor im prokopianischen ON *Παξové* für das alb. *Puka* und im klass. *Πυρετός* anstatt \**Περετός* > *Prut*. Solche Umstellungen kommen auch sonst auf dem keltischen Gebiete vor. Ich erinnere an die Konsonantenumstellung in *Silvanectes* > *Selnectis* > *Senlectis* (Merowingerzeit), heute *Senlis* (Oise s. LONGNON, Les noms de lieu de la France Nr. 414). In der Tab. Peut. liest man *Samulocenis*, „mit falscher Metathesis der beiden ersten Vokale für *Sumalocenis*“, wie SCHNETZ dargetan hat, s. ZNOF IV 294. Da sich die Metathese im letzten Beispiele heute nicht erhalten hat (der Ort heißt Rottenburg), so kann es sich hier allerdings um denselben Fall handeln wie in *Sarūte* (Bosnien) für *Starue* (s. Glasnik zem. muzeja u B. i H. XXXII S. 37), d. h. um schlechtes Lesen. So stünde *Βουτέλις* für \**Βίτουλε* mit demselben Akzent wie *κουβέλι* < slav. *кѡвѣль*, *καρβέλι* < slav. *кѡрѣль* usw.

Alles dies lehrt uns, daß entgegen VASMER, ZfslPh. IV, S. 93—94 an der vollständigen Übereinstimmung der slav., türk., arum. und mittellat. Form festzuhalten ist. Die Richtigkeit der schon von NOVAKOVIĆ gegebenen und zuletzt von ILJINSKIJ, *Prace filologiczne* XI, 190 wiederholten traditionellen<sup>2</sup>)

<sup>1</sup>) Vgl. meinen Artikel *Dunaj et Dunav*, *Slavia* VII S. 726.

<sup>2</sup>) Vgl. STANOJEVIĆ, *Narodna enciklopedija*, s. v. *Bitolj*; KOSTA KOSTIĆ, *Naši novi gradovi na jugu* (Srp. kl. zadruga) S. 7; JIREČEK, *Istorija Srba* I S. 181, 187; DIMITSA, *Ἡ Μακεδονία* S. 247f., GEORGIOS HATZIKIRIAKU, *Σκέψεις καὶ ἐντυπώσεις ἐκ περιόδου ἀπὸ τὴν Μακεδονίαν*, S. 83. Die Novakovič'sche Etymologie wurde schließlich von VONDRÁK, *Vergl. slav. Gramm.* I S. 482 und von WEIGAND, *Ethnographie von Makedonien* S. 94 angenommen. Die von HAHN, *Alb. Studien* S. 272 Anm. 224 (von alb. *vito-ya* 'igeon') ist wertlos. Das Kloster des hl. Christofor, an welches *Bitolj* anspielt, befindet sich, 3 oder 4 km südlich vom heutigen *Bitolj* im Dorfe Bukovo. *Bitolj* bezeichnet offenbar eine slavische Siedlung, etwa aus dem IX. oder X. Jahrh., die in der Nähe (2 km) von der antiken Akropole von *Ἡράκλεια* von Pelagonien (*Πελαγονία*, vgl. TOZER *Research* II 172 und HEUZEY *Mission archéologique de Macédoine* S. 300) entstanden ist. Der antike ON ist also

Etymologie ergibt sich nun von selbst. Griech. τὸ Μοναστήριον = alb. *Monastiri* = türk. *Monastir* ist ein Übersetzungs-ON. Es übersetzt die Form *obitoľ* 'Familie, Klosterfamilie, Kloster'. Die Form *obitoľ* -l, -la anstatt *obitěľ* ist sogar bei einigen skr. dalmatinischen Schriftstellern belegt, s. Ak. Rj., VIII, 361. *Obitěľ* kommt auch in der ikavischen Form vor, *obitil*, -a, -l, s. Ak. Rj., a. a. O. Wie *o* anstatt *ě* hineingekommen ist, muß noch unklar bleiben. An *z* > *o*, wie es VAILLANT angenommen hat, ist nicht zu denken. Viel wahrscheinlicher erscheint mir die Annahme des Suffixersatzes, wie es auch ILJINSKIJ und nach ihm ROMANSKI meinen. Die Ursache des Suffixwechsels ist allerdings unklar.

Was den Schwund des anlautenden -*o* anbelangt, so ist es gar nichts ungewöhnliches. Wie *Ohrid* < *o(b) + hridz*<sup>1)</sup> (slav.-maz. *rido*) zeigt, besitzt Mazedonien wie auch andere slav. Länder ON-Zusammensetzungen mit *ob-* (vgl. *Oppeln* < poln. *Opole*). In einer Zeit, als *Obitoľ* keine Zugehörigkeit zum Kloster mehr bezeichnete, sondern eine städtische Siedlung, hat sich im Sprachbewußtsein die Vorstellung herausgebildet, daß es aus *\*o(bz) Bitol(i)* zusammengesetzt sei. Der Schwund des *o-* ist dann auf dieselbe Weise entstanden wie in der Generalisierung des geschriebenen *Zagreb* oder ung. *Zágráb*<sup>2)</sup> unter *Z' Agram(b)* > heute

durch einen modern slavischen ersetzt worden, gerade so wie *Stobi* durch *Gradsko* (Adj. von *gradz*). *Bitol* kann auch adjektivisch sein (abgeleitet mittels -*žo-*), vgl. *Prokuple* (Adj. von *Prokopios*), *Arile* (Adj. von *Archilios*). In dem Falle könnte das Schwanken *Bitol*-*Bitola* an die Genusschwankung *Gradiško* neben *Gradiška* ON (Bosnien) erinnern. *Bitolj* kann demnach ein Grundstück oder eine Ansiedlung, welche zur Klosterfamilie gehört, bezeichnen. — Einige von den angeführten Daten verdanke ich der Liebenswürdigkeit des Herrn VAILLANT.

<sup>1)</sup> Vgl. L. МИЛЕТИЋ По вѣпроса за произхода на името „Охридъ“, Македонски прегледъ, II S. 142—46, welcher mit Recht die Verbindung zwischen dem antiken *Lychnis*, -idos und *Ohrid* zurückweist und Anknüpfung an *hridz* sucht. Vgl. auch ROMANSKI, Македонски прегледъ V S. 71—76, 158—161 und ZONF VII S. 38 Anm. 4. Wegen byz. *a* = slav. *o* vgl. die in der Anm. 4 S. 399 zitierte Studie S. 169 § 15.

<sup>2)</sup> Prof. MELICH macht mich noch auf deutsch *Antau* (unweit von Oedenburg) aus altungar. *Szántou* > *Szántó* aufmerksam. Hier wurde

*Agram* oder des gesprochenen *Tserlako* unter *Z'Erlach* < lat. *Caerelliacum* > heute *Erlach* (Schweiz), franz. *Cerlier*<sup>1)</sup>.

### III.

Die skr. (ragusäisch-dalmatinische) Präposition *cijeć*<sup>2)</sup>, r.-skr.-ksl. *čěšta* 'wegen, propter' galt bisher als unklar, denn das, was DANIČIĆ, Ak. Rj., I 783 und BERNEKER, Slav. etym. Wörterbuch S. 128 lehren (Zusammenhang mit der Wurzel *ski* bzw. mit ai. *kētas* „Verlangen, etc.“) — ist aus sprachgeographischen Gründen<sup>3)</sup> anfechtbar. Anstatt *cijeć* kommen noch vollere Formen mit *-e*, *-u*, *-a* am Ende vor, wofür sich als Parallelen *među* = skr. *među*, dialektisch *med* (z. B. in Žumberak) oder *već* neben *veće* (*većem*) oder *poŭle* neben *poŭla* (*poŭlam*) usw. bieten. Es kommt auch ikavisch vor: *mene ciće* 'meinetwegen', *cića grihov* 'wegen der Sünden' usw.

Die nächste Anknüpfung findet sich im bulg. *sreštu*, *-o*, *-a* 'gegenüber, im Vergleich zu' und im čech. *vstříc*, kleinruss. *návstrič*, russ. *навстрѣчь*, *-чу* 'entgegen', s. MIKLOSICH Et. W., 278, s. v. *rêt*.

Wir haben demnach zwei Probleme vor uns: 1. den Schwund des *r* in *sorěti-* und 2. den Übergang *s* > *c*-, des dentalen Spiranten zur dentalen Affricata. Beide Fälle lassen sich belegen.

Was zunächst den Schwund betrifft, so ist er gerade in den ein *r* enthaltenden Präpositionen häufig, z. B. *črez* (BERNEKER, S. 148) > slov. dial. *čez* 'durch' (so auch in Žumberak), rumän. *pe* (neben *pre*) < *pre* < lat. *per*<sup>4)</sup>. Es sind lauter Fälle, wo der auch *Zantau* in *Z-antau* getrennt. Vgl. auch das umgekehrte in čech. *Cáchy* aus d. *ze Achen*, heute *Aachen*.

<sup>1)</sup> Vgl. DAUZAT Les Noms de lieux 74, 86, Čas. za slov. jez., VII S. 10, FRIEDWAGNER, Becker-Festschrift, S. 47f.

<sup>2)</sup> Vgl. VAILLANT, Le langue de Dominko Zlatarić I S. 166, 193, II S. 206,

<sup>3)</sup> Die Area ist nämlich im südslav. ausschließlich auf Ragusa und das čakavische Dalmatien beschränkt. Es befremdet im höchsten Grade *čěšta* auch in aruss. Sprachdenkmälern anzutreffen, s. MIKLOSICH, Lexicon palaeosl.-gr.-lat. S. 1109. Dieser Umstand macht die vorgebrachte Deutung einigermaßen unsicher.

<sup>4)</sup> *Brez* neben *bez* 'ohne' beruht dagegen auf der Vermischung von *bez* und *prez* (vgl. VAILLANT, La langue, etc. II S. 205f.). In

dissimilatorische Schwund durch das folgende ein *r* enthaltende Substantivum hervorgerufen wurde.

In dem auf diese Weise entstandenen skr. \**sěć(u, -a, -e)* ist es deshalb zum Übergang *s- > c-* gekommen, weil im Sprachbewußtsein jedweder Gedanke an *sreća* (ikavisch *srića*) 'Glück', *sretati* 'begegnen' fehlte. Derselbe Übergang läßt sich auf verschiedenen skr. Gebieten bei *s-* oder *s +* Kons. in der Anfangsilbe belegen. So lautet für das heutige *Čazın* (ON, Bosnien) die ältere Form *Sazin*<sup>1)</sup>; für den alb. Flußnamen *Sem* haben wir skr. *Čěmbva*, heute *Čijevna*<sup>2)</sup>; dem griech. *σεῦτλον* entspricht im Skr. neben *svekla* auch *cveka*, *cvekla*, *cikla* und *cikva* (Žumberak). Für *Spič*<sup>3)</sup> (ON, Süddalmatien) lautet der älteste Beleg *Čypič*. Für *Smrök* (Anhöhe bei Agram) wird auch *Cmrök* gesprochen. Man vergleiche noch *špag* neben *čpag* 'Tasche', *špoda* neben *pčioda*<sup>4)</sup> 'Spenadel'.

Die semantische Entwicklung bietet nichts Ungewöhnliches. Aus dem räumlichen Gegensatz entwickelt sich die Kausalität. Man vgl. lat. *propter* < \**propiter* von *prope*.

#### IV.

BULACHOVSKIJ R. ét. sl., VIII, 65—80 hat eine interessante Frage angeschnitten, inwiefern nämlich in slav. Sprachen ein Kampf gegen Homonymien zu konstatieren sei. Er hat an einer Reihe von Beispielen gezeigt, daß sich auch hier die bekannte GILLIÉRONsche These aufrecht erhalten läßt. Auch hier sind die Wörter, die durch lautliche Entwicklung zusammengefallen sind, dem Untergange geweiht.

Im folgenden will ich aus dem Südslavischen einige unzweideutige Fälle zu diesem Problem beisteuern.

In meinem Heimatdialekt<sup>5)</sup> von Žumberak (Gem. Sošice,

Žumberak sprechen die Katholiken *prez*, die Unierten *brez*; *bez* kommt hier nicht vor.

<sup>1)</sup> Vgl. BARIĆs Arhiv za arb. starinu, I S. 23.

<sup>2)</sup> Das Adj. davon lautet *čěmovskī*, z. B. *Čěmovskō pōlje* bei Podgorica (Montenegro). Vgl. Ak. Rj. II S. 131.

<sup>3)</sup> Vgl. ZfrPh., XLVIII S. 404. <sup>4)</sup> ZfrPh. XXXVI S. 655 Nr. 27.

<sup>5)</sup> Vgl. AfsI Ph. XXXII S. 363—383, XXXIII S. 338—375. Ich habe im Sinne die Sprache der Katholiken im Dorfe Jurkovo selo.



Bezirk Jaska, Distrikt Agram, ikavisch-čakavisch) heißt das Iterativum von *odgoditi* 'verschieben' (selten gesprochen, nur von den Leuten, die die Schriftsprache beherrschen) *odgāblāti* 'zögern'. Der Ersatz von *dī* durch *bl* ist höchst befremdend. Man erwartet dafür nur *j*: vgl. *isājāti* (se) 'zur Neige gehen' von *iz-choditi* > *izoditi* 'etwas durch Bitten usw. erlangen' gleich wie in *med'a* > *mēja* 'Grenze' usw. Von *odgoditi* müßte das Iterativum ebenso lauten wie in der Schriftsprache: *odgādāti* > *odgājāti*. Dieses Iterativum besteht nun auch in meinem Dialekt, aber nur in der Bedeutung 'heranziehen, aufziehen' von *odgojiti* (auch selten gebraucht). Der Homonymie zwischen diesen zwei Iterativen ist es also offenbar zuzuschreiben, daß *dī* auf der Stufe *dd'* in *bī* > *bl* dissimiliert wurde. Diese Dissimilation hat in den ähnliche Ideen bedeutenden Zeitwörtern wie *zabāvlāti* von *zabāviti* (se) 'sich aufhalten', *obāvlāti* von *obāviti* 'verrichten' eine Stütze gefunden.

Es läßt sich aber auch ein anderes auf größeren Gebieten verbreitetes Beispiel beibringen. Es ist slov. und kajkavisch-skr. *vādla*, *vādlati*, -ač, -avec, -avka (PLETERŠNIK, II S. 745), *vādla*, *vadla* 'Wette', (za)vadlāti se 'wetten' (Žumberak), Wörter, die mit lat. *vas*, *vadis*, got. *gawadjôn* (WALDE<sup>2</sup> S. 808, Petr, BB, XXI, S. 212 Nr. 29) urverwandt sind. Auch diese Wörter sind iterative Ableitungen von dem Stamme *vod-*, vgl. čech. *závoditi* 'wetteifern', *závod* 'Wette'. Weitere Anknüpfung findet sich in *sřvaditi* 'hetzen, zanken', skr. *svāda* 'Zank', čech. *vaditi koho* 'zum Zank anhetzen', *vadivý* 'zanksüchtig', *vada* 'Schisma'. Die iterative Ableitung müßte also auf dem slov. und kajkavisch-skr. Gebiete nur *vaja* lauten. Dieses Wort besteht hier nun tatsächlich, aber in anderer Bedeutung: slov. *vaja* 'Übung', wovon Adj. *vājen* in Žumberak 'gewöhnt'. Die Sprache hat sich also der Homonymie entledigt, indem sie für *dī* auf der Stufe *dd'* an Stelle des palatalen Elements ein *l* einführte, ähnlich wie z. B. skr. *smētle* 'Mist' = *smečē* (Žumberak) < *smeťe* in Anlehnung an *mēlla* 'Besen' sein *l* bekommen hat. Welches Wort dem \**vādīa* zu *l* verholfen hat, ist mir vorderhand unklar. Es ist jedenfalls sicher, daß der Beweggrund dazu von der Bekämpfung der Homonymie ausgegangen ist. An ein germ. Lehnwort ist entgegen

meiner früheren Meinung, s. AfslPh. 28, S. 468 Nr. 3, nicht zu denken.

Wie wir sehen, kann der Kampf gegen die Homonymie die Einführung eines neuen Lautes, der die Variation herbeiführt, in den Wortkörper veranlassen. Sehr deutlich ist dies auch in *prostrica* 'Pfahl aus grobem Holz für Umzäunung der Gärten, Wiesen usw.' (Žumberak). Auf dem štokavischen Gebiete sagt man dafür *pròštac* g. *pròšca* 'Planke, tabula' (BROZ-IVEKOVIĆ, Hrv. rj. II, 265) = čakavisch *prostec* und *proštec* (Insel Krk), davon das Kollektivum *pròšće* (BROZ-IVEKOVIĆ a. a. O.) = *proščê* (Žumberak).

Sowohl *prostrica* als *pròštac* sind Substantivierungen vom Adj. *prostъ* 'extensus, simplex, rectus, rudis, insons' von *pro* + \**stā* 'stehen' (WALDE<sup>2</sup> Lat. Wb. 613 s. v. *probus*). Da dieses Adjektiv im Südslav. bloß die Bedeutung 'simplex, rudis, gemein, unedel, grob', wovon ungar. *paraszt* 'Bauer', rum. *prost* 'gemein, ordinär, niedrig, unedel, dumm, einfältig, aberwitzig', angenommen hat, so war es notwendig, daß die Sprache für die ursprüngliche Bedeutung 'aufrecht stehend' eine Modifizierung in den Wortkörper einführt. Sie hat nun dies auf zweierlei Weise bewirkt: 1. dadurch, daß sie das *r* der ersten Silbe in die zweite propagierte (vgl. frz. *tertre* < lat. *termite*, *Carnutis* > *Chartres* usw.); 2. dadurch, daß sie in der Lautgruppe *st* das *s* zu *š* werden ließ wie in *ostar* neben *oštar* 'scharf'. Auf diese Art ist für das Sprachbewußtsein jedweder Zusammenhang mit *prost* verloren gegangen.

Die Homonymie kann aber noch größere Variationen verursachen. Der Zusammenfall von *za* + *byti* 'vergessen' und *za* + *biti* 'hineinschlagen' hat im Südslav. eine „unerträgliche“ Homonymie ergeben. In den westlichen čakavischen und kajkavischen Gegenden wird diese Unerträglichkeit durch die Länge vor dem Tone und den alten Akzent verhindert: *zābīti* 'vergessen' gegenüber *zabīti* 'einschlagen' (Žumberak). Die Präsensformen sind selbstverständlich ganz verschieden: *zābim* gegenüber *zabijem* (Žumberak). In der Bocche von Cattaro sind die Infinitive ganz gleich *zābīti*, die Präsensformen verschieden *zābudēm* 'vergesse' gegenüber *zābijēm* 'ich schlage ein' (vgl. BROZ-IVEKOVIĆ II,

S. 761). Die ganz einfachen Sätze wie *ne mogu zàbiti* sind hier zweideutig. Das Zeitwort *zàbiti* ist also nicht gut oder 'krank', wie GILLIÉRON sagen würde. Die Sprache mußte sich nach einem Heilmittel umsehen. Dieses Heilmittel hat nun das Zeitwort *boraviti* dank dem gleichen Anfangsbuchstaben und ähnlicher Bedeutung (*byti* = *boraviti* 'sich aufhalten, sich beschäftigen' usw.; BERNEKER S. 72; vgl. in Žumberak: *Kàko boràvite?* 'Wie geht es Ihnen?') hergegeben. BERNEKER a. a. O., hat allerdings recht, wenn er einen direkten Zusammenhang mit *byti* für ganz ausgeschlossen hält, denn der Zusammenhang ist vielmehr mit bulg. *báram* 'taste, berühre, suche' (BERNEKER S. 43) zu suchen. Bulg. *báram* erscheint im Skr. in *bàrkati* Ak. Rj., I, 189 'fodicare, berühren, necken', *bàrnuti* 'berühren' (Bosnien, Bańa-Luka). Es ist eine durative (iterative) Bildung von demselben Stamme wie russ. *borz* 'Annahme, Nachfrage usw.' (BERNEKER S. 75). Ein Verbum von \**bor* würde im Südslav. *boriti(se)* lauten. Dieses ist aber für die Bedeutung 'kämpfen usw.' (BERNEKER S. 76 s. v. *bořp*) schon im Gebrauch. Es blieb also nichts anderes übrig als diesen Stamm durch *-av* zu erweitern und zwar nach dem Vorbilde von (*za*)*baviti se* 'verweilen'. Auf diese Weise wurde das ursprüngliche *zabyti* (*zabaviti*) durch \**bor* reformiert und lebensfähig gemacht.

*boraviti* 'verweilen, sich beschäftigen' und *zaboraviti* 'vergessen' verhalten sich semantisch genau so wie *byti* 'wohnen' und *zabyti* 'vergessen'. Das erste Wortpaar kann somit die Stelle des zweiten übernehmen. Übrigens besteht im Alban. eine dem Südslav. ganz entsprechende Bedeutungsentwicklung in *hař*, *heř* 'ausjäten, Bäume oder Weinstöcke ausschneiden', davon *hařón* 'vergesse', passivisch *hařohem* 'unterhalte mich' usw. (G. MEYER Alb. Wb. 148), so daß ich hier an die Möglichkeit eines „calque linguistique“ gedacht habe, vgl. ZfrPh. XLIII, S. 192ff. Nr. 12.

## V.

Das letzte Wort über das sonderbare Verhältnis von *komońb*, *koń* 'Pferd' und *kobyła* 'Stute' ist noch nicht gesprochen worden. Die Frage ist immer noch offen. Über die Versuche der Anknüpfung an verschiedene Sprachen lehrt BERNEKER S. 555, 561.

Die Art, wie hier die Motion ausgedrückt ist, befremdet im höchsten Grade. In *komońb* wird das männliche Geschlecht durch *-mońio* und in *kobyła* durch *-była* ausgedrückt.

Dies kann nicht aus dem Idg. erklärt werden. Nun hat TROMBETTI, *Elementi di glottologia*, S. 569 § 624 einige Formen aus den außerhalb des Idg. stehenden Sprachen angeführt, wo für die Motion 'Pferd-Stute' die Zusammensetzung 'Pferd + Vater' und 'Pferd + Mutter' gebraucht wird, z. B. Motor *ke-ibe* 'cavalla' eigentlich 'cavallo-madre', abchaz. *ač'-an* 'cavallo-madre = cavalla', neben *ač'-ab* 'cavallo-padre = Wallach'.

Wenn man diese Ausdrucksweise für die Zeit des Bekanntwerdens der Slaven mit dem Pferde voraussetzt, so läßt sich *ko-mońio* sehr leicht erklären. *\*komońio- < \*ca-manio* wäre 'Pferd-Mann' von *manio* = *możb*. Den zweiten Teil des Kompositums vgl. auch mit dem *io*-Suffix *\*mandius*<sup>1)</sup> > alb. *mes*, rum. *mînz*, messap. *Jupiter Menzana* gegenüber *mannu* 'gallisches Pferd', bask. *mando* 'mulus'. *końb* kann demnach die von J. SCHMIDT, *Kritik der Sonantentheorie*, S. 138f. Nr. 4 schon angenommene Base *\*komońb* mit der Schwundstufe *-mońio-* für *-manio-* darstellen (vgl. auch preußisch *camnet* 'Pferd').

*kobyła* erklärt sich hingegen ganz natürlich aus *caballus*. Diese Form ist griechisch, keltisch und norditalisch (wahrscheinlich ligurisch). Wie ich Romania, L 199f., Nr. 2, zu ligurisch *balma*, *carrus* bemerkt habe, ersetzt das Ligurische die idg. *ḱcons*, *ṛcons* gleich wie das Griechische durch *al*, ar. *caballus* wäre demnach in *cab-ṛ-lo-s* zu zersetzen. *ṛ* ist das bekannte Biegungselement wie in lat. *hominis*, got. *gumans*; *cab-ṛ-* reflektiert also dieselbe Deklination wie lat. *homo*, *hominis*. Mit vollerelem Suffix kommt es bekanntlich auch im Lat. als *cabo*, *-onis* 'Wallach' vor<sup>2)</sup>. An den Stamm *cab-ṛ-* ist dasselbe *lo*-Suffix getreten wie in *mus*<sup>3)</sup> + *lo* > lat. *mūlus*, phokäisch *μυχλός*,

<sup>1)</sup> Entstanden wohl aus *\*mannius* wie lat. *pannea* R. EW. 6201 > rum. *pinză*. An die Zusammensetzung mit diesem Worte dachte schon JOH. SCHMIDT, *Sonantentheorie* S. 139 in der Fußnote 1.

<sup>2)</sup> Vgl. oskisch-umbrisch *\*homōn-* in o. *humuns*, u. *homonus* 'hominibus'.

<sup>3)</sup> Dieses Grundwort ist erhalten in venez. *muso*, lomb. *müsa*, alttrevis. *mussa*, friaul. *mus*, vgl. REW 5767. Es kann onomatopöischen



während im Südslav. und Alb. (thrakisch-illyrisch) anstatt des *lo-* *-ko* bzw. *-go* getreten ist: *mus* + *ko*<sup>1)</sup> > alb. *müşk*, rum. *muşcoiă*, südslav. *mška*<sup>1)</sup>, *mšga* > *maska*<sup>2)</sup>, *mazga* 'Maultier'. *cab-ŋ-lo* ergibt also regelrecht im kelt.-ligur. *caballus*, in griech. *καβάλλης* mit *nl* > *ll*. Wie *kamy*, *kamene* zeigt, muß im Slav. an Stelle von *ŋ*<sup>cons</sup> als Deklinationselement *-ōn-* angesetzt werden, wofür lat. *catōn-* neben *cab-ŋ* spricht<sup>3)</sup>. *kobyła* = ligur. *caballa* wäre eine slav.-ligur.-kelt. Wortparallele. Von den anderen erwähne ich bei dieser Gelegenheit noch slav. *sova*<sup>4)</sup> 'Eule' = ligur.-kelt. *cava* neben *carannus*<sup>5)</sup>, *kopa*<sup>6)</sup> 'Schober' usw. (BERNEKER S. 582), rum. *căpiță*, *copiță* = ligur.-kelt.-lat. *capanna*.

Es fragt sich nun, wie *-b-* im Wortpaar *kobyła* = *caballa* zu erklären ist. Da es ein selbständiges Element sein muß, wie einerseits *ko-monjo-*, *ko-mnio-* lehrt und Motor *keibe* 'cavalla', abchaz. *ač'-an* zeigen, kann es sich nur um ein 'Mutter' bedeutendes Element handeln, vgl. bei TROMBETTI a. a. O.

Sehr bezeichnend ist es, daß anstatt *-b-* im Lit. *-m-* erscheint: *kùmė*, *kumėlė* 'Stute', während sich slav. *-b-* im Ugrofinn. wiederfindet (vgl. Leskien, Die Bildung der Nomina im Lit., Abh. phil.-hist. Kl. sächs. Ges. d. Wiss., XII, S. 277).

Während das Lig.-kelt.-lat. die Motion in *caballus-caballa*<sup>1)</sup> auf dieselbe Art bildet wie das Lat. in *equus-equa*<sup>7)</sup>, *mūlus-mūla*,

Ursprungs sein, vgl. in Montenegro *müşj*, *müşjo* 'Laut um den Esel zu locken', gewiß nicht entlehnt, wie ŠTREKELJ Zur slav. Lehnwortkunde S. 41 lehrt. Istročak. *mūs* 'asinus' kann dagegen aus dem Friaul. entlehnt sein.

<sup>1)</sup> Auch im Lat. vorhanden, wie *muscella*, dem. von \**muscu-* lehrt.

<sup>2)</sup> Vgl. Ak. Rj. VI 494 *mška*, *mšak* (vgl. čech. *mezka*) g. *maska*. MIKLOSICH, Et. W. 210 setzt *mžgū* an.

<sup>3)</sup> Vgl. BOHAČ, Listy filologické XXXIII S. 106f. und die Anm. 1.

<sup>4)</sup> LIDÉN AfslPh. XXVIII S. 36f.

<sup>5)</sup> Romanische Entsprechungen bei REW 1785 und 1787.

<sup>6)</sup> ZfrPh. XXXIX S. 118.

<sup>7)</sup> Im Romanischen ist diese Motion teilweise aufgegeben worden und ersetzt: 1. durch *caballus-equa* (rumänisch, spanisch, afranz.); 2. durch *caballus-jumentum*. Die Ursache davon war wiederum die Homonymie: *equus* ist mit dem Adjektiv *aequus* lautlich zusammengefallen. Das war ein Übel, welchem durch *aequalis* bzw. *caballus* abgeholfen wurde. Das Alb., welches genau wie das Rum. *caballus* behalten

*asinus-asina, cervus-cerva* usw., hat das Slav. noch die voridg. Art im Wortpaar *komoňb (koňb)-kobyła* bis heute bewahrt.

Da nun das voridg. Grundwort für Pferd unzweifelhaft *ka-* lautete, so erhebt sich von selbst der Gedanke, daß dieses einsilbige Wörtchen mit dem anderen in den idg. Sprachen sehr verbreiteten und ebenfalls einsilbigen *ek-* in irgendwelchem Zusammenhange stehen muß. *ek-* ist mit dem *yo*-Suffix erweitert worden, wie andere einsilbige Wörter, womit sie offenbar eine größere Konsistenz und Lebensfähigkeit bekommen sollten, slav. *kor-ua* (BERNEKER S. 577) > *krava* usw., lat. *cer-yo* > *cervus*, lat. *equus-equa*, griech. ἵππος (*íkkoš*), air. *ech*. gall. *epo-*, got. *aihva*, ai. *açvā*, lit. *aszvā*.

Es ist zunächst darauf hinzuweisen, daß es möglich ist, *ek-* geographisch abzugrenzen. Es umfaßt im großen und ganzen alle Mittelmeerländer, ganz West- und Mitteleuropa bis zum Niemen etwa, Kleinasien und Iran bis Indien. Sodann ist es nicht außer acht zu lassen, daß es an kaukasische Sprachen, wie abchaz. *ač'-an ač'ab* Anknüpfung hat. *ka-* ist dagegen osteuropäisch<sup>1)</sup> (slavisch-lit.-preuß. und ugrofinnisch, im Altertum auch westeuropäisch). Aus dieser geographischen Verteilung ergibt sich mit Sicherheit der Satz, daß das Verhältnis von *ek-* und *ka-* auf die Rechnung des Voridg. und des Vorugro-finnischen zu setzen ist.

## VI.

Dem skr. *štúcati se* 'rölpsen' (BROZ-IVEKOVIĆ, II, S. 543) = *ščucati se* (Žumberak) = bei PLETERŠNIK II S. 622 *ščuca se mi* (= *kolca se mi*) kann vom lexikologischen Standpunkte eine größere Bedeutung beigemessen werden. Anstatt des *-c-* kommt im Štokavischen *-k-* vor: *štukati (štúče mi se)*. Ebenso in den vom Zeitwort abgeleiteten Substantiven. Dies erinnert an *micati* neben *mikati* 'bewegen'.

hat (sg. *kal'*, pl. *\*keel'* [-*ee* > *-a* am Ende der Silbe, innerhalb der Silbe dissimiliert in *ua*] > *kúai*), hat, um die Motion auszudrücken, das aus dem Idg. ererbte *pelē* oder das türkische *hatkin* (Arbanas) zu Hilfe genommen.

<sup>1)</sup> LESKIEN Die Bildung der Nomina im Litauischen S. 277f. sucht Anknüpfung an finnische Wörter für dieses Wortpaar.

Dieses onomatopöische Zeitwort muß unbedingt an das gleichbedeutende slov. *kolca se mi*, bulg. (mit *kl* > *hl* wie in čak.-kajk. *hruška*, *hlače* usw. für *kruska*, *klašne*) *hólcam*, skr. *kūcati* angeknüpft werden. BERNEKER S. 525 hat diese zwei Reihen nicht zusammen behandelt, hat aber richtig für die zuletzt erwähnte Reihe eine lautmachende Grundlage angesetzt. Da es sich um Lautnachahmung handelt, so können nicht einheitliche Laute zugrunde liegen, sondern verschiedene, d. h. je nach der Art der Perzeption. Auch kann die Reihenfolge nicht einheitlich gewesen sein. Man hat also mit folgenden Typen zu tun: 1. \**klək-*, 2. \**kɔlk*, 3. \**klɔk*, 4. \**kɔlɔk-*. Der erste Typus erklärt die Erhaltung von *k* in *štukati*, der dritte und vierte den Übergang -*k* zu *c*, der zweite und vierte den Übergang von *k* zu *č*.

Wie lat. *singultus*<sup>1)</sup>, germ. *sluka*, ir. *sluccim* zeigen, war auch der Laut *s* naturnachahmend (onomatopoetisch) in diesem Worte. *štucati* = *ščucati* zeigt nun, daß es auch im Südslav. auf einem noch näher zu begrenzenden Territorium in derselben Funktion bei demselben Worte angewendet wurde.

*s-* kann also lautmachend sein. Obwohl diese Auffassung durch verwandte Sprachen gestützt werden kann, ist sie doch nicht die einzig mögliche. Es gibt noch eine andere ebenso plausible. Wir bemerken nämlich den Schwund von *s-* in *kòpiti* (Ak. Rj., V, S. 301) = *kopiti*<sup>2)</sup> (Žumberak) 'kastrieren' von aksl. *skopiti* > skr. *škòpiti*. Es fragt sich, warum *s-* in Žumberak verschwunden ist und warum es im Stokavischen zu *š-* geworden ist. Ich schreibe den Schwund der aksl. durativen Bedeutung von *skopiti* zu. Da es *s-* hatte, so haben z. B. die Leute von Žumberak in Anbetracht der perfektiven mit *s-* gebildeten

<sup>1)</sup> Im Roman. *singluttus* oder *subgluttus* REW 7942—44, wofür man unnötigerweise den Einfluß von *gluttus* REW 3807—08, 3810 annimmt. Auch hier ist die Reihenfolge der Laute durch Onomatopöie bedingt.

<sup>2)</sup> AfslPh. XXXII S. 577 § 56; auch slovenisch, s. PLETERŠNIK I. 434, wo es dadurch zu einer Homonymie mit *kopiti* 'Schober machen' gekommen ist. Ob diese Homonymie 'erträglich' oder 'unerträglich' geworden ist, darüber müßten uns mundartliche Beobachtungen belehren.

Zeitwörtern wie *snēti* 'herunterbringen', *spustiti* 'herunterlassen' ein \**skopiti* auch als perfektiv auffassen müssen. Sie brauchten aber nicht ein perfektives, sondern ein duratives Zeitwort. Sie haben ein solches ganz leicht bekommen können, indem sie einfach das *s-* wegliessen. Und dazu ist es tatsächlich gekommen. Die Štokavci haben dasselbe erreichen können durch den Übergang *sk* > *šk* wie in *oštar* für *ostar*. Dadurch wurde jeder Zusammenhang mit dem Präfixe *sz-* verwischt, welches perfektive Bedeutung den Zeitwörtern verleiht.

Eine ganz andere, aber einigermaßen ähnliche Ursache kann der *s-*Vorsatz in *klbc-* haben. Wir wissen, daß *kùcati* im Skr. noch die Bedeutung 'schlagen, klopfen' hat (BERNEKER S. 525 s. v. *kl̥caj̥* 2). Es bestand also eine Homonymie zwischen *kl̥caj̥* 'ich habe einen Schlucker' und *kl̥caj̥* 'ich klopfe, schlage'. Dieser Homonymie ist die Sprache dadurch aus dem Wege gegangen, daß sie dem ersten Worte noch ein *s-* vorsetzte, welcher Vorsatz den Vorzug hatte, daß es die lautmalende Kraft des Wortes noch mehr betonte.

Agram.

P. SKOK.

### Kreuzung einheimischer und fremder Synonyma ähnlicher Lautung im Baltischen.

Ein Beitrag zur Fremdwortforschung dieser Sprachgruppe.

Die Vermischung einheimischer und fremder Synonyma ähnlicher Lautung in verschiedenen idg. Sprachen ist in letzter Zeit wiederholt behandelt worden. Ich nenne etwa VASMERS Deutung von abg. *gъsъ*, dessen unregelmäßiger Guttural der Umgestaltung eines dem lit. *žąsis*, lett. *zūoss* entsprechenden Worts unter dem Einfluß des Germ. zuzuschreiben ist (Ztschr. 2, 55ff.), sowie von ngriech. *μπάχας* 'Frosch' als einer Kontamination des einheimischen *βάθρας* und des turkotatar. \**μπάας* (Festschr. f. KRETSCHMER 276). Von sonstiger Literatur zu dieser Frage erwähne ich BRÜCKNER KZ. 46, 222<sup>1</sup>. 224, Arch. 20, 484ff. 491ff. 494. 511, MERINGER IF. 17, 151, SCHWYZER KZ. 56, 310ff., ENDZELIN Lett. Gr. 651ff. Ich habe bereits



TŽ. 3, 484 einige baltische Fälle besprochen, die ich hier noch erheblich vermehren will.

Wie BRÜCKNER Slav. Fremdw. im Lit. 143 und NIEDERMANN TŽ. 2, 440 gesehen haben, ist poln. *cmentarz* 'Kirchhof', das aus lat. *caementarium*, volksetymologischer Umbildung von *coemētērium*, entlehnt ist, dialektisch zufolge von Dissimilation von *m-n* zu *w-n* und Angleichung an *święty* 'heilig' zu *świntarz* geworden. Das lit. Fremdwort *šventorius*<sup>1)</sup> hat sich in gleicher Weise an das mit *święty* urverwandte und ihm auch dem Klange nach sehr ähnliche *šveñtas* angeschlossen.

Ebenso wird in lit. *šventablīvas* 'gottgefällig' (DAUKANT. Darb. 158, *szwionablīwę* = -ai 'in heiliger Nüchternheit' R. 2, S. 151) das polnische Suffix des zugrunde liegenden *świętobliwy* zwar beibehalten, das Kernwort jedoch lituanisiert; vgl. die letzte Stelle *karāls ėja į szwionto ž'āme, katrō jōs szwionablīwę gyw'āna* 'der König zog in das heilige Land, in dem er gottgefällig lebte'.

Изв. 17, 1, 10 hat BŪGA einleuchtend lit. *bezdžiōnė* 'Affe' als eine Entlehnung des russ. обез'яна unter Verknüpfung mit dem Verbum *bezdėti* 'pēdere' erklärt<sup>2)</sup>.

Das aus poln. *zedel* (*zydel*) 'Sitzbock, Pritsche, Sessel' entlehnte lit. *zedlus*<sup>3)</sup> erscheint bei DAUKANTAS außer in dieser Form (Būd. 139) auch als *sedlus* (a. O. 140), natürlich unter Angleichung an *sėdėti* 'sitzen', *sėdalas*, *sėdlynė* 'Sitz, Stuhl', *sóstas* 'Sessel, Thron' usw. (s. auch BŪGA KS. 1, 140. 280 ff.).

Lit. *strimagalviais*, -ėmis (Krėvės raštai 2, 57. 34) stammt aus russ. стремглав, wobei голова (глава) durch das verwandte, ihm auch lautlich ähnliche *galvā* ersetzt worden ist (IF. 45, 76<sup>3)</sup>).

Lit. *atklanė* 'Niederung, Abgrund' (MIEŽINIS, auch DAUKANT. Darb. sen. Lit. ir Ž'am. 4) ist eine Nachbildung von poln. *otchłań* (*odchłań*) 'Abgrund', das zu *chłonać* '(ver)schlingen' ge-

<sup>1)</sup> Über dessen Flexion s. auch BŪGA KS. 1, 6.

<sup>2)</sup> S. auch dens. KS. 1, 2.

<sup>3)</sup> Vgl. auch BEZZENBERGER Archiv. phil. I 137 (lexikalische Notizen, aus seinem Nachlasse von G. STUDERUS herausgegeben). Dem poln. Worte liegt ahd. mhd. *sēdal*, *sēdel* zugrunde.

hört. Bei der Entlehnung haben gewiß das homonyme *atklanē*, -*īs* 'Sandbank, seichte Stelle, Rand einer Pfütze, Lache, Flußkrümmung' sowie *klānas* (= lett. *klans*) 'Pfütze, Lache' und 'niedrig gelegener, feuchter Ort, Neigung, Senkung, Tal, Niederung' (DAUKŠA Post. 25) mitgewirkt<sup>1)</sup>, die im Ablaute zu *klōnis* 'niedrige Stelle im Acker' (MIELCKE 2, 358), 'Wegstreifen, Strich' (KUPIŠKIS), *klonīs* 'Tal' (DUSETOS) stehen<sup>2)</sup>.

Apreuß. *akiwijsti* 'öffentlich' liegt poln. *oczyszty* zugrunde; doch hat das mit *oko*, *oczy* urverwandte apreuß. *ackis* (= lit. *akis*, lett. *acs*) assoziatorisch hineingespielt. Ebenso ist preuß. *waldwico* 'Ritter' aus poln. *włodyka* hervorgegangen, indem *al* von den etymologisch im wurzelhaften Bestandteile entsprechenden *waldniku*, *waldūns* bezogen worden ist. Genau auf demselben Brett stehen der von BLESE Latv. pers. *vārdū un uzvārdū studijas* 1 (Riga 1929), 64 aus HEINRICHS Livl. Chronik belegte Eigenname *Vissewalde* = aruss. Вѣсволодъ mit Lettisierung des Hinterglieds (vgl. lett. *vāde*, *vāldīt*) sowie žemait. *valdymieras* 'Herrscher' (BŪGA ИЗВ. 17, 1, 6, ENDZELIN FBR. 10, 91).

In čech. *bavlna*, poln. *bawełna* 'Baumwolle' ist gleichfalls der zweite Teil slavisiert worden, da čech. *vlna*, poln. *wełna* auch lautlich dtsh. Wolle nicht fernstehen. Es war weiter für die Litauer nicht schwer, bei der Entlehnung des poln. Worts eine Angleichung an das einheimische *vīlna* 'Wolle' vorzunehmen; daher neben *bōvelna* auch *bōvilna*. Daneben ist dann das Litauische zu einer Nachbildung von Baumwolle ausschließlich mit indigenen Bestandteilen vorgedrungen. Schon Širv. Diet. bietet *bāwełna* = *wiłna unt medžio augunti* (auf dem Baume wachsende Wolle), *medžiawilne*; *bāwełniány* = *medžialininis, medžiawilninis, iš medžio wiłnos*. Heute ist *mėdvilnė* in der puristischen Schriftsprache ganz gebräuchlich, genau wie das Lettische jetzt *kūokvilna* bildet (vgl. lett. *kūoks* 'Baum'). So kann man auch bei der Übernahme von mnd.

<sup>1)</sup> Vgl. auch DAUKANT. Darb. 125 *walkioies paszaltynijs, paupejs, pakłaniemyjs*.

<sup>2)</sup> Über die verschiedenen Bedeutungen und weiteren Zusammenhänge s. BŪGA KS. 1, 272, ENDZELIN Lett. Wb. s. v. *klans*, W. SCHULZE KZ. 54, 223.

*krusedôk* 'gefältetes, gekräuseltes Tuch' ins Lettische zwei Stufen unterscheiden: 1. unverändertes *krīzduôgs*, 2. *krīzdrāna*, wobei im Hintergliede der Komposition die semasiologische Entsprechung von mnd. *dôk*, lett. *drāna*, verwandt worden ist<sup>1)</sup>.

Wie bei diesen Beispielen, so können wir auch die zunehmende Lituanisierung von poln. *swawola* 'Übermut, Ausgelassenheit' deutlich verfolgen. *svavalē*, also sich genau an das Original anlehnend, begegnet in GARLIAVA (Volksl. 8, 18. 19). In *sav(a)valia*<sup>2)</sup> ist das lit. Refl. eingeführt worden. Das Fremdwort im zweiten Teile ist geblieben, wobei allerdings hervorgehoben werden muß, daß auch einfaches *valià*, von BŪGA KS. 1, 36 für urverwandt mit poln. *wola* gehalten, üblich ist. Auch im Lett. treffen wir *savvaia* (daneben noch *patvaļa*) an. Auch diese Sprache kennt nacktes *vaļa*. Schließlich gibt es noch lit. *saunora* 'eigensinniger Mensch, Egoist', *sáunorus* 'eigensinnig, willkürlich', *savanora* 'Eigensinn' usw., ebenso jetzt lett. *pašgriba* 'Eigenwille', *pašgribīgs* 'selbstsüchtig', die kein fremdes Element mehr enthalten.

Poln. *swawola*: lit. *sav(a)valia*: *savanora* vergleichen sich mit poln. *dobrodziej* 'Wohltäter', *złodziej* 'Spitzbube, Dieb, Gauner': lit. *gera-piktadėjās*: *geradāris* (-*ỹs*), *piktādaris* (-*ỹs*). Allerdings ist hier wohl anzunehmen, daß das letzte Paar genau wie *labdarỹs* oder lett. *labdaris*, *laūndaris* spontan entstanden ist. Bei dem mittleren dagegen handelt es sich um eine Anlehnung an die poln. Muster, die dadurch erleichtert wurde, daß lit. *dėti* dem Begriffe 'tun, handeln' öfters nahe kommen kann; vgl. etwa ŠIRV. PS. 1, 381 *širdi sawo padeio arba padare kajp adamantu* = *serce swe uczynili iáko diáment*, ferner Redensarten wie *óży dařžininku dėti* 'den Bock zum Gärtner machen', *às taviņ dėtās* 'ich an deiner Stelle' sowie lit. *dėtis*, lett. *dētiēs* = poln. *dziać się* 'geschehen, vor sich gehen'; lit. *dėtis* kann außer-

<sup>1)</sup> ZĒVERS IMM. 1929, 2, 199.

<sup>2)</sup> Vgl. *sawwála* DAUKŠA Post. 31, *sawawálei* ibd. 13, *sawawalnai* = *swawolnie* in der Wolf. Post. MLLG. 5, 119 und bei Malch. Pietk. Arch. 13, 570 usw. (s. BŪGA KS. 1, 54).

dem 'sich als etwas ausgeben' bedeuten<sup>1)</sup>. Es ist bemerkenswert, daß bereits ŠIRVYDAS Dict. einerseits bietet: *dobrodziey* = *gieradeia*; *dobroczytność* = *gieradeiste*; *złoczyńca* = *piktadeia*; *złoczyństwo* = *piktadeiste*, andererseits *dobrodzieystwo* = *gieradariste*, *gieradarimas*.

Poln. *poddany* 'untertan, untergeben' findet zunächst regulär als *padōnas* in das Lit. Eingang. Da aber lit. *dūoti* und poln. *dać* sich in der Bedeutung decken und lautlich nicht sehr verschieden voneinander sind, trifft man auch häufig die Schreibung *paduōnas* an. Schließlich erhalten, da lit. *pō*, *pa-* oft funktionell mit slav. *podъ* übereinstimmen<sup>2)</sup>, *padōnas*, *paduōnas* auch in der Endung das Aussehen eines Partic. praeter. pass. von *padūoti*. Sagte man doch auch, wie lett. *paduōtiēs*, so lit. *pasidūoti* = poln. *poddać się*, russ. *поддаться* (vgl. Jonišk. Wolt. 329, 23); die baltischen komponierten Verba können Übersetzungsentlehnungen aus dem Slav. sein; es läßt sich aber auch die Annahme einer unabhängigen Parallelentwicklung nicht von der Hand weisen. *paduotas* findet sich u. a. bei WILLENT Enchir. 22, 29; 23, 17. 18 u. ö., während er ibd. 23, 3 *padonas* gebraucht. Nur mit *o* erscheint andererseits lit. *donis* 'Tribut' aus poln. *dań*. Die Schreibung mit *uo* kommt höchstens da vor, wo *o* und *uo* lautlich zusammenfallen<sup>3)</sup>. Daß allein *donis* berechtigt ist, beweisen die von BŪGA<sup>4)</sup> zitierten altlit. Belege, außerdem zahlreiche Stellen aus DAUKANTAS. Dieser unterscheidet konsequent das Lehnwort *donis* von dem echtlit. Äquivalent *duoklė* (vgl. Darb. 144. 182 u. ö.).

BRÜCKNER Arch. 20, 493 erwägt die Möglichkeit, daß lit. *paklusnūs*, *-nas* 'gehorsam'<sup>5)</sup> Umbildungen des in älterer Zeit häufigen *paslušnus* (aus poln. *postuszny*) sind. Hier hat das

<sup>1)</sup> S. zu allem diesen Verf. Synt. d. lit. Kas. § 209. 210, JABLONSKIS<sup>2</sup> 72, Linksn. ir prielinksn. 90, BŪGA Изв. 17, 1, 9. Der letztere erklärt auch das *ė* von *nedėlia*, statt dessen man den Gepflogenheiten der Lehnwörter gemäß *ie* erwartet, aus Anschluß an *dėti*.

<sup>2)</sup> Vgl. für das Präfix ENDZELIN Лат. предл. 2, 71ff., Lett. Gr. 515, für die Präposition zuletzt meine Synt. d. lit. Postpos. u. Präpos. 145ff.

<sup>3)</sup> BŪGA Изв. 17, 1, 7, KS. 1, 166.

<sup>4)</sup> A. a. O.

<sup>5)</sup> LESKIEN Abl. 299, Nom. 355, SPECHT Szyrwidausgabe 33.



schon vorhandene Verbum *paklūsti* 'gehörchen', eingewirkt, das mit *klausyti* 'hören' usw. ablautet. Dazu kommt, wie ich ergänzend bemerke, daß lit. schon ein *paktusus* (ŠIRV. Dict. unter *postuszný*) bestand. Ich erinnere auch an das „Reimwort“ *glusnūs* 'gehorsam'. Dies gehört etymologisch zu abg. *gluchъ* 'taub'. Zur Semasiologie vergleicht BŪGA PΦB. 66, 236 žem. *klūsas* 'etwas taub, schlecht hörend' (KVĖDARNA, RIETAVAS). Die Bedeutungsdivergenz gegenüber *klusūs* 'über ein gutes, scharfes Gehör verfügend' (JUŠKEVIČ s. v., KONCEWICZ MLLG. 1, 227, aus Šeduva) ist nicht befremdend. Als Grundbedeutung ist 'still, stumm' anzusetzen (vgl. poln. *gluchy*, griech. *κωφός*, die sowohl 'taub' als 'still, stumm' heißen). Die Begriffsverwandtschaft zwischen 'still' und 'aufmerksam zuhörend, gehorsam' wird bestätigt durch lett. *kluss* 'still, ruhig', *klusēt* 'still sein, schweigen' gegenüber lett. *klāusīt* 'hinhören, gehorchen'. Weitere Parallelen geben ENDZELIN s. v. *klāusīt* und besonders MEILLET MSL. 15, 338. Ich füge nhd. *aufhören* hinzu, wofür mhd. noch bloßes *hæren* üblich ist.

Es begegnet auch der Fall, daß ein baltisches Kompositum, das ursprünglich einen ganz anderen Sinn besaß, unter dem Einflusse eines slavischen, das aus zwei Elementen besteht, die denen des baltischen Worts semasiologisch und phonetisch nahestehen, eine Umdeutung erfährt. Lett. *priekšmets* heißt, seiner Herkunft gemäß (*priekš* 'vor' + *mest* 'werfen'), zunächst 'eine Art Netz beim Fischen im Bache'. Seit KRONWALD aber bezeichnet es daneben mit Vorliebe 'Gegenstand, Lehrfach'. Dies ist sicherlich durch russ. предмет veranlaßt worden, das wie poln. *przedmiot* Übersetzungsentlehnung von lat. *obiectum* ist.

Gelegentlich wird im Balt. ein aus einer Kultursprache übernommenes Wort dadurch umgestaltet, daß man es mit einem Synonymum einer anderen, das im Gefolge einer neu eindringenden Strömung dem Volke bekannt wird, assoziiert. Durch die orthodoxe Kirche drang aruss. крѣстъ 'Kreuz' ins Lettische als *krists*. So sagt man noch heute im Hochlettischen. Da die Letten andererseits von der römisch-katholischen Geistlichkeit das lat. *crux* zu hören bekamen, entstand durch Ver-

mischung von *kristis* mit diesem die Form *krusts*, die in den meisten lettischen Mundarten herrschend geworden ist (s. ENDZELIN s. v., unrichtig BŪGA Arch. phil. 1, 38).

Auch im Lit. kommt *kriksštas*, das für gewöhnlich 'Taufe' heißt, noch als 'Kreuz' vor; besonders wird es von dem Grabkreuze gebraucht (vgl. MIELCKE 122a, NESSELMANN 227ff., JUŠK. und RYTERIS s. v.). BEZZENBERGER Beitr. z. Gesch. d. lit. Spr. 105. 296 belegt *ant kriksztakelu* 'auf die Kreuzwege' aus dem in Königsberg 1701 erschienenen Neuen Testament (Matth. 22, 9); vgl. noch ŠIRV. Dict. s. v. *krzyżowa drogą abo ulicą* = *krikszta kielas*; *krzyżowe dni* = *kriksztadienos*. Das gewöhnliche Wort für 'Kreuz' ist im Lit. *krýžius*. Es stammt wie preuß. *scrīsin* aus poln. *krzyż*.

Es hat nicht an Versuchen gefehlt, für 'Kreuz' eine echtlit. Bildung zu prägen; freilich ist diesen auf die Dauer kein Erfolg beschieden gewesen. DAUKANTAS verwendet *skersis* 'Querholz' ein paar Male in der Bedeutung des Kreuzes; vgl. Būd. 8 *skersį arba križių*, Phädr. 26 *skėrsie ispylotas* 'ins Kreuz eingespannt'. *skersis*, lett. *šķērsis* ist von *skešsas*, lett. *šķērss* 'quer' abgeleitet. Es war nicht gewaltsam, es auch im Sinne 'Kreuz' zu gebrauchen, da kreuz und quer verwandte Begriffe sind. Ich erinnere an die der deutschen Verbindung genau entsprechenden lit. *skers-kryžiais*, lett. *krustiem šķērsām*. Lit. *krýžkelis*, lett. *krustceļš* und lit. *skerskelis*, lett. *šķērsceļš* sind wie dtsh. Kreuzweg und Querweg gleichfalls Synonyma.

Nicht ungewöhnlich ist im Baltischen sogenannte Präfix- und Suffixvertauschung, d. h. Ersatz dieser Formantien durch echtbaltische, die den fremden funktionell und lautlich ähnlich sind. So machen slav. Wörter auf *-ownik* bei ihrer Entlehnung ins Lit. solchen auf *-auninkas* Platz. An sich ist letzteres ein echtlitauisches Suffix, das, an Verben auf *-auti* erwachsen, sich zu diesen verhält wie poln. *-ownik* zu den Zeitwörtern auf *-ować*<sup>1)</sup>. *keliāuniņkas*, *kariāuninkas* stehen daher neben *keliāuti*, *kariāuti* wie etwa poln. *wartownik*, *wędrownik* (woraus mit Suffixsubstitution lit. *vartauniņkas*, *vandrauniņkas*) neben

<sup>1)</sup> S. darüber SKARDŽIUS Šviet. d. 1927, 59ff., 1929, 235ff.

*wartować, wędrować; wojownik* neben *wojować* usw.<sup>1)</sup>. So entsprechen sich auch lit. *pulkauninkas*, *gvaltauninkas* und poln. *pułkownik*, wruß. полковник<sup>2)</sup>, poln. *gwatownik*. In Lehnwörtern aus dem Ndd. gibt lett. *-inš* das dortige *-ing* wieder; vgl. *kēniņš* 'König', *lādiņš* 'Ladung', *slaktiņš* 'Schlacht', *stridiņš* 'Streit' usw.; d. h. das ndd. Suffix ist an das lettische Deminutivformans angeglichen worden. Dieses *-inš* ist dann produktiv geworden und findet auch bei echtlett. Wörtern, die z. T. mit den Mustern bedeutungsverwandt sind, Verwendung. So sagt man nach den beiden letzten Beispielen auch *cinīņš* 'Kampf', *kaūtiņš* 'Schlacht' usw.<sup>3)</sup>.

Viele Beispiele für die in Rede stehende Erscheinung des Suffix- und Präfixwechsels liefert die im äußersten Südosten des litauischen Sprachgebiets gelegene Gegend von Slanimas, in der die Russizismen begreiflicherweise besonders stark vertreten sind:

a) *utarina* 'sagte' MLLG. 4, 1, 170 ff. (ebenso *utarič* 'schwätzen', *utarka* 'Sprechweise' in Ašmena und Dieveniškis, s. s. ö. von Wilna, a. O. 178) aus wruß. *рыториць* 'schwätzen' unter Angleichung an *tarīti*, *taryti*<sup>4)</sup>, *otvietino* = отвѣтил 170, *ana neatsichilina* = она не отхилилась 172 (vgl. apreuß. *pogattawint* aus poln. *pogotować*)<sup>5)</sup>;

<sup>1)</sup> Vgl. zum Poln. UŁASZYN in BENNI, Łoś etc. Gramatyka języka polskiego 219. 220.

<sup>2)</sup> Daß lit. *pułkas*, lett. *pūlks* aus Bedeutungsgründen für sehr frühe Entlehnungen aus dem Slav. gehalten werden müssen, d. h. auf aruss. *пѣлкѣ* zurückgehen, zeigt jetzt ausführlich SKARDŽIUS Arch. philol. 1, 216.

<sup>3)</sup> ENDZELIN Lett. Gr. 233, ZĒVERS IMM. 1927, 1, 230. Von Suffixvertauschungen in anderen idg. Sprachen erwähne ich etwa lakon. *Ἐλευθρία* Damononstele IG. V 1, 213, 11. 31 (= *Ἐλευθρία*); s. G. MEYER Griech. Gr.<sup>3</sup> 154, BRAUSE Lautlehre d. kret. Dial. 14<sup>2</sup>, etwas anders BOURGUET Dialecte lacon. 50. Engl. *righteous* beruht auf ae. *rihtwīs*, indem das Hinterglied an das romanische Formans-*-eous* angeglichen worden ist. Nach BRÜCH Kretschmerfestsch. 10ff. (etwas modifiziert von DEBRUNNER IF. 44, 336ff.) ist germ. *\*katilus* aus lat. *catinus* nach anderen germ. Werkzeugsbezeichnungen umgestaltet worden; got. *asilus* gegenüber lat. *asinus* erklärt sich nach ihm aus dem Einflusse 'fruchtbar' bedeutender *-l-* Nomina (vgl. ahd. *fasal*, mhd. *vasel* usw.).

<sup>4)</sup> BRÜCKNER KZ. 46, 224.

<sup>5)</sup> S. auch BŪGA KS. 1, 71.

b) *intapīt* = у-, попить 171; *sustvarējo* und *sutvariĵo* 'schuf' Dieveniškis 184, 5; 185, 5, Kontamination von *cотво-рил* und dem ebenda gebrauchten *sutvērē*, das freilich eventuell Übersetzungsentlehnung des slavischen Ausdrucks ist, da altüberkommen nur die Bedeutung 'ergreifen, fassen' des lit. *tvėrti* sein dürfte<sup>1)</sup>; vgl. lett. *paġērēt* 'begehren'.

Auch umgekehrt begegnen wir in diesen Mundarten echtlit. Verben, die mit slav. Präfixen komponiert sind. Wir haben also hier eine Parallele zu den baltischen Zusammensetzungen mit *da-*, deren Präfix, wenn es selbst aus baltoslav. Zeit stammen sollte, sich doch unter Einwirkung von slav. *do* nur in solchen Gegenden erhalten hat, wo der slavische Einfluß besonders stark ist<sup>2)</sup>, ferner zu lit. *priėdgalvis* Bretk. Post. 2, 236<sup>3)</sup> = *priėgalvis* 'Kopfkissen' durch Anschluß an poln. *przed*, russ. п(е)ред; vgl. aus anderen idg. Sprachen engl. *to renew*, *rebuild*, *squeeze* 'drücken, quetschen' (afr. *es-* aus lat. *ex-* + ae. *cwiesan*) usw. So lesen wir in Ašmena:

MLLG. 4, 177 *ne razdauž* 'zerschlage, zerbrich nicht!' (vgl. russ. разби(ва)ть, разламывать, разломать, letgal. Beispiele bei Kivrāne FBR. 10, 33), 176 *padeima* 'kommt heran' (vgl. russ. подойти, подходить)

Zu dem letzten Worte sei in formaler Beziehung bemerkt, daß das Verbum des Gehens in dieser Gegend als *eimu*, *eima*, *eimam* usw. flektiert; d. h. *eimi* ist im Endvokal an die thematische Konjugation angeglichen worden und hat dann die weitere Präsensflexion hervorgerufen. Auch in Slanimas (a. O. 171, 2) sagt man *tu eimi* neben 3. Pers. *ei*. Mit *eimu* usw.<sup>4)</sup> vergleicht sich genau lett. dial. *iemu*, *eimu*, *iemam*, *eimam* usw. (ENDZELIN Lett. Gr. 546. 557ff.), lett. *esmu* 'ich bin', auch lit. *esmi* žem. Katech. von 1838, MSL. 13, 125, ferner Šiauliai-Panevėžys GEITLER Lit. Stud. 34, 18, Anykščiai laut SCHLEICHER Donalitusausg. 336, Onuškis (Bez. Trakai) Wolt. 394, 27, usw.,

<sup>1)</sup> BŪGA KS. 1, 168ff.

<sup>2)</sup> ENDZELIN Лат. предл. 1, 72ff., Lett. Gr. 499ff.

<sup>3)</sup> Auch NESSELMANN 239, KURSCHAT, RYTERIS Lietuv.-latv. žodynas.

<sup>4)</sup> Ebenso *giemu* 'singe', *mes giemam* usw. in Ašmena.



2. Sg. *esmi* bei Bretkun (BEZZENBERGER Beitr. 198. 200), *duomu* TVEREČIUS Wolt. 379, 24, preuß. *asmu* usw.<sup>1)</sup>.

Gelegentlich werden slavische mit *o* oder *ob* komponierte Wörter bei ihrer Übernahme ins Litauische in der Weise etwas mehr den Gepflogenheiten der letzteren Sprache angepaßt, daß man das slavische Präfix durch das ihm semasiologisch entsprechende *ap-* wenigstens fakultativ ersetzt<sup>2)</sup>:

Malch. Pietk. Arch. 13, 585 *ne ápmulnay* = poln. *nie omylnie* 'untrüglich', ŠIRV. PS. 2, 91 *apvazas* = poln. *obóz* 'Wagenburg, Heereslager', *apsaba* (= *asabà* 'Person', aus poln. wruß. *osoba*) MEMEL MLLG. 1, 70, auch Priekulė (Prökuls) im Memelgebiete nach BEZZENBERGER Lit. Forschg. 96<sup>3)</sup>.

Was die beiden letzten Beispiele anbetrifft, so ist *apvazas* nach *ap-* + *vėžti* (vgl. noch *vāžis* 'Schlitten', *ūžvažas* 'Auffahrt', *pavažà* 'Schlittenkufe' usw.<sup>4)</sup>) bis auf das *z* umgestaltet worden; denn auch das entsprechende poln. *obóz* aus\* *obvozz* gehört zu *obwieźć*, *obwozić*. Gegenüber dem poln. Worte beruht *apvazas* auf Rekombosition. Lautgesetzlich schwindet *v* hinter Labialen im Baltischen und Slavischen. Analogische Wiederherstellung aber gewahren wir öfters<sup>5)</sup>; vgl. *apvalūs* 'rund' neben žem. *apalūs*, lett. *apaļš*; *apvyniai* 'Hopfen', lett. *apvīni* : *apyniai*, lett. *apīni* (vgl. lit. *výti*, lett. *vīt* 'winden'<sup>6)</sup>) usw.

Bei der Entstehung von *apsaba* kann auch das bedeutungsverwandte *ābrozas* (aus wruß. poln. *obraz*) mitgewirkt haben; vgl. MEMEL a. O. *nēks ne b' iszpažis Dėwo ābrozà i āpsabà vargingo žmógaus* 'niemand wird Gottes Abbild in der Person eines elenden Menschen erkennen'. Das im Žemait. neben *abrozās*

<sup>1)</sup> S. noch JABLONSKIS<sup>2</sup> 97, Verf. IF. 46, 56, SPECHT II 51. 113 u. ö.

<sup>2)</sup> Parallelen aus den klassischen Sprachen, wo ebenfalls nicht selten die Anfangssilben von Fremdwörtern nach einheimischen Präfixen, an die der Anlaut irgendwie erinnert, umgestaltet werden, s. bei WEISE BB. 5, 75ff.

<sup>3)</sup> S. noch GEITLER Lit. Stud. 77, BEZZENBERGER MLLG. 1, 46.

<sup>4)</sup> LESKIEN Abl. 357.

<sup>5)</sup> S. über das Baltische ENDZELIN Lett. Gr. 153, SPECHT Szyrwid-ausgb. 22, Verf. Ztschr. 6, 95ff. (mit weiterer Literatur).

<sup>6)</sup> SCHRADER bei Hehn Kulturpfl.<sup>7</sup> 480. 570.

auf tretende *abrozdas*<sup>1)</sup> beruht auf „umgekehrter Schreibung oder Aussprache“<sup>2)</sup>. Da altes *zd* vielfach im Žemait. zu *z* wurde und im gleichen Paradigma *zd*- und *z*-Formen wechselten<sup>3)</sup>, so wurde *zd* hin und wieder auch da angewandt, wo es nicht hingehörte; so außer in *abrozdas* noch in den Fremdwörtern *Jēz(d)us*, *rāz(d)ūmas* (BŪGA PΦB. 65, 302). *abrozdas* kommt gelegentlich auch aukštaitisch vor<sup>4)</sup>; auch dort findet sich hin und wieder, wenngleich nicht in demselben Umfange wie im Žemait., Wandel von *zd* in *z* (vgl. BŪGA a. O. über *eržėti* = *erzdėti* ‘brummen, knurren’ aus Dusetos, das nicht weit von Užpaliai, das ebenfalls *ābrazdas* bietet, gelegen ist). Nach Analogie von *zd* neben und statt *z* tritt hin und wieder unberechtigtes *st* für *s* in slavischen Lehnwörtern des Žemait. auf:

*čiēstas* = *čėsas* Žt., S. 364—366. 369, *oustai* ‘Schnurrbart’ DAUK. Būd. 34. 234, *uostai* Valanč. Prad. 221, Žem. viskup. 2, 153 (auch sonst žemait., s. DORITSCH Beitr. z. lit. Dial. CCXXXII ff.) neben aukštait. *ūsaĩ*, lett. *ūsas*.

*uostai* (*oustai*) hält LESKIEN Nom. 533 zwar für unverwandt mit poln. *uqs*, russ. *yc* und läßt das *uo* (*ou*) in žemait. Weise auf *q* zurückgehen. Dies ist aber nicht wahrscheinlich; vor allem ist ein *-t*-Suffix in diesem Worte nicht zu erweisen. Vielmehr ist *uostai* (*oustai*) ein weiteres Beispiel für die im Litauischen in Abweichung vom Lettischen seltene Vertretung des russ. *y* durch *uo* statt des gewöhnlichen *ū* (s. andere Fälle bei BŪGA Иаб. 17, 1, 15). Apreuß. *wanso* Voc. 100 ist in derselben Weise aus poln. *uqs* entlehnt<sup>5)</sup> wie lit. *rañdas* ‘government, valdība’

<sup>1)</sup> Vgl. SCHEU-KURSCH. 69, 17, DAUKANT. Darb. 168. 192. 208<sup>1</sup>, Abécélé 1 usw.

<sup>2)</sup> Weitere balt. Beispiele dieser Erscheinung s. bei ENDZELIN Иаб. 17, 4, 131 ff., Lett. Gr. 132 ff. 172; s. noch Verf. Ztschr. f. slav. Phil. 6, 89<sup>1</sup>; BŪGA Liet. asmens vardai 36 ff.; ŽODYNAS CXI. CXX ff. CXXII ff. CXLVIII, TŽ. 1, 432 ff.

<sup>3)</sup> Vgl. žem. *veiz(d)ietī*, *powiza*, *-ius* ‘Aussehen, Anblick, Gesicht’ sehr oft DAUKANT., *povizoti* ‘Blick werfen’ Darb. 39. 91.

<sup>4)</sup> Margar. theol. laut BEZZENBERGER Beitr. 269 und BŪGA ŽODYNAS s. v., GARLIAVA L.- Br. 275, Užpaliai DORITSCH Beitr. z. lit. Dial. 52, 72, 8.

<sup>5)</sup> Entlehnung aus dem Poln. nimmt mit Recht BRÜCKNER Arch. 20, 495, Stown. etym. 604 an, unrichtig TRAUTMANN Baltoslav. Wb. 341.

aus poln. *rząd*; *urandas*, žem. *wrondas* DAUKANT. Cornelübers. 164, Darb. 208 aus poln. *urząd*, während *rēda(s)*, *wrēdas* dem WRUSS. (у)ряд entstammen (s. auch BŪGA ИЗВ. 17, 1, 9ff.).

Von Hypernormalismen der Formenlehre füge ich zu den von BŪGA TŽ. 1, 432ff. zitierten (Dat. *ischmintim* Wolf. Post. usw.) aus DAUKANTAS:

Akk. pl. *indajs szwentajs* 'heilige Gefäße' Darb. 143 neben *indas szwentas* 62. 81, wo der im žemait. Instr. pl. der -ō-St. reguläre Wechsel von -ais und -as auf den Akk. pl. der -ā-St., der eigentlich nur auf -as ausgeht, übertragen worden ist; Darb. 185 *žmonis nebturiedamis kq bemysty* 'da die Menschen nicht hatten, wovon sie sich nähren konnten' erklärt sich daraus, daß Akk. *kq* und Instr. *kuo* im echten Žemait. in der Form *kou* zusammenfallen.

Ein weiteres Beispiel von Ersatz des slav. *ob-* durch lit. *ap-* ist *apydyti* 'beleidigen', wie DAUKANTAS öfters (Cornelübers. 84. 87. 149. 228 usw.) für das aus WRUSS. *оби́дѣ* entlehnte *abỹdyti* sagt. Das Subst. erscheint dagegen bei ihm, wruss. *оби́да* entsprechend, ausschließlich als *abyda*. Dies erklärt sich daraus, daß dieses wegen der kurzen Gestalt des zweiten Teils viel weniger den Anschein eines Kompositums erweckte als das abgeleitete Verbum.

BRÜCKNER KZ. 46, 225 zitiert aus JUŠKEVIČS Wörterbuch *apleravoti* 'polieren' (Veliuona). Er deutet dies richtig daraus, daß man in poln. *polerować* die erste Silbe fälschlich als präfixales *po-* faßte und diese bei der Entlehnung durch ein ähnliche Funktionen erfüllendes lit. Präfix ersetzte. Dies wurde, wie ich ergänzend bemerke, dadurch besonders erleichtert, daß man poln. neben *polerować garnki* 'Töpfe polieren' auch *polewać (polać) garnki* 'Töpfe (mit Glasur) übergießen' sagen kann. und daß diesem poln. Kompositum der Bedeutung und im zweiten Gliede auch der Herkunft nach ein lit. *aplieti* entspricht.

Auch slav. Komposita mit *sǔ(n)-* 'zusammen' können, ins Baltische entlehnt, das Präfix durch ein synonymes lautlich nahestehendes und einheimisches ersetzen. Ich nenne *apreuß. salūban* 'Ehe', lit. *sqliūba, suliūba* 'Vereinigung aus Neigung'

(NESSELMANN Wb. 374) neben *šliūbas* aus poln. *ślub* 'Trauung, Vermählung, Gelübde Gelöbnis'<sup>1</sup>).

Poln. *sejm* 'Landtag, Reichstag', das dem abg. *σῆμη* 'συνέδριον' (vgl. abg. *σῆμητι* *σε* 'συλλαμβάνεσθαι' und 'συντρέχειν, συνέρχεσθαι, συνάγεσθαι') entspricht, erinnert äußerlich an die baltischen Ausdrücke für 'zusammenkommen, Versammlung', lit. *su(s)iēiti*, *susiėjimas*, lett. *saiet*, *saietiēs*, die Zusammensetzungen von lit. *su-*, lett. *sa-* mit lit. *ēiti*, lett. *iēt* 'gehen' sind. Deshalb entsteht im Lettischen kontaminiertes *saeīma*, seltener *saeja*, ein Neologismus der letzten Jahrzehnte. Auch lit. hat man um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts sich bemüht, dem pol. *sejm*, *sejmować* 'Landtag abhalten' in gleicher Weise ein einheimisches Aussehen zu geben. Daher bildet DAUKANTAS *suejmas*, *suejmaroti*; vgl. Būd. 172 *kėlti sėėjimą* 'Landtag einberufen' und *sėėjimavoje*, 69 *sėėjimusi* 'in den Seims' neben *sosiėjusis* 'sich versammelnd' usw. Freilich ist man in moderner Zeit zu *seīmas*, wovon man das Denominativ *seimāuti* ausgehen läßt, zurückgekehrt.

Auch sonst hat DAUKANTAS mit verschiedenen aus irreführender etymologischer Spekulation geschaffenen Umgestaltungen von Fremdwörtern wenig Glück gehabt, und man ist darüber meist zur Tagesordnung geschritten. So konstruiert er Būd. 52. 60 ein *suvodba* 'Hochzeit' in der Meinung, daß das in Wahrheit aus wruuss. свадьба (poln. *swadźba*) entlehnte *svodbā* = *suvedimas* (*sū* + *vėsti* 'in matrimonium ducere') sei, genau wie er lett. *kāzas* 'Hochzeit' an der ersten der beiden Stellen zu *kozos* lituanisiert und annimmt, das lettische Wort rühre davon her, daß man in alter Zeit der Jungvermählten die Zöpfe (*kāsos*) abschnitt, eine Erklärung, die den kindlichen etymologischen Versuchen des Altertums nicht nachsteht. In Wirklichkeit ist lett. *kāzas* eine Rückbildung von dem zu estn. *kāza* 'Gatte' hinzugeschaffenen *kāziniēks* 'Hochzeitsgast' (vgl. auch liv. *kāzgond* 'Hochzeit' und THOMSEN Berør. 257, ENDZELIN Wb. s. v. *kāzas*)<sup>2</sup>.

<sup>1</sup>) S. auch BRÜCKNER Arch. 20, 489. 492. 506. 509ff. (wo noch weitere altpreuß. Beispiele), Słown. etym. 531ff., TRAUTMANN Altpreuß. Sprachdenkm. 417.

<sup>2</sup>) Auch žem. *svots* 'Hochzeit' (MEMEL MLLG. I, 76, KRETINGALĖ ibd. 2, 42, LÖBARDTEN BEZZENBERGER Lit. Forschg. 40, 5) ist nach-



Zur Deutung von *saklyčia*, *sekljčia* 'Stube, Kammer, Gaststube', das aus poln. wruś. *światlica* umgestaltet worden ist (BŪGA KS 1, 32), bedient sich DAUKANTAS Būd. 24 eines neu angesetzten *sauklicze* von *sau*, *save* usw. und žem. *kliesti* = hochlit. *klėsti* 'bedecken, schützen,' *kame žmones sawi nu darganos galieį pakliesti* 'wo sich die Menschen vor feuchter Witterung schützen konnten' (!)

In DAUKANTAS' Schriften finden sich viele dem Lettischen ähnliche Ausdrücke. Zum Teil rühren diese natürlich daher, daß das Žemaitische mannigfache Gemeinsamkeiten mit dem Lettischen aufweist<sup>1)</sup>, die nicht selten, wie lautliche Kriterien beweisen, sich in beiden Sprachen aus einem kurischen Substrat erhalten haben<sup>2)</sup>; manches hat das Žemaitische direkt dem Lettischen entlehnt<sup>3)</sup>. Bisweilen läßt sich jedoch nicht entscheiden, ob DAUKANTAS die zum Lettischen stimmenden oder daraus entlehnten Wörter aus seiner Mundart geschöpft oder von sich aus dem Lettischen entnommen hat. War er doch nicht allzu weit von der lettischen Grenze geboren und aufgewachsen; außerdem war er etwa 10 Jahre (1825—1834) als Sekretär des Generalgouverneurs von Riga tätig und lebte auch später wiederholt bei Bekannten in Lettland<sup>4)</sup>. So benutzt er lettische Wörter absichtlich zu etymologischen Zwecken, s. o. über *kāzas*, vgl. ferner die Erklärung von *lōbis* 'Reichtum, Habe' durch *lopas*,

trüglich aus *apsisvotauti* 'sich verheiraten' (MEMEL MLLG. 1, 76) und aus dem ebenfalls dort üblichen *svotauninkai* 'Hochzeitgäste' abstrahiert worden, die, wie poln. *swadźba*, *swatac* 'Ehe stiften', *swatac się* 'freien' von *swat* 'Brautwerber, Heiratsvermittler', von dem mit *swat* synonymen und daraus entlehnten *svōtas* abgeleitet sind; s. über retrograde Bildungen im Balt. besonders BRÜCKNER KZ. 46, 221. 226, MEILLET MSL. 12, 213, NIEDERMANN Festschr. Kāgi 82 ff., IF. 15, 104 ff., Clotta 19, 4 ff., ENDZELIN Wb. s. v. *dzeģuze* und *āita*, ZĒVERS IMM. 1928, 2, 202; 1929, 2, 69 ff., 199; BLESE Latv. pers. vārdu un uzvārdu studijas 1 (Riga 1929), 173.

<sup>1)</sup> S. etwa SPECHT Stand u. Aufg. der Sprachw. 626 ff.

<sup>2)</sup> BŪGA Žodynas CIX. CXXIII ff.

<sup>3)</sup> Vgl. etwa BŪGA KZ. 51, 117 über žem. lett. *lieta* 'Sache, Ding'.

<sup>4)</sup> Über DAUKANTAS' Lebensgang und Beziehungen s. M. BIRŽIŠKA Mūsų raštų istorija I<sup>2</sup> (Kaunas 1925), 87 ff., ZAJAČKAUSKAS Lietuvių literatūros vadovėlis (Vilna 1928), 85 ff.

gebildet aus lett. *luōps* 'Vieh' (Būd. 32), von russ. мужик 'Bauer' durch lett. *mūžīgs* 'ewig' als 'ewig dienende Leute' (Būd. 170).

Für 'Blume' sagt DAUKANTAS oft *puika*, *poika* (Būd. 28. 133, Darb. 32). Dies Wort ist laut BŪGA ПФВ. 66, 228 auch in Švenčionys (n. ö. von Wilna) gebräuchlich. Es stammt aus lett. *puķe*, das seinerseits ein Lehnwort aus liv. *puk'k'*, *put't* ist (THOMSEN Berør. 274, ENDZELIN s. v.). Lit. *puika* ist dann mit *puikūs* 'schön, prächtig' volksetymologisch kombiniert worden und hat dessen Diphthong erhalten<sup>1)</sup>. Dies wurde dadurch begünstigt, daß 'blumenreich' und 'geschmückt' verwandte Begriffe sind; vgl. lett. *puķuōt* 'mit Blumen bestecken, mit Blumen schmücken', dann 'ausschmücken, ausstatten' schlechtweg, daher *puķuots lakats* 'geblühtes, farbenprächtiges Tuch', *puķuotas drānas* (Gramsden) 'farbiges Zeug'<sup>2)</sup>. Aus dem Lit. läßt sich die Bedeutungsverwandschaft veranschaulichen an Redensarten wie DAUK. Cornelübers. 134 (Epam. 5, 1) *touintimpinie kalbo puikoutas* = *in perpetua oratione ornatus*: Darb. 40 *poikoutas tonkas* 'blumenreiche Wiesen'; 77 *Žiamaitiu žiamy iš poky daržely i tijrus pawirta* 'das Land der Žemaiten verwandelte sich aus einem schönen (d. i. blumenreichen) Garten in Steppen': 163 *puoki szietra* 'in ein mit Blumen geschmücktes Zelt'.

Angleichung des Suffixes eines slavischen Worts an ein ähnlich klingendes, in den Gesamtsinn hineinpassendes lit. Subst. gewahrt man in lit. *turgārietė* 'Marktplatz'. Dies ist unter dem Einflusse von *vietà* 'Ort, Platz' aus *turgawiczia* (poln. *targowica*) umgewandelt worden. *turgawiczia* lesen wir noch bei WILLENT EE. 65, 16/17, BRETKUN Jesa. 23, 3 (BEZZENBERGER Beitr. 139); vgl. noch *targowisko* = *turgavičios* Širv. Dict.

Endlich begegnet noch der Fall, daß ein im Baltischen aufgenommenes, fremdes Wort, das so aussieht, als sei es eine Ableitung von einem der gleichen Begriffssphäre angehörigen einheimischen, ein neues Suffix erzeugt, das nunmehr auch an sonstige baltische oder entlehnte Bezeichnungen tritt. Lett. *karuōgs* 'Fahne, Panier' stammt aus aruss. хоругвь; indem es

<sup>1)</sup> BŪGA ist der Hergang noch nicht klar gewesen.

<sup>2)</sup> A. ÅBELE FBR. 9, 103.

volksetymologisch auf *karš* 'Krieg' bezogen wurde, löste sich suffixales *-uogs* los, und man bildete nunmehr auch *vairogs* 'Schild' (: *vairīties* 'sich hüten'), *zīmogs* 'Stempel' (: *zīme* 'Zeichen, Merkmal'), *mērogs* 'Maßstab, Richtschnur' (: *mērs* 'Maß', Lehnwort aus russ. мѣра)<sup>1)</sup>.

Kiel.

ERNST FRAENKEL.

### Nordische Lehnwörter im Russischen.

1. Russ. *bardy* „Walfischbarte“ ist im Kreise Kola d. Gouvernements Archangelsk gebräuchlich. С. ПОДВЫСОКІЙ СЛОВАРЬ АРХАНГ. НАР. s. v. — Diesem Worte können lautlich und semasiologisch sowohl holl. *baarden* (s. Woordenboek d. nederl. taal) oder niederd. *barden* (s. SANDERS Handwörterbuch d. deutsch. Sprache) wie dän.-schw.-norw. *barder* (s. DAHLERUP Ordbog ov. d. danske Sprog; Sv. akademiens ordbok; BRYNILDSSEN Norsk-tysk ordbog) — alle mit der Bedeutung „laminae corneae balaenarum“ — zugrunde liegen. Von diesen Erklärungsmöglichkeiten dürfte die norwegische am besten mit dem lokalen Charakter des Wortes übereinstimmen. Die russischen Kolakolonisten kamen nämlich auf verschiedenen Wegen mit Norwegern zusammen. So trieben wenigstens während des 19. Jahrhunderts sowohl Norweger als Russen Walfang im Eismeer vom Nordkap bis Svjatoj Nos. S. HOMÉN Östskarelen Stockh. 1920 S. 65. Nach der norwegischen Eismeerküste fuhren während mehrerer hundert Jahre bis zum Ausbruch des Weltkrieges die Pomorer, um Tauschhandel zu treiben. S. BROCH Russenorsk, ASPH. 1928 S. 209. Schließlich waren ja wenigstens seit dem 15. Jahrhundert in Kola norwegische Kolonisten ansässig. Zu diesen waren die Beziehungen der Russen doch nicht immer friedlichster Art. S. HOMÉN ib. S. 48. — Was norw. *barder* betrifft, so ist dieses Wort seinerseits holländischer Herkunft (s. FALK-TORP Norw.-dän. et. Wörterbuch s. v.). Es ist eine Reminiszenz aus den Zeiten — 12. bis 16. Jahrh. — wo die Holländer Walfang an der norwegischen Eismeerküste trieben. Vgl. SØRENSEN Hvalfangsten Kristiania 1912 S. 6.

<sup>1)</sup> ZĒVERS IMM. 1927, 1, 222ff.

2. Russ. *votty* 'aus Norwegen eingeführte gestrickte Fausthandschuhe aus Wolle'; in den Kreisen Kem und Kola d. Gouvernements Archangelsk, s. *Podvysockij Slovar'j* Arx. nar. — Das Wort geht auf norw. *vottar* 'Handschuhe' zurück. Für die norwegische Pluralendung *-ar* ist die russische *-y* eingetreten. — Die Etymologie des norwegischen Wortes wird bei FALK-TORP Norw.-dän. et. Wörterbuch s. v. *vante* behandelt.

3. Russ. *rěň*. Altr. рѣнь ist meines Wissens nur einmal belegt und zwar in der Nestor-Chronik s. a. 6496 (= 988). In der Laurentius-Handschrift lesen wir: Перуна же повелѣ . . . влещи . . . по Боричеву на Ручай . . . Влекуму же ему по Ручаю к Днѣпру, плакахуся его невѣрнии людье . . . и привлекше, вринуша ѥ въ Днѣпръ. И пристави Володимеръ, рекъ: „аще кде пристанеть . . . то тогда охабитесь его“ . . . Яко пустиша и, проиде сквозѣ пороги, изверже ѥ вѣтръ, на рѣцѣ и оттолѣ прослу Перуныа Рѣнь (Laurentius-Chronik, hgb. Archäogr. Komm., Petersburg 1872, S. 114). Zum Worte рѣцѣ ist zu bemerken, daß es von jüngerer Hand aus рѣнь korrigiert ist. S. ib. S. 114 Anm. e. In der Hypatius-Handschrift heißt es: . . . Яко пустиша и пройде сквозѣ пороги, извѣрже и вѣтръ на рѣнь, яже и до сего дни словеть Перуныа рѣнь (Hypatius-Chronik hgb. Archäogr. Komm. Petersburg 1871 S. 80). In der Königsberger-Handschrift steht: . . . И ꙗкъ поустиша и проиде сквозѣ пороги, и изверже ѥ вѣтръ на рѣнь, ꙗко и до сего дни словеть Перѣна рѣнь. S. SREZNEVSKIJ Матеріалы s. v. рѣнь.

Die Verbreitung des Wortes kann nicht bedeutend gewesen sein. Heutzutage finden wir es nämlich nur auf kleinrussischem Gebiet. HRINČENKO Словарь укр. мови verzeichnet: рінь, ріні, f. 'grober Sand', Kr. Kamence; ріністий, а, е = рінявий; рінуватий, а, е 'von der Erde: mit grobem Sand vermischt'; рінявий, ріняний, а, е 'mit grobem Sand überschüttet'; Ричечка рінява (belegt aus HOLOVAČKYJ Нар. пѣсни гал. и уг. Руси, Moskau 1878, Bd. 2 S. 554); ріняк, ка, м. = рінь; заріння, ня, н. = зарінок; зарінок, нку, м. 'mit kleinen Steinchen bedecktes Ufer'; зарінче, ча, п. = зарінок. Außerdem ist eine abweichende Form: ринь, ні f. 'Steinchen im



Flusse' für Galizien notiert. Bei ŻELECHOWSKI Ruth.-deutsch. Wörterbuch finden wir: *рінь*, *рінячина*, f. 'Gerölle, Schotter, grober Flußsand'; *рінець* m. = *ріняк*; *ріняк*, m. 'quendelblättriges Sandkraut (*Arenaria sepillyfolia*)'; *риністий*, *рінний*, adj. 'mit *рінь* bedeckt, erfüllt; grandig'; *рініско*, n. 'Grandablagung, Schuttland'; *ріняк*, m. 'Rollstein, Kies, Kieselstein, Gerölle'; *ріняковатий*, adj. 'wie Rollstein, als Gerölle'; *ріняний*, adj. = *рінистий*; *заріне*, *зарінче*, n., *зарінок*, -нку, m. 'Uferstelle, wo das Geröll sich ablagerte, Schotterbank'; *обрінок*, -нку, m. 'kleine Flußinsel, von *рінь* umgeben'. ГОРДАНЕВ Сравн. эт. словарь русск. яз. s. v. *рѣнь* verzeichnet kleinr. *рынь*, *рынъ*, *ринь*. Wie die Formen *рынь* und *рынъ* zu verstehen sind, ist mir nicht klar. ГОРДАНЕВ gibt seine Quelle nicht an. Wenn Formen wie diese existieren sollten, müssen sie der karpatischen Gruppe des Kleinrussischen angehören, die den Unterschied zwischen *y* und *i* bewahrt, worüber s. u. a. КУЛ'БАКИН Укр. языкъ, Chaŕkov 1919 S. 10.

Das kleinrussische Wort ist ins Polnische dialektisch aufgenommen worden. KARŁOWICZ Słownik jęz. polsk. verzeichnet *ryn*, -i, pl. -e, *reń*, *rynia* „1. odsypisko na Dniestrze, nanie-sione wodą z jaru mającego ujście do koryta rzeki: wzięli przewodników, by nie osiaść na piasku, czyli na ryni. 2. nanie-siony odsyp kamieni okraglaków“.

Altr. *рѣнь* ist verschieden übersetzt worden. Ältere Deutungsversuche, die wahrscheinlich aus der Luft gegriffen sind, lasse ich außer Acht. Словарь церк.-слав. и русск. яз. zitiert unseren Passus nach der Stepennaja Kniga. *Рѣнь* wird mit „отмель, приплеса, коса, рель“ übersetzt. DAL' Толк. словарь вел.-р. яз., der die Stelle aus der Step. Kniga anführt, gibt *рѣнь* mit *мель* (*рель*?) wieder. SREZNEVSKIJ Матеріалы übersetzt *отмель*, *низкій берегъ* und vergleicht *рель*. PAVLOVSKIJ Russ.-deutsch. Wörterbuch hat die Übersetzung „Sandbank“. Von diesen Deutungen dürfte *отмель* 'Sandbank' am besten mit den Anforderungen des Zusammenhanges des altrussischen Passus und mit denen des Sinnes des Wortes im heutigen Kleinrussischen übereinstimmen.

Ich gehe jetzt zu der etymologischen Seite unseres Wortes

über. DAL' und SREZNEVSKIJ setzen, wie wir gesehen haben, irgend einen Zusammenhang mit *ръль* (> *пель*) voraus. Etymologisch haben indessen die Wörter nichts miteinander zu tun.

Die Etymologie von *пель* „durch Anschwemmung gebildete kleine Insel, Sandbank längs des Ufers, Hügelrücken, kleine Erhabenheit des Bodens, erhöhte trockene Stelle im Sumpf“ wird von TORBIÖRNSSON Die gemeinsl. Liquidametathese 1 (Ups. 1901) S. 11 gegeben. Er erklärt das Wort aus ursl. \**рьd-lb* mit Anknüpfung an ai. *рд̄* - 'Feuchtigkeit', gr. *ῥοδα* 'Schmutz', *ῥοδο* 'benetze'.

Russ. *рѣнь* wird von GORJAJEV s. v., PERSSON Beiträge zur indogerm. Wortforschung (Upps. 1912) S. 769, PREOBRAŽENSKIJ s. v., WALDE Vergl. Wörterbuch Bd. 1 S. 141 für identisch mit ai. *rēnūs* 'Staub' gehalten. Das Wort wird u. a. zu ai. *riṇāti* 'läßt laufen, fließen etc.' *ariṇ-van*, *riyatē*, *rit* 'entrinnend', *ritiṣ* 'Strömung, Strom, Lauf, Bewegung usw.', *riṇas* 'ins Fließen geraten, aufgelöst', lat. *rivus*, gall. *Rēnos* 'Rhein', ir. *rian* 'Meer', abulg. *rěja* 'stoße', *riṇati* dass., *riṇati se* 'stürzen, fließen', rojī 'Bienenschwarm', *rěka* 'Fluß' gestellt.

Aruss. *рѣнь* und ai. *rēnūs* können indessen nicht identisch sein. Wären sie identisch, so hätte das altrussische Wort *рѣнь* lauten müssen. Eine solche Form ist nicht belegt. Russ. *рѣнь* bei MIKLOSICH Et. Wörterbuch s. v. beruht auf fehlerhafter Anführung aus OGONOWSKI's Chrestomatija staroruska, Lemberg 1881, S. 128. Die Chrestomathie, die unsere Episode aus der Laurentius-Handschrift wiedergibt, hat richtig *рѣнь*.

Es sei mir hier erlaubt, eine Deutung vorzuschlagen. Wie wir gesehen haben, ist das Wort *рѣнь* der Laurentius-Handschrift später als ein Schreibfehler aufgefaßt worden. Es muß also wenigstens dem Korrektor unverständlich gewesen sein. Dieser Umstand in Verbindung mit dem sehr begrenzten Verbreitungsgebiet des Wortes machen mich an der echtrussischen Provenienz desselben zweifeln.

Das Wort ist heutzutage, wie aus den oben aus HRINČENKO, ŹELECHOWSKI und KARŁOWICZ angeführten Wörtern hervorgeht, fest an kleinrussische Fluß-Systeme — also an dieselben Lokaltäten, wo wir es zum erstenmal finden, — geknüpft. Dieser

Umstand gibt uns m. E. einen Hinweis darauf, in welcher Richtung der Ursprung des Wortes zu suchen ist. Der Dnjepr war bekanntlich eine der Hauptstraßen der Nordleute auf ihren Fahrten nach dem Orient. S. hierüber u. a. ARNE La Suède et l'Orient (Ups. 1914) S. 14ff. Von der Vertrautheit der Nordleute mit dem Dnjepr zeugen die durch Konstantin Porphyrogennetos bekannten nordischen Namen der Stromschnellen. S. hierüber THOMSEN Saml. Afhandlinger 1 S. 290ff. Københ. 1919 und SAHLGREN Zeitschr. VIII 309ff. Es liegt dann nahe, die Quelle von рѣнь, einer Bezeichnung der für den Dnjepr charakteristischen Sandbänke, auf nordischem Gebiet zu suchen.

Lautlich können adän.-aschw. \*rein > ren f. (s. KALKAR Ordbog til d. ældre danske Sprog s. v. ren; SCHLYTER, Glossarium ad corpus iuris Sueo-Gotorum antiqui s. v. ren); agutn. \*ræin > rain f., anorw. ræin (s. FRITZNER Ordbog ov. d. gamle norske Sprog s. v. rein) < germ \*rainō — in Frage kommen (über die Entwicklung von urn. ai in den verschiedenen nordischen Sprachen s. NOREEN Altschw. Grammatik Halle 1904 S. 115 u. NOREEN Altisl. u. altnorw. Grammatik Halle 1892 S. 36). Die altnordischen Diphthonge ai, æi sind nämlich wie THOMSEN a. a. O. S. 395 festgestellt hat, im Altrussischen durch ѣ vertreten. Die nordischen Wörter sind identisch mit mnd. rēn, mhd. rein (deutsch rain) 'Ackerrain'. Bret. rûn, mir. raon 'hoch' ist nach HELLQUIST Sv. et. ordbok möglicherweise eine Entsprechung. PERSSON Beiträge zur indogerm. Wortforschung, S. 773 verbindet mit dieser Sippe lit. rėvė, raivė 'Gang, Streifen'.

Semasiologisch können nur das gutnische Wort und das norwegische in Frage kommen. In allen nordischen Sprachen wird das Wort von Bodenverhältnissen, besonders in der Bedeutung Ackerrain, verwendet. Im Gutnischen aber und in norwegischen Dialekten wird es aber auch auf maritime Verhältnisse angewendet und zwar in Bedeutungen, die nahe stehen oder identisch sind mit der Bedeutung von aruss. рѣнь.

RIETZ Svenskt Dialektlexikon verzeichnet für Gotland: Rain 1. 'Ackerrain'; 2. Vom Lande hervorschießender, langgestreckter Grund im Meer'. In den gutnischen Sammlungen des Dialektarchivs von Uppsala finden sich folgende Aufzeichnungen, die

mir Herr Lic. phil. HERBERT GUSTAVSON gütigst mitgeteilt hat: *rain* 'Ackerrain, langgestreckte Fläche von Erde, Eis; hervorschießende Landspitze'; *rajn*, *stajnrain* 'Steinreihe, kleine Landzunge, die vom Lande ausgeht und im niedrigen Wasser ersichtbar ist'; *Rain* (ON), ein Steinriff in der Nähe von Aurgrund (Stora Carlsö); *Rainen* (ON), die Sandbank vor Faludden (Gemeinde Öja); *Sallvo-rain* (ON), ein langgestrecktes, aus drei Hügeln bestehendes Riff, das mit submariner Verbindung von Fårö drei Meilen ins Meer hinausreicht. Den ältesten Beleg mit der Bedeutung 'Riff, Sandbank' bietet *Sallvo-rain*. Dieses Wort kommt auf einer Karte in Waghenauer Spiegel der Zeevaerdt (Leyden 1584) unter der Form *Salve onrein* vor (s. LINDSTRÖM Anteckningar om Gotlands medeltid 1, Stockholm 1892 S. 72). Dabei ist zu bemerken, daß die Namengebung viel älter als dieser Beleg sein muß.

TORP Nynorsk et. ordbok verzeichnet s. v. *mar* die dialektischen Wörter *mærrein* oder *mærreina*; *malreine*, *mæltrein* 'Untiefe'.

Im Altnorwegischen finden wir *marreinsbakki*, *marreinu-bakki* 'Sandbank unter dem Wasser, welche die Grenze zwischen der Ebbe und der Tiefe draußen bildet'. S. FRITZNER a. a. O. s. v.

Gehen wir von der Annahme aus, daß рѣнь altgutnischer oder altnorwegischer Provenienz ist, so müssen wir die Bedeutung 'Riff, Sandbank' als die primäre ansetzen. Die heutige kleinrussische Bedeutung 'Flußgerölle' konnte sich aus jener entwickeln. Statt der ursprünglichen Bedeutung „Sandbank“ konnte das Wort sich zur Bezeichnung der Teile des Flußgerölles, welches die Sandbank aufbaut, entwickeln. Ich finde nicht, daß eine Bedeutungsverschiebung dieser Art ein Hindernis für meine Etymologie bietet.

4. Russ. *skoŭda* 'feiner Regen auf dem Meer, auch feuchter Schnee bei Nebel'; ist gebräuchlich im Kreise Kola d. Gouvernements Archangelsk. S. РОВВУСОКІЙ Словарь Арханг. нар. s. v. — Die Quelle des Wortes ist norw. dial. *skodda* (< altnord. \**skadda* = schw. dial. *skadda*, *skädd*) 'Nebel, dichte Dünste, welche die Erde bedecken und die Fernsicht hindern' (s. AASEN Norsk Ordbog). Auf meine Anfrage, wie die Wiedergabe von *s* durch



š zu erklären sei — ob eine š-Aussprache schon in norwegischen Dialekten vorhanden wäre — hat der norwegische Sprachforscher Herr Rektor J. QVIGSTAD die große Güte gehabt mir mitzuteilen, daß seiner Ansicht nach das š auf russischem Boden entstanden sei. Die Vertretung des o durch den Diphthong *oj* schreibt er der palatalen Aussprache von *-dd-*, die dialektisch im nördlichsten Norwegen vorkommt, zu. — Norw. *skodda* ist von den Lappen als *skoaddo* aufgenommen. S. QVIGSTAD Nord. Lehnwörter im Lappischen S. 297 = Forhandlinger i Videnskabs-Selskabet i Christiania 1893 I, Christiania 1894. Im Finnischen kommt das Wort dialektisch in Finnmarken in der Form *kontu* vor, so QVIGSTAD brieflich. Zur Etymologie des norwegischen Wortes vgl. FALK-TORP Norw.-dän. et. Wörterbuch s. v. *skodde* II.

Göteborg.

CLARA THÖRNQVIST.

### Ein Brief von E. Orzeszkowa an Saltykov-Ščedrin.

E. Orzeszkowas Hervortreten in der Literatur gehört der Zeit an, die in der Geschichte des polnischen öffentlichen Gedankens den Namen „Periode der organischen Arbeit“ trägt. Die Vorbedingungen dazu waren: der Positivismus auf dem Gebiete der Weltanschauung, die realistischen Bestrebungen in der Literatur und der Bruch mit den klerikaladligen Traditionen im öffentlichen Leben.

Das ganze Leben von E. Orzeszkowa verlief in Rußlands westlichem Teil, wo sich die Politik der russischen Regierung Polen gegenüber nach der Unterdrückung des Aufstandes von 1863 besonders scharf äußerte.

Über die Eindrücke, die E. Orzeszkowa von der „Unterdrückung“ erhielt, erzählt sie außerordentlich anschaulich in ihren autobiographischen Briefen. („Biblioteka Warszawska“, 1910, ins Russische übersetzt von A. KRUKOVSKAJA „Russkoje Bogatstvo“, November 1910. „Autobiographie von E. Orzeszkowa in 3 Briefen“.)

Die Verfasserin der „Gloria victis“ verstand es, trotz ihres angeborenen Hasses gegen die „Sieger“ das offizielle Rußland, d. h. das Rußland der Sieger, vom anderen Rußland, welches sie

kannte und schätzte, zu unterscheiden, davon zeugt der unten angeführte Brief.

In der polnischen Literatur nimmt E. Orzeszkowa eine besondere Stellung als Verfasserin einer Serie von Novellen aus dem volkstümlichen jüdischen Leben (Eli Makower, Meir Ezofowicz, Gedali, Silny Samson, Daj Kwiatek, Ogniwa) ein, welche von einem tief menschlichen Gefühl für das geknechtete und verfolgte provinzielle Judentum durchdrungen sind.

Die Novellen sind zu verschiedener Zeit auch in russischer Übersetzung erschienen. So z. B. kam die Übersetzung der Novelle „Silny Samson“ (Der mächtige Simson) im Jahre 1880 in Nr. 12 der „Otečestvennyje Zapiski“ zum Abdruck. Eine anerkennende Erwähnung Saltykov-Ščedrins finden wir in seinem berühmten Artikel „Jul'skoje vejanije“ (Otečestv. Zapiski Nr. 8, 1882), welcher der jüdischen Frage gewidmet war. In diesem Artikel weist er darauf hin, daß wir nicht einmal eine annähernde Vorstellung davon besitzen, wie ungeheuer groß die Zahl der jüdischen Handwerker und Kleinhändler ist und „daß in unsere Literatur erst seit kurzem einige Lichtstrahlen dringen, die diese agonisierende Welt (die Welt der kleinen jüdischen Städtchen) beleuchten“. Und selbst hier — fährt er fort — wäre kaum etwas anderes zu erwähnen, als die reizende Novelle der Frau Orzeszkowa „Der mächtige Simson“. Diejenigen, welche etwas darüber erfahren wollen, wieviel Anziehendes im gemarterten Judentum verborgen liegt und welch eine unmenschliche Tragödie über sein Dasein verhängt ist, sollten die Bekanntschaft dieses Buches machen, in dem jedes Wort Wahrheit atmet. Dieses Buch weckt im Leser nur gesunde, gute Gefühle und zwingt ihn zum Nachdenken im besten Sinne dieses Wortes.“

Unter dem Eindruck dieses Artikels sandte E. Orzeszkowa an Saltykov-Ščedrin folgenden Brief (das Original dieses Briefes befindet sich im Puškin-Museum der Russ. Akademie der Wissenschaften). Sie dankt darin für die Aufnahme ihrer Erzählungen in die „Otečestvennyje Zapiski“ (bis zu der Zeit, dem 31. Okt. 1882, waren in dieser Zeitschrift „Der mächtige Simson“ — 1880, Nr. 12, „Milord“ — 1881, Nr. 2, „Der Wunderling“ — 1881, Nr. 12, „Sylphide“ — 1882, Nr. 8 zum Abdruck gelangt),

drückt ihre Freude über ihre Einmütigkeit in der jüdischen Frage aus, und sendet ihm gleichzeitig ihre Broschüre über diese Frage. Diese Broschüre erschien im Jahre 1882 unter dem Namen „O żydach i kwestji żydowskiej“ przez Elżę Orzeszkową, Wilno Wydawnictwo E. Orzeszkowej i S-ki XX, 1882, 8<sup>o</sup>, 104 S.

In der im damaligen Petersburg herausgegebenen Zeitung „Russkij Jevrej“ (Nr. 24 vom 18. Juni 1882) erschien darauf ein Artikel über dieses Büchlein, in welchem gesagt wurde, daß dasselbe nichts Neues zu der jüdischen Frage beiträgt und daß vom Verf. des Eli Makower und Meir Ezofowicz kein Schablone-traktat zu erwarten war, sondern die Anregung der „jüdischen Frage“ als solche im allgemeinen, mit anderen Worten, die Notwendigkeit der Behandlung einer solchen Frage überhaupt. Nichtsdestoweniger führt diese Zeitung in ihren Spalten längere Auszüge in der Übersetzung aus dem Büchlein an („Russkij Jevrej“ 1882 Nr. 26—32, 34, 37, 41).

Aus den Schlußworten des erwähnten Briefes ist das Verhältnis der fortschrittlichen polnischen Gesellschaft Saltykov-Ščedrin gegenüber, dessen Schriften zu der Zeit auch in Übersetzungen den Polen bekannt waren, zu ersehen.

Die erste Übersetzung eines seiner Werke datiert vom Jahre 1872 „Матушка Мавра Кузьмовна“ (из „Губернских очерков“) in der Zeitschrift „Kłosy“ Nr. 749, 375, 376, 378, 379, 381, 385. In der „Prawda“, — 1881, Nr. 18—21, erschien „Stara pompadurowa“ und „Opiekunowie“ („Охранители“. Из „Благонамеренных речей“) 1881, Nr. 22—26.

(Über Saltykov-Ščedrin in der polnischen Literatur, s. V. LUČAKOVSKIJ Русские писатели в польской литературе Aufl. 2, Салтыков-Щедрин. Petersburg 1913.)

Szanowny Panie!

Proszę naprzód o przebaczenie że piszę nie po rosyjsku, ale, znając język ten dostatecznie aby mózż zaznajamiać się z literaturą jego, praktycznie używać go w mowie i piśmie nie umiem. Mam nadzieję, że polski list mój, Pan albo zrozumie, albo Mu ktokolwiek treść jego opowie.

Ani żywe uwielbienie moje dla pism Pana, ani to, że je wszystkie prawie czytałam i że dały mi one znaczną sumę umysłowej przyjemności i korzyści, nie uprawniałoby mię do obarczania Pana korespon-

dencyą moją. Usprawiedliwi zupełnie krok ten wdzięczność moja dla Pana. Raczyłeś Pan w poważnem i pięknem swem piśmie (Отечественныя Записки) drukować kilka razy przełożone na język rossyjski powiastki moje. Za to już zawsze podziękować Panu chciałam. Teraz, w artykule Pana (Июльское вѣяние) wyczytałam kilka słów o jednej z powiastek tych tak dla mnie pochlebnych, że już nie powstrzymując się dłużej przesyłam Panu serdeczne: dziękuję! Pochwała takiego jak Pan pisarza i myśliciela wlewa ufność we własne siły a przez to je wzmacnia. Winnam więc Panu nietylko miłe ale wzmacniające wrażenie, co tem cenniejszym jest darem, że na tym biednym choć tak bogatym świecie, dotykają nas same prawie osłabiające i zniechęcające wrażenia. Ucieszyła mnie też nad wyraz jednomyślność nasza w zapatrywaniu się na nieszczęsną sprawę żydowską. Jakkolwiek pewną prawie jestem, że Pan nie czytuje po polsku, śmiem jednak przestać Mu broszurę moję, sprawę tą za przedmiot mającą. Tłómaczyła ją wprawdzie gazeta rossyjska „Русскій еврей“, ale nie całą i znacznie przerobioną. Jest to ostatni tom wydawnictwa które prowadziłam w Wilnie przez lat trzy a przed kilku miesiącami, z przyczyn odemnie niezależnych, na zawsze przerwać musiałam. Z tego powodu książeczka ta ma dla mnie znaczenie smutnej pamiątki. Niechaj czasem przypomni ona Panu szczerą wielbicielekę Jego talentu. Wszyscy tu zresztą znamy Pana dobrze a zachwycając się świetnemi przymiotami pism Jego, dla szlachetnych głębokich myśli, które Pan niemi współdziałasz, wyznajemy cześć głęboką.

E. Orzeszko.

31. 10. 82. Grodno.

Leningrad.

K. PUŠKAREVIČ.

## A- und u-Dubletten im Slavischen.

### Dravenisches Clangzey.

Der Dravene PARUM-SCHULZE hat obiges Wort sachlich und sprachlich trefflich erklärt; moderne Forscher haben es schmähschlich mißdeutet; sie beachteten nämlich nicht die Lauterscheidung, auf die ich in Kuhns Zeitschr. XLII, S. 332—369, unter obigem Titel verwiesen hatte. Das noch heute im Wendland bekannte Wort fehlt in allen Quellen (HENNIG usw.), wegen ihrer unglücklichen Anlage, die vom deutschen, statt vom dravenischen Wortschatze ausging und daher einen nur dravenischen Begriff gar nicht aufnahm; PARUM-SCHULZE selbst bietet es ja nicht in seinem Wortverzeichnis, sondern unter seinen Erklärungen einiger dravenischer Namen.



*Clangzey* ist der 'Hinterhof', der nicht mit einem richtigen Zaun, sondern mit einigen Latten umschlossen ist; dieses zu machen heißt *soklungsent*, davon *clangzey*, auf Deutsch 'umschrencken'. In *soklungsent* = poln. *zakluczyć* ist das zweite *n* zu streichen; *clangzey* ist nom. sing. fem. (auf -y, das bekanntlich im Dravenischen stark wuchert und sogar deutsche Lehnwörter ergreift, vgl. bei demselben PARUM-SCHULZE *kützey* aus deutsch *kütze*), es wäre poln. \**kluczai*, nur mit der auch dem Dravenischen wie dem Poln. geläufigen Nasalierung, *a* für *u*. Diesen klaren Tatbestand hat man gründlichst verkannt; ROST S. 72 stellte das Wort zu skr. *klanac* 'Engpaß', was BERNEKER i. h. v. mit reicheren Belegen (slov. *klánac* 'Hohlweg' u. a.), versah; bei LEHR-SPŁAWIŃSKI S. 165 heißt es: „nom. plur. masc. auf -i, *klāncái* = urslav. *kolnъci*“, aber schon die Schreibung des PARUM mit *ang* weist auch auf einen Nasalvokal.

*Clangzey*, *soklungse(n)t* bietet somit die nasalierte Form zu *klucz*, ebenso wie *nuntung* (acc. sing.) 'Vieh', *nungtaar* 'Kuhwirt' (PARUM), nasaliertes german. *nuta*. Ebenso im poln. *skłęczony* 'gekrümmt' neben *klucz*; im kslav. *mađiti*, *nađiti*, *gnąšati*, neben *muditi*, *nuditi*, *gnušati*, *sqmъněti* neben *sumъněti*, *sugubъ* (*sqgubъ* fehlt). VAN WIJK, Geschichte der altsl. Sprache S. 142, hat die Erscheinung falsch aufgefaßt; er spricht nur von der Ursprünglichkeit des *u*; es liegt also eine progressive, durch den vorhergehenden Konsonanten hervorgerufene Assimilation vor. Dissimilation liegt vor in *sumъněti*; etwas älter war die Dissimilation bei *sugubъ*, wohl aus *sqgubъ*, aber wo soll hier die Dissimilation stecken?

Mit „Assimilation und Dissimilation“ könnte man nur bei dem äußerst beschränkten altsl. Wortvorrat auskommen, der arm ist an Konkreten, desto reicher an Abstrakten, ähnlich und aus demselben Grunde wie das Poln. des XIV. und XV. Jahrh., die beide belanglos sind. Daß diese Erscheinung nichts mit As- und Dis-similation gemein hat, beweisen die poln. Beispiele *kęsy* und *kusy*, *pękać* und *pukać*, *tępać* und *tupać*, *tęk* und *tuk*, *chęć* und *chuć* usw. und daß nicht immer das *u* das ursprüngliche ist, ergibt sich unwiderleglich aus Beispielen wie poln. *tuk* und *tęk* 'Bogen', aus *sp-* und *su-*, aus *tęg*

und *ług* usw. Den Grammatikern paßte natürlich diese Erscheinung nicht, nur war meine Auffassung auf eine solche Menge von Beispielen gestützt, daß eine Ablehnung unmöglich war. Łoś Gramatyka I, 5 wußte damit nichts anzufangen; ROZWADOWSKI versuchte diese Unregelmäßigkeit wenigstens nach Möglichkeit einzuschränken. Daher seine Bedenken (in der akademischen Grammatik 1923): „bei *duży* habe ich Zweifel, ob dies ein rein poln. Wort ist, und nicht ein Ankömmling aus dem Osten; nur ein genaues ap. Wörterbuch wird diese Frage beantworten lassen“ (wird nichts helfen, weil das Wort wie so viele andere in ap. Quellen, d. h. im XIV. und XV. Jahrh., gar nicht vorkommt). „*Wnęk* ist so allgemein im ap. und dialektisch, daß ich zweifle, ob *wnuk* (nicht aus dem böhm. entlehnt ist)“, aber wo ist ein zweites Beispiel dafür, daß der Pole einen nahen Verwandtschaftsnamen sich aus dem Böhm. oder Russ. holte? „Als böhm. kann man ansehen *skutek*“, aber *skut-* ist im Nwestsl. so reich vertreten (vgl. auch das Böhmen ganz unbekannte *skutny* bei KOCHANOWSKI!), daß ich Entlehnung ablehne. „Nicht rein p. kann auch *łuk-łęczyszcze* sein“; daß der Pole für seine Nationalwaffe, die er noch brauchte, als sie im übrigen Europa zum Spielzeug degradiert war, ohne den geringsten Grund bei Fremden *u* holte, mag glauben wer will; der Pole differenzierte einfach *łuk* und *łęk* (Sattelbug). „Es gibt augenscheinlich auch Wörter mit *u* russ. Ursprungs, wie *rusznica*, *żubr* eventl. *zubr* neben ap. *ząbr(ɔ)*“; für *rusznica* ist das umgekehrte richtig, das Russ. stammt aus dem P., das aus dem Böhm. wie so viele Waffenausdrücke entlehnt sein kann, und *żubr* beweist schon durch die falsche Entmasurierung, daß es nicht aus dem Russ., sondern aus dem Masovischen stammt, denn nur in Masovien leben noch heute Auerochsen. Es gehen somit *a* und *u* durcheinander und kümmern sich nicht um Regeln; der Kuriosität halber sei erwähnt, daß ich schon 1909 die allein richtige Erklärung von *klangzey* (a. a. O. S. 352), gegeben habe, die BERNEKER und LEHR-SŁAWIŃSKI einfach ignorieren; sie halten an der Fabel vom plur. tant. (!) fest, denn ein sing. *klonac* existiert nur in ihrer Phantasie. MIKLOSICH glaubte sich noch mit dieser Erscheinung abfinden zu können, indem er einfach die

p. Wörter mit *u* statt *a* als entlehnt aus Böhm. oder Russ. hinstellte; das geht schon darum nicht an, weil auch das Bulg. den Wechsel von *ъ* aus *a* und *u* kennt, den man auch durch Entlehnungen oder auf andere Weise wegdisputieren wollte, vgl. a. a. O. S. 338.

Wenn nun in den Sprachen, die den Rhinesmus oder dessen Auswirkungen erhalten haben, *a* mit *u* wechselt, so erhebt sich naturgemäß die Frage, ob nicht ähnlich auch *ę* mit *ě* abwechselt? Ein Fall liegt klar zutage: altsl. *pomęnati* und *poměnati*, aber hier scheint offenkundig nur Dissimilation eingetreten zu sein, während *a* nicht mit *u* vor Nasalen wechselt; die Zusammensetzung *sa-měněti* beweist nicht viel. VAN WIJK S. 143 erkennt dies an und fährt fort: „auch *kaměnz*, *prěmo* und einige andere Wörter werden wohl mit *poměnati* verglichen und tatsächlich ist auch dort eine Entwicklung *ę* zu *ě* sehr gut möglich, vgl. aruss. *kamjanz*, *prjamo*, sie ist jedoch älter und umfaßt das ganze Abulg.“ Aber der Fall liegt anders; nicht im Abulg. kommt neben *kaměnz*, *prěmz*, ein *\*kamęnz* oder *\*pręmz* vor, wie es das Russ. voraussetzt und umgekehrt kennt das Russ. kein *prěmz*, *kaměnz*, während *a-u* innerhalb derselben Sprache wechseln. Nebenbei bemerkt, heilt DURNOVO (und TRUBECKOJ) den Gegensatz russ. *ę* (im Suffix der Stoffadjektive und sonst), und abulg. *ě* durch das beliebte Rezept eines besonderen *ě*<sup>2</sup> Lautes, der bei den einen Slaven schließlich mit *ě*<sup>1</sup>, bei den andern mit *ę* zusammenfiel (Slavia VI, 209—232); VAN WIJK zitiert diesen Aufsatz, aber erwähnt mit keinem Wörtchen den Ansatz eines besonderen *ě*<sup>2</sup> — mit Recht. Von einem Wechsel *ě-ę* nach Art des *a-u* könnte somit nur bei *poměnati-pomęnati* gesprochen werden; ROZWAŃSKI hat mehr Fälle dafür genannt, nur im Poln., also *miazdra* neben *miazdra* ‘Splint’, *drzazdze* ‘Reisig’ neben *drzazga* ‘Splitter’, sogar den gen. sing. fem. *ziemie* gegen altsl. *zemlę*, was ich als unmöglich bestreite. Ich beschränke mich auf das *a-u* und frage schließlich, wie ist dieser Wechsel zu erklären? Die Versuche, ein *smutny* neben *smętny* dass. auf die Wirkung des folgenden *n* zurückzuführen, taugen nichts, weil ja beides der Sprache geläufig bleibt und nur in der Bedeutung differenziert ist.

Erwägt man nun, daß *a* und *u* völlig durcheinander gehen, d. h. daß sowohl ursprüngliches *a* zu *u* wie ursprüngliches *u* zu *a* werden kann, so ergibt sich von selbst folgendes. Erscheinungen, die in dem einen slav. Dialekt den ganzen Wortschatz affizieren, erscheinen in einem andern nur sporadisch; der Dravene z. B. hat durchgehendes *tart*, der Pole immer nur ein sporadisches; der Böhme ein durchgehendes *h*, der Pole ein saoradisches; der Pole unter bestimmten Bedingungen ein durchgehendes *tart* aus *ťart*, der Böhme ein sporadisches. Wenn nun in vielen slav. Dialekten ein *u* das *a* vollkommen ersetzt, ist im Poln., Draven. und Bulg. dieser Ersatz nur sporadisch; die Sprache geriet förmlich ins Wanken, *a* und *u* wechselten mehrfach, was die Sprache später entweder ausmerzte oder behielt und in diesem Falle die Bedeutung differenzierte, *łuk* und *łęk*, *chuc* und *chęc* auseinanderhielt, ebenso *smutny* und *smętny*; die Ausmerzung des Überflüssigen erfolgte oft spät, z. B. erst im XVIII. Jahrh., wo *kęsy* endgültig vor *kusy* verschwand. Die ganze Affektion ist somit nur einzelsprachlich, kommt nur in den Dialekten mit erhaltenem Rhinesmus vor, also im Poln., Draven., Bulgarischen (ganz vereinzelt auch im Neuslov.) und es beweist somit ein poln. *a* durchaus nicht Ursprünglichkeit des Nasals.

Von dem Aufsatz in Kuhns Zeitschrift nehme ich nunmehr die Endbemerkungen S. 367f. zurück, weil ich die Unursprünglichkeit der ganzen Erscheinung eingesehen habe. An den Beispielen selbst (Aufzählung der Fälle S. 341—367), habe ich zu verbessern: S. 360 ist *pucka* 'das Dicke des Fingers', *pucotowaty* 'dickwangig' zu streichen; es gehört nicht zu *puzo-pęzo*, mit *c* statt *z*, sondern zu *puczyć-pęczyć*, S. 359, vgl. *pucek* 'ostatnia część warg' Petrycy, Horaz (1609), S. 211; *skąděľ* (S. 358) sehe ich nicht mehr als Lehnwort aus *scutella* 'Schüssel' an, halte es für urslav. Den Titel des Aufsatzes habe ich beibehalten, mit einer leichten Änderung: *A-* statt *N-*, obwohl es sich um keinen „slavischen“, sondern um einen einzelsprachlichen Vorgang handelt, daher stimmen z. B. poln. und bulg. gar nicht in den einzelnen Fällen überein, der Pole kennt keinerlei *mađiti* noch *gnađati* des Bulg. und umgekehrt, vgl. die Aufzählungen bei Načov in der Jagiéffestschrift. Außerdem ist zu streichen S. 342 der Fall



'bat-but stoßen', denn die bloße Interjektion *bęc* 'bums' kann einen Ansatz mit *a* nicht erweisen. Weiter S. 347 die Bemerkung über *sobota* und die Namen der Wochentage. Endlich auf S. 356 die etymologischen Vorschläge für *tydka* 'Wade' und *mądrō* 'weise'; das sind ja Urwörter, daher kann *mądrō* nicht als Dublette zu einem *mud-* gestellt werden, während alle wirklichen Dubletten nur einzelsprachlich, nicht urslavisch sind; die Fälle von „nasal-infigierten Bildungen“ (BERNEKER unter *bakaja-bukaja*) sind besonders zu behandeln; der Kreis dieser Erscheinungen (*a* = *u*) ist jetzt somit erheblich enger gezogen.

Berlin.

A. BRÜCKNER.

### Draven. *wisseip* 'küsse'.

'Kuß' heißt drav. *hepoak*, ein unerklärtes Wort; 'küssen' dagegen völlig anders, dreifach bei HENNIG belegt: *wisseipaissa* 'küssen', *wisseip mane* 'küsse mich', *wisseipatosa* 'sie küssen sich'. ROST wollte es aus *izljubiti se* erklären, was unmöglich ist; LEHR-SŁAWIŃSKI, *Slavia Occidentalis* VI, 22f., aus *osipiti se*, was ebenso unmöglich ist, denn *osipiti se* könnte nur 'heiser werden' bedeuten, und lit. *šaipytis* nur 'Zähne fletschen', kein transitives Verbum somit, wie es *wisseip mane* ohne weiteres verlangt. Die Erklärung gibt ja HENNIG selbst; es ist *o* + *sseipe* 'schüttet', was er mehrfach nennt z. B. S. 96, 16 u. ö.; es wäre also = poln. *osypie*, *osyp mnie* usw. Und die Bedeutung? Es fällt ja auf, daß 'Kuß' und 'küssen' grundverschiedene Worte sind, nichts mit einander zu tun haben, und da liegt die Vermutung nahe, daß *csyp* 'küsse' von irgendwoher anders übertragen ist. *Osypati* heißt nicht nur 'umschütten', sondern auch 'umgeben', z. B. in der aböhm. *Alexandreis* V. 326f.

*A hdyz geho ossypachu,*

*Wsyczkny okolo nyeho stachu:*

'als sie ihn (Alexander) umgaben'; *osypaty sye tu kaza* 'ließ sich umgeben'. Von einem 'umgeben' ist es nicht weit zu 'umarmen', *wisseip mane* hieß ursprünglich 'umarme mich', *wisseipatosa* 'sie umarmen sich'; von da ist es zu 'küssen' nicht mehr weit. HENNIG gibt *y* öfters mit *ei* wieder, *seipke* = *zybka*, *sleisis* =

*slyšiš* u. a., die Präpositionen mit *o-* werden immer *wi-* geschrieben, also ist alles in der schönsten Ordnung.

Berlin.

A. BRÜCKNER.

### Zu apoln. sorb. *strowy*.

In der *Slavia Occidentalis* Bd. 9 (Posen 1930), S. 139—141 bespricht ILJINSKIJ das sorb. *strowy*, das auch lechisch (z. B. im 14. Jh. in den Gnesener Predigten vorkommt s. NEHRING Ausgabe S. 13) und ostslavisch in alter Zeit gesichert ist. Sein Versuch, diese Formen nicht herkömmlicherweise durch progressive Assimilation aus slav. *\*sǫdorvъ* zu erklären, sondern aus einem sonst gar nicht gesicherten *\*strovъ* herzuleiten, kann keine Nachfolge finden. Die slavischen Dissimilationserscheinungen sind manchmal sowohl progressiv als regressiv, in ein und demselben Worte: das lehrt uns — um nur nächstliegendes zu nehmen — das Sorbische selbst, wenn es (Mucke S. 175) aus altem *stǫblo* ein *spǫlo* neben čech. *zblo* entwickelt. Die Monographie über die slavischen Dissimilationserscheinungen, die wir brauchen, ist noch nicht geschrieben.

Leipzig.

R. TRAUTMANN.

### Der Flußname *Svratka*.

Diesen čech. Namen eines Flusses im westlichen Mähren wollte ERNST SCHWARZ Zur Namenforschung und Siedlungsgesch. i. d. Sudetenländern (1923) S. 2 und 12 aus einem germ. *Swartaha* „schwarzer Fluß“ deuten. Ich habe mich mehrfach gegen diese Deutung ausgesprochen (vgl. Zeitschr. II 528, VII 413 ff.), aber der Verf. hat seine Ansicht trotzdem beibehalten, vgl. Zschr. f. Ortsnamenf. II 185 ff. und Die Ortsnamen der Sudetenländer (1931) S. 34 und 370. Diese Erklärung ist bestimmt falsch. Der Name ist slavisch und bedeutet einen „Fluß mit guten Windungen“. Vgl. zu diesem *sъ-* den Aufsatz von MACHEK Zschr. VII 377 ff. und BAUDOUIN DE COURTENAY *Studja staropolskie* (Festschr. Brückner) S. 220 ff. Alle an diesen Namen geknüpften Hypothesen von ununterbrochener Fortdauer der germanischen Bevölkerung in Mähren sind abzulehnen.

Berlin.

M. VASMER.

## Besprechungen.

### Die bulgarische Literaturgeschichte und Literaturkritik in den Jahren 1914—1929.

#### Teil 1.

#### Allgemeines.

Die bulgarische Literaturgeschichte und Literaturkritik hat sich während der 15 Jahre von 1914 bis 1929 unter Bedingungen entwickelt, die für das geistige und literarische Leben sehr ungünstig waren. Die drei aufeinanderfolgenden Kriege — der Balkankrieg von 1912, der Verbündetenkrieg von 1913 und der Weltkrieg von 1914—1918 — haben auch auf dem Gebiete des geistigen, kulturellen und wirtschaftlichen Lebens in Bulgarien schwere Folgen zurückgelassen. Schriftsteller und Gelehrte, die Pioniere des kulturellen Lebens in Bulgarien, waren während der drei Kriege zur militärischen Dienstleistung eingezogen gewesen und nachher mußten sie gemeinsam mit der gesamten Bevölkerung den schweren Druck der Friedensbedingungen erdulden. Aber trotz alledem blieb die bulgarische Wissenschaft und die bulgarische Literatur nicht zurück. Gelehrte wie Schriftsteller Bulgariens fuhrten fort und fahren auch heute noch fort zu schaffen und die wissenschaftliche wie die künstlerische Literatur mit neuen Beiträgen zu bereichern. Das geht klar hervor aus der nachfolgenden Übersicht, in der nur solche einheimische Werke angeführt werden, die Themen über bulgarische literarische Fragen behandeln<sup>1)</sup>: Diese Arbeiten sind veröffentlicht in selbständigen Büchern, in Jubiläumsschriften oder in periodischen Druckausgaben (Zeitschriften und Zeitungen). Im vorliegenden Bericht werden nur die wichtigen in Zeitschriften veröffentlichten Abhandlungen angeführt, während

---

<sup>1)</sup> Es gibt nämlich auch zahlreiche und höchst bedeutungsvolle Beiträge über allgemein literarische Fragen wie auch über das Gebiet der Literaturwissenschaft, so von IV. D. ŠIŠMANOV, K. GÂLÂBOV, MALČO NIKOLOV, ST. ČILINGIROV und besonders von M. ARNAUDOV. Letzterer hat u. a. folgende umfangreiche Werke veröffentlicht: 1. Развой на литературната психология (Год. Унив. XII 1—58); 2. Нѣколко глави отъ психология на творчеството (Год. Унив. XIII—XIV, 1—332); 3. Къмъ психологията на творческия опитъ (Год. Унив. XV—XVI, 1—107); 4. Уводъ въ литературната наука, Sofia 1920, 173 S.

die in Zeitungen und besonders in den literarischen Wochenschriften („Развигоръ“, „Литературни Новини“, „Литературенъ Гласъ“ u. a.) veröffentlichten Aufsätze Gegenstand eines besonderen Berichtes sein werden.

Hauptquellen für eine allgemeinere Erforschung der bulgarischen Literaturgeschichte und Literaturkritik sind die bisher separat erschienenen bulgarischen Literaturgeschichten, von denen die meisten gewöhnliche Lehrbücher für die Schule sind, ferner die verhältnismäßig wenig zahlreichen Bücher mit Skizzen über bulgarische Schriftsteller. Als Erster hat eine „История на българската литература“ der ehemalige Lehrer an der Pädagogischen Schule zu Lom ДИМИТЪР МАРИНОВ geschrieben (Plovdiv 1887, 8°, 328 S., Verlag Chr. G. Danov). Auf ihn folgte der Търновоer Lehrer und Schriftsteller МЕСКО МОСКОВ: „История на българската литература“ (Търново 1895, 8°, 208 S., Verlag Т. Дžамдžиев). Keiner von beiden Leitfäden zeichnet sich durch besondere Qualitäten (Methodik, wissenschaftliche Grundlegung usw.) aus. Ihre Bestimmung war eine rein praktische, sie sollten Hilfsmittel für die Studierenden sein. Wertvoll und von großem Nutzen war die von Professor АЛ. ТЕОДОРОВ-БАЛАН verfaßte „Българска литература“ (Verlag Chr. Danov, Plovdiv 1896, 8°, 261 S.; 2. gekürzte und verbesserte Ausgabe 1901, 176 S.). Sachkundig und originell geschrieben, war diese Literaturgeschichte bis vor kurzem das einzige und beste Hilfsmittel für Schüler und Studenten wie auch für den Selbstunterricht. Heute ist sie veraltet, sie hat aber ihre Bedeutung nicht verloren. Sie bedarf nur einer neuen umgearbeiteten und ergänzten Auflage. Auf Grund der Literaturgeschichte von Т. БАЛАН und anderer literargeschichtlicher und kritischer Arbeiten schrieb Д. МИРЧЕВ sein Кратко ръководство по българска литература (Sofia 1907), von dem 1911 in Plöven eine zweite umgearbeitete und ergänzte Auflage erschienen ist: Българска литература, 249 S. Vom Ръководство erschienen in verschiedenen Jahren noch mehrere Auflagen, die nach dem Lehrplan der Schulen eingerichtet waren. Die Literaturgeschichten von МИРЧЕВ sind zwar unter der studierenden Jugend sehr verbreitet, aber sie sind nachlässig angelegt. Sie sind schlechte kompilatorische Werke, denen jede Methodologie in der literarischen Forschung und jede für Lehrbehelfe so notwendige Methodik fehlt.

Im Jahre 1921 erschien die История на новобългарската литература von А. МИХАЙЛОВА, Gymnasiallehrerin in Sofia. Die Verfasserin hat die Geschichte der neubulgarischen Literatur von ПАИСИЈ, dem Patriarchen der bulgarischen Wiedergeburt, bis auf unsere Tage behandelt, wobei sie aber von lebenden Schriftstellern nur А. СТРАШМИРОВ kurz betrachtet. Das Buch hat wesentliche Mängel sowohl in der stofflichen Behandlung als auch in dem Verhältnis der Verfasserin zu den literarhistorischen Tatsachen. Diese Mängel sind seinerzeit



hervorgehoben worden in den Kritiken von BORIS JOCOV in der Ztschr. Златокопъ II 661—666 und von R. ČOLAKOV in Духовна култура Bd. 11—12 S. 111—116. — Für die 5. Gymnasialklasse wie A. MIČHAJLOVA schrieb ein Lehrbuch und zwar ein sehr schlechtes P. CAČEV: Литература за V. гимназияленъ класъ, 2. umgearbeitete Aufl. Küstendil 1914. — Schließlich sind auch die von T. ATANASOV, IV. CHADŽOV und S. BARUTČIJSKI verfaßten Lehrbücher der bulgarischen Sprache zu erwähnen: Für die 6. Klasse mit altbulgarischer Literatur (Plovdiv 1927), für die 7. Klasse mit neubulgarischer Literatur vor der Befreiung (Plovdiv 1928) und für die 8. Klasse mit der Literatur seit der Befreiung (Sofia 1929). Diese Lehrbücher, die nach dem neuesten Lehrplan für den Unterricht in der bulgarischen Sprache verfaßt sind, enthalten ebenfalls zahlreiche Mängel von literarhistorischem und methodischem Charakter, die bei einer Neuauflage beseitigt oder doch gemildert werden könnten. — Erwähnenswert ist auch noch ATANAS ILIEV, Учебникъ по литература, Търново 1927, verfaßt nach dem Lehrplan für technische und kaufmännische Schulen. Die bulgarische Literatur ist schwach vertreten, der Stoff ist eine Bearbeitung des in den Lehrbüchern ILIEVS für die 6. und 7. Gymnasialklasse enthaltenen.

Einen Versuch einer kritischen bulgarischen Literaturgeschichte machte der Literaturkritiker BOŽAN ANGELOV, langjähriger Gymnasiallehrer und nachmaliger Direktor der Nationalbibliothek in Sofia. Die Arbeit ANGELOVS überschreitet den Rahmen eines gewöhnlichen Lehrbuches; sie ist ein ernsthafter Versuch einer systematischen Erforschung der bulgarischen Literatur nicht nur für die Bedürfnisse der Schulen, sondern auch als Wegweiser für allgemeine Bedürfnisse und für den Selbstunterricht. Versehen mit der unerläßlichen vollständigen Bibliographie zu den einzelnen literarischen Namen und Ereignissen, ist diese Literaturgeschichte der erste Versuch, gründlicher in das Wesen der bulgarischen Literatur einzudringen, ihre Werte aufzuzeigen und allgemein die Bestrebungen und Erfolge der bulgarischen Schriftsteller nachzuweisen. Sie ist in zwei Teile eingeteilt: I. Historischer Abriß der altbulgarischen Literatur vom Beginn bis PAISIJ (Sofia 1923, 98 S.); II. Historischer Abriß der neubulgarischen Literatur von PAISIJ bis heute (Sofia 1923, 396 S.). Der literarische Stoff des Werkes ist zwecks größerer Übersichtlichkeit und Systematik in Epochen, Perioden und Kapitel gegliedert. Diese Einteilungsweise unterscheidet sich in mancher Hinsicht von der bisher in den Hilfsmitteln für bulgarische Literaturgeschichte üblich gewesenen. Der Verf. kennt das Schaffen des bulgarischen Schriftstellers sehr gut und in seinen literarkritischen Urteilen ist er im allgemeinen ziemlich anspruchsvoll. Sein Verhältnis zu den Werken mancher Schriftsteller ist streng, ja sogar geringschätzig. Das gab gewissen Kritikern seines Werkes Anlaß, den Verf. der Voreingenommenheit, der offenkundigen Subjektivität und der Unter-

schätzung einiger verdienstvoller bulgarischer Schriftsteller wie A. STRAŠIMIROV, D. NEMIROV u. a. zu beschuldigen. Die Literaturgeschichte von B. ANGELOV bedarf einer zweiten vervollständigten und in gewissen Punkten verbesserten Auflage. — Rez.: VEL. JORDANOV, Учил. Прегл. XXIII 628—638 und Листопадъ VI 18—26; Св. МІНКОВ, Листопадъ VI 235—245; IV. RADOSLAVOV, Хиперионъ IV 351—353; M. SPERANSKIJ, Slavia IV 590—592; A. SELIŠČEV, Slavia V 164—170.

Ein gutes Hilfsmittel zur Einführung in die bulgarische Literatur ist die ebenfalls von B. ANGELOV verfaßte История на българската литература въ примѣри и библиография von der bloß zwei Bände erschienen sind: I. Българска народна поезия. Отборъ народни поетически творения, hgb. von B. ANGELOV und M. ARNAUDOV. Sofia 1921, 443 S.; II. Стара българска литература (9. bis 18. Jahrh.). Въ примѣри, преводи и библиография, von B. ANGELOV und M. GENOV. Sofia 1922, 608 S. — Rez.: SIM. ANDREEV, Златорогъ II 276—283; M. GENOV, Демокр. Пр. XIV 428—430; ST. MLADENOV, Дух. Култ. 18—19 S. 202—224. Diese zwei Chrestomathien sind wertvoll und nützlich. Durch sie wird die veraltete und vergriffene Chrestomathie von IV. P. CEROV (Христоматия по българска литература, Varna 1901, 543 S.) vollständig ersetzt. Sie sind jedoch vorwiegend nach praktischen Gesichtspunkten eingerichtet und sind nicht streng wissenschaftlich. Daher werden die nationalen Geistesschöpfungen im ersten Teil ohne philologischen Apparat gegeben, d. h. sie sind in der offiziellen Orthographie und mit Annäherung an die literarische Sprache wiedergegeben. Die Texte im zweiten Teil sind von den diakritischen Zeichen befreit und die Abkürzungen sind stellenweise aufgelöst.

Ein wertvoller Beitrag zur bulgarischen Literaturgeschichte ist die Bibliothek Български писатели, von der unter der Redaktion von M. ARNAUDOV und unter Mitwirkung namhafter bulgarischer Literaturhistoriker und Kritiker bereits 6 Bände erschienen sind. Diese Bibliothek, deren Erscheinen im Jahre 1929 im Verlag Факелъ in Sofia begonnen hat, ist in ihrer Art die erste in Bulgarien. Durch sie werden die Grundlagen der bulgarischen Literatur festgelegt. Nach einem feststehenden Plan skizziert sie das Schaffen der bulgarischen Schriftsteller von der nationalen Wiedergeburt bis auf unsere Tage. Diese Bibliothek wird sehr viel beitragen zum Studium von Volkstum und Sprache der Bulgaren sowie des bulgarischen Geistes, wie er sich in den bulgarischen Schriftwerken widerspiegelt, die in den 40 literarhistorischen und bibliographischen Skizzen untersucht werden, von denen wir jede einzelne beim betreffenden Schriftsteller anführen. Die Bibliothek wurde überall freudig begrüßt.

Von Nutzen besonders für Lehrzwecke sind auch die beiden Bibliotheken, deren Herausgabe das Unterrichtsministerium in Angriff

genommen hat und fortsetzt: Българска книжнина und Бележити българи. Von ersterer sind bis 1930 20 Nummern erschienen mit einleitenden Bemerkungen und mit vollständigen Werken oder Auszügen von bulgarischen Schriftstellern von PAISIЈ CHILENDARSKI bis L'UBEN KARAVELOV. Von der zweiten sind nur vier Nummern erschienen: Царь Борисъ Михайлъ von J. TRIFONOV, Св. Климентъ Охридски von IV. SNĚGAROV, Царь Симеонъ von N. STANEV und die Автобиография на Григоръ Пърличевъ von P. ORĚŠKOV.

Neben der Literaturgeschichte hat für die Erforschung des Schaffens der bulgarischen Schriftsteller nicht wenig die Kunstkritik geleistet, deren Grundlagen von dem im Jahre 1919 verstorbenen Professor K. KRĚSTEV geschaffen worden sind. Schon in seinen ersten Büchern (Етюди и критики 1894; Литературни и философски студии 1898; Млади и стари 1907; Алеко Константиновъ 1907) sowie auch in der von ihm durch viele Jahre redigierten Zeitschrift Мисль hat er versucht, den charakteristischen Geist der bulgarischen Literatur zu erfassen und den Entwicklungsgang der bulgarischen Schriftsteller zu erforschen. Sein Name hat oft Zwistigkeiten geweckt, aber seine Verdienste sind ohne Zweifel von Bedeutung. — Zum Aufbau der bulgarischen Kritik haben ferner noch beigetragen PENČO SLAVEJKOV, dessen Werke nach dem Weltkrieg in neuer Auflage erschienen sind (Verlag Хемусъ, Sofia), BOJAN PENEV, BOŽAN ANGELOV, VL. VASILEV, A. PROTIĆ, N. ATANASOV, M. NIKOLOV u. a., neben denen die verstorbenen ST. MINČEV und ALBERT GEČEV nicht zu vergessen sind.

In der hier betrachteten Zeit von 1914—1929 sind auch selbständige Bücher mit kritischen Aufsätzen und Bemerkungen über bulgarische Schriftsteller erschienen. Diese Aufsätze und Bemerkungen sind wenigstens zum größeren Teil zuvor in Zeitschriften und Zeitungen veröffentlicht worden. Gesammelt in selbständigen Büchern geben sie aber eine vollständigere Anschauung vom Verfasser als Kritiker, Referent oder Chronist. So erschien 1916 das Buch Силуети на български писатели von NIK. ATANASOV, Sofia, 8°, 136 S. Es enthält Aufsätze über P. R. SLAVEJKOV (2—23), CHR. BOT'OV (27—63), ST. MICHAILOVSKI (S. 64—82), IV. VAZOV (83—97), PENČO SLAVEJKOV (98—115), KIRIL CHRISTOV (116—127), KONST. VELIČKOV (129—136). Einige Jahre später gab er sein zweites Buch По върховетъ heraus (Skizzen über bulgarische Schriftsteller), Sofia, 128 S. Das Buch enthält: 1. Die Vorbedingungen der bulgarischen Literatur nach der Befreiung, 5—18; 2. IV. VAZOV 19—47; 3. T. G. VLAJKOV, 48—70; 4. ALEKO KONSTANTINOV, 71—89; 5. PETKO TODOROV, 90—106; 6. K. KONSTANTINOV, 107—124. ATANASOV sucht das Schaffen der bulgarischen Schriftsteller in seinen sozialgeschichtlichen Bedingungen zu beleuchten. Ausgerüstet mit der soziologischen Methode, warm empfohlen vom verstorbenen Professor IV. D. ŠIŠMANOV, schürft



ATANASOV mit neuen Hilfsmitteln in der bulgarischen Literatur nach der Befreiung.

Im Jahre 1916 gab auch der Dichter DIM. BABEV, Redakteur der Ztschr. Листопадъ, sein Buch Нашитѣ писатели (Sofia, 8°, 83 S.) heraus. Das Buch enthält eindrucksvoll entworfene literarische Silhouetten (nebst kurzen biographischen Bemerkungen) von folgenden Schriftstellern: IV. VAZOV (5—14), ST. MICHAJLOVSKI (17—24), PENČO SLAVEJKOV (27—34), T. G. VLAJKOV-VESELIN (36—41), C. CERKOVSKI (43—47), KIRIL CHRISTOV (49—56), P. K. JAVOROV (59—67), ANTON STRAŠIMIROV (68—74), PETKO TODOROV (77—83). Von BABEV stammt auch das Buch Критики на единъ поетъ I. Sofia 1928, 8°, 125 S. Es enthält Aufsätze, von denen einige bereits früher als Feuilletons in der Zeitung Демократически Говоръ erschienen waren, und behandelt folgende Schriftsteller: МАРА БЕЛЧЕВА (30—34), ПЕРО (26—29), ST. TINTEROV-VĚN. TIN. (11—15), T. G. VLAJKOV (68—71), PETKO TODOROV (103—105), P. R. SLAVEJKOV (106—115). Hier steht auch der umfangreiche Aufsatz Национална литература и декаденство. BABEV tritt für die „gesunde“ künstlerische Literatur ein, für den sog. künstlerischen Realismus. Offener Gegner der bulgarischen Dekadenten betont er, daß die Literatur sich auf ihre mit den trefflichsten künstlerischen Mitteln bereicherte Tradition und auf ihre als Persönlichkeiten und Schöpfer wertvollen Schriftsteller stützen muß.

Ein anderer Dichter, CHR. CANKOV-DERIŽAN, veröffentlichte im Jahre 1920 ein Buch Мои познайници (Sofia, 235 S.) mit sehr gewandt gezeichneten Porträten und Profilen folgender Schriftsteller: CHR. BOT'OV (13—26), IV. VAZOV (29—41), ST. MICHAJLOVSKI (45—54), PENČO SLAVEJKOV (57—70), KIRIL CHRISTOV (73—87), PETKO TODOROV (91—99), P. K. JAVOROV (104—109), CANKO CERKOVSKI (113—122), ANA KARIMA (125—132), DIM. BOJADŽIEV (135—143), VĚN. TIN. (147—154), DIM. BABEV (157—169), DORA GABE (173—178), L'UDMIL STOJANOV (181—209), MINKO NEVOLIN (213—223), NIK. VAS. RAKITIN (227—235). Einige dieser Schriftstellerbilder, die ähnlich wie im „Buch der Masken“ von REMY DE GOURMONT mit Porträtzeichnungen versehen sind, sind gelungen erfaßt.

IV. RADOSLAVOV, der Interpret der bulgarischen Symbolisten, der sog. „jungbulgarischen“ Dichter, hat bisher nur zwei Bücher veröffentlicht, die ein „Echo des Geschreies ihrer Zeit“ sein sollen: 1. Идеи и критика (Sofia, Verlag Хемусъ, 1921, 8°, 139 S.); 2. Портрети (Sofia, Verlag Dr. Ž. Marinov, 1927, 16°, 55 S.). Das erstere enthält u. a. folgende Aufsätze: Теодоръ Траяновъ и неговитѣ „Химни и балади“ (5—7); Литературната 1914 година (54—59); Пѣснитѣ на Емануилъ П. Димитровъ (75—80); Вазовъ и ние (101—103); Малък поводъ за голѣми въпроси — „Слупени стрѣхи“ отъ Михаилъ Кремень (117—120); Антолъ Страшимировъ и модернизма (128—132);



Българската поезия въ последнитѣ години (133—137). — *Rez.*: G. M(ILEV), *Везни* III 313—318. — Das zweite Buch ist klein und enthält literarische Porträte von TEODOR TRAJANOV (7—12), TRIFON KUNEV (15—18), DIMČO DEBEL'ANOV (21—25), CHR. JASENOV (29—32), NIKOLAJ LILIEV (35—38), EMAN. P. DIMITROV (41—45), L'UDMIL STOJANOV (49—55). RADOSLAVOV'S Charakterisierungen der bulgarischen Symbolisten sind sehr eigenartig, ja geradezu unüberzeugend geschrieben. Als Bannerträger und Theoretiker des bulgarischen Symbolismus, wie ihn einige taxieren, hat er in gewissen literarischen Kreisen Gegnerschaft und Widerspruch gefunden. IV. RADOSLAVOV ist kaum fähig die Richtlinien der künstlerischen Literatur zu entwerfen, oder dauernde Spuren zu hinterlassen.

GEORGI BAKALOV, ein unermüdlicher Übersetzer und Schriftsteller hat in periodischen Zeitschriften eine Reihe von Aufsätzen über bulgarische Schriftsteller und bulgarische Literatur im allgemeinen geschrieben. Im Jahre 1925 gab er diese Aufsätze gesammelt in zwei Bänden heraus unter dem Titel *Български писатели и книги* (Sofia, Bibliothek *Новъ път*): I. 8°, 127 S.; II. 8°, 125 S. Es werden mehrere Schriftsteller (PAISIJ, ČILINGIROV, VAZOV, KIR. CHRISTOV, ELIN PELIN, P. K. JAVOROV, TEODOR TRAJANOV u. a.) sowie verschiedene Bücher besprochen und zwar vom Standpunkt des Sozialismus, genauer gesagt des Bolschewismus. BAKALOV'S Aufsätze haben feuilletonistischen und polemischen Charakter. Sie sind geschrieben nach den Forderungen und Prinzipien der marxistischen Lehre. Ihr publizistischer Ton macht sie zu jeder künstlerischen Interpretation unfähig.

Im Jahre 1927 hat auch MALČO NIKOLOV seine Aufsätze über bulgarische Schriftsteller in einem eigenen Buch gesammelt: *Литературни характеристики* (Sofia, Verlag Хемусъ; die zweite vermehrte und beträchtlich verbesserte Auflage ist 1930 erschienen, 8°, 204 S.). In der 2. Auflage finden sich die Charakteristiken von: P. R. SLAVEJKOV (1—14), Любень Каравеловъ и неговата повесть „Българе отъ старо време“ (15—28), Чарътъ на Ботевитѣ пѣсни (29—35), Най-хубавиятъ романъ на Вазова (36—53), Лириката на Вазова съ огледъ на „Люляка ми замира“ (54—61), Стоянъ Михайловски (62—75), Алеко Константиновъ (76—96), Кървава пѣсень (97—120), Пенчо Славейковата проза (121—129), Лириката на Яворова (130—161), Идилитѣ на П. Ю. Тодоровъ (162—178), Елинъ Пелинъ (179—194), Димчо Дебеляновъ (195—204). — Im Jahre 1928 veröffentlichte NIKOLOV ein zweites Buch *Литературни характеристики и паралели* (Sofia, Verlag Хемусъ, 8°, 124 S.), das auch die beiden Aufsätze Лермонтовъ у насъ (55—70) und Панъ Тадеушъ и Кървава пѣсень (73—71) enthält. MALČO NIKOLOV hat den Versuch gemacht, fast alle Hauptstationen aufzuzeigen, die den Weg der bulgarischen Li-

teraturentwicklung von P. R. SLAVEJKOV bis DIMČO DEBEL'ANOV bezeichnen. Seine Charakteristiken sind ernst und durchdacht geschrieben, das Verhältnis des Forschers zum einzelnen Schriftsteller ist streng und aufmerksam, die ästhetischen Analysen sind sorgfältig und mit der unvoreingenommenen Absicht gemacht, die Wahrheit herauszustellen, das Werk des Schriftstellers zu beleuchten, den fremden Einfluß, falls ein solcher vorhanden ist, nachzuweisen und überhaupt den Platz, den der betreffende Schriftsteller in der Literatur einnimmt, zu bestimmen. Außer der ästhetischen Objektivität haben NIKOLOVS literarische Charakterbilder auch noch eine andere wertvolle Eigenschaft: Es werden auch Sprache und Stil der einzelnen Schriftsteller berührt, wenn auch nicht in genügender Ausführlichkeit. — Rez.: IV. RADOSLAVOV, Хиперионъ VI 312—313; ST. P. VASILEV, Родна Речъ III 147—149.

Der gleiche Verlag Хемусъ hat auch das Buch На Енювденъ herausgebracht (Sofia 1928, 8°, 158 S.), literarische Schattenrisse bulgarischer Schriftsteller von PETKO ROSEN. Das Buch enthält Aufsätze über CHR. BOTEV (3—17), IV. VAZOV (18—26), ST. MICHAJLOVSKI (27—36), A. STRAŠMIROV (37—48), P. JOR. TODOROV (49—58), P. P. SLAVEJKOV (59—68) und P. K. JAVOROV (69—78); außerdem Bemerkungen über AL. KONSTANTINOV, ELIN PELIN, MICH. KREMEN, VL. MUSAKOV, NIK. RAJNOV, DIMO SJAROV, K. KONSTANTINOV, DIM. BOJADŽIEV, DIMČO DEBEL'ANOV, NIK. LILIEV und TR. KUNEV sowie die polemischen Artikel Условијата и българския писател (122—126) und Литературата ни вчера и днесъ (134—154). Die Aufsätze ROSENS stellen keine besonderen Forschungen vor und sind keine bedeutungsvollen Beiträge. Sie sind feuilletonistisch geschrieben und geben gewöhnlich Eindrücke vom Schaffen eines bestimmten Schriftstellers oder von einem bestimmten Buch wieder. — Rez.: IV. RADOSLAVOV, Хиперионъ VII 314—317.

Der auf tragische Weise ums Leben gekommene Kritiker und Literarhistoriker VAS. PUNDEV hat seine im Laufe von 15 Jahren verstreut erschienenen literarischen Charakteristiken und Rezensionen ebenfalls in einem eigenen Buch Днешната българска лирика herausgegeben (Библиотека за всички Nr. 24, hrsg. IV. G. IGNATOV, Sofia 1929, 16°, 161 S.). Das Buch ist nicht vollständig, aber Wesentliches ist nicht übergangen worden. Es enthält folgende Aufsätze: При Яворова (7—24), Дим. Бояджиевъ (25—38), Теод. Траяновъ (39—58), Людмилъ Стояновъ (59—79), Ем. П. Димитровъ (80—94), Димчо Дебеляновъ (95—110), Ник. Лиливъ (110—119); außerdem bespricht es frühere und neuere Richtungen: MARA BĚLČEVA, DORA GABE, IV. CHADŽI CHRISTOV, IV. MIRČEV, GEO MILEV, E. BAGR'ANA, AT. DALČEV (120—161). Die Aufsätze sind wie überhaupt alles von der Feder des begabten V. PUNDEV kurz, aber gut geschrieben. Er-

wähnenswert ist auch sein Büchlein *Характеристики* (Sofia 1914, 32 S.), in welchem DOBRI NEMIROV, СНР. С. BORINA und МОН. КРЕМЕН besprochen werden.

# Abkürzungen.

- Бот. Слав. = Хр. Ботѣвъ, П. П. Славейков, Петко Тодоровъ, Пѣйо К. Яворовъ von V. MIROU'VOV. Sofia 1917, 8°, 199 S.
- Бълг. ист. библ. = Българска историческа библиотека, hgb. V. N. ZLATARSKI und P. NIKOV. Sofia.
- Бълг. мис. = Zeitschrift Българска Мисълъ, hgb. M. ARNAUDOV, Sofia.
- Бълг. писат. = Bibliothek Български писатели, hgb. M. ARNAUDOV, Sofia.
- Бълг. пр. = Zeitschrift Български прегледъ, hgb. ST. ROMANSKI, Sofia.
- Бълг. р. = Zeitschrift Българска Речь, hgb. ursprünglich von D. ZOGRAFOV und V. PUNDEV, jetzt von MALČO NIKOLOV, Sofia.
- Бълг. сб. = Zeitschrift Българска сбирка, hgb. S. S. BOVČEV, Sofia.
- Вез. = Zeitschrift Везни, hgb. GEO MILEV, Sofia.
- Възх.. = Zeitschrift Възходъ, hgb. V. KLASANOV, Sofia.
- Възхвала = Възхвала. Сборникъ въ честъ на С. С. Бобчевъ 1871—1921. Hgb. СНР. САНКОВ, Sofia 1921, 8°, 264 S.
- Год. Унив. = Годишникъ на Университета въ София (историко-филологически факултетъ).
- Год. Нар. Библ. Плов. = Годишникъ на Народната Библиотека въ Пловдивъ.
- Год. Нар. Библ. Соф. = Годишникъ на Народната Библиотека въ София.
- Демокр. = Zeitschrift Демократия, hgb. G. DANAILOV, A. GIRGINOV und GRIGOR VASILEV, Sofia.
- Демокр. Пр. = Zeitschrift Демократически Прегледъ, hgb. T. G. VLAJKOV, Sofia.
- Дух. Култ. = Zeitschrift Духовна Култура, Beilage des Църковенъ Вестникъ, hgb. vom H. Synod, Sofia.
- Заря = Zeitschrift Заря, hgb. VAS. UZUNOV, Sofia.
- Земя = Zeitschrift Земя, hgb. P. ABRAŠEV und A. VELIČKOV, Sofia.
- Златорогъ = Zeitschrift Златорогъ, hgb. VL. VASILEV, Sofia.
- Знание = Zeitschrift Знание, hgb. vom Verband der Gymnasiallehrer in Sofia.
- Изв. ист. = Известия на историческото дружество въ София.
- Изв. Н. Е. М. = Известия на Народния Етнографически Музей въ София.
- Изв. БАИ. = Известия на Българския Археологически Институтъ въ София.

Изв. С. Сл. Ф. = Известия на семинара по славянска филология при Софийския университетъ.

Книгоп. = Zeitschrift Книгописъ, hgb. SAVA ČUKALOV, Sofia.

Листоп. = Zeitschrift Листопадъ, hgb. DIM. BAVEV, Sofia.

Литер. Характ. = Литературни характеристики von MALČO NIKOLOV. Sofia, Verlag Хемусъ, 2. Aufl. 1930, 8°, 204 S.

Лѣт. БАН. = Лѣтописъ на Българската Академия на Наукитѣ. Sofia.

Макед. = Zeitschrift Македония, hgb. G. BAŽDAROV, J. BADEV und N. TOMALEVSKI, Sofia.

Мак. пр. = Zeitschrift Македонски прегледъ, hgb. L. MILETIČ, Sofia.

Мин. = Zeitschrift Минало, hgb. G. BALASČEV, Sofia.

Млад. черв. кр. = Zeitschrift Младежки червенъ кръстъ, hgb. M. NIKOLOV und N. FILIPOV, Sofia.

Наши дни = Zeitschrift Наши дни, hgb. A. STRAŠIMIROV, Sofia.

Наш. пис. = Нашитѣ писатели von DIM. BAVEV. Sofia 1916, 8°, 83 S.

Национ. лит. = G. D. GRUDEV, Национална литература. Sofia 1918, 8°, 153 S.

Нач. = Zeitschrift Начало, Sofia.

Н. пътъ = Zeitschrift Новъ пътъ, hgb. G. BAKALOV, Sofia.

О. годишн. = Общъ годишникъ за България. Издава дружеството на столичнитѣ журналисти. Sofia.

О. под. = Zeitschrift Общъ подеъмъ hgb. CH. GEORGIEV, AL. ZLATANOV und ST. DRĚNSKI, Sofia.

Общ. мис. = Zeitschrift Обществена мисълъ hgb. CHAR. CHRISTOV, Sofia.

Общ. обн. = Zeitschrift Обществена обнова, hgb. K. SAGAЕV, Sofia.

Общ. разв. = Zeitschrift Обществено развитие, hgb. S. PETKOV, Sofia.

Огн. = Zeitschrift Огнище, hgb. V. PARUŠEV, Sofia.

От. П. = Zeitschrift Отецъ Паисий, hgb. S. BALAMEZOV, Sofia.

Отеч. = Zeitschrift Отечество, hgb. vom Generalstab, Sofia.

Парн. = Zeitschrift Парнасъ, hgb. IV. KARANOVSKI, Sofia.

По върх. = NIK. ATANASOV, По върховетѣ. Sofia ohne Datum, 8°, 128 S.

Подв. = Zeitschrift Подвигъ, hgb. D. GAVRIJSKI, Sofia.

Прилож. Съвр. мис.: с. Съвр. мис.

Прол. = Zeitschrift Проломъ, hgb. D. K'ORČEV, Sofia.

Разв. = Zeitschrift Развитие, hgb. N. STANEV, Sofia.

Род. култ. = Zeitschrift Родна култура, hgb. V. KLASANOV, Sofia.

Род. мис. = Zeitschrift Родна мисълъ, hgb. IV. KIRILOV, Plěven.

Род. р. = Zeitschrift Родна Речъ, hgb. ST. MLADENOV und ST. P. VASILEV, Kazanлъk.

Сб. БАН. = Сборникъ на Българската Академия на Наукитѣ. Sofia.

Сб. Добр. = Сборникъ Добруджа, hgb. von bulg. Gelehrten, Schriftstellern und Künstlern. Sofia 1918, 8°, 376 S.



- Сб. Жътва = Литературно-художественъ сборникъ Жътва, hgb. V. DOVRINOV, Sofia ohne Datum, 4<sup>o</sup>, 120 S.
- Сб. Зл. = Сборникъ въ честь на В. Н. Златарски. Sofia 1925, 4<sup>o</sup>, 573 S.
- Сб. Ил. Макаp. = Юбилеенъ сборникъ Иларионъ Макариополски Търновски 1812—1875, hgb. M. ARNAUDOV, Sofia 1915, 8<sup>o</sup>, 384 + 231 S.
- Сб. Копpивщ. = Юбилеенъ сборникъ по миналото на Копpивщица (20. IV. 1876 bis 20. IV. 1926), hgb. Archimandrit Evtimij. Sofia 1926, 8<sup>o</sup>, 770 S.
- Сб. Леже = Сборникъ въ честь на Луи Леже 1843—1923, hgb. B. CONEV, D. MIŠEV und AL. DZIVGOV. Sofia 1925, 4<sup>o</sup>, 335 S.
- Сб. Ломск. чит. = Юбилеенъ сборникъ на Ломското читалище 1856—1926, Lom 1927, 8<sup>o</sup>, 68 S.
- Сб. Макъ = Литературно-критически сборникъ Макъ. Книга Пролѣтъ. Sofia 1914, 8<sup>o</sup>, 147 S.
- Сб. НУ. = Сборникъ за народни умотворения и народопись. Sofia.
- Сб. Снѣгъ = Тримесечни литературни сборници. Band I. Снѣгъ. Hgb. P. KEREMIDČIEV und ZL. B. ČOLAKOV. Sofia 1921, 8<sup>o</sup>, 199 S.
- Сб. Факля = Литературенъ сборникъ Факля, hgb. D. V. JURUKOV und L. PASPALEEV. I. Sofia, 8<sup>o</sup>, 85 S.
- Сб. Шишм. = Сборникъ въ честь на проф. Ив. Д. Шишмановъ. Sofia 1920, 8<sup>o</sup>, 196 S.
- Своб. мис. = Zeitschrift Свободна мисль, hgb. IV. ST. ANDREJČIN, Sofia.
- Своб. мн. = Zeitschrift Свободно мнение, hgb. D. MIŠEV, Sofia.
- Сльн. = Zeitschrift Сльнце, hgb. CHR. C. BORINA, Sofia.
- Сила = Zeitschrift Сила, hgb. CHR. SILJANOV und K. SPISAREVSKI, Sofia.
- Силуети = НИК. ATANASOV, Силуети на български писатели. Sofia 1916, 8<sup>o</sup>, 136 S.
- Слав. гл. = Zeitschrift Славянски гласъ, hgb. НИК. BOBČEV, Sofia.
- Slavia = Slavia, Časopis, hgb. O. HУЈЕР und M. MURKO, Prag 1922 ff.
- Соц. дем. = Zeitschrift Социалдемократъ, hgb. G. BAKALOV, Sofia.
- Сп. БАН. = Списание на Българската Академия на Наукитѣ, Sofia.
- Съврем. = Zeitschrift Съвременникъ, hgb. VEN. GANEV, IV. D. BUROV und CHR. TODOROV, Sofia.
- Съвр. изк. = Zeitschrift Съвременно изкуство, hgb. IV. und SVET. КАМБУROV, Sofia.
- Съвр. мис. = Zeitschrift Съвременна мисль, hgb. СНАВ. CHRISTOV, Sofia. Mit Beilage: Приложение на Съвременна мисль.
- Укр. бълг. пр. = Zeitschrift Украинско-български прегледъ. Sofia.
- Учен. мис. = Zeitschrift Ученическа мисль. Russe.
- Учил. пр. = Zeitschrift Училищенъ прегледъ, hgb. vom Unterrichtsministerium. Sofia.

- Учит. мис. = Zeitschrift Учителска мисъл, hgb. vom bulgarischen Lehrerverein. Sofia.
- Философ. пр. = Zeitschrift Философски прегледъ, hgb. D. МИСНАЛѢВ, Sofia.
- Хипер. = Zeitschrift Хиперионъ, hgb. IV. RADOSLAVOV und T. ТРАЈАНОВ, Sofia.
- Zschr. = Zeitschrift für slavische Philologie, Leipzig 1925ff.
- Чешк. бълг. вѣ. = Zeitschrift Чешко-българска взаимност, hgb. L. КАЗЬОВА, Sofia.
- Читал. пр. = Zeitschrift Читалищенъ прегледъ. Sofia.
- Ясн. = Zeitschrift Яснина, hgb. М. ТИЦОВ, Sofia.

## I.

## Altbulgarische Literatur.

## Allgemeine Fragen.

Die altbulgarische Literatur, deren Bedeutung früher von vielen unterschätzt worden ist, beginnt mehr und mehr richtig eingeschätzt zu werden und allgemeine Anerkennung zu finden, die sich in erläuternden Abhandlungen, sei es von allgemeinem Charakter, sei es über einzelne Schriftsteller, kundgibt:

A. TEODOROV-BALAN, Почетъкъ на стара и нова българска книжина. Учил. пр. XX 1—18. Es wird auseinandergesetzt, wann, wo und unter welchen Bedingungen das altbulgarische Schrifttum beginnt, worauf Unterschied und Ähnlichkeit zwischen alt- und neubulgarischem Schrifttum aufgezeigt werden.

DERSELBE, Старобългарскиятъ книжевникъ и неговото време. Дух. Култ. XV 48—65.

M. GENOV, Първичниятъ периодъ на българската литература. Знание I 175—182.

НИКОЛАЈ DONČEV, Духътъ на старобългарската литература. От. П. II 152—154.

VASIL STAVREV, Народно и индивидуално творчество въ старобългарската литература. Слѣн. III 40—53.

ЈОР. ТРИФОНОВ, Погледъ върху старобългарската литература (по случай на 1000 годишнината отъ разцвѣта ѝ въ Царь Симеоново време). Славянски календаръ 1929, 28—35. Hübsche und gedrängte Erklärung der literarischen Tatsachen.

НИК. ВОВЧЕВ, Значение на старобългарската литература. Ibid. 35—44.

СВѢТАН МИНКОВ, Конспектъ по старобългарска литература. Bibliothek „Книга“ Nr. 2, Lom 1925, 16<sup>o</sup>, 93 S. Die gesamte altbulgarische Literatur ist in synoptischer Darstellung wiedergegeben. Der Verf. hat sich auf das Wesentliche beschränkt und den Schulen ein

nützliches Hilfsmittel für das Studium der altbulgarischen Literatur gegeben.

**Kyrill und Method.** Das Werk der beiden Slavenapostel, der Brüder aus Saloniki, die die Grundlagen des bulgarischen Schrifttums geschaffen haben, wird in einigen bedeutungsvollen Beiträgen beleuchtet, vor allem in den gedankenvollen Handbüchern von Prof. TEODOROV, von denen der erste Band den Titel trägt:

A. TEODOROV-BALAN, Кирилъ и Методи. Университетска библиотека, Sofia 1920, 8°, 178 S. Das Buch enthält: 1. Die literarische Tätigkeit Kyrills und Methods (7—28); 2. Die Texte der beiden umfangreichen Legenden („Pannonische Legenden“) (29—129). Die Ausgabe ist wissenschaftlich und ist am Schluß mit einem Glossar versehen. Dem Werk sollen noch zwei Lieferungen nachfolgen: 1. Die religiöse Bedeutung Kyrills und Methods und die geschichtlichen Zeugnisse über sie; 2. Kyrill und Method als Schriftsteller. — Rez.: FR. PASTRNEK, Slavia I 136—137; St. MLADENOV, Дух. култ. XV 75—80.

DERSELBE, Къмъ тъй нареченитѣ Панонски жития. Год. Унив. XIX 1—31. In dieser Studie werden einige Umstände aus den Lebensbeschreibungen von Kyrill und Method angeführt, die für die abg. Grammatik und für den abg. Wortschatz von Wichtigkeit sind. Mit Rücksicht auf die Bemerkungen PASTRNEKS Slavia I 136—137 werden verschiedene Aufklärungen gegeben. — Rez.: FR. PASTRNEK Slavia III 141—144.

V. St. KISELKOV, Славянскитѣ просвѣтителѣ Кирилъ и Методий. Животъ и дейность. Sofia 1923, 8°, 173 S. In 19 Kapiteln untersucht der Verfasser, ein eifriger Forscher auf dem Gebiete des abg. Schrifttums, das Werk der Slavenapostel, wobei er die neuesten Zeugnisse zur Frage benutzt. Natürlich sind auch in dieser Arbeit die bisher ungelösten dunklen Fragen, die mit der Wirksamkeit Kyrills und Methods zusammenhängen, nicht gelöst. Der Verf. sagt daher oft: „Wir können zugeben,“ „wir können annehmen“, „es ist schwer zu entscheiden“ u. dgl. Die beiden Brüder Kyrill und Method hält er für Griechen, die, ganz durchdrungen vom religiösen Geist des Mittelalters, den Entschluß faßten, das Missionskreuz unter die Slaven zu tragen, die damals auf dem Boden oder an den Grenzen des byzantinischen Reiches lebten. — Rez.: R. ČOLAKOV, Дух. култ. XVIII—XIX 371—373.

DERSELBE, Панонскитѣ легенди или пространнитѣ жития на славянскитѣ просвѣтителѣ Кирилъ и Методий. Jambol 1923, 8°, 53 S. Die Übersetzung der beiden Legenden ist nach der Ausgabe von A. TEODOROV-BALAN gemacht. — Rez.: VEL. JORDANOV Учил. пр. XXII 255—256.

G. ILJINSKIЈ „Написаніе о правой вѣрѣ“ Константина Философа. Сб. Зл. 63—89. Prof. ILJINSKIЈ veröffentlicht diesen Text, der in der gegenwärtig in der Russischen Öffentlichen Bibliothek befind-

lichen mittelbulgarischen Sammelhandschrift des Priesters Laurentius aus d. Jahre 1348 enthalten ist, und schreibt sie Konstantin zu. Aus diesem Grunde sind auch eine Reihe geschichtlicher Erwägungen beigelegt.

J. B. BURY, Върху нѣкои отъ изворитѣ за историята на Константина и Методия. Übers. V. N. Z(LATARSKI), Изв. ист. IV (1915) 184—188.

V. N. ZLATARSKI, Какъ е била политически подготвена мисията на Св. Кирила и Методия въ Моравия. Слѣн. III 249—253.

ST. P. VASILEV, Кирилъ и Методий въ пѣснитѣ на нашитѣ поети. Учил. пр. XXII 365—371. Es wird gezeigt, wie VAZOV, MIŠAJLOVSKI, VELIČKOV, ČILINGIROV und BORINA die beiden hl. Brüder und ihr Werk besungen haben.

Св. Св. Кирилъ и Методий. Sammelband mit Gedichten und Aufsätzen, gewidmet den beiden Apostelbrüdern. Hgb. vom Unterrichtsministerium unter Mitwirkung von A. TEODOROV-BALAN, B. COŃEV, ST. MLADENOV, IV. VAZOV, KIRIL CHRISTOV, M. G. POPRUŽENKO, DIM. MIŠEV, B. ANGELOV, VEL. JORDANOV, ANDREJ PROTIĆ u. a. Sofia 1921, 4<sup>o</sup>, 29 S.

D. CUSCHLEV, Кирилица или глаголица въ старобългарската книжнина. Vidin 1923, 8<sup>o</sup>, 40 S. — Rez.: ST. MLADENOV, Дух. култ. XVI.—XVII. 161—164.

**Der heilige Kliment.** A. TEODOROV-BALAN, Св. Климентъ Охридски въ книжевния поменъ и въ научното дирене, Sofia 1919, 8<sup>o</sup>, 117 S. In dieser akademischen Rede untersucht Prof. TEODOROV alle Quellen über das Leben Kliment's, das Interesse für Kliment und das Verhältnis der Gelehrten zu diesem bedeutenden Schüler Kyrills und Methods. Gut ist Kliment auch als Schriftsteller charakterisiert. Als wissenschaftliches ist das Buch mit vielen wertvollen Anmerkungen versehen (S. 33—111). — Rez.: M. G. POPRUŽENKO, Слав. гл. XIV 34—36; ST. MLADENOV, Дух. култ. I—II 134—137; FR. PASTRNEK, Slavia I 133—136.

AL. ČUČULAJN, Св. Климентъ епископъ словенски, Sofia 1915. Von biographischem Charakter.

IV. SNĚGAROV, Българскиятъ първоучитель Св. Климентъ Охридски. Год. Унив. (богословски факултетъ) VI 1—116. Ausführliche und kritische Studie über Leben und Werke des hl. Kliment. Die Gegend Kutmichevica, in der er gewirkt hat, bestimmt der Verf. genau zwischen Kičevo, Voden und Avlona mit den drei Hauptorten Ochrid, Devol und Glavenca. Am Schluß der Studie wird auch von der großen Verehrung der makedonischen Bevölkerung für diesen bulgarischen Heiligen, Bischof und Schriftsteller gesprochen. — Rez.: L. MILETIĆ, Маѣ. пр. III 123—130; ST. STANIMIROV, Дух. култ. XXXIV—XXXV 261—275.



V. N. ZLATARSKI, Де се е намирала епископията на Св. Климентъ Охридски. Мак. пр. I 1—14. Auf diese Frage antwortet ZLATARSKI: Der Sitz KLIMENTS befand sich unweit von Ochrid, nämlich in Debrica als dem militärischen und administrativen Zentrum.

N. S. DERŽAVIN, К вопросу о литературной деятельности Климента Величского. Мак. пр. V 27—44. DERŽAVIN sucht die Frage aufzuhellen, wer die alte Kirchendienstordnung KYRILLS und METHODS verfaßt hat, wo und wann das geschehen ist, und schließt, daß die Frage nicht mit Sicherheit zu beantworten ist.

ТЕОФИЛАКТ ВЪЛГАРСКИ, Житие на Св. Климента Охридски. Aus dem Griechischen übersetzt von D. T. LASKOV. Sofia 1916, 8°, 76 S. Vollständiger schöner und neuer Text nach MATOV'S Übersetzung unter der Redaktion von M. DRINOV mit kurzem Vorwort.

V. N. ZLATARSKI, Словѣнското житие на Св. Наума отъ XVI вѣкъ. Сп. БАН. XXX (17) 1—28. Nach Analyse des Inhaltes kommt ZLATARSKI zum Schluß, daß diese Legende verfaßt ist auf Grund der Pannonischen Legende von KYRILL, der umfangreichen Klimentlegende und der Naumlegende.

**Bischof Konstantin.** JOR. TRIFONOV, Бележки върху Учителното евангелие на Епископа Константина. Сб. Зл. 459—479. Nach Untersuchung der Frage, wann, wo und für welche Zuhörer dieses Evangelium verfaßt worden ist, kommt der Verf. zum Schluß, daß die Predigten nicht zum Lesen, sondern zum Zuhören bestimmt waren. Gegen SOBOLEVSKIJ behauptet TRIFONOV, daß Bischof Konstantin in Pliska und nicht in Saloniki gewirkt hat.

M. GENOV, Наченки отъ българска поезия. Знание II 115—123. Es werden betrachtet: 1. Авбучната молитва, 2. Прогласъ къмъ евангелието von Bischof Konstantin, 3. Похвала на Царя Симеона.

**Car Simeon.** M. GENOV, Царъ Симеониятъ вѣкъ въ литературата. Бълг. ист. библ. I 4 S. 79—121. Gelungene Charakteristik der Schriftsteller Car Simeon, Kliment, Bischof Konstantin, Johannes Exarch und des Mönchs Chrabr.

V. SL. KISELКOV, Български книжовници презъ времето на Царя Симеона. Род. р. II 161—173.

DERSELBE, Царъ Симеонъ като книголюбецъ. Листопадъ X 82—86. Alle drei Aufsätze sind Jubiläumsartikel, die anlässlich der Tausendjahrfeier des Todes Simeons (927—1927) erschienen sind.

G. A. ILJINSKIJ, Златоструй А. Ф. Бычкова XI. вѣка. Нгб. Bulg. Ak. d. Wiss., Sofia 1929, 4°, 63 S. + VIII Tafeln. — Rez.: M. ПОПРУЖЕНКО, Бълг. пр. I 146—148 (findet die Ausgabe vortrefflich).

VASIL PUNDEV, Боянъ Магесникътъ. Историко-литературна студия. Sofia 1923, 8°, 49 S. Untersuchung über die rätselhafte Persönlichkeit BOJANS, des Sohnes des Zaren Simeon.

**Johannes Exarch.** ARCHIMANDRIT PANARET, Животът на Йоана Екзарха Български (историко-критически очерк). Stanimaka 1914, 8°, 93 S. Zeugnisse für Leben und Werke des Exarchen wie auch für die Richtungen im Schrifttum seiner Zeit. Das Buch zeichnet sich durch keine besonderen Qualitäten in der Erforschung aus. Der 2. Teil, von dem im Vorwort die Rede ist, ist noch nicht erschienen. — Rez.: JO. TRIFONOV, Учил. пр. XIX 47—52.

M. GENOV, Иванъ Екзархъ. Дух. култ. III—IV 193—211. Schöne skizzierende Charakteristik, geschrieben von einem guten Kenner des abg. Schrifttums.

JOR. TRIFONOV, Сведения изъ старобългарския животъ въ Шестоднева на Йоана Екзарха. Сп. БАН. XXXV (19) 1—26. Berichte über die Bevölkerung, den Zarenpalast, die Wohnstätten des Volkes, über Tracht und militärische Distinktionen des Zaren und der Boljaren, über Nahrung, Beleuchtung usw. Die Studie ist sorgfältig und kritisch geschrieben.

**Der Priester Grigorij.** V. SL. KISELKOV, Забравениятъ срѣднобългарски писателъ Григорий. Учил. пр. XXIV 779—799. Der Autor behandelt einen tatsächlich recht vergessenen Schriftsteller, der aus ROMILS Lebensbeschreibung bekannt ist.

**Der Mönch Chrabr.** M. GENOV, Черноризецъ Храбъръ. Знание I 607—617.

DERSELBE, Черноризецъ Храбъръ — бранителъ на славянобългарскитѣ писмена. Род. р. II 174—180. Auch diese beiden Aufsätze Genovs sind anziehend geschrieben.

ANDRÉ MAZON, Le moine Chrabr et Cyrille. Сб. Зл. 119—122. Führt aus, daß der Autor des Werkes О писменьхъ weder Kyrill noch Kliment ist, sondern der Mönch Chrabr.

**Der Priester Kosmas.** V. SL. KISELKOV, Пресвитеръ Козма и неговата беседа противъ богомилтѣ. Karnobat 1921, 8°, 96 S. Skizze über Leben und Wirken des Priesters Kosmas (1—30); anschließend eine sorgfältige und leicht lesbare Übersetzung der Predigt gegen die Bogomilen.

N. P. BLAGOEV, Беседата на пресвитеръ Козма противъ богомилтѣ. Год. Унив. (Юридически факултетъ) XVIII 1—80. Der Autor, Professor der bulgarischen Rechtsgeschichte, untersucht die Predigt ziemlich gründlich, jedoch nicht als Literaturhistoriker, sondern als Jurist. Er behandelt Zeit und Wirksamkeit des Kosmas sowie Inhalt, Quellen und Bedeutung der Predigt. — Rez.: ST. MLADENOV, Дух. култ. XVI—XVII 157—161.

JOR. TRIFONOV, Беседата на Козма пресвитеръ и нейния авторъ. Сп. БАН. XXIX (16) 1—77. Gründliche und kritische Untersuchung der Predigt mit eingehender Analyse und mit Berichten über den Autor, der im westlichen Mazedonien gelebt hat.

M. GENOV, Пресвитеръ Козма и неговата беседа противъ богомилитѣ. Бълг. ист. библи. II 3 S. 65—96.

M. G. POPRUŽENKO, Козма пресвитеръ. Бълг. пр. I 22—38. Höchst wertvoller Beitrag des russischen Gelehrten, der schon früher eine wissenschaftliche Ausgabe der Predigt geliefert hat.

SERGEJ DENKOV, Беседата на Пресвитеръ Козма. Бълг. р. III 180—186; 237—245.

**Das Bogomilentum.** N. P. BLAGOEV, Правни и социални възгледи на богомилитѣ. 2. Aufl. Sofia 1919, 8°, 51 S. spricht über Auftauchen und politische, soziale und kulturelle Bedeutung des Bogomilentums und untersucht die soziale und sittliche Seite dieser Lehre. Die Analyse ist unter dem Gesichtspunkt des bürgerlichen Rechtes, des Straf- und Staatsrechtes angestellt.

IV. G. KLINČAROV, Попъ Богомилъ и неговото време. Sofia 1927, 8°, 167 S. Mehr publizistisch als wissenschaftlich geschrieben. Es wird die schöpferische Rolle des Bogomilentums und der Einfluß seiner Vertreter auf Bulgarien und auf die westeuropäischen Länder hervorgehoben. Die Persönlichkeit des Priesters Bogomil ist auf Grund der vorhandenen Quellen und Hilfsmittel gezeichnet. Bei der Lehre der Bogomilen wird besonders die sozialpolitische Seite betont, wie auch die sozialen Ursachen für den Erfolg dieser Lehre erwogen werden.

IV. SNĚGAROV, Поява, сжщностъ и значение на богомилството. Бълг. ист. библи. I 3, S. 56—75. Betrachtung des Bogomilentums vom kirchengeschichtlichen Standpunkt.

NIK. FILIPOV, Произходъ и сжщностъ на богомилството. Бълг. ист. библи. II 3, S. 33—64. Erörterung der allgemeinen Fragen, die mit dieser Lehre zusammenhängen.

M. G. POPRUŽENKO, Богомилството. Своб. мн. IV 6—8.

D. CUSCHLEV, Антицърковни движения въ България. Дух. култ. XXXVI 65—76, XXXVII 167—183.

IV. GROZEV, Богомилството като мистично движение върху фона на историята. Хипер. IV 456—476.

JOV. IVANOV, Произходъ на павликянитѣ споредъ два български ръкописа. Сп. БАН. XXII (12) 20—31. Altbulgarische Nachricht in der Handschrift von Adžar (17. Jahrh.). Wie J. IVANOV mitteilt, ist die Erzählung in neubulgarischer Redaktion erhalten im Троянски дамаскинъ (18. Jahrh.).

**Apokryphen und Erzählungen.** K. STOJANOV, Троянския романъ и неговото отражение въ българо-френскитѣ отношения въ времето на Калояна. Учил. пр. XXI 605—614.

JOV. IVANOV, Богомилски книги и легенди. Sofia 1925, 8°, 387 S. Dieses ausgezeichnete Buch, herausgegeben von der Bulgarischen Akademie der Wissenschaften, ist der erste Versuch, die wichtigeren schriftlichen und mündlichen Erzeugnisse des Bogomilentums nebst

den notwendigen Erläuterungen herauszugeben. In einer ausführlichen Einleitung spricht der Verf. über Auftauchen, Lehre, Sitten, Verbreitung und Bedeutung des Bogomilentums. Sodann werden im ersten Teil die bisher bekannten bogomilischen Bücher aufgezählt, im zweiten Teil werden die dualistischen bulgarischen Volkslegenden mitgeteilt. Zu jedem angeführten Werk werden wertvolle historisch-kritische und erklärende Anmerkungen gegeben, die den wissenschaftlichen Wert des Buches noch erhöhen. Das Werk gereicht der bulgarischen Wissenschaft in der Tat zur Ehre. — Rez.: D. CUCHLEV, Дух. култ. XXXIX 82—91, XL 187—191, XLI 273—288; A. P. STOILOV, Изв. НЕМ. V 121—122; M. G. POPRUŽENKO, Slavia IV 818—823; V. SL. KISELKOVA, Род. р. I 89—92.

**Teodosij von Tŕnovo.** V. SL. KISELKOVA, Св. Теодосий Търновски. Sofia 1926, 8°, 53 S. Lebensbeschreibung mit Ausblick auf seine Epoche. — Rez.: P. NIKOV, Мак. пр. III 162—166.

DERSELBE, Килифарският отшелник Теодосий. Бълг. ист. библ. I 2, 132—164. Leben und Wirken dieses verdienstvollen Schriftstellers aus dem 14. Jahrh. sind ziemlich ausführlich erläutert.

DERSELBE, Житието на Св. Теодосий Търновски като исторически паметник. Sofia 1926, 8°, LII (Analyse und Bedeutung der Legende) + 32 S. (bulgarische Übersetzung der Legende, die mit anerkennenswertem Fleiß gemacht ist).

DERSELBE, Срѣдновѣковна Парория и Синаитовият манастиръ. Сб. Зл. 103—118. Paroria, eine Gegend, die mit dem Leben des Grigorij Sinaitski und des Teodosij von Tŕnovo in Verbindung steht, ist die Strandža Planina. Das Kloster des Grigorij Sinaitski befand sich in der Berggegend nahe beim Städtchen Skopel (heute Skopo).

DERSELBE, Григорий Синаитъ. Дух. култ. XXXIV—XXXV 236—260. Der in obigen Beiträgen ausgeführte Gedanke wird auch hier erörtert: Das Kloster des hl. Grigorij befand sich irgendwo in der Strandža planina unweit des Städtchens Skopel (Skopel).

DERSELBE, Св. Ромилъ Видински. Дух. култ. XL 157—175, XLI 250—260. Ob der hl. Romil, einer von den berühmten Schülern des Grigorij Sinaitski, sich auf literarischem Gebiet betätigt hat, ist nicht mit Sicherheit zu sagen. Die Frage bleibt nach dem Verf. offen.

**Patriarch Evtimij.** V. SL. KISELKOVA, Патриархъ Евтимий. Бълг. ист. библ. II 3, 142—177. Betrachtung des Lebens und der sozialen Wirksamkeit des letzten Patriarchen von Tŕnovo. K. gibt zu, daß Evtimij im Kloster von Bačkovо begraben sein dürfte.

**Konstantin von Kostenec.** D. CUCHLEV, Константинъ Костенецки. (Изъ литературнитѣ сношения на българи и сърби въ края на XIV в. и началото на XV). Дух. култ. XV 22—30.

**Vladislav der Grammatiker.** JOR. IVANOV, Пренасяне тѣлото на Св. Ив. Рилски отъ Търново въ Рила 1469. Дух. култ. III—IV 211—216.



Р. НИКОВ, Преводъ съ уводъ на „Пренасяне мощитѣ на Св. Иванъ Рилски отъ Търново въ Рилския мѣнастиръ“. Бѣлг. ист. библ. I 2, 165—187. Durch diese zwei Aufsätze wird das Werk des Grammatikers zum Eigentum eines weiteren Leserkreises.

**Altbulgarische Literaturdenkmäler.** J. ПАТА, Пловдивско Евангелие. (Срѣднобългарски паметникъ отъ XIII в.). Сп. БАН. XXII (12) 208—226. Nach dem čechischen Gelehrten ist dieses Evangelium ein neues interessantes Beispiel eines Textes, der von bulgarischer in serbische Redaktion übergegangen ist.

СТ. МЛАДЕНОВ, Изъ единъ западно-български апостолъ отъ XIV вѣкѣ. Сп. БАН. XXXVIII (20) 124—144. Einleitende Bemerkung über die Bezeichnung „serbische Redaktion“ für den Ersatz von ж, ѡ durch ѡ, ѣ in altbulgarischen Denkmälern, welche Bezeichnung der Verf. widerlegt. Anschließend Untersuchung der vier Blätter des Apostolos, die in der Lesehalle zu Plěven aufbewahrt werden. Diese Pergamentblätter, die hier von MLADENOV veröffentlicht werden, sind wichtig, weil sie die Zeit bestimmen lassen, wann die ersten bulgarischen Denkmäler ohne ж erschienen sind.

ЮР. ТРИФОНОВ, Византийски хроники въ църковнославянската книжнина. Изв. ист. VI (1924) 163—183. Der Aufsatz ist geschrieben anläßlich M. WEINGARTS „Византийскитѣ хроники въ църковнославянската книжнина“ Bd. III.

В. ФИЛОВ, Лондонското евангелие на Ив. Александра и неговитѣ миниатюри. Сп. БАН. XXXVIII (20) 1—32. Höchst sorgfältige Untersuchung der Handschrift und der Miniaturen des im Brit. Mus. in London befindlichen Evangeliums des Ivan Alexander (S. Lord Curzon), das kostbar ist durch seine 352 Miniaturen. Der Aufsatz ist eine vorläufige Erläuterung einer umfangreichen Studie über die Handschrift wie auch über die Miniaturen.

В. КОНЕВ, За произхода на Врачанското евангелие. Сп. БАН. XI (7) 145—150. Der verstorbene Gelehrte widerlegt SOBOLEVSKIJ, der behauptet hat, daß dieses Evangelium aus Galizien oder aus der Moldau stamme. Zugleich betont КОНЕВ die Unmöglichkeit einer genauen Bestimmung, wann und wo das Evangelium, das er selbst zur wissenschaftlichen Erforschung herausgeben wolle, geschrieben worden sei. Immerhin glaubt er aber, daß der Schreiber des Evangeliums aus Nordwestbulgarien stammen dürfte.

DERSELBE, Врачанско евангелие (Bd. IV der Български старини, hrsg. von der Bulg. Ak. d. Wiss.). Sofia 1914, 4<sup>o</sup>; 1—64 wertvolle Einleitung über das Evangelium; 62—236 Text desselben.

ЮР. ТРИФОНОВ, Бележки върху срѣднобългарския преводъ на Манасиевата хроника. Изв. БАИ. II VIII 137—173. Untersuchung über die Abschriften der Chronik, ihr Alter, ihre Entstehungszeit, über das Verhältniß zwischen Text und Abbildung usw.

M. G. POPRUŽENKO, Синодикъ царя Борила (Bd. VIII der Български старини, hrsg. von der Bulg. Ak. d. Wiss.). Sofia 1928, 4<sup>o</sup>; I—CLXXIX vortreffliche, mit wissenschaftlicher Genauigkeit und Gründlichkeit geschriebene Einleitung; 1—95 Text mit 4 Tafeln, der Text nach der Hschr. von PALAUZOV und DRINOV. — Rez.: B. JOCOV, Мак. пр. III 126—135; M. A(RNAUDOV), Бълг. мис. III 71—72; St. MLADENOV, Zschr. V 246—250; G. ILJINSKIJ, Slavia VI 633—635.

M. GENOV, Два литературни паметника за съборното управление на българската църква въ старо време. Дух. култ. I—II 44—47. Besprechung von Zar Borils Sinodik und der Legende des Teodosij von Tŭrnovo.

V. N. ZLATARSKI, Най-стариятъ исторически трудъ въ старо-българската книжнина. Сп.БАН. XXVII (15) 139—182. Besprechung einer Pergamenthandschrift aus dem 13. Jahrh. in der Moskauer Synodalbibliothek (Nr. 163), welche enthält: 1. Farbiges Bild des bulgarischen Zaren Boris Michail; 2. das Lehrevangelium des Bischofs Konstantin; 3. kirchliche Rede (Erklärung der Kirchenordnung und der Liturgie); 4. Istorikien.

IV. GOŠEV, Стари записки и надписи I. Год. Унив. (богосл. факултетъ) IV 335—378. Sammlung und Übersicht aller Notizen auf Handschriften und Altdrucke im Besitz des kirchlichen und historisch-archäologischen Museums beim hl. Synod.

DERSELBE, Стари записки и надписи II. Год. Унив. (богосл. фак.) VI 1—36.

B. CONEV, Книжовни старини отъ Елена. Год. Унив. XIX 1—61. Paläographische, grammatische und lexikalische Beschreibung folgender Handschriften: 1. des Tetraevangeliums von BANICA oder des Priesters JONAS; 2. eines Bruchstücks eines Lektionars; 3. des Damaskenos Studites von Elena (stammt aus dem Gebiet von Srēdna gora oder aus dessen Nähe; enthält viele Kasus- und Syntaxfehler).

ST. STANIMIROV, Единъ български ръкописъ отъ началото на XVI в. (Psalterium mit Anhang). Дух. култ. XL 176—179.

B. CONEV, Единъ павликански ръкописъ отъ втората половина на XVIII в. Год. Унив. XXV 1—64.

NEB. TOPALOV, Нѣколко думи за Аджарския ръкописъ. Юбилеенъ сборникъ по отпразднуване 75 годишнината отъ откриване на първото обществено училище въ Чирпанъ. Sofia 1927, S. 119—122.

L. MILETIČ, Свищовски дамаскинъ (новобългарски паметникъ отъ XVIII в.). Български старини, hgb. von der Bulg. Ak. d. Wiss., Bd. VII, 1923, 4<sup>o</sup>, S. 1—74. Einleitend Bemerkungen des Verf., in denen später einige Fehler nachgewiesen worden sind. S. 75—308 Text. — Rez.: St. MLADENOV, Год. Унив. XXII 1—52; Ders., Slavia II, IV und Zschr. II; CHR. KODOV, Slavia IX 257—272.

B. CONEV, Единъ български книжовникъ отъ края на XVIII в. Попъ Мунчо отъ Мокренъ. Учил. пр. XXII 1—10.

P. P. IVANOV, Котленския дамаскинъ, преписванъ отъ Стойко Йерей на 1765 г. (Приносъ къмъ изучаване на нашитѣ дамаскини.) Изв. С. Сл. Ф. IV 49—85. Das wertvolle Denkmal ist eingehend und gut beschrieben.

R. СОЛАКОВ, Попъ Методиевий лѣтописень разказъ за потурчване на чепинскитѣ българи. Дух. култ. XXIV—XXV 81—96.

L. МІЛЕТІЇ, Два български ръкописа съ гръцко писмо. 1. Недѣлни поучения отъ XVIII в. 2. Търлиско евангелие отъ 1861. Български старини, hgb. von der Bulg. Ak. d. Wiss. Bd. VI. Sofia 1920, 4<sup>o</sup>, 176 S. — Rez.: ST. MLADENOV, Дух. култ. XI—XII 101—105.

IV. RUSEVA, Приписки и бележки по нашитѣ писмени паметници. Изв. С. Сл. Ф. IV 1—48. Sammlung zahlreicher Eintragungen aus verschiedenen alten Handschriften. Diese Notizen und Eintragungen sind sehr wichtig, sie lassen erkennen, unter welchen Verhältnissen die alten bulgarischen Schriftsteller gearbeitet haben, wo die literarischen Zentren waren, sie enthalten auch Mitteilungen über die betreffende Handschrift selbst usw.

VASIL PUNDEV, Сборникъ Абагаръ отъ Епископъ Филипъ Станиславовъ. Год. Нар. Библ. Плов. 1924, 1—49. Der Verf. hat dieses gedruckte neubulgarische Gebetbuch nach den Exemplaren, die sich in der Wiener Nationalbibliothek und im Seminar f. slavische Philologie an der Universität Wien befinden, untersucht und herausgegeben. Die Ausgabe ist gut und gelungen. — Rez.: A. SELIŠČEV, Slavia VIII 245—247.

B. ANGELOV, Три литературно-библиографски бележки. 1. Абагарътъ на Софийската Народна библиотека. Год. Нар. Библ. Соф. 1923, S. 88—99.

ST. MLADENOV, Една неизвестна българска книга. Дух. култ. XX—XXI, 190—195.

B. CONEV, Яковъ Крайковъ, български печатаръ и книжаръ отъ XVI в. Дух. култ. III—IV 236—241.

V. N. ZLATARSKI, Родността и родно мѣсто на Христофоръ Жефаровичъ. Макед. I (1922) Bd. I.

(Fortsetzung folgt.)

Kazanlık (Bulgarien).

ST. P. VASILEV.

**Lückenbüßer:** Zu S. 457 könnte noch nachgetragen werden der Vortrag von M. VASMER Die bulgarische Literatur im Zeitalter des Zaren Simeon und ihre Bedeutung für die orthodoxe Slavenwelt im Sammelbande „Tausendjahrfeier“ Berlin, D.-bulg. Gesellsch. 1929 S. 16—32.

Die polnische Sprachwissenschaft in den Jahren 1915—1930<sup>1)</sup>.

## Teil 2.

## Die polnische Sprache.

## I. Allgemeine Bearbeitungen.

Es wurde bereits erwähnt, daß mit dem Erscheinen der zwei sprachwissenschaftlichen Bände der Encyklopedia Polska: *Język polski i jego historia z uwzględnieniem innych języków na ziemiach polskich*, Krakau Poln. Ak. d. Wiss. 1915 Bd. I, XVIII + 422 S., Bd. II, 548 S. + Dialektkarte, eine neue Ära in der Geschichte der polnischen Sprachwissenschaft einsetzt. Dieses Werk ist von besonders großer Bedeutung für die Erforschung der polnischen Sprache, da es die erste rein wissenschaftliche polnische historische Grammatik darstellt: weder Fr. X. MALINOWSKIS *Krytyczno-porównawcza gramatyka języka polskiego* Posen 1869—70, noch A. MAŁECKIS *Gramatyka historyczno-porównawcza języka polskiego* Lemberg 1879 oder R. PILATS *Gramatyka języka polskiego* Lemberg 1909 können auf eine solche Bezeichnung Anspruch erheben. Neben der inneren polnischen Sprachgeschichte wird darin auch eine Skizze der äußeren geboten.

Den eigentlich grammatischen Teil des Werks, die Darstellung des grammatischen Systems (Phonetik, Wortbildung, Flexion und Syntax) in seiner historischen Entwicklung eröffnet T. BENNIS *Opis fonetyczny języka polskiego* (Bd. I S. 227—68), der hauptsächlich auf der Warschauer gebildeten Aussprache beruht; diese kann in Anbetracht der geringfügigen Differenzierung des Polnischen mit einem gewissen Vorbehalt als typisch bezeichnet werden. Rez. O. BROCH *AfslPh XXXVI* 1916 517—21. — J. ROZWADOWSKIS *Historyczna fonetyka czyli głosownia języka polskiego* (I. 289—422) bezweckt — nach den Worten des Verfassers — „ein Bild von der lautlichen Entwicklung der polnischen Sprache zu geben. Das Bild soll mehr eine Übersicht sein, es gibt die grundlegenden Entwicklungslinien, geht aber weder auf alle Einzelheiten ein, noch erschöpft es das Material, denn durch den Plan und die Ausmaße des Bandes war eine derart detaillierte Darstellung von vornherein ausgeschlossen. Ein Bild der lautlichen Entwicklung des Polnischen — das bedeutet, sich Rechenschaft geben über die grundlegenden Eigenheiten des heutigen phonetischen Bestandes, die Akzentverhältnisse, phonetischen Gewohnheiten, über Bestand und Qualität der Laute, die Quantitätsverhältnisse, phonetische Gruppen und Alternationen durch Zurückverfolgung der Entwicklung soweit, als sich überhaupt ein polnisches Sprachleben unterscheiden läßt. Bis zum Beginn des 12. Jahrh. also vor allem auf Grund der Quellen, weiterhin bis zur gemeinsamen urlethischen Basis

<sup>1)</sup> Vgl. Zschr. VIII S. 144 ff.



durch Gegenüberstellung der erschlossenen altpolnischen Verhältnisse mit anderen, in Frage kommenden, um schließlich über die vermittelnde nordwestliche Entwicklungsphase, soweit das notwendig und möglich ist, bis zu den urslavischen Verhältnissen hinzuleiten, die für uns den festen und gegebenen Ausgangspunkt bzw. Endpunkt darstellen, über den wir nicht hinausgehen“ (S. 289). ROZWADOWSKI ist es gelungen, dieses von ihm entworfene Programm durchaus zu verwirklichen. — Die *Wortbildung* behandelt H. UŁASZYŃ (II 1—37). Der Verf. operiert hauptsächlich mit modernem Material und bemüht sich, die historische Beweisführung auf die für ein richtiges Verständnis der heutigen polnischen Wortbildungseigentümlichkeiten unumgänglichen Bemerkungen einzuschränken. — In stärkerem Maße historisch gehalten sind die Abhandlung von A. A. KRYŃSKI *Formy gramatyczne* (II 38—103) und J. ŁOŚ *Syntaktyczne użycie form gramatycznych* (II 104—88) wie auch dessen *Składnia zdania* (II 189—225). Das wäre alles über das grammatische System des Polnischen. Erwähnt sei hier noch K. NITSCHS interessanter Aufsatz *Dialekty języka polskiego* (II 238—343 + Karte) mit den wichtigsten Angaben über das polnische Sprachterritorium und die benachbarten Dialekte: die polnisch-österreichischen Übergangsdialekte und die polnisch-russischen Mischdialekte, wie auch über die grammatische Struktur der reinpolnischen Dialekte und ihre Wechselbeziehungen. Ein besonderer Abschnitt ist den kaschubischen Dialekten gewidmet, die nach der Ansicht der polnischen Gelehrten aufs engste mit den nordpolnischen Dialekten verbunden sind und diesen zugerechnet werden. — Die Stellung des Polnischen unter den slavischen Sprachen und seine Beziehungen zum Westslavischen behandelt J. ROZWADOWSKI in seinem vortrefflichen Aufsatz *Stosunek języka polskiego do innych słowiańskich: język prastowiański, grupa zachodnio-słowiańska, grupa t. zw. lechicka, język polski w epoce przedpiśmiennej* (I 36—72).

Eine besondere Gruppe stellen folgende, weniger grammatisch gehaltene Abhandlungen dar: J. ŁOŚ *Źródła do historii języka polskiego* (I 1—35), A. BRUECKNER *Powstanie i rozwój języka literackiego* (I 73—99), *Wpływy języków obcych na język polski* (I 100—53) und *Grafika i ortografia* (I 269—88). Eine Ergänzung hierzu bilden: M. ROWIŃSKI *Metryka polska* (II 226—37), der die Entwicklung des polnischen Verses vom Mittelalter bis in die ersten Jahre des 19. Jahrh. skizziert, ferner J. BAUDOUIN DE COURTENAY *Charakterystyka psychologiczna języka polskiego* (I 154—226). Der Titel dieses Aufsatzes entspricht nur unvollkommen seinem Inhalt: es ist dies keine psychologische Charakteristik der polnischen Sprache, sondern eine Erläuterung der Prinzipien der Sprachentwicklung an polnischem Material. Nur der letzte Abschnitt entspricht dem Titel. Der Verf. behandelt darin kurz die Eigentümlichkeiten des polnischen sprachlichen Denkens.

Wie das bereits aus dem Titel hervorgeht, beschäftigt sich das hier behandelte Werk nicht ausschließlich mit dem Polnischen; den anderen, auf dem Gebiet des alten polnischen Staates vorkommenden Sprachen sind folgende Aufsätze gewidmet: S. PTASZYCKI *Zewnętrzne dzieje języków ruskich w granicach dawnej Rzeczypospolitej (polskiej)* (II 344—65), J. ROZWADOWSKI *Języki bałtyckie* (II 366—86), T. KLECZKOWSKI *Dialekty niemieckie na ziemiach polskich* (II 387—94), T. WILLER *Żargon żydowski na ziemiach polskich* (II 395—424), M. SCHORR *Język hebrajski w Polsce* (II 425—38). In diesem fremdsprachlichen Teil finden wir ferner folgende Aufsätze: J. ŁOŚ *Język tatarski* (II 439—44), H. OJANSUU *Język Liwów i Estów* (II 445—8), S. WEDKIEWICZ *Dialekt rumuński używany na ziemiach polskich* (II 449—51), A. GAWROŃSKI *Język Ormian polskich* (II 452—5), S. ESTREICHER und J. ROZWADOWSKI *Język cygański i Cyganie w Polsce* (II 456—61) und schließlich H. UŁASZYN *Języki tajne* (II 462—6) mit Informationen über die Sprache der Gauner, Trödler, der polnischen Sozialisten im früheren Russisch-Polen, der Kinder und Jugend.

Es ist selbstverständlich, daß sich in einem Sammelwerk mit verschiedenen Aufsätzen und Ansichten kein gleichmäßiges Niveau durchführen ließ, das setzt aber den Wert des Werkes, das bedeutend mehr bietet, als sein Programm versprach, in keiner Weise herab. Man beschränkte sich darin nicht auf die Darlegung des jeweiligen Standes der Forschung über diese oder jene Frage, sondern förderte in vielen Fällen die Forschung und schuf auf diese Weise ein Fundament für die künftige Erforschung der polnischen Sprache, ihrer Geschichte, der Beziehungen zu den Nachbarsprachen resp. den in Polen verbreiteten außerpólnischen Sprachen. Rez.: J. ŁOŚ und K. NITSCH *Najnowsze ujęcie wiedzy o języku polskim* Spr. XX (1915) Nr. 2 S. 2—11, deutsch *Die neueste Darstellung des Wissens von der polnischen Sprache* Bull. 1915 6—21, J. ROZWADOWSKI RS VII (1914—15) 143—57, A. M(EILLET) BSL XIX (1914—16) 206—9, B. HAVRÁNEK *Listy filologické* XLVI (1919) 231—50, A. BRUECKNER AfsI Ph XXXVIII (1923) 215—19.

Da die beiden der polnischen Sprache gewidmeten Bände der Enzyklopedja Polska verhältnismäßig schnell vergriffen waren, nahmen die Redakteure der sprachlichen Abteilung: J. ŁOŚ, K. NITSCH und J. ROZWADOWSKI eine Neubearbeitung in Angriff. Diese zweite Ausgabe ist vor allen Dingen als Handbuch der polnischen historischen Grammatik den Bedürfnissen der Studierenden angepaßt und dementsprechend stark gekürzt. Unter dem Titel *Gramatyka języka polskiego* Krakau, Poln. Ak. d. Wiss. 1923, VIII + 604 S. + Karte enthält sie folgende Abhandlungen: T. BENNI *Fonetyka opisowa* (1—55), J. ROZWADOWSKI *Fonetyka historyczna* (57—206), H. UŁASZYN *Słowotwórstwo* (207—45), J. ŁOŚ *Fleksja* (247—86), die speziell für dieses Buch ge-

schrieben wurde, und seine erweiterte *Składnia* (287—408), ferner K. NITSCH *Dialekty języka polskiego* (409—500 + Karte). Den Schluß bilden die Benutzung des Buches erleichternde Indices. Rez. A. M(EILLET) BSL XXV (1924) 169f., M. ZELENKA *Časopis pro moderní filologii* X (1924) 160—64.

Eingehender als das erwähnte Werk behandelt die historische Grammatik J. ŁÓŚ' dreibändige *Gramatyka polska*. Der erste Band (Lemberg 1922, XIX + 244 S.) dieses in jeder Beziehung sehr wertvollen Werkes umfaßt die historische Lautlehre. Sie übertrifft an Reichhaltigkeit des Materials die historische Lautlehre von J. ROZWADOWSKI, in mancher Beziehung ergänzen sich aber diese beiden Arbeiten: während bei ROZWADOWSKI das Hauptgewicht auf dem Theoretischen liegt, interessieren ŁÓŚ in der polnischen Sprachgeschichte hauptsächlich die einzelnen Erscheinungen oder deren Gruppen, die er an Beispielen — die sehr gewissenhaft alten Sprachdenkmälern entnommen werden — illustriert. Am plastischsten tritt uns in ŁÓŚ' Lautlehre die Zeit bis zur Mitte des 16. Jahrh. entgegen, was ja auch von einem Gelehrten zu erwarten war, der über zwanzig Jahre an einem altpolnischen Wörterbuch gearbeitet hat. Rez. S. KULBAKIN *Južnoslovenski Filolog* III (1922—23) 174—89, A. M(EILLET) BSL XXIV (1923) 150f. — Als 2. Band dieser Grammatik erschien die Wortbildungslehre (Lemberg 1925, XVI + 336 S.). Außerdem ist er aber hauptsächlich der Bedeutung und dem Leben der Wörter gewidmet. Wie der Verf. mit Recht im Vorwort erwähnt, besaß die polnische Sprachwissenschaft bis dahin keine Wortbildungslehre, die auf historischem Material beruhte. Erst ŁÓŚ hat eine solche geschaffen. Und obwohl der Verf., wie er selbst behauptet, nicht alle Quellen ausschöpfen konnte, und es ihm an der nötigen Zeit fehlte, vergleichende Untersuchungen anzustellen, so hat er doch in hohem Maße unsere Kenntnis über den Wortbau und jene verschiedenen Verschiebungen, die im Laufe der Jahrhunderte auf polnischem Boden stattfanden, gefördert. Im zweiten Teil dieses Bandes behandelt ŁÓŚ die Bedeutung der Redeteile, das ungefähre Alter der Wörter und die sich daraus für die Kulturgeschichte ergebenden Schlüsse, das Aussterben und Entstehen neuer Wörter, sei es durch Entlehnung aus fremden Sprachen oder durch Neubildungen aus eigenem sprachlichen Material. Darauf wendet er sich eingehend dem Bedeutungswandel und schließlich dem Gefühls- und Eindrucks-element in den Wörtern zu. Den Abschluß dieses Bandes bildet ein über die Prinzipien des Wortbaus handelndes Kapitel, in dem die Wörter unter gleichzeitiger synthetischer Berücksichtigung ihres Baus und ihrer Bedeutung einer Betrachtung unterzogen werden. Rez. A. M(EILLET) BSL XXVII (1927) 150ff. — Auf diese beiden Bände von ŁÓŚ' historischer Grammatik folgte die Flexion (Lemberg 1927, XVI + 320 S.) als Band 3. Sie gibt eine ausführliche Darstellung des alten



Deklinations- und Konjugationsbestandes, erklärt alle Veränderungen auf diesem Gebiet, verfolgt den Untergang gewisser Formen und deutet die Neuerungen. Auf Grund dieses Buches läßt sich nunmehr der heutige polnische Flexionsbestand gebührend beurteilen. Rez. A. M(EILLET) BSL XXIX (1929) 221—23. Łoś beabsichtigte diese Grammatik mit einem Bande über die Syntax zum Abschluß zu bringen. Leider verwehrt es ihm sein frühzeitiger Tod, das bereits für diesen Zweck gesammelte Material einer Bearbeitung zu unterziehen.

Außerdem veröffentlichte Łoś die *Krótką gramatyka historyczna języka polskiego* (= LBSI V) Lemberg 1927, XIV + 378 S.; es ist dies eine kurze Zusammenfassung des in der dreibändigen Grammatik Gebotenen, dem der Verf. eine Skizze der polnischen historischen Syntax beigelegt hat. Das neue Buch enthält wenig historisches Material und übergeht die weniger wichtigen Einzelheiten aus der Sprachgeschichte. Es beabsichtigt, hauptsächlich den Bedürfnissen der Studierenden entgegenzukommen, während die große Grammatik mehr wissenschaftlichen Zielen dienen soll.

Nach Abschluß der großen historischen Grammatik beabsichtigte Łoś, eine polnische Sprachgeschichte zu schreiben. Leider war es ihm nicht mehr beschieden, diesen Plan zu verwirklichen. Wir müssen das um so mehr bedauern, als zu erwarten war, daß dieses Werk von Łoś, der über eine vortreffliche Arbeitsmethode und großes Wissen auf dem Gebiet des Altpolnischen verfügte, in vieler Hinsicht das bekannte Buch von A. BRUECKNER *Dzieje języka polskiego*, 3. umgearbeitete Auflage, Warschau 1925, 338 S. übertroffen hätte. Eine teilweise Umarbeitung einiger Kapitel daraus wie auch anderer polnischer Arbeiten von BRUECKNER stellt seine *Geschichte der älteren polnischen Schriftsprache* Leipzig 1922, 83 S. dar. Das erste der genannten Bücher haben in erster Auflage H. UŁASZYN und J. BAUDOUIN DE COURTENAY RS I (1908) S. 66—89 und 90—121 einer eingehenden Kritik unterzogen. Ferner sei noch auf den Aufsatz von J. ROZWADOWSKI *Czy język — to stworzenie leniwe i grymasne . . . ?* JP II (1914) 33—39 und die durch die zweite Auflage hervorgerufene Rezension ib. 87—93 verwiesen. Bei der Lektüre der an zweiter Stelle genannten Arbeit von BRUECKNER ist es geboten, die Rezension von E. KLICH SIOcc III/IV (1925) 381—91 heranzuziehen. Sie erleichtert einem mit der polnischen Sprachgeschichte nicht vertrauten Leser eine Stellungnahme zu den Arbeiten von BRUECKNER, die zweifellos sehr viel wertvolles Material und gute Beobachtungen enthalten, aber auch falsche Verallgemeinerungen und Deutungen. (Vgl. dazu unten S. 482 Anm. I.)

Von einem durchaus anderen Standpunkt aus als BRUECKNER schrieb J. BAUDOUIN DE COURTENAY seinen *Zarys historii języka polskiego* Warschau 1922, 164 S. Es kommt ihm darin hauptsächlich auf eine wissenschaftliche Beschreibung und Erklärung der polnischen



Sprachentwicklung an ohne Berücksichtigung dessen, was nur in äußerer Beziehung zur Sprache steht. Das Buch enthält weder Daten, Zitate, noch Einzelheiten, der ganze philologische Ballast fehlt; wir gewinnen einen kurzen historischen Überblick der Sprachtendenzen, die vom Urindogermanischen ausgehend über das urslavische Stadium zur polnischen Sprache geführt haben. Diese Arbeit ist als Repertorium für Studenten sehr geeignet. Rez. J. ŁÓŚ JP VIII (1923) 54—7, A. M(EILLET) BSL XXIV (1923) 151f., M. WEINGART *Časopis pro moderní filologii* IX (1923) 155.

Mit den Quellen der polnischen Sprachgeschichte beschäftigt sich J. ŁÓŚ' *Przegląd językowych zabytków staropolskich do r. 1543*, Krakau 1915, XII + 567 (deutsche Inhaltsangabe: *Übersicht altpolnischer Sprachdenkmäler* Bull. 1914 S. 97—9); die zweite Auflage erschien unter dem Titel *Początki piśmiennictwa polskiego*, Lemberg 1922, XIV + 543 S. Dieses Werk bezweckt eine möglichst vollständige Zusammenstellung aller polnischen Sprachdenkmäler bis zu dem im Titel erwähnten Datum und gibt auch kritisch die einschlägige Literatur für ein jedes Denkmal an. Das von W. NEHRING in den *Altpolnischen Sprachdenkmälern* Berlin 1886, VIII + 324 S. herangezogene Material wird hier einer neuen Bearbeitung unterzogen ergänzt und fast um das Doppelte vermehrt. ŁÓŚ kam mit diesem Werk einem großen Bedürfnis entgegen, das sich seit langem nicht nur deswegen fühlbar machte, weil unsere Kenntnis der altpolnischen Denkmäler seit 1886 stark zugenommen hat, sondern weil auch dank neuen Untersuchungen viele Ansichten über die zu NEHRINGS Zeiten bekannten Denkmäler sich grundlegend geändert haben. Vgl. die Selbstanzeige von J. ŁÓŚ RS VII (1915) 165—72 und die Rezensionen von V. JAGIĆ AfslPh XXXVI (1916) 551—7, A. BRUECKNER PamLit XIV (1916) 127—35 und AfslPh XXXVIII (1923) 188—92, J. POLÍVKA *Listy Filologické* XLIV (1917) 131—51. — Hauptsächlich vom literarhistorischen Standpunkt behandelt die altpolnischen Sprachdenkmäler R. PILAT im schön geschriebenen Buch *Historja literatury polskiej od czasów najdawniejszych do r. 1815*, Bd. I Teil 1—2 *Literatura średniowieczna w Polsce od czasu przyjęcia chrześcijaństwa do końca XV w.* Warschau 1926, bearbeitet von S. KOSSOWSKI. Uns interessieren darin hauptsächlich Teil 1, Kap. VI: *Zabytki średniowiecznego piśmiennictwa polskiego do końca XIV w.* S. 201—87 und Teil 2, Kap. IV: *Literatura w języku polskim w w. XV* S. 295—506. Rez. J. ŁÓŚ JP XII (1927) 156—58, A. BRUECKNER PamLit XXIV (1927) 204—10. Wer über altpolnische Sprachdenkmäler arbeitet, darf dieses Buch nicht außer acht lassen. Es enthält eine Reihe wichtiger Ausführungen, die ŁÓŚ, übrigens absichtlich, übergangen hat.

Zum Schluß dieses Abschnitts gehen wir noch mit einigen Worten auf zwei kleine Bücher ein, die in populärer Form verschiedene, mit der

polnischen Sprache zusammenhängende Fragen behandeln und daher als kleine Encyklopädien der polnischen Sprache bezeichnet werden können. Das eine davon ist die Arbeit von R. ZAWILIŃSKI *Nasz język ojczysty w przeszłości i teraźniejszości*, Krakau 1919, VIII + 123 S. + Karte. Rez. J. Łoś JP IV (1919) 155—58. Das zweite, gedrängter gehalten, aber gleichzeitig auch besser ist K. NITSCH *O języku polskim. Obszar, narzecza, pokrewieństwo, dzieje, opracowania*. (Biblioteczka Tow. Miłośników Języka Polskiego Nr. 1) Krakau 1920, 27 S., 2. Aufl. 1921, 31 S. Vgl. dazu den kleinen Aufsatz von NITSCH *W sprawie księżeczki „O języku polskim“* JP VI (1921) 27—9.

## II. Beschreibende Grammatiken der polnischen Sprache. Schulbücher.

An der Spitze der zahlreichen polnischen Grammatiken, die hauptsächlich für Schulzwecke bestimmt sind, steht S. SZOBER *Gramatyka języka polskiego* 2. Aufl. Warschau 1923, XIII + 405 S., (die erste Auflage erschien 1914—1916 in Lieferungen). Sie ist als Handbuch für Mittelschullehrer gedacht. Dieses nicht alltägliche Buch rief eine lebhafte Diskussion hervor, die über die der Sprachwissenschaft in der Schule gezogenen Grenzen hinausging, wie J. Łoś *Podział na części mowy (Z powodu Gramatyki języka polskiego S. Szobera)* JP IV (1919) 7—15 und W. PORZEZIŃSKI *O t. zw. częściach mowy słów kilka* PrzHum II (1923) 129—50 hervorhoben. Den lautlichen Teil von SZOBERs Grammatik besprach eingehend K. NITSCH JP VIII (1923) 57—62, die ganze Grammatik M. WEINGART *Časopis pro moderní filologii* X (1924) 12ff. SZOBER verdanken wir noch ein anderes wertvolles Buch, nämlich den *Podręcznik do nauki języka polskiego w seminarjach nauczycielskich* Warschau 1925, XII + 284 S. mit einer polnischen Dialektkarte. Vgl. die Rezension von Z. KLEMENSIEWICZ JP XI (1926) 89—94 und 119—22 wie auch die kleinen Aufsätze von M. TURKOWSKA, S. SZOBER und K. NITSCH unter dem gemeinsamen Titel *Wartość fleksyjna i słowotwórcza form gramatycznych* JP XII (1927) 75—81.

Ein schönes Buch in bezug auf Übersichtlichkeit, gedrängte und doch klare Darstellung ist T. LEHR-SFLAWIŃSKI und R. KUBIŃSKI *Gramatyka języka polskiego* 1. Aufl. Lemberg 1927, 3. Aufl. Lemberg 1936, 177 S. mit einer polnischen Dialektkarte. Es fand in Lehrerkreisen und auch bei Wissenschaftlern viel Anklang, vgl. die enthusiastische Rezension von H. GAERTNER *Szkoła i Wiedza* I (1926/27) 475—77.

Wir übergehen die übrigen Schulhandbücher, die zumeist Vorkriegerscheinungen in neuen Ausgaben darstellen, und erwähnen nur noch, daß von H. GAERTNER eine große beschreibende Grammatik des heutigen Polnischen vorbereitet wird. Ein ungefähres Bild von der

Zusammensetzung dieser Grammatik gibt das Referat *Z zagadnień gramatyki opisowej polskiej*. 1. *Pojęcie gramatyki opisowej współczesnej polszczyzny*. 2. *Artikulacja głoski j*. 3. *Podział znaczeniowy liczebników*. 4. *Formy dopełniacza l. poj. rzeczowników męskich*. 5. *Formy złożone czasu przyszłego* STNLw IX (1929) 76—86. Von den in nicht-polnischer Sprache erschienenen Grammatiken ist als beste die von A. MEILLET und H. WILLMAN-GRABOWSKA *Grammaire de la langue polonaise* (= Collection de grammaires de l'Institut d'études slaves I) Paris 1921, 222 S. zu nennen. Rez. S. SZOBER Sl III (1924/25) 676—84. Zu empfehlen wäre auch die Grammatik von A. BRUECKNER *Polnisch für Schule, Beruf und Reise* (= Teubners kleine Sprachbücher VIII) Leipzig 1921, VII + 212 S., gewarnt werden muß dagegen vor R. MECKELEINS *Polnischer Grammatik* (= Sammlung Götschen Nr. 942) Berlin 1926, 135 S. einer ganz fehlerhaften Arbeit. Rez. E. KLICH PrFil XI (1927) 487—96. Über weitere deutsche Handbücher der polnischen Sprache schrieb E. HANISCH in Jahresberichte für Kultur und Geschichte der Slaven I (1924) 133f. und in Jahrbücher für Kultur und Geschichte der Slaven I (1925) 208, II/3 (1926) 78. Speziell mit der polnischen Lautlehre beschäftigen sich T. SCHULTHEISS *Kurzer Abriss der polnischen Lautlehre*. Wissenschaftliche Zeitschr. für Polen IV (1924) 132—48 und Z. M. AREND-CHOŃSKI *A Polish Phonetic Reader*. The London Phonetic Readers London 1924, 62 S. Rez. K. NITSCH JP X (1925) 26—8.

Gute Hinweise für diejenigen, die sich an ein ernsteres Studium des Polnischen machen wollen, bietet K. NITSCHS Aufsatz *Z czego się uczyć gramatyki polskiej?* JP V (1920) 9—15. Als Einführung in die sprachwissenschaftliche Forschungsarbeit, vorwiegend auf dem Gebiet des Polnischen, sei genannt die sorgfältig durchdachte Arbeit von K. NITSCH *Rozbiór językowy „Ojczenasza“*. I. *Analiza części znaczeniowych* JP IV (1919) 75—85, 116—7, 147—55; II. *Analiza głosowa* JP V (1920) 23—7; III. *Zmiany historyczne* ib. 44—8, als Sonderdruck unter dem gleichen Titel Krakau 1920, 37 S. Diese Arbeit ist seit langem bereits vergriffen. Sie verdiente es aber durchaus, neu herausgegeben zu werden. Hauptsächlich für Mittelschullehrer bestimmt ist das nicht ganz gelungene Büchlein von H. GAERTNER *Nauka o języku polskim. Wskazówki do samokształcenia* Lemberg 1927, 112 S. mit einer ziemlich umfangreichen Bibliographie.

### III. Beschreibende und historische Lautlehre.

#### a) Beschreibende Lautlehre.

T. BENNIS *Opis fonetyczny języka polskiego* (zuerst in der Enzyklopedja Polska 1915, darauf in der akademischen Grammatik der polnischen Sprache 1923 erschienen, vgl. S. 464 und 466) beschließt, nach der berechtigten Behauptung von K. NITSCH PrPol 251, eine



Periode in der beschreibenden Sprachwissenschaft des Polnischen und bildet gleichzeitig den Beginn einer neuen. In den Jahren nach 1915 wurde nicht etwa ein neues System mühevoll errichtet, sondern das bekannte System wurde nur als Ganzes und in seinen Einzelheiten vertieft. Das System als Ganzes behandeln T. BENNI *Studja fonetyczne. I. Klasyfikacja dźwięków języka polskiego* PrFil VIII (1916) 249—85, T. LEHR-SPLAWIŃSKI *Kilka uwag o klasyfikacji głosek polskich* JP XI (1926) 33—40 und 69—76, ferner die durch diese Arbeit hervorgerufenen Aufsätze von M. ABIŃSKI *Nieco o głoskach języka polskiego* JP XII (1927) 15—20 mit den Bemerkungen dazu von T. LEHR-SPLAWIŃSKI ebda. 20f., T. BENNI *Istota różnicy samogłoski a spółgłoski* ebda. 150—53 und *Jak klasyfikować spółgłoski nosowe?* JP XIII (1928) 52—6, schließlich I. STEIN *W sprawie podziału i układu głosek polskiego języka literackiego*, Księga ku czci Dobrzyckiego 1928 S. 337—50. Die genannten Aufsätze versuchen unter verschiedenen Gesichtspunkten zu der aufgeworfenen Frage Stellung zu nehmen und sie allseitig zu beleuchten. Mit dem polnischen Lautsystem als Ganzes beschäftigt sich auch A. MEILLET *Principes du phonétisme polonais* BSL XXI (1918) 16—21.

Viele Einzelprobleme klärt T. BENNI in *Metoda palatograficzna w zastosowaniu do spółgłosek polskich* Warschau 1917, 48 S., deutsch *Palatographische Untersuchung der polnischen Konsonanten* ib. 29—48, in *Kilka palatogramów pełnogłosek polskich* Symb. II 415—25, frz. *Quelques palatogrammes de voyelles polonaises* ib. 554—5, ferner in *Krtaniowe „H“ w języku polskim?* PrLingw 42—4. — K. NITSCH untersucht in *Przyczynki do wymowy polszczyzny kulturalnej* PrPol 251—9: 1. palatales t', d', 2. spirantisches ń, 3. hinterzungen- und gutturales ch, h. Vgl. hierzu auch das Referat von S. SZOBER *Wymowa spółgłoski h*, STNWarsz XXII (1929) 32—4 und den Aufsatz von A. OBRĘBSKA *Polskie γ rodzime* PrFil XIV (1919) 498—511. S. SZOBER *Kilka uwag o wymowie samogłosek nosowych w wyrazach obcych*. PrFil X (1926) 59—62 erklärt treffend die Alternativen der als nqses (nonsens) // komża gesprochenen Formen. S. SŁOŃSKI *Przyimki w polskim sandhi*. PrLingw 180—91 behauptet, daß in interverbaler Stellung die echten Präpositionen (bez, nad, od . . .) auf dem ganzen polnischen Gebiet vor Mediae stimmhaft auslauten, also anders als die anderen Redeteile. Neue Beiträge liefert schließlich H. UŁASZYN in *Do fonetyki grup spółgłoskowych* PrLingw 219—29.

Besonders erwähnt sei die wertvolle Broschüre von T. BENNI *Czytanie z ust dla ogtuchłych w wieku późniejszym w świetle psychologii i fizjologii mowy*. Warschau 1927, 28 S., frz. *La lecture sur les lèvres chez les individus devenus sourds à l'âge adulte*. ib. 27—8.

Für den Schulunterricht bestimmt sind: M. ABIŃSKIS *Obrazy głosek polskich. 47 przekrojów, podających układ narządów mowy przy*



*poszczególnych głosek* Warschau 1925, 14 S. und 47 Tafeln, ferner T. BENNI *Tablica głosek polskich* und *Mechanizm mowy naszej. Tekst objaśniający do ściennej Tablicy głosek polskich* ... Warschau 1927, 27 S. Gleichfalls für die Schule, hauptsächlich die Lehrer schrieben J. ROZWADOWSKI und K. NITSCH ihre gedrängte *Głosownia języka polskiego*, die als Bd. VI Krakau 1925, 32 S. und Bd. VII Krakau 1925, 32 S. der Biblioteczka Tow. Miłośników Języka Polskiego erschien. Von J. ROZWADOWSKI stammt der erste Teil *Ogólne zasady głosowni*, von K. NITSCH der zweite — *Dzisiejszy (polski) system głosowy*.

Anklang bei einem größeren Kreise fand das Problem einer korrekten polnischen Aussprache. Es wurde vom Künstlerverbande der polnischen Bühnen aufgeworfen; auf dessen Bitte hin beleuchtete T. BENNI diese Frage im kleinen Buch *Ortofonja polska. Uwagi o wzorowej wymowie dla artystów, nauczycieli i wykształconego ogółu polskiego*, Warschau 1924, 50 S. Vom selben Verfasser stammt auch das Projekt *Wzorowa wymowa szkolna*, Szkoła i Wiedza I (1926/27) S. 426—37. Späterhin wurde auch die Gesellschaft der Freunde der Polnischen Sprache zur Mitarbeit herangezogen. Gemeinsam wurden dann die einzelnen Punkte für die Aussprache aufgestellt und einige allgemeine Thesen formuliert. Vgl. dazu den Bericht von T. BENNI *Polska wymowa sceniczna* JP XI (1926) 161—8. Damit war aber diese Angelegenheit noch nicht endgültig erledigt. Ihre Fortführung übernahm die Leitung der Gesellschaft der Freunde der polnischen Sprache. Sie übertrug Z. KLEMENSIEWICZ die Ausarbeitung von Richtlinien für eine korrekte polnische Aussprache. Das von ihm vorgelegte Projekt genehmigte sie und druckte es darauf im JP XIII (1928) 4—12 und 33—40, um allen, die sich für diese Frage interessieren, die Möglichkeit einer Meinungsäußerung zu geben. Nachdem eine Reihe Kritiken eingegangen waren, vgl. JP XIII (1928) 119—26 und XIV (1929) 26f., bearbeitete ein besonderer Ausschuß, der sich aus T. BENNI Z. KLEMENSIEWICZ, K. NITSCH und J. ROZWADOWSKI zusammensetzte, die endgültigen orthophonischen Umschriften. Im Auftrage desselben wurden diese von Z. KLEMENSIEWICZ für den Druck vorbereitet und unter dem Titel *Prawidła poprawnej wymowy polskiej* in der Biblioteczka Towarzystwa Miłośników Języka Polskiego Nr. 10 Krakau 1930, 32 S. veröffentlicht.

#### b) Historische Lautlehre.

Über die historische Lautlehre des Polnischen liegen nur wenige Arbeiten vor, weil einerseits dieses Gebiet den verhältnismäßig am besten bearbeiteten Teil der polnischen historischen Grammatik darstellt und andererseits die Sprachwissenschaftler — teilweise geht das bereits aus den erwähnten Tatsachen hervor — in dieser neuen Periode der polnischen Forschung zumeist sich für andere sprachwissenschaft-

liche Probleme interessierten. Über die historische Lautlehre von ROZWADOWSKI und ŁOŚ haben wir bereits gesprochen. Von den behandelten Einzelproblemen sind eigentlich nur zwei von größerer Bedeutung. Das eine davon, die *Entstehung des Masurierens*, beleuchtete unter einem neuen Gesichtspunkt M. RUDNICKI in *Język jako zjawisko pamięciowe. Prawo identyfikacji wyobrażeń niedostatecznie różnych*. Symb. I 53—69, frz. *La langue comme phénomène de la mémoire. La loi d'identification des notions qui ne sont pas suffisamment distinctes* ib. 325—26 und in *Mieszanie szeregów s z c z, ś z ǫ z oraz ś z ǫ z w języku literackim*. JP XIII (1928) 45—8. Einige wichtige Einzelheiten über das Masurieren brachte A. BRUECKNER in *Grammatische Miscellen I. Zum Zetacismus* Zschr. I. (1925) 264—67 bei. Das zweite Problem, das durch neue Forschungen bedeutend gefördert wurde, ist die komplizierte Frage der Nasalvokale, die W. KURASZKIEWICZ in *Z historii polskich samogłosek nosowych* PrPol 135—44 und *Ze studiów nad polskimi samogłoskami nosowymi (rezonans nosowy)* Spr XXXIV (1929) Nr. 9 S. 9—15 zum größten Teil geklärt hat. Über die neuen, bereits auf polnischem Boden entstandenen Nasalvokale schrieben M. RUDNICKI *Wtórna nosowość w stp. Stogniewice ≥ nwp. Stagniewice* PrLingw. 257f. und H. UŁASZYN *O pewnej kategorii wtórnej nazalizacji w języku polskim* Symb. II 397—406, frz. *Sur une certaine catégorie de la nasalité secondaire en polonais* ib. 553f. Weiterhin verdienen hervorgehoben zu werden der Aufsatz von J. ŁOŚ *Prast. \*tort ≥ polsk. \*tōrot?* Symb. II 373—80, frz. *Slave commun \*tort ≥ pol. tōrot?* ib. 552, der endgültig die Vertretung der urslav. Gruppe *tort* u. ä. im Polnischen klärt. Kleinere Beiträge lieferten E. DRZYMUCHOWSKA *Przyczynek do dziejów iloczasu polskiego* PrPol 207—14, S. JODŁOWSKI *Kilka uwag o zaniku końcówki -i w polskim rozkazniku* STNLw IX (1929) 4—7, K. NITSCH *Dordzały = dojrzaly* JP XIII (1928) 88—90, W. TASZYCKI *Polskie ksiądz, księga* Sl VI (1927/28) 265f.<sup>1)</sup>.

#### IV. Formenlehre.

An erster Stelle muß hier die historische Flexion von J. ŁOŚ erwähnt werden, von der bereits gehandelt wurde. Von den speziellen

<sup>1)</sup> Eine Bemerkung sei mir gestattet. Gleich nach der Drucklegung dieses Aufsatzes habe ich mich davon überzeugt, daß die gleiche Erklärung für den polnischen Wandel von *kń ≥ kś* bereits vor mir A. BRUECKNER in *Dzieje języka polskiego* gebracht hat. Ich habe das übersehen, weil weder ROZWADOWSKI noch ŁOŚ in ihren Lautlehren diese Erklärung erwähnen. Wenigstens kommt jetzt meinem Aufsatz noch der Wert zu, diese Erscheinung ins Gedächtnis zurückgerufen und ihre Chronologie festgestellt zu haben.

Arbeiten stellen einige Monographien über einige wichtigere Probleme dar, den Rest bilden Aufsätze von verschiedenem Wert. Das wichtige und interessante Problem der Entwicklung des Geschlechtes maskuliner Personenbezeichnungen im Polnischen wirft K. DRZEWIECKI *Le genre personnel dans la déclinaison polonaise* (= Collection linguistique publiée par la Société de Linguistique de Paris Nr. 6) Paris 1918, VIII + 53 S. auf; er skizziert aber nur das Problem, dazu nicht immer glücklich und ohne es zu erschöpfen. Rez. A. M(EILLET) BSL XXI (1920) 293, V. MACHEK *Listy Filologicke* XLIX (1922) 55—7. Mit dieser Arbeit von DRZEWIECKI berührt sich stark der Aufsatz von A. OBREBSKA *Od archaizmu do nowej formy językowej* JP X (1915) 161—70, worin die Verf. das Aufkommen des Akkusativs mit Nominativfunktion im Plural der männlichen persönlichen Substantiva erklärt, wie z. B. *wnuki* neben oder für *wnukowie*. Wer künftig über diese Frage arbeitet, wird die genannte Arbeit zu berücksichtigen haben. Eine sehr hübsche Untersuchung, die unsere bisherige Kenntnis über den Ersatz des Akkusativs durch den Genitiv bei männlichen Substantiva erweitert, verdanken wir E. NIEMINEN *Der Genitiv-Akkusativ im mittelalterlichen Polnisch im Lichte der Sprache der Land- und Grodbücher*, Annales Academiae Scientiarum Fennicae Serie B, Bd. 22 Nr. 4 Helsingfors 1928, 68 S. Rez. A. M(EILLET) BSL XXX (1930) 214f. H. GRAPPIN *Vers une altération du type flexionnel en polonais*. Mélanges publiés en l'honneur de M. Paul Boyer, Paris 1925 S. 230—45 nimmt den von A. GAWROŃSKI JP VII 58ff. geäußerten Gedanken auf, daß „die polnische Sprache trotz ihres ganz altertümlichen Aussehens langsam und unmerklich, aber ständig und unaufhaltsam von der Bestimmung durch den bloßen Kasus zu einer präpositionalen Fügung übergeht“; er legt dar, wie weit die nominale Abwandlung im Polnischen bereits vereinfacht ist und wie sich die präpositionale Fügung immer stärker durchsetzt.

Ganze Deklinationsklassen bilden den Gegenstand der Untersuchungen von K. NITSCH *Polska deklinacja na \*-ije* PrLingw 229—33 und H. GAERTNER *Deklinacja rzeczowników na -a, -ja, -i w języku polskim do końca XVI wieku*. Spr XXX (1925) Nr. 6 S. 8—15, frz. *La déclinaison des substantifs en -a, -ja, -i dans la langue polonaise jusqu'à la fin du XVI<sup>e</sup> siècle*. Bull 1925 S. 9—21.

Einzelne Deklinationsformen werden erklärt in den Aufsätzen von H. OESTERREICHER *Dopetniacz liczby mnogiej rzeczowników nijakich typu „narzędzie, kazanie“*. JP V (1920) 39—44, H. GAERTNER *Z przeszłości dzisiejszych cech gwarowych. Formy narzędnika l. mn. z końcówką -oma* (wie z. B. *zęboma*, 'zębami', *godzinoma*, 'godzinami') PrFil XIV (1929) 165—84, *Pochodzenie form miejscownika l. mn. rzeczowników męskich i nijakich* (z. B. w *koniech* 'w koniach', w *bogoch* 'w bogach', na *polech* 'na polach', na *kolanoch* 'na kolanach' usw.) Symb. II 315—29, frz. *Les plus anciennes formes du locatif pl. des noms*



*masculins et neutres en vieux polonais.* ib. 547—49. Über das gleiche Thema schrieben bereits früher T. LEHR-SPLAWIŃSKI (vgl. unten) und gleichzeitig mit GAERTNER E. NIEMINEN *Polska końcówka „-och“ w loc. pl. rzeczowników.* Symb. II 381—88, frz. *La terminaison „-och“ du locatif pl. des substantifs en polonais.* ib. 552. Die Ergebnisse von NIEMINEN decken sich nicht mit denen von GAERTNER, zu einem großen Teil ergänzen sie sich aber gut. Bei der Lektüre des Aufsatzes von NIEMINEN vergleiche man folgenden Aufsatz von GAERTNER, der über einige Einzelheiten mit ihm polemisiert: *Domniemana wymiana wygłosowego -x ≥ -f w języku staropolskim* STNLw IX (1929) 7—10. P. DIELS *Zum altpolnischen Genitiv Pluralis der Masculina.* AfslPh XXXVIII (1923) 120—27 erklärt die suffixlosen Formen *kmiot* : *kmieć*. Einige nützliche Einzelheiten finden wir bei J. MAGIERA *Zapiski z zakresu rodzaju gramatycznego i zakończeń przypadkowych u rzeczowników.* JP IX (1924) 53—54 wie auch im Aufsatz der Redaktion des JP: *O odmianie wyrazów „boa“ i „statua“* JP X (1925) 92, 122 und bei J. BIRKENMAJER *Jeszcze o „statui“* ib. 137—39.

Auf dem Gebiet der Adjektiva liegt nur die Arbeit von Z. KLEMENSIEWICZ *Szczątki niezłożonej odmiany przymiotników w staropolszczyźnie* PrPol 119—29 vor. Mit den Pronomina beschäftigen sich: der Aufsatz von W. Z. WASILEWSKI *W sprawie klasyfikacji zaimków* JP VI (1921) 85f. mit der Notiz von S. SZOBER ib. 86f., K. NITSCH *O kilku spornych formach deklinacyjnych. I. Dopełniacz liczby pojedynczej zaimków osobowych* (die Formen *mię, cię, się*, z. B. *nie widział mię* usw.) JP XI (1926) 97—103, S. SZOBER *Nowotwór zaimkowy cel. l. pojed. zaimka I. os. w formie mię* (z. B. *dajcie mię pokój* usw.) JP XV (1930) 77f. mit dem Zusatz von K. NITSCH ib. 78—80. Über die Adverbia schrieb S. SZOBER *Geneza morfologiczna przysłówek zaimkowych typu nu // na, owu(ż) // owa, tu // (tu)ta* STNWarsz XXII (1929) 34f.

T. LEHR-SPLAWIŃSKI *Przyczynki do polskiej morfologii historycznej* handeln: 1. über die Endung -och im Lok. pl. der Substantiva, 2. die Endung -m in der 1. Person sg. praes. bei Wörtern mit kontrahiertem Thema STNLw VI (1926) S. 60—2 und im zweiten Teil: 1. über die Formen des Akk. sg. der persönlichen Fürwörter der 1. und 2. Person sg. und reflexivi (*mię, cię, się* // *mie, cie, sie*), 2. über das Adverb *jeno* „nur“, 3. die Numeralia *dwaj, obaj, trzej, czterej* und 4. über poln. *tydzień* STNLw VII (1927) 121—4.

Von den Konjugationsformen ist hauptsächlich über das Partizip gearbeitet worden. Die altpoln. Form des Part. praes. act. vom Typus *kładą* versuchten T. TORBIÖRNSSON *Staropolski nowotwór* SIOcc II (1922) 165—71, deutsch *Eine altpolnische Neubildung* AfslPh XXXVIII (1923) 120—27 und W. TASZYCKI in der Monographie *Imiestowy czynne, terażniejszy i przeszły I. w języku polskim* Rozpr LXI Nr. 5 (Krakau 1924) 74 S. zu erklären. Die Arbeit von TASZYCKI behandelt neben



der eben erwähnten Frage die Entwicklung der im Titel genannten polnischen Partizipia seit dem Mittelalter bis auf die heutige Zeit. Einige Ergänzungen dazu lieferten E. KOSCHMIEDER (vgl. unten) und H. SZWEJKOWSKA in *Imięstów czynny przeszły na -szy* JP XIV (1929) 71—5. Die Verf. gibt darin an, wie weit diese Form in der Sprache der litauischen Polen gebräuchlich ist, denn bekanntlich ist sie dort verbreiteter als im literarischen Polnisch. Eine Monographie über das passive Partizipium hat H. OESTERREICHER geschrieben: *Imięstów bierny w języku polskim* Rozpr LXI Nr. 6 (Krakau 1926) 76 S.; frz. *Le participe passif dans la langue polonaise*. Bull 1924 S. 61—8. Eine wertvolle Bereicherung der polnischen historischen Morphologie bilden K. NITSCHS *Przyczynki do polskiej konjugacji*. 1. *Skąd się wziął typ „depcze”*. 2. *Futurum exactum* Spr XXIX (1924) Nr. 6 S. 4—7; frz. *Contributions à l'étude de la conjugaison polonaise*. 1. *D'où vient le type flectif „depcze”?* 2. *Le Futur antérieur*. Bull 1924 S. 55—60. J. ŁOŚ und J. ROZWADOWSKI handeln über *Rozkażniki typu „piekę, mogę”*, JP V (1920) 159—60. Auf eine etwas merkwürdige Wendung *Tycze się, dotyczy* („odnosi się do czego”) geht K. NITSCH JP IV (1919) 122—25 ein; J. RĄCZY schrieb *Kilka słów o polskiej stronie biernej* JP XIII (1928) 14—7 vom Standpunkt der beschreibenden Grammatik des Polnischen.

Mit dem Aspekt des polnischen Verbums beschäftigen sich S. AGRELL *Przedrostki postaciowe czasowników polskich*. MPKJ VIII (1918), VIII + 622 S., W. DOROSZEWSKI *O znaczeniu dokonaniem osnów czasownikowych (słownych) w języku polskim*. PrFil X (1926) 192—309 und E. KOSCHMIEDER *Der Einfluß des Aspekts auf den Formenbestand des polnischen Verbums*. AfslPh XLI (1927) 262—95. Diese Abhandlung besteht aus folgenden Teilen: 1. Das Part. praes. perfektiver Verben, 2. das Partizipium praet. I von imperfektiven Verben, 3. der Aorist imperfektiver Verben, 4. Präfigierte Verba simplicia, die im Altpolnischen imperfektiv gebraucht werden. Über die Bildung von frequentativen Formen schrieben J. BIRKENMAJER „*Spaźniać się czy „spóźniać się”* JP VIII (1923) 18f., H. UŁASZYN *Jeszcze o „spaźniać się”* ib. 79—81, W. PNIEWSKI *Spóźniać się — spaźniać się. Przyczynek do zagadnienia częstotliwości w języku polskim*. Sprawozdanie dyrektora gimnazjum polskiego w Gdańsku 1924/25 (Danzig 1925) S. 5—16; der Abhandlung von PNIEWSKI kommt nur ein geringer Wert zu. Rez. H. UŁASZYN JP X (1925) 152—55, vgl. auch die Antwort von PNIEWSKI JP XI (1926) 25—8 und die Antwort von UŁASZYN ib. 28f.

Wir beschließen diesen Abschnitt mit der beachtenswerten Diskussion über die sog. verbalen Fürwörter an sich und die polnischen im speziellen. Unter verbalen Fürwörtern sind solche Verba zu verstehen, die nur im allgemeinen auf irgendeine Handlung hinweisen. Den Anlaß zu dieser Diskussion bot der Aufsatz von K. NITSCH O

*zaimkach czasownikowych* JP XI (1926) 65—9, der die Aufsätze von W. DOROSZEWSKI *W sprawie zaimków czasownikowych* ib. 103—6 und S. SZOBER *O czasownikach zaimkowych* ib. 106—10 hervorrief. Mit der Antwort von NITSCH ib. 110—11 fand diese außerordentlich anregende Diskussion ihren Abschluß.

## V. Wortbildung.

Wenn wir den zweiten Band des *Język Polski* aus der *Encyklopedia polska* 1915 in die Hand nehmen und das dem Aufsatz von UŁĄSZYN beigegebene Literaturverzeichnis durchsehen, frappiert uns die verschwindend kleine Zahl polnischer Arbeiten zur Wortbildungslehre. Neuerdings ist in dieser Hinsicht eine Besserung eingetreten, was sowohl aus dem 2. Bande von ŁOŚ' historischer Grammatik, der die Wortbildung enthält, als auch aus einer ganzen Reihe einzelner Abhandlungen und Aufsätzen zu ersehen ist. So stammen von W. DOROSZEWSKI zwei Arbeiten, die eine Förderung der Wortbildungslehre bedeuten. Sie beide tragen den gemeinsamen Titel *Monografia słowotwórcze*. Teil I: *Formacje z podstawowem -k- w części sufiksальной*, PrFil XIII (1928) S. 1—261, Teil II: *Formacje z podstawowem -l- w części sufiksальной* PrFil XIV (1929) 34—85. Diese Arbeiten zeichnen sich sowohl durch ein reichhaltiges und zuverlässiges Material als auch durch eine vorbildliche Bearbeitung aus. Sie behandeln die erwähnten Suffixe nach Form und Bedeutung und erklären vortrefflich ihre Entwicklung. Der auf dem 1. Kongreß slavischer Philologen von DOROSZEWSKI gehaltene Vortrag *Próba ogólnej klasyfikacji znaczeniowej sufiksów w językach słowiańskich* Výt (1—2) beweist, daß man von einer weiteren Bearbeitung dieses Gebiets durch DOROSZEWSKI noch schöne Ergebnisse erwarten darf.

Auf dem Gebiet der Wortbildungslehre hat sich auch J. RAMBERG hervorgetan mit seinem Aufsatz *Wahania w zakresie przyrostków -'ec i -'ca* JP X (1925) 65—76, vgl. dazu H. UŁĄSZYN ib. 135—36 und mit seiner Abhandlung *Dzieje przyrostków -'ec i -'ca w nazwach osobowych* PrFil XI (1927) 17—93. Der Aufsatz von M. RUDNICKI *Sufiksy: -man-, -tuch-, -van-, -vit-* SIOcc V (1926) 420—47, frz. ib. 590—91 wie auch seine übrigen Arbeiten aus den letzten Jahren enthalten neues Material und originelle Gedanken, wenn auch ein recht beträchtlicher Teil davon sich wohl als falsch erweisen wird. Im Aufsatz *Przyrostek -isko, -iście w językach zachodniosłowiańskich*. Sl IV (1925/26) 213—27 kommt W. TASZYCKI zum Schluß, daß das Suffix *-isko* eine westslavische Neubildung ist, die durch Kontamination aus *-iście* und *-isko* entstand. Die von TASZYCKI beigebrachten polnischen Beispiele vermehrt und beleuchtet eingehender H. UŁĄSZYN *Sufiks -iszcze w języku polskim* Sl VII (1928/29) 796—804. Nebenbei sei erwähnt, daß einige wertvolle Einzelheiten aus dem Čechischen

F. OBERPFALZER *Přípony -istě, -isko v českých nářečích*. Naše řeč XI (1927) 8—11 beigesteuert hat. Die Partikel -j in *wczoraj* u. ä. behandelt S. SZOBER *Polskie formacje przysłówkowe typu „wczoraj“* SI VII (1928/29) 790—95. Modifiziert wird diese im allgemeinen betreffende Deutung von J. OTREBSKI in einem Aufsatz unter gleichem Titel JP XIV (1929) 170—73. Über die Bildung von Adjektiva aus Ortsnamen belehrt uns S. RĄCZKA *Zawierciański czy zawiercki?* JP XII (1927) 1 80—5 mit Bemerkungen der Redaktion ib. 185—86.

Einen Versuch, die nach dem Typus von *kuninoga, bożystopka* gebildeten Wörter zu deuten, unternimmt J. Łoś PrLingw 209—11, ohne jedoch das Material zu erschöpfen und folglich diese Frage allseitig beleuchten zu können. Die von diesem Gelehrten in seiner bekannten Abhandlung *Słożnyja slova v pol'skom jazyke*, Petersburg 1901, nicht behandelten polnischen Komposita, die dazu noch recht alt sind, nämlich die zweigliederigen Personennamen des 12. und 13. Jahrh. bearbeitet W. TASZYCKI in *Najdawniejsze polskie imiona osobowe* Rozpr LXII Nr. 3 (Krakau 1925) 124 S. A. KLECZKOWSKI *Złożenia nominalne w języku niemieckim a polskim* PrPol 522—40 vergleicht deutsche Komposita mit ihren polnischen Entsprechungen, wobei Beispiele angezogen werden, die vortrefflich aus dem heutigen Gebrauch dieser beiden Sprachen geschöpft sind. In diesem Aufsatz treten die slavischen Eigentümlichkeiten auf dem Gebiet der Wortkomposition klar zutage, wie auch die Abneigung der slavischen Sprachen gegen Wortkomposita im allgemeinen.

Die verschiedenen Bildungsarten von Koseformen bespricht A. OBRĘBSKA in *Technika spieszceń w dzisiejszej polszczyźnie* JP XIV (1929) 65—71. Ergänzungen zu dieser Frage bringt, sich auf eine große Belesenheit stützend S. WĘDKIEWICZ *Kilka uwag o technice spieszceń* ib. 110—20. Einiges Material über postverbale Hypokoristika enthält M. DŁUSKA *Przyczynek do zbierania polskich form hipokorystycznych* JP XV (1930) 83—8. Den Ausgangspunkt für diese Erörterung bildete die tiefe und sorgfältige Untersuchung von A. GAWROŃSKI *Wartość uczuciowa deminutywów* PrLingw 241—56.

Über einen, vor unseren Augen sich vollziehenden Wortbildungsprozeß referiert J. BIRKENMAJER in *Oddrabnianie* JP IX (1924) 143—46. Unter diesem neugeschaffenen Terminus versteht er die Bildung neuer Wörter mit vergrößernder Bedeutung durch falsche Abstrahierung eines -k-Suffixes z. B. *wóda* // *wódka*, *laga* // *laska* usw. Eine Ergänzung zu diesem interessanten Aufsatz bildet K. NITSCHS Notiz *Uwaga o „ładze“* ib. 146—47. Es muß hervorgehoben werden, daß dieser Wortbildungsprozeß keine ausgesprochene Neuerung darstellt, denn einige Beispiele dafür lassen sich bereits aus einer früheren Periode des Polnischen anführen.

Ein anderes Problem sind die sog. Abkürzungen, bei denen es sich gleichfalls um eine Wortbildungserscheinung handelt; gemeint sind



hier „Wörter“ in der Art wie *Azetes* u. ä., die aus schriftlichen Abkürzungen entstanden sind, im gegebenen Fall aus AZS, den Anfangsbuchstaben von Akademicki Związek Sportowy. Es ist dies eine durchaus neue, der alten polnischen Sprache unbekannte Erscheinung. Über dieses Thema schrieben M. CHMIELOWIEC *W obronie skrótów* JP VII (1922) 20—3, J. OTREBSKI *O skrótach* JP XV (1930) 33—43, K. NITSCH ib. 43—8. In diesem Zusammenhange sei auch das Buch von A. SELIŠČEV *Język rewolucyjnej epoki. Iz nabl'udenij nad russkim jazykom poslednich let*. Moskau 1928, 248 S. genannt. Es ist für uns wichtig, weil darin im heutigen Russischen häufige Abkürzungen aus der Sprache der polnischen Sozialistischen Partei im früheren Russisch-Polen abgeleitet werden, die sich tatsächlich solcher Abkürzungen bediente (vgl. z. B. die kurze Behandlung dieser Sprache in der oben zitierten Untersuchung von H. UŁASZYŃ *Języki tajne* EP Język polski II 462—66 § 6).

## VI. Syntax.

Von allen Gebieten der polnischen Grammatik ist gegenwärtig die Syntax am schlechtesten behandelt. Allerdings hatte Łoś viel syntaktisches Material gesammelt; sein frühzeitiger Tod riß ihn aber aus der Arbeit und es war ihm nicht vergönnt, seine in den Jahren 1922—1927 herausgegebene Polnische Grammatik (Phonetik, Wortbildung und Flexion) durch eine historische Syntax zu vervollständigen. Nur ein kleiner Teil des Materials ist von ihm in seiner *Krótką gramatyka historyczna języka polskiego*, über die wir bereits sprachen, verwertet worden, und zwar im kurzen auf historischem Material beruhenden Abriß der Syntax S. 278—373. Wir erinnern auch an den ersten von Łoś unternommenen Versuch, die polnische Syntax in der EP Język polski und in der von der Poln. Akad. d. Wissensch. herausgegebenen *Gramatyka języka polskiego*, vgl. oben S. 465 und 467, darzulegen.

Viele syntaktische Einzelfragen behandelte vor allen Dingen S. SZOBER in folgenden Aufsätzen: *Formy biernika nie, mię, cię, się po słowach z przeczeniem*. JP IV (1919) 140—44, *Sposoby łączenia liczebników zbiorowych z rzeczownikami*. JP V (1920) 27—8, *O sposobach łączenia złożonych liczebników głównych z rzeczownikami*. JP VII (1922) 129—34, *Użycie form czasu przyszłego w opowiadaniu historycznym na oznaczenie czynności minionych*. JP VI (1921) 33—41, „Trzy piękne córki było nas u matki“ czyli formy podmiotu i orzeczenia w zdaniach z podmiotem logicznym, określonym przydawką liczebnikową JP XIII (1928) 97—106. SZOBERs letzte Ergebnisse werden durch altpolnisches Material und einige chronologische Einzelheiten von J. Łoś ib. 107—12 ergänzt. In „Jego“ i „go“ po rzeczownikach odstępnych JP XIII (1928) 142—46 erklärt Łoś schließlich, wann die eine und in welchen Fällen die andere Form des Pronomens gebräuchlich ist.



Außer diesen auf syntaktischem Gebiet gut bekannten Forschern steuerten Arbeiten bei A. KRYŃSKI *O zjawiskach analogji składniowej w dzisiejszym języku polskim* STNWarsz XI—XVIII (1918—1925) Teil I S. 4, II 5—6, III 14f., H. GAERTNER *O szyku przymiotników* Warschau 1924, 48 S. frz. *L'ordre et la place des adjectifs dans la langue polonaise* Bull 1923, 36—41, Z. KLEMENSIEWICZ *Orzecznik przy formach osobowych słowa „być“* PrFil XI (1927) 123—81, frz. *L'attribut accompagnant les formes personnelles du verbe être* Bull 1926, 86—90, S. KROPACZEK *Zwrot „accusativus cum infinitivo“ w języku polskim* PrFil XIII (1928) 424—96, H. WIJMAN-GRABOWSKA *Miejscownik w języku „Trenów“* (von J. KOCHANOWSKI aus dem Jahre 1580) ib. 262—72, H. SZWEJKOWSKA *Właściwości składniowe dopełniacza przy imiestowie biernym w języku polskim*. JP XIV (1929) 133—36. Im Aufsatz *O przyimku dla w dzisiejszej polszczyźnie*. JP VII (1922) 1—12, 53—61 stellt A. GAWROŃSKI die Entwicklung des syntaktischen Wertes dieser Präposition und ihre Verwendung in Vergangenheit und Gegenwart dar. Die Ergebnisse, die der Verf. an diesem Beispiel erarbeitet, gehen über das im Titel Versprochene hinaus, da sie die Entwicklungstendenzen des Polnischen überhaupt streifen. Es ist dies einer der schönsten Aufsätze, die im *Język Polski* überhaupt erschienen sind. In *Czy tromtadriticus?* JP VI (1921) 78—82 weist H. OESTERREICHER nach, daß der sporadische Gebrauch des Akkusativs im verneinten Satz statt des Genitivs weit in die Vergangenheit zurückreicht. Gleichzeitig illustriert er an Beispielen, welchen Einschränkungen der Genitiv, der früher gebräuchlicher war als heute, in dieser Stellung unterlag. Über die Konstruktion des verneinten Satzes handelt T. BENNI in *Kuždy żołnierz nie umiera* JP XIII (1928) 65—8 (vgl. auch die Notiz von W. BIRKENMAJER ib. 154). Aus dem Titel von A. OBREŃSKA *„Proszę pani“ czy „proszę panię“* JP 1925 81—4 ist der Inhalt bereits ersichtlich. Erwähnt sei schließlich noch der Aufsatz von O. HUFER über die Geschichte der Fragesätze *Latinské „nonne“ v biblických překladech staročeských a staropolských* PrLingw 124—32.

## VII. Lexikologie. Geschichte von Wörtern und Wendungen<sup>1)</sup>.

Auf lexikologischem Gebiet sind zwei wichtige Ereignisse zu vermerken: der Abschluß des sog. Warschauer Wörterbuchs und das Erscheinen von A. BRUECKNERS Etymologischem Wörterbuch. Warschauer Wörterbuch nennt man bekanntlich den großen achtbändigen *Słownik języka polskiego*, der von Jan KARŁOWICZ, Adam KRYŃSKI

<sup>1)</sup> Die den fremden Einflüssen auf die polnische Lexikologie gewidmeten Untersuchungen werden im Abschnitt „Sprachgeschichte“ behandelt.

und Władysław NIEDŹWIEDZKI verfaßt ist. Der erste Band dieser Publikation erschien 1900, der letzte (achte) 1927, XVIII + 744 S. In den hier behandelten Zeitraum gehören noch Bd. VII (1919), XVII + 1161 S. und Bd. VI (1915), XVI + 749 S. Das Warschauer Wörterbuch ist hauptsächlich in bezug auf das neuere Sprachmaterial seit dem Beginn des 19. Jahrh. wertvoll. Für die ältere Zeit (16.—18. Jahrh.) kann es LINDES Wörterbuch (1807—14) nicht ersetzen, das daher noch nicht überholt ist. Auch wenn es sich um mittelalterliche Denkmäler handelt, reicht das Warschauer Wörterbuch nicht aus. Um so mehr ist es zu bedauern, daß das von J. Łoś seit vielen Jahren vorbereitete altpolnische Wörterbuch nicht abgeschlossen wurde. Wäre Łoś nicht gestorben, so könnten wir jetzt wohl die ersten Lieferungen bereits benutzen. Nähere Angaben über dieses Werk enthält Łoś' Aufsatz *O przyszłym „Słowniku staropolskim“* RS VIII (1918) 1—57, deutsch *Über den Stand der Arbeit an dem altpolnischen Wörterbuch* ib. 57—60. Augenblicklich wird die Arbeit am altpolnischen Wörterbuch von K. NITSCH geleitet.

Ein zweites wichtiges Ereignis auf dem Gebiet der polnischen Lexikologie war das Erscheinen von BRUECKNERS *Słownik etymologiczny języka polskiego* Krakau 1927, XIV + 805 S. Nach dem Erscheinen der ersten Lieferungen im Jahre 1926 äußerte sich K. NITSCH folgendermaßen kurz und treffend darüber: „Dieses Werk besitzt alle bekannten Vorzüge und Fehler des Verfassers: einerseits eine Unmenge von Kenntnissen aus erster Hand gesammelt, scharfsinnig und selbständig beleuchtet — andererseits ein vollständiges Fehlen irgendeiner einheitlichen Methode in der Beurteilung der Fragen und der Ordnung in der Darstellung“ JP XI (1926) 123<sup>1)</sup>. Trotzdem ist dieses etymologische Wörterbuch außerordentlich wertvoll als Grundlage für zukünftige Untersuchungen und für ein künftiges rein wissenschaftliches polnisches etymologisches Wörterbuch. Eine Reihe überzeugender etymologischer Einfälle, die nachher in das Wörterbuch nicht aufgenommen wurden, finden sich auch in folgenden Arbeiten von BRUECKNER: *Zasady etymologii słowiańskiej* Rozpr LVI (1917) 88—171, frz. *Les principes de l'étymologie slave* Bull 1916 100—5, *Über Etymologien und Etymologisieren* II KZ XLVIII (1918) 161—229 (der erste Teil erschien ib. XLV, 1913, 24—51), *Wzory etymologii i krytyki źródłowej* I Sl III (1924/25) 193—224, II Sl V (1926/27) 417—438. Das Wörterbuch von BRUECKNER rief einige unter verschiedenen Gesichtspunkten geschriebene Rezensionen und Aufsätze hervor mit einer Reihe wesentlicher Verbesserungen und Ergänzungen. An Rezensionen sind zu nennen: eine allgemein gehaltene von E. KLICH Sl Occ V (1926)

<sup>1)</sup> Unterz. kann sich diesem negativen Urteil nicht anschließen.  
M. V.

538—64 und eine spezielle unter dem Titel *Pożyczki ruskie w języku polskim* ib. VIII (1929) 493—510, ferner die spezielle von J. MORAWSKI *Uwagi romanisty na marginesie Słownika etymologicznego Brücknera* ib. VII (1928) 521—48, die allgemeine von J. KRZYŻANOWSKI *Ruch literacki* I (1926) 246—8, W. PORZEZIŃSKI *PrFil* XI (1927) 465—71, V. MACHEK *Listy filologicke* LV (1928) 141—52. Ergänzungen enthalten die Aufsätze von T. KOWALSKI *W sprawie zapożyczeń tureckich w języku polskim* *Symb* II 347—53, frz. *Sur quelques emprunts orientaux en polonais* ib. 551, A. KLECZKOWSKI *Cztery etymologie* (1. *Harcierz, harc*, 2. *figiel*, 3. *gżło i koszula*, 4. *polskie cieszyńskie wędlik „jabtko winne“ stp. windlicz czy windlik?*) *St Stpol* 227—36, S. SZOBER *Kilka etymologii* (1. *Kopyrtać [kopertać] się „wyracać się, upadać“*, 2. *po-krzywnik „bękart“*, 3. *ruczaj „rivus“*, 4. *rączy „szybki“ [o koniu]*, 5. *chochoł „czub, najwyższy snop w miedlu, służący za daszek, krzak słomą owinięty“*, 6. *głowa — prastów. \*golwa „caput“*.) *PrFil* XIV (1929) 599—606. — Wir erwähnen noch einige etymologische Arbeiten, um uns dann der Besprechung jener Abhandlungen und Aufsätze zuzuwenden, die nicht eine Herleitung neuer Etymologien bezwecken, sondern die Geschichte gewisser polnischer Worte oder Wortgruppen zu klären suchen. Etymologische Beiträge lieferten: J. BAUDOUIN DE COURTENAY *Rożnorakie etymologie* *JP* IV (1919) 112—16 und 129—31, ein allgemein gehaltener Aufsatz, und *Próby zestawień etymologicznych* (1. *ujście ≤ uście*, 2. *Pol. z || s || ś. Prast. sŷ / sŏ /*. *Ae. su || ūesu*. 3. *Zmieszanie rdzeni zīd- / zīd-* „lepić, tworzyć, budować“ *i da / da-d / da-s „dawać, dać“* *StStpol* 213—16, M. CHMIELOWIEC und K. NITSCH *Etymologia przystówka znienska*. *JP* VI (1921) 87—8; G. ILJINSKIJ und K. NITSCH *Jeszcze raz o polsk. mierzchną* *PrFil* X (1926) 310—14; A. KLECZKOWSKI *Drzewiej „dawniej“, a drzewo, drwa, drwić, zdrów*. *PrLing* 175—80; J. OTRĘBSKI *Przyczynki etymologiczne* (über zwei lat. Etymologien und 3. über *dziś, dzisiaj, tydzień*) *PrFil* X (1926) 63—85, *Słow. nevěsta*. *PrFil* XI (1927) 284—89, M. RUDNICKI *Słow. kurzva* *SlOcc* VII (1928) 85—90, frz. 565f.; B. ŚLASKI *Przyczynki etymologiczne* (A. Ergänzungen zum Slavischen Etymologischen Wörterbuch von BERNEKER, B. Die Etymologie einiger Seeausdrücke) *PrFil* VIII (1916) 527—35. Der Vollständigkeit halber sei auch die verfehltete Arbeit von W. KONRAD *Kleine polnische Etymologie für jedermann*. Elbing 1923, 24 S. erwähnt, über die E. HANISCH in Jahresberichte f. Kultur und Gesch. d. Slaven I (1924) S. 145 berichtete.

Eine wahre Fundgrube für die verschiedensten Zweige der polnischen Lexikologie besitzen wir in der Zeitschrift *Język Polski*, hauptsächlich in ihrer Rubrik *Z dziejów polskich wyrazów i zwrotów*. Da hier eine Besprechung aller dort erschienenen Aufsätze nicht möglich ist, beschränken wir uns auf die wichtigsten. Bei dieser Gelegenheit sei darauf hingewiesen, daß es notwendig wäre, einen detaillierten



Index für die bisher publizierten Bände des *Jezyk Polski* zusammenzustellen, denn ein solcher würde in Anbetracht des reichen dort enthaltenen Materials die lexikologische Arbeit bedeutend erleichtern.

Gute Arbeiten auf dem Gebiet der Wortforschung veröffentlichte darin J. Łoś, nämlich *Nazwy pokrewieństwa i powinowactwa w dawnej Polsce*. JP II (1914) 1—7; *Od „ty“ do „pan“* JP III (1916) 1—10 über die im Polnischen üblichen Anredeformen der 2. Person; *Wyrazy nowe*. JP III 54—6 über polnische Neubildungen des 16. Jahrh.; *Książd i jego krewniacy*. JP VI (1921) 146—53 mit Ergänzungen von verschiedenen Verfassern JP VII (1922) 63f., 147f., JP VIII (1923) 120f. enthält die Erklärung der Bedeutungsentwicklung des Wortes *ksiądz* von „Herr“ über „Fürst“ zu „Geistlicher“; *Przyczynek do historii kilku przerwisk* JP VIII (1923) 121—22; *O nazwach staropolskich typu „podkomorzy, łowczy“* Księga pamiątkowa ku czci Oswalda Balzera (Lemberg 1925) 113—20; *Zastępować, zastępstwo, zastępca*, JP XIII (1928) 162—4, worin die Entstehung der Bedeutung „repräsentieren“ neben dem älteren „zeitweilig jemand in seinen Verpflichtungen vertreten“ erklärt wird.

A. DANUSZ bespricht in *Copia verborum Al. Jabłonowskiego*, JP III (1916) 10—6 die Neuschöpfungen in den Werken dieses verdienten Historikers der Ostgebiete Polens; in *Powstanie niektórych wyrazów polskich* ib. 154—61 erklärt er die Herkunft und Geschichte folgender Wörter *wykorzystać*, *posiedzenie*, *dworzec*, *teżyzna*, *taternik*, *wodogrzmot*, *hakata*, *mianowicie*, *ostatnio*. Außerdem schrieb DANUSZ noch folgende zwei wertvolle Beiträge: 1. *Znaczenie wyrazów „wychować“ i „wychowanie“ w dawnej polszczyźnie* ib. 128—35 und 2. *Bór i las*, JP IV (1919) 33—7 und 85—9, vgl. auch die Nachträge von J. ROZWADOWSKI und A. KLECZKOWSKI ib. 89—90; im zweiten dieser Aufsätze beschäftigt sich der Verf. mit den Waldbezeichnungen und ihren gegenseitigen Bedeutungsbeziehungen. Hierzu sei noch an das Referat von J. ROSTAFIŃSKI *O polskich nazwach drzewostanów* Spr XXIV (1919) Nr. 7 S. 2—3 erinnert und an seinen *Las, bór, puszcza i matornia jako natura i baśń w poezji Mickiewicza*, Spr XXV (1920) Nr. 7 S. 4—5.

K. NITSCH weist in *Galicjanie w wieku XV—XVII?*, JP V (1920) 53—5, 101—8, 151—5 nach, daß die von einigen Polen für speziell galizische Provinzialismen gehaltenen Wörter *rozprószyć*, *ogłądać* keine Galizismen darstellen und gibt an Beispielen aus der Literatur das frühere und jetzige Verbreitungsgebiet dieser Ausdrücke an. Zu *rozprószyć* vgl. auch den Aufsatz von A. KRYŃSKI *Słowo „rozproszyć“ z dawniejszego „rozptłoszyć“*, JP II (1914) 63—6 mit dem Nachtrag von K. NITSCH *Rozptłoszyć, rozproszyć, rozprószyć*, JP III (1916) 22—23. Außerdem erklärt K. NITSCH die Wörter „*mierzchnąć*“, „*zmierzchnąć*“, RS VIII (1918) 280 und PrFil X (1926) 312—14, *Klechda* JP XII (1927) 179—80, *Dordzały = dojrzaly* JP XIII (1928) 88—90, *Perkaty*



JP XIV (1929) 91—92. Hierher gehört auch der Aufsatz *Kilka uwag o dwu wyrazach z zakresu pokrewieństwa (i części ciała): rodzeństwo, mizynek*, JP XII (1927) 119—22, vgl. auch den Nachtrag von M. ALTBAUER, JP XIII (1928) 49—50.

J. OTREBSKI untersucht und erklärt die Wörter *Zwierciadło* JP VII (1922) 81—83, *Żaden* JP XI (1926) 179—85, vgl. dazu die Notiz von F. ILEŚIĆ, JP XII (1927) 59, *Każdy* PrPol 182—94, *tydzień* PrFil X (1926) 72—85. Für den letzten Aufsatz ist auch die Arbeit von J. ŁÓŚ *Prastowiańskie „tydźnś“* Šobolevskij-Festschrift 1928 S. 354—56, ferner T. LEHR-SPLAWIŃSKI *O pochodzeniu wyrazu „tydzień“*, JP XIII (1928) 12—4 mit den Bemerkungen von J. OTREBSKI ib. 68—71 heranzuziehen.

In den Aufsätzen unter dem gemeinsamen Titel *Z teki słownikarza* macht uns H. OESTERREICHER mit der Geschichte der Wörter *okunąć się, powtórzyć, spisać, kapustak, dobrobyt, wiec*, JP VIII (1923) 48—54 bekannt, bespricht auch zwei im Polnischen nicht vorhandene, vom Warschauer Wörterbuch aber angegebene „Wörter“, nämlich *tortop* und *przekarzać* ib. 50f., ferner *szapszewiniki, kiel*, JP IX (1924) 86—8, *chytry*, JP X (1925) 175—78 und *obierza*, JP XI (1926) 76—9.

Längere Diskussionen entstanden um einige Wörter resp. Wendungen, die selbst wenn sie nicht zu positiven Resultaten führten, doch von methodischem Wert und nicht ohne Nutzen für spätere Wortforschungen sind. Eine interessante Debatte über Herkunft und Bedeutung des Wortes *lampart* „łobuz, birbant, hulaka“ regte M. RUDNICKI JP II (1914) 271—81 an; es beteiligten sich daran E. KLICH JP III (1916) 58—9, A. KLECZKOWSKI JP VI (1921) 106—22 und A. GAWROŃSKI ib. 139—44.

Noch lebhafter gestaltete sich der Meinungsaustausch über den Ausdruck *perskie oko*, der sich in der Bedeutung von „figa z makiem, gadaj do lampy“ oder „koketter Blick“ eingebürgert hat. Hervorgerufen wurde er durch die von S. SZOBER *Życie wyrazów* (= Biblioteczka Tow. Miłośników Języka Polskiego Nr. 8) Krakau 1929 S. 30f. gebotene Erklärung dieses Ausdrucks, die jedoch keinen Anklang fand. Trotz der Beiträge von J. BIRKENMAJER JP XIV (1929) 124—6, K. NITSCH ib. 129 und 177f., H. UŁASZYN ib. 173—76 und M. DŁUSKA ib. 176f. zu dieser Frage war es nicht möglich, den Ursprung dieser Wendung zu erhellen.

Die Geschichte des Wortes *polskie* in der Bedeutung polnische Sprache bespricht die Redaktion des *Język Polski*, JP VIII (1923) 25, ferner J. BIRKENMAJER ib. 148f. und XI (1926) 118f., H. OESTERREICHER, JP X (1925) 15, der auch JP XI (1926) 176—79 darauf hinweist, daß *polskie* auch in der Bedeutung von *po polsku* gebraucht wird.

Keine positiven Ergebnisse hat auch die von W. TASZYCKI JP XIV (1929) 12—6 angeregte Diskussion über eine mittelalterliche

bäuerliche Last, die in den Quellen als *vesniza*, *vesnica* u. ä. vorkommt, gezeitigt, denn gegen die von TASZYCKI aufgestellte Hypothese traten, wiederum nur mit neuen Hypothesen J. CZUBEK ib. 47—53 und R. GRODECKI ib. 89—91 auf. Einige treffende methodische Bemerkungen hierzu steuerte W. DOROSZEWSKI ib. 120—22 bei. Die Diskussion fand ihren Abschluß durch den resumierenden Aufsatz von W. TASZYCKI ib. 123—24.

Besser erging es der durch R. GRODECKI ins Leben gerufenen Diskussion über die Wörter *łazy*, *załazy*, *łazeki* JP X (1925) 108—11. Nachdem J. ŁOŚ ib. 111—14, J. CZUBEK, JP. XI (1926) 20—5 und P. GALAS, JP XII (1927) 153—55 in ihren Betrachtungen auf den richtigen Weg hingewiesen hatten, gelang es H. OESTERREICHER *Łazy* Symb II 389—92, frz. ib. 553 eine glückliche Lösung dieser Frage zu finden.

Zum Schluß erwähnen wir noch den kleinen Aufsatz von J. CZUBEK, JP XI (1926) 54—6, in dem die in latinisierter Form *decima in gonitwam* erhaltene mittelalterliche polnische Wendung erklärt wird.

Außer den hier genannten Aufsätzen bietet der Język Polski noch eine Menge kleinerer Beiträge zur Geschichte der verschiedensten polnischen Wörter von A. BENNI, F. BIELAK, J. BIRKENMAJER, W. BOBEK, M. CHMIELOWIEC, S. CISZEWSKI, H. CZERWIŃKA, J. CZUBEK, H. DATKOWA (Pol. cmentarz JP XV, 1930, 69—77), P. GALAS, S. JASZUŃSKI, E. KLICH, S. KRAWCZYK, A. A. KRYŃSKI, J. KRZYŻANOWSKI, E. LAND (*Do dziejów Judasza w języku polskim* JP X, 1925, 181—12), J. ŁOŚ, J. MORAWSKI, K. MOSZYŃSKI (*W sprawie wyrazów czara i bagno* JP XI, 1926, 136—48), K. NITSCH, E. OESTERREICHER, J. RAMBERG, W. SCHRAMM, K. STADTMÜLLER, W. TASZYCKI, H. UŁASZYN, S. WĘDKIEWICZ und J. ZBOROWSKI.

Die bisher erwähnten Aufsätze und Abhandlungen enthalten eine Menge von Einzelheiten und es wäre schwer, sich mit deren Hilfe über die wichtigsten Tendenzen in der Entwicklung der polnischen Wörter zu orientieren. Eine Übersicht wird aber durch folgende Arbeiten erleichtert: das Referat von J. ŁOŚ *Z życia wyrazów staropolskich*, Spr XXIX (1924) Nr. 10 S. 2—6, frz. *Considérations sur la vie de vieux mots polonais*, Bull 1924 S. 42—9, ferner den zweiten Teil seiner Wortbildung (*Gramatyka polska* Bd. II) mit dem Titel *Znaczenie i życie wyrazów* S. 139—280, wie auch die beiden kleinen Bücher von S. SZOBER *Życie wyrazów I. Powstawanie wyrazów (nowotwory swojskie i zapożyczenia)* Biblioteczka Tow. Miłośn. Jęz. Polsk. Nr. 8, Krakau 1929, 32 S., und *Życie wyrazów. II. Zamieranie i przemiany wyrazów* ebda. Nr. 9, Krakau 1930, 32 S.

In das noch ungenügend untersuchte Gebiet der Bezeichnungen für Abgaben der Landbevölkerung im mittelalterlichen Polen führen die Arbeiten von S. CISZEWSKI und O. BALZER ein. In *Prace Etno-*

*logiczne* Warschau 1925, 219 S. macht S. CISZEWSKI (S. 85—207) eine Reihe interessanter Mitteilungen über folgende Abgaben: 1. stan, 2. powoz, 3. podwoda, 4. podjazda, 5. przesieka, 6. przełaja, 7. pasterne, 8. spas und spaśne, 9. gajowe, 10. żołędne oder żołądz, 11. wypasanie wieprzy, wieprzowe und porsiczne, 12. nastawa, 13. wymiot und omiecin, 14. oczkowe, 15. oprawa, 16. motne, 17. podymowe oder podymne, 18. seń, 19. wieśnica, 20. dziakto, 21. pirwina, 22. przewory und dziecięcina przyorkowa, 23. tocmo und pyta, 24. powojne, dziewieciez und wdowine, 25. dudek, 26. targowe, rogowe und wywóz, 27. posnopne. Natürlich gelang es CISZEWSKI nicht, die betr. Probleme überall genügend zu klären; nichts destoweniger sind seine Erörterungen immer wertvoll und fördernd. In O. BALZERS *Narzaz w systemie danin książęcych pierwotnej Polski*, Lemberg 1928, 661 S. interessiert uns hauptsächlich das dritte Kapitel *Znaczenie wyrazu „narzaz-naraz“* S. 31—70 und das erste *Ważniejsze typy nomenklatur powinności publicznych w Polsce wieku XIII i XIV* S. 3—17. Die recht umfangreiche Literatur über den „narok“, einen Terminus der mittelalterlichen Urkunden, bereicherten durch neue Beiträge Z. WOJCIECHOWSKI *Momenty terytorjalne organizacji grodowej w Polsce Piastowskiej*, Lemberg 1924, 111 S. vgl. besonders Kap. III: *Zagadnienie naroku* S. 69—99, ferner F. BUJAK *Narok. Przyczynek do ustroju społecznego Polski Piastowskiej*, Lemberg 1925, 39 S., frz. 38—39; wichtig für uns ist das dritte Kapitel: *Znaczenie językowe wyrazu „narok“* S. 14—9; J. CZUBEK *Narok i narocznicy w oświeceniu językowym*. *Kwartalnik Historyczny* XL (1926) S. 349—73, darauf F. BUJAK *Jeszcze o naroku* ib. 474—85, der wiederum seine These gegen CZUBEK verteidigt und dessen Auffassung bekämpft und die Antwort von J. CZUBEK *W obronie czci. Epilog polemiki z prof. Bujakiem o naroku* Krakau 1928, 20 S.

Das vielseitige sprachlich-vergleichende Material, das S. CISZEWSKI in seinen Arbeiten bietet, enthält auch manchen wertvollen Hinweis für die Erforschung der slavischen Lexikologie. Im zweiten Bande seiner *Prace Etnologiczne* Warschau 1929, 166 S. wird der Sprachwissenschaftler mit Interesse die Abhandlung *Darzenie płatami materji oraz gotowemi płaciami* (= bielizna; odzież) *a słow. platiti* S. 76—120 verfolgen. Der Verfasser begründet darin die Zusammengehörigkeit von platiti und płat durch die gut bekannte Sitte eine auszeichnende Person mit Stoff (płat) zu beschenken, und erklärt ferner, wie es zur Bedeutungsentwicklung von platiti kam, so daß es allmählich die Regulierung irgendwelcher Verpflichtungen ohne Rücksicht darauf, wodurch diese Verpflichtungen beglichen werden, zu bedeuten begann. Interessant für einen Sprachwissenschaftler ist gleichfalls die Abhandlung *Bydło i zboże a majątek* S. 121—50, worin eine Übersicht der slavischen Viehbezeichnungen gegeben und nachgewiesen wird, wie diese Bezeichnungen häufig zu Synonymen des Besitzes überhaupt

wurden. Auch beim Ausdruck *zboże* läßt sich eine ähnliche Bedeutungserweiterung beobachten. Rez. A. BRÜCKNER Sl IX (1930/31) 197. In der Abhandlung *Żeńska twarz*. Prace Komisji Etnograficznej Polskiej Akademji Umiejętności Nr. 4, Krakau 1927, 36 S. bespricht CISZEWSKI die verschiedenartigsten Benennungen für „Frau“. Rez. P. DIELS Jahrb. f. Kult. und Gesch. d. Slav. IV (1928) 84—5.

Wollten wir auf einen jeden Beitrag zur polnischen und slavischen Lexikologie eingehen, so erhielten wir ein bibliographisches Verzeichnis von sprachwissenschaftlichen Aufsätzen verschiedenen Umfangs und Wertes. Da das aber nicht das Ziel dieses Berichtes ist, beschäftigen wir uns im weiteren nur mit Arbeiten, denen eine größere Bedeutung zukommt. So verdienen hervorgehoben zu werden das Referat von J. MORAWSKI *Polskie nazwy ptaków w świetle lingwistyki porównawczej*, STNPozn 1927 S. 37—8, ferner J. LUBOWICZ *Nazwy zbóż w językach słowiańskich* STNLw IX (1929) 91—5. Ich füge noch hinzu J. ROSTAŃSKI *O nazwach ewikty, buraków i barszczu*, Spr XXI (1916) Nr. 3 S. 2—4, deutsch *Über die Namen von Mangold, Rüben und Bärenklau*, Bull 1916, 13f., *Tchórz, kuna i łasica*, Spr XXI (1916) Nr. 6 S. 2—3, deutsch *Über Iltis, Marder und Wiesel*, Bull 1916, 12f., wie auch H. UŁASZYN *Suhak — sumak*, PamLit XXV (1928) 267—73 und *Jeszcze w sprawie „sumaka“ i „suhaka“*, Ruch Literacki III (1928) 286. Dem Verf. dieser beiden letzten Aufsätze kommt es darauf an, den Stammbaum der im Titel genannten Wörter, von denen *sumak* ursprünglich ein Pflanzename (*Rhus thyphina*) und *suhak* ein Tiername (wilde Ziege, ukr. Antilope, *Antilopa saiga*) war, nachzuweisen und zu zeigen, wie *sumak* sich zur Bezeichnung von Pflanzen und Tieren eingebürgert hat.

Hauptsächlich praktische Ziele verfolgen die zahlreichen *Spezialwörterbücher* des verschiedensten Inhalts. Leuten der Feder wird das Synonymenwörterbuch gute Dienste leisten, das R. ZAWILIŃSKI zusammengestellt hat: *Dobór wyrazów. Słownik wyrazów blisko znaczących i jednoznacznych* Krakau 1926—28, XXIX + 632 S. — Auf dem Gebiet der technischen Terminologie hat sich große Verdienste K. STADTMUELLER erworben, der unter anderem Wörterbücher für das Eisenbahn- (1919) und Flugwesen (1921), der Schiffs- (1921) und Mühlenterminologie (1922) und schließlich gemeinsam mit seinem Vater K. STADTMUELLER das große technische Wörterbuch *Słownik techniczny*, deutsch-polnischer Teil, 2. erweiterte Aufl., Warschau 1923, Bd. I, XIV + 458 S., Bd. II, 520 + VII S. verfaßt hat. Von K. STADTMUELLER (dem Jüngeren) stammt auch der kleine Aufsatz *Polskie słowniki górnicze*, JP XV (1930) 88—89, der über den augenblicklichen Stand der polnischen Bergbauterminologie unterrichtet. Polens Betätigung zu Wasser hat schließlich zur Schaffung einer polnischen Seeterminologie geführt. Ich kann hier nicht alle diesbezüglichen



Unternehmungen erwähnen und will mich daher nur auf zwei Aufsätze beschränken, die hierüber gut orientieren: K. STADTMUELLERS *O zasady polskiej terminologii żeglarskiej*, JP IX (1924) 33—41 und A. KLECZKOWSKIS *Polski język żeglarski*, JP XIII (1928) 112—19 mit einer recht umfangreichen Bibliographie. Ergänzt wird sie durch drei Arbeiten von B. ŚLASKI *Słownictwo rybackie i żeglarskie u Kaszubów nadmorskich*, PrFil VIII (1916) 21—92, *Słownik morsko-rybołówczy*, Posen 1922, 32 S. + 3 Tafeln und Z *terminologii żeglarskiej*, SIOcc V (1926) 78—80, frz. *De la terminologie nautique* ib. 581. Von großem Wert für die Bearbeiter der polnischen Seeterminologie ist das von A. KLECZKOWSKI herausgegebene *Rejestr budowy galeony. Zabytek z r. 1572*, Krakau 1915, 154 S. + 5 Taf., deutsch *Register des Baus einer polnischen Galeone. Handschrift aus dem J. 1572*, Bull 1915 S. 127—40. Rez. F. BUJAK *Kwartalnik Historyczny* XXXII (1918) 498—502. — Mit der Terminologie des Staatslebens beschäftigen sich die Arbeiten von O. BALZER *W sprawie godeł i słownictwa państwowego teraźniejszej Polski*, Lemberg 1920, 64 S. und J. SIEMIŃSKI *Starożytnictwo i nowatorstwo w nazwach urzędowych*, Warschau 1925, 35 S.; einen kleinen Beitrag zu dieser Frage lieferte J. ŁOŚ „Naczelnik“ czy „prezydent“, JP V (1920) 62. Zur Arbeit von O. BALZER vgl. K. NITSCH, JP V 28—31. Über die Heereterminologie schrieb S. WĘDKIEWICZ *W sprawie słownika wojennej gwarly żołnierzy polskich*, JP IV (1919) 22—5 und Z *polskiej gwarly żołnierskiej*, JP VI (1921) 153f. wie auch S. SZOBER *Kilka uwag wytycznych w sprawie zbierania słownictwa wojskowego*. Bellona IV (1921) 329—32. Die Handwörterbücher der Heereterminologie werden hier übergangen. Von den anderen Spezialwörterbüchern erwähne ich nur noch den eine allgemeinere Bedeutung besitzenden *Słownik myśliwski* von L. NIEDBAŁ. Posen 1917, 183 S. Rez. J. ROSTAFIŃSKI, JP V (1920) 28—31.

In weit geringerem Maße ist an der Erklärung von Redewendungen und Redensarten gearbeitet worden. J. ROZWADOWSKI veröffentlichte *O zwrotach „brać udział, położyć koniec, być w stanie“*, JP IV (1919) 64, weitere Beiträge lieferten H. OESTERREICHER *Pies na coś (= łakomy, chełwy na co usw.)*, JP VII (1922) 16—20, dazu S. WĘDKIEWICZ ib. 89—90 und A. GAWROŃSKI ib. 90—2, S. KOMAR „*Pomiędzy gruzy i trupy*“, JP X (1925) 76—9, worin die Ansicht vertreten ist, daß es sich hier um Akkusativ- und nicht um Instrumentalformen handelt, wie behauptet worden ist. J. KRZYŻANOWSKI geht auf den Ausdruck *Lud ludów — trud trudów* ein, JP XI (1926) 84—7, vgl. dazu auch J. ŁOŚ ib. 87—9. Wie man über Sachen, zwischen denen keine Ähnlichkeit besteht, zu sprechen hat, behandelt S. CISZEWSKI „*Umywać się czemu, komu*“ albo „*do czego, do kogo*“ JP XII (1927) 42—5 mit dem Nachtrag von H. SPOCZYŃSKA ib. 122—23. J. LANGE deutet in „*Nie racz gardzić*“ czy „*racz nie gardzić*“, JP XV (1930) 48—53 (vgl. den Nach-

trag von H. OESTERREICHER ib. 53—4), den Unterschied zwischen diesen beiden Wendungen. Wir erwähnen noch den Aufsatz von H. ULASZYN *Geneza przysłówia*: „Jaka mać, taka nać“, KsSD 364—7, vgl. dazu die Bemerkungen von W. SCHRAMM, JP XIV (1919) 16—8 und die Antwort von ULASZYN ib. 61. Erklärungen anderer Sprichwörter werden von J. S. BYSTRON in seiner *Bibliografja etnografji polskiej* Bd. I, Krakau 1929, S. 90f. notiert.

(Fortsetzung folgt.)

Lemberg.

W. TASZYCKI.

MAX. BRAUN, *Das Kollektivum und das Plurale tantum im Russischen*. Ein bedeutungsgeschichtlicher Versuch. Leipzig Dissertation 1930, 8°, 118 + IX S.

Während ich bei meiner Arbeit über das Kollektivum im Slavischen (vgl. KZ. 56, 37ff. und 58, 206ff.) hauptsächlich eine Übersicht über die vom Standpunkte der historischen idg. Grammatik mir wichtig erscheinenden sprachlichen Phänomene des Slavischen hatte geben wollen (vgl. zu diesem Desideratum etwa DELBRÜCK, *Vergl. Synt.* I S. 147, Anm.), interessieren den Verf. der obigen Abhandlung in erster Linie die semasiologischen Probleme der gegenwärtigen Sprache, die er nach Möglichkeit in sich, ohne ein Zurückgreifen auf die älteren Sprachperioden, „über deren semantische Verhältnisse wir doch im Grunde genommen so gut wie nichts wissen können“ (Vorwort, S. II), darstellen und erklären möchte. Diese bewußte Vernachlässigung des historischen Standpunktes wird in den grundsätzlichen Vorbemerkungen und auch sonst mit einer Schärfe zum Ausdruck gebracht, die gelegentlich fast auf eine gewisse psychologische Abwehrstellung schließen lassen könnte. Bei aller Betonung dieses neurussischen Standpunktes hat sich der Verf. dann aber doch veranlaßt gesehen, das Altkirchenslavische mit in seine Betrachtungen einzubeziehen, und er schickt demgemäß der Behandlung des eigentlichen Themas zwei entsprechende Kapitel über das Kollektivum und über das Plurale tantum im Aksl. voraus. Damit hat er dann allerdings seinen eigenen grundsätzlichen Standpunkt zu einem erheblichen Teile selber desavouiert, ohne daß die Arbeit dadurch eigentlich sehr viel gewonnen hätte, da die Vergleichung zweier, noch dazu nicht einmal genetisch unmittelbar miteinander in Verbindung stehender Perioden, losgelöst von dem übrigen historischen Zusammenhange, wie auch der Verfasser selber zugesteht, naturgemäß etwas Künstliches an sich haben muß („ich bin mir vollkommen bewußt, daß die so gewonnene Komposition in mancher Beziehung äußerlich und ungelent ist“).

Was nun die grundsätzliche Berechtigung und die methodische Fruchtbarkeit einer ahistorischen oder, wie der Verfasser selbst sagt,

synchronischen Sprachbetrachtung angeht, so ist selbstverständlich ohne weiteres zuzugeben, daß uns, namentlich in bezug auf die intimeren Bedeutungsnuancen, bei den älteren Sprachperioden vieles entgehen muß, und die völlige, auch praktische Beherrschung des Ausdrucksapparates mit allen seinen psychologischen Verästelungen und Assoziationen, wie sie dem Verfasser für die neurussische Umgangssprache zu Gebote steht, ist sicher ein wertvolles Aktivum bei einer derartigen „bedeutungsgeschichtlichen Studie“. Neben diesen für den Außenstehenden schwer erfaßbaren Feinheiten gibt es dann aber doch auch auf dem Gebiete der Semasiologie noch genügend gröbere Fakta, die sich selbst in dem mangelhaften, uns zu Verfügung stehenden Material früherer Perioden mit aller nur wünschenswerten Wahrscheinlichkeit zur Evidenz bringen lassen, und an denen man deshalb nicht ohne Schaden vorübergehen wird, wenn man bedeutungsgeschichtliche Untersuchungen anstellen will. Ein solches, wie mir scheint völlig evidentes Faktum liegt z. B. bei der von MEILLET beobachteten eigentümlichen Verwendung des Plurals bei zweigeteilten Gegenständen vor, „où deux objets se réunissent pour former un tout“ (Études 177). Hätte BRAUN diese Beobachtung der historischen Sprachforschung zur Kenntnis genommen, so wäre er davor bewahrt geblieben, in Pl. tt. wie ksl. *vrata* ‘Tor’, *usta* ‘Mund’ alte Duale zu suchen (S. 2, 3, 5).

Aber auch ganz abgesehen von einer solchen mehr zufälligen Einzelheit ist natürlich die Tatsache, daß das Pl. tt. bereits zu einer Zeit, wo der Dual im übrigen noch vollkommen lebendig ist, zur Bezeichnung eines aus zwei Teilen bestehenden Ganzen verwendet wird, von erheblicher Bedeutung für die Beurteilung dieser Kategorie überhaupt. Von hier aus gesehen erscheint es mir dann auch sehr zweifelhaft, ob man wirklich berechtigt ist, einen inneren Zusammenhang zwischen den beiden von BRAUN in dieser Arbeit nebeneinander behandelten sprachlichen Kategorien anzunehmen. BRAUN stellt für das Ksl. drei Hauptarten von Pluralia tt. auf, die aus Teilen sich zusammensetzenden konkreten Gegenstände, die Massenobjekte und die Festlichkeiten. Wenn er nun (auf S. 27) für die beiden letzten ein semantisch begründetes näheres Verhältnis zum Koll. feststellen zu können glaubt, so gelingt ihm das bei der dritten Gruppe (den Festen) nur unter völliger Vergewaltigung des von ihm in den grundsätzlichen Ausführungen ja gerade so stark in den Vordergrund gestellten semasiologischen Momentes, indem er Ausdrücke wie čech. *veselí* ‘Hochzeit’, *posvícení* ‘Kirchweih’ mit ihrem *-ije*-Suffixe ganz unberechtigt unter die Kollektiva einreihet. Anders steht es natürlich mit den Massenbezeichnungen, bei denen sich eine Überschneidung von Plural und Kollektivum ja aus der Natur der Dinge ergibt (vgl. dazu etwa DELBRÜCK VS I § 46). Bei diesen macht sich aber das Moment der Konvention in der Regel sehr viel weniger stark geltend, als das sonst bei



den typischen Vertretern des Pl. tt. der Fall zu sein pflegt. Sie stehen, wie das auch bei BRAUN in dem Kapitel über die russischen Pl. tt. zum Ausdruck kommt, dem „logischen Plural“ näher und berühren sich stark mit der vom Verf. als „Übergangsplurale“ bezeichneten Gruppe (*sověty* 'Sowjetstaat', *úzy* 'Fesseln' u. dgl.). Demgegenüber wirken sowohl die zusammengesetzten Gegenstände (*vrata*, *dvěri*, *sáni*) wie auch die Festbezeichnungen (*imjaniny*, *póchorony*) oder Spiele (*žmúrki*, *šáchmaty*) sehr viel konventioneller („formelhaft-analogisch“: S. 43). Daß dieses formelhaft-analogische, irrationale Moment sich beim Plurale tantum von allem Anfang an sehr viel stärker geltend macht als beim Kollektivum, zeigt sich eben unter anderem in der erwähnten, von MEILLET beobachteten Tatsache, denn so lange, wie die Zweiheit obligatorisch durch den Dual zum Ausdruck gebracht wird, ist es natürlich ziemlich unlogisch, wenn man ein aus zwei Teilen bestehendes Ganzes pluralisch faßt. In diesem Sinne liegt zweifellos etwas Richtiges in der bei BRAUN auf S. 112 gegebenen Formulierung, daß das Pl. tt. gewissermaßen unabsichtlich durch allmählichen, unabhängigen (? unbewußten ?, unwillkürlichen ?) Zwang des praktischen Gebrauches entsteht, während das Koll. vielmehr einer Art bewußtem Schöpfungsakte seine Entstehung verdankt. So bleibt aber schließlich als gemeinsames Moment für die beiden Kategorien nur, daß es sich in beiden Fällen um eine Anomalität des Numerusgebrauches handelt.

Derartige Anomalitäten unterliegen in den modernen Kultursprachen vielfach einer Tendenz zur Beseitigung oder wenigstens zur Reduktion. Beim Pl. tt. zeigt sich das im Russischen vor allem bei den Körperteilen (S. 53ff.), weiter auch bei den kirchlichen Festen (S. 68), während bei den Massenobjekten von vornherein ein Gegensatz zwischen Slavisch und Baltisch besteht (slav. *pěsaks* 'Sand', aber lit. *smiltys* dass., u. ä.). Russisch erscheinen hier insbesondere Ausdrücke für Abfälle, Nebenprodukte u. dgl. in pluralischer Form (S. 61: *opílki*, *očěski*, *obrézki*, *výgrebki* usw.). Sehr beliebt sind die Pluralia auch im Neurussischen noch bei Geräten aller Art (S. 44ff.), bei den Namen der Spiele (S. 69ff.) und in Wörtern für Zustände, Vorgänge u. dgl. (S. 73ff.: *rodý* 'Wehen', *begá*, *skátki* 'Rennen', *prosónki* 'Halbschlaf', *serdcá* 'Zorn', *žarý* 'Hitze', *potěmki* 'Dunkelheit' usw.). Im letzten Falle glaubt der Verf. vielleicht mit Recht eine Beziehung zwischen der in der pluralischen Fassung des Nomens zutage tretenden komplexen Vorstellung der Handlung und der iterativ-durativen Aktionsart des slavischen Verbums zu erkennen.

Für das Kollektivum wird im heutigen Russischen ein Rückgang gegenüber dem Ksl. sowohl bei dem kollektiven Zahlworte wie auch bei den Pflanzenarten (ksl. *jeliže*, *trnijiže*, *grozdijiže*) festgestellt. Die Kollektivzahlen (*dvóje saněj*) werden selbst bei Pl. tt. heute schon durch Wendungen wie *dve páry nóžnic*, *děsjat' par brjuk* oder gar *pjat'*



*nóžnic, vóseň saněj* ersetzt, und auch absolut sind *nas tut pjať, šest'* (statt *pjátero, šéstero*) keine fehlerhaften Bildungen mehr, woneben dann noch Umschreibungen mit *štúka, čelovék* treten (*nas býlo šest' čelovék*).

Ganz ansprechend erscheint weiter auch die Definition des neu-russischen Kollektivums als „emotional gefärbter Plural“ (S. 98; ich würde lieber „Mehrheitsbezeichnung“ sagen, da Plural doch der Name einer ganz bestimmten, vom Koll. geschiedenen formalen Kategorie ist). Diese „emotionale Tönung“ steht wohl weniger mit dem „typisch slavischen Gegensatz lebend-leblos“ in Verbindung, als mit der Tatsache, daß das Koll. vorwiegend der Volkssprache angehört, in der sich das Gefühlsmoment überhaupt stärker geltend macht, als in der kühleren objektiveren eigentlichen Schriftsprache.

BRAUN zeigt eine gewisse Neigung, die Grenzen der beiden von ihm behandelten numeralen Kategorien so weit wie möglich zu fassen. So konstruiert er beim Pl. tt. die Gruppen der „Übergangsplurale“ (*sověty, úzy* u. ä., vgl. oben) und der „Gewohnheitsplurale“ (wozu er die pluralischen Massenbezeichnungen rechnet), die gewissermaßen die Vorstufe zu den eigentlichen Pl. tt. bilden sollen. Während man hier tatsächlich eine gewisse semasiologische Übergangstellung anerkennen kann, fordert aber die Abgrenzung beim Kollektivum, wo das semasiologische Moment zugunsten rein formaler Erwägungen (dieser Grund wird S. 18, Anm. ausdrücklich als bestimmend angeführt) schließlich ganz aus dem Auge verloren wird, entschieden zum Protest heraus. Namentlich wird der Begriff des Ortskollektivums im russischen Teile (und vereinzelt auch schon in dem entsprechenden ksl. Kapitel) ganz unangebracht weit gefaßt, indem Ableitungen wie *porěčje, zarěčje* 'Land hinter dem Flusse', *podnebésje* 'Himmel, Luftraum' und sogar *podnóžje* 'Postament', *izgolóvje* 'Kopfende', *predplěčje* 'Unterarm', *zapjástje* 'Handgelenk' (!) hier hineingezogen werden (auf S. 97; die Interpretation von čech. *veselí, posvícení* als Koll. war oben bereits erwähnt worden). Bald darauf (S. 99, Anm.) kommen ihm allerdings selbst Bedenken, aber er glaubt immerhin bei Bildungen wie (aru.) *obzjátje* 'das Umgebende', *okologorodije* 'Umgebung einer Stadt', *zarěčje* 'Land hinter dem Fluß' den kollektiven Charakter als ziemlich feststehend bezeichnen zu dürfen. S. 108/9 wird dann eine Definition des „Ortskollektivums“ als „unbestimmt ausgedehnte Raumvorstellung“ gegeben. Vernünftigerweise kann aber doch der Kollektivbegriff, wenn dieses Wort überhaupt einen Sinn haben soll, nur auf die Sammelbezeichnungen von Objekten in der grammatischen Form der Einheit angewendet werden. Kennzeichen des Kollektivums ist also das Moment der Zusammenfassung, und nicht das der mehr oder weniger unbestimmten Allgemeinheit (S. 109: *zavoločje* — 'das Land hinter dem Voloč' —: 'id, quod trans flumen Voloč est'). Die Unbe-

stimmtheit ist vielmehr ein Charakteristikum der neutralen Formen des Pronomens und des substantivierten Adjektivs, wie das z. B. in der Vertauschbarkeit von gr. *τοῦτο* und *ταῦτα*, lat. *hoc* und *haec*, oder in der deutschen Wiedergabe von Pluralen wie *πάντα*, *omnia* durch den Singular („alles“) zum Ausdruck kommt. Die gleiche Unbestimmtheit zeigt sich natürlich auch bei substantivisch gebrauchten Adjektiv-Suffixen und macht sie besonders geeignet zur Bildung von abgeleiteten Kollektiven (*collégium*, *kamenije*, ahd. *hīwiski* n. 'Hausgenossenschaft, Familie'), was aber doch noch nicht berechtigt, nun, wie BRAUN dieses zu tun geneigt ist, alle Ableitungen auf *\*-ijom*, soweit sie Konkreta sind, als Kollektiva zu bezeichnen. Damit erledigen sich auch seine Ausführungen über das Verhältnis von Kollektivum und Abstraktum auf S. 22f. und dann insbesondere S. 113ff., wo wir lesen: „das Kollektivum erschien — bei der Schaffung der ksl. Schriftsprache — als das geeignete Formmittel, um den großen Bedarf an plötzlich notwendig gewordenen abstrakten Vorstellungen decken zu können“, was nur verständlich wird, wenn man erfährt, daß für ihn alle konkret gebrauchten Verbalnomina auf *-ije* eben terminologisch Kollektiva sind (daher auch die oben erwähnte Auffassung von čech. *posvícení* 'Kirchweih' als Kollektivum).

Zum Schlusse dieser im ganzen wie auch in den Einzelheiten naturgemäß mehr kritisch gehaltenen Auseinandersetzung mit den wichtigsten Ansichten des Verf. möchte ich ausdrücklich betonen, daß ich die geistreiche, von selbständigem Denken zeugende Arbeit mit großem Interesse gelesen und vielfach selbst da, wo ich dem Verfasser nicht zustimmen konnte, sehr anregend gefunden habe.

Berlin.

J. F. LOHMANN.

D. CUNIBERTO MOHLBERG, *Il messale glagolitico di Kiew* (Sec. IX) *ed il suo prototipo Romano del sec. VI—VII*. (= Atti della Pontificia Accademia Romana di archeologia, Serie III, Memorie Bd. II). Rom, Tipografia poliglotta Vaticana, 1928. S. 207—320 mit neun Tafeln (XXXII—XL).

§ 1. Eine kurze, wohlwollende Besprechung dieser Arbeit lieferte J. VAJS<sup>1)</sup>, der nur unbedeutende Einzelheiten bemängelt oder richtigstellt<sup>2)</sup>, in der Hauptsache aber MOHLBERGS Ergebnisse unterschreibt.

<sup>1)</sup> JOSEF VAJS, *Kyjevské listy a jejich latinský (řimský) originál stol. VI—VII*. In der Zschr. „Bratislava“ (1930) Bd. 4 Nr. 4—5, S. 521—527.

<sup>2)</sup> S. 527 tadelt VAJS die Transkription *eje*, *řrtvoju* für *eže*, *žřtvoju* und berichtigt: *lěta oğrědpcě* sei Gen., nicht Akk. wie MOHLBERG meint.

Daß die Kiewer Blätter (im folgenden „K. B.“) nach einer sehr altertümlichen, lateinischen Vorlage übersetzt sein mußten, hat G. ČREMOŠNIK aus der paläographischen Sonderstellung des Denkmals geschlossen<sup>1)</sup>.

MOHLBERG hat in einem Sacramentarium der Bibliothek des Kapitels in Padua sign. D 47 einen lateinischen Text nicht nur der *Praefatio Clementis*, sondern auch zu sechs Wochentagsmessen entdeckt, deren Entsprechung in allen anderen lateinischen Hss. liturgischen Inhaltes fehlt<sup>2)</sup>. Wir nennen diese Hs. im folgenden „Pad.“.

Bei einem Vergleich mit den K. B. stellt sich heraus, daß deren lateinische Vorlage und die Handschrift aus Padua entweder Abschriften ein und derselben Vorlage gewesen sein müssen, oder in einem ähnlichen, jedenfalls sehr engen Verwandtschaftsverhältnis standen. Eine kleine Lücke in Pad., die Praefatio der sechsten Messe, wird durch die K. B. ergänzt<sup>3)</sup>.

Als Archetypus zu Pad. und den K. B. betrachtet MOHLBERG nach eingehender Prüfung der Überlieferung ein lat. Sacramentarium, das etwa 70 Jahre nach dem Tode Gregors des Großen († 12. III. 604) entstanden war, „con tale verosimiglianza che esclude ogni ragionevole dubbio“<sup>4)</sup>.

„Mit anderen Worten, im Prototyp der glagolitischen Kiewer Blätter haben wir das authentische Sacramentarium Gregors des Großen wiederaufgefunden“<sup>5)</sup>.

§ 2. Die slavische Übersetzung soll Konstantin-Kyrill kurz vor seinem Tode, in den Jahren 868—869 während seines Aufenthaltes in Rom angefertigt haben<sup>6)</sup>. Hierfür beruft sich MOHLBERG auf A. BRÜCKNER und H. VON SCHUBERT, welche ebenfalls in Konstantin den Übersetzer vermuten, und sieht in den Worten „cum invocatione S. Clementis“ des oft angezweiferten Papstbriefes Hadrians II. (Vita Methodii cap. VIII, s. PASTRNEK S. 228—229) eine Anspielung auf die missa S. Clementis, mit der die K. B. ja anfangen. Gegen BRÜCKNERS Vermutung, Konstantin habe sich der römischen Liturgie schon vor seiner Romreise bedient, führt MOHLBERG das 15. Kapitel der Vita Constantini an (s. PASTRNEK S. 202).

J. VAJS hält in seiner Besprechung (Slavia IV. 527) die Autorschaft Konstantin-Kyrills und die Echtheit des Papstbriefes für erwiesen. Gegen die Ansicht, Konstantin sei der Übersetzer, . . . „nelze nič vázného proti tomu namítat“.

Selbst wenn wir so weit gehen, beides zu bezweifeln: sowohl, daß

<sup>1)</sup> G. ČREMOŠNIK, Kratice „nomina sacra“ u ksl. spomenicima. Slavia IV. 2 S. 238—264 und 3, S. 485—498. Zu den K. B. IV 3 S. 491 ff.

<sup>2)</sup> S. 213.

<sup>3)</sup> S. 222.

<sup>4)</sup> S. 220.

<sup>5)</sup> S. 220.

<sup>6)</sup> S. 223—224.

die K. B. und Pad. auf das Sacramentarium Gregors d. Gr. zurückgehen, als auch, daß Konstantin-Kyrill die Übersetzung ins Slavische anfertigte, bleibt MOHLBERGS Fund noch immer wichtig für den Slavisten, weil das Verhältnis des slavischen Textes zum lateinischen ein tiefergehendes Verständnis der Übersetzung ermöglicht<sup>1)</sup>, und damit einen Vergleich mit anderen Übersetzungen.

Zu so weitgehender Skepsis haben wir übrigens gar keine Veranlassung.

Die Hauptleistung MOHLBERGS, sein mit profunder Gelehrsamkeit durchgeführter Nachweis des Gregorianischen Sakramentars scheint mir überzeugend, doch wäre es sehr erwünscht, wenn ein Fachmann im engeren Sinne — etwa BAUMSTARK — sich dazu äußerte. Selbst bezweifle ich nur, daß Konstantin der Übersetzer war, trotz aller apriorischen Wahrscheinlichkeit.

§ 3. In meiner Kritik werde ich zuletzt die Frage nach dem Übersetzer behandeln.

Zunächst muß ich einiges an den edierten Texten der Kiewer und Wiener Blätter bemängeln, wodurch wir ganz von selbst zu den Fragen gelangen, welche den Linguisten gar nicht, den Philologen wenig, den Historiker sehr und den Theologen brennend interessieren: zu den kulturgeschichtlichen Hintergründen der K. B. Was VAJS in seiner Besprechung schon vorgebracht hat, möchte ich nicht wiederholen, und dadurch ist mir der Weg vorgezeichnet.

§ 4. Den Text der K. B. hat MOHLBERG nach JAGIĆ mit einigen kleinen Berichtigungen abgedruckt<sup>2)</sup>, nur die glagolitischen Zahlzeichen durch lateinische ersetzt und den „spirito dolce“, aber auch †, über der Zeile fortgelassen. Selten sind Buchstaben ganz ausgefallen, wie in HAM VII b 5 statt HAMZ, oder verwechselt, wie in ANKAŹ VII a 6 statt ANKEAZ. Ziemlich häufig waren aber die Lettern stark beschädigt; vergleiche: r statt т in СВЯГЗНХЪ VII a 22, r statt п in ГРАВЪДАННХЪ VII b 9, и statt н in НЗІІ VII a 3, ja sogar i statt в sowohl in СВЯТЗНМЪ IV b 15 als in СВЯТЗНХЪ VII a 21. Kontraktionsstriche über Kürzungen sind öfters ganz ausgefallen. Diese kleinen Druckfehler lassen sich leicht berichtigen, und sind recht harmlos, es sei denn, man wählt sie zum Stützpunkt weittragender Hypothesen, wie beispielsweise VONDRÁK vermeintliches *osijęce* im Sinaitischen Psalter.

Sehr schmerzlich vermißt man aber die ganze erste Seite der Kiewer Blätter<sup>3)</sup>; weil sie für die Geschichte der übrigen

<sup>1)</sup> Eine neue Ausgabe der K. B. für Slavisten wird ein slav.-lat. und lat.-slav. Glossar bringen müssen. Statt ИНН V b 4 JAGIĆ „alia“ lies: І ННН = pad. „et nos“.

<sup>2)</sup> Im Anhang, S. 310—317. In kyrillischer Umschrift.

<sup>3)</sup> Auf Tafel XXXVIII ist sie zusammen mit der letzten Seite reproduziert. Tafel XXXII—XXXVII enthalten den Rest der K. B.,



Seiten von größter Wichtigkeit ist. Das ist MOHLBERG scheinbar entgangen, obwohl JAGIĆ (Glagolitica 57—58) recht nachdrücklich darauf hinweist. Wir kommen darauf zurück . . .

§ 5. Im Text der Wiener Blätter (S. 319—320) bemerkte ich folgende, teilweise störende, Versehen: 1. Undeutlichkeit der Buchstaben; 2. falsche Worttrennung wie in изъ свѣтъмъ statt изъ свѣтъмъ Bl. 1<sup>a</sup><sub>10</sub> und öfters; 3. ч 1<sup>b</sup><sub>9</sub> statt ѣ; 4. нѣхъ 1<sup>a</sup><sub>9</sub> statt нѣхъ, dagegen . . нѣхъ 1<sup>b</sup><sub>6</sub> statt . . нѣхъ; 5. Auslassung eines Buchstaben: погосъ 2<sup>a</sup><sub>10</sub> statt нѣгосъ mit а über dem ersten о; 6. Auslassung des Wörtchens азъ vor васа 2<sup>b</sup><sub>14</sub>.

Es wäre kleinlich, MOHLBERG, dem wir eine wichtige Entdeckung verdanken, diese Ungenauigkeiten zum Vorwurf zu machen, da er selbst offenbar des Slavischen nicht kundig ist, und ein slavistisch geschulter Mitleser bei der Korrektur vielleicht nicht aufzutreiben war.

Sehr schmerzlich vermißt man aber auf S. 320 eine Übersetzung der Lektion I. Cor. 4. 9—16. Wenigstens hätte MOHLBERG hier auf JAGIĆ (Glagolitica . . S. 17 und 19) verweisen müssen, was ich hiermit nachhole. JAGIĆ erklärt dort den Anfang der Lektion: „Братѣ бѣ ни апѣл по(сѣ)дне . . .“ folgendermaßen: „Mit den Worten unseres Blattes beginnend stand die Perikope bereits fertig in einem nach *griechischem Ritus* eingerichteten Praxapostolus“ (S. 17. Von mir kursiviert). Denselben Schluß zieht JAGIĆ aus dem Umfange: „Auf unserem Blättchen wird dagegen die Lectio über den Vers 14 hinaus fortgesetzt, offenbar auch hier aus *demselben Grunde*, . . .“ (S. 19. Von mir kursiviert). Nach VOSKRESENSKIJ (Др.-слав. Апостолъ, Lief. 2 S. 38—39) ist der Anfang von I. Cor. 4. 9 „Брѣмъ бѣ нзи usw.“ . . . kennzeichnend für die zweite Redaktion der slavischen Apostolusübersetzung, während ѣсмоу мироу in den W. B. zur ersten Redaktion stimmt („Б“ hat мироу). Sehr merkwürdig ist, daß die Lesart (до днѣ)снѣго часа I. Cor. 4. 11 in den Wiener Blättern bei VOSKRESENSKIJ neben до нынѣшнѣго часа in allen vier Redaktionen nur aus einer einzigen, in Bosnien gefundenen Handschrift als Variante angeführt wird: до днѣшнѣго часа A 18“ (= Öffentl. Bibliothek Petersburg, Sammlung A. Hilferding Nr. 14, „ . . . полууста-вомъ XIV в.“ Ebenda, Lief. 1, S. 22).

§ 6. Wie schon im vorhergehenden Paragraphen erwähnt wurde, hat uns MOHLBERG auch Text und Übersetzung zu Blatt Ia der Kiewer Blätter vorenthalten, auf dem ebenfalls eine Perikope aus dem Apostolus steht; Rom. 13. 11—14; 14. 1—4 (Vergleiche bei JAGIĆ, Glagolitica 56). Dieser Text schließt sich eng an VOSKRESENSKIJS erste Redaktion an, doch enthält die Lesart Rom. 13, 13: козлогр(а . . .)|нимн

Tafel XXXIX und XL die W. B. Durch diese sehr brauchbaren Reproduktionen wird man für die Druckfehler und Auslassungen der kyrillischen Umschrift auf S. 310—320 entschädigt.

eine deutliche Spur der zweiten Redaktion (vgl. a. a. O. Lief. 1. S. 192—196). Hier sind, wie schon JAGIĆ erkannte, die Lesarten *kozloglasovaniimi* und *igraniemb* vermischt.

Beide Perikopen aus dem Apostolus — sowohl die in den Wiener Blättern als die auf Blatt I a der Kijewer Fragmente sind nicht nur philologisch, sondern auch liturgiegeschichtlich von größter Wichtigkeit. Warum geht MOHLBERG mit keinem Worte auf Fragen ein, die der im allgemeinen recht vorsichtige JAGIĆ mit ziemlich großer Bestimmtheit glaubte beantworten zu können? Bei MOHLBERG heißt es (S. 247) „Il testo della prima pagina, . . ., non necessita di alcun testo parallelo, greco o latino, perchè esso reca i versetti della Lettera ai Romani, XIII, 11—14, XIV, 1—4.“

Zur ersten Seite der K. B. (fol. I a) bemerkte JAGIĆ (Glagolitica 57): „nicht die geringste Beeinflussung seitens des lateinischen Textes ist bemerkbar, obgleich hier, an dieser Stelle, die Lectio unzweifelhaft nach dem *lateinischen Ritus*<sup>1)</sup> fungieren sollte.“ Auf die Lektion Rom. 13. 11—14, 14. 1—4 folgt unmittelbar ein Gebet, dessen lateinische Entsprechung JAGIĆ fand. Keinen Augenblick zweifelt JAGIĆ daran, daß diese Seite der K. B. aus ganz anderer Zeit als die folgenden Seiten stammt. Auch aus anderer Gegend: „Was mich vor allem veranlaßt bei diesem Zusatz eher an Kroatien als an Macedonien zu denken, das ist der römisch-lateinische Charakter desselben, womit ich natürlich nicht an dem uralten Zusammenhang der Lectio mit der ältesten<sup>2)</sup> Übersetzung des Apostolus rütteln will — sie war ebenso für die neuen Bedürfnisse fertig schon herübergenommen, wie ich das bei der Lectio der Wiener Blätter nachgewiesen habe<sup>3)</sup> — sondern nur wegen des darauf folgenden, offenbar aus dem Lateinischen übersetzten Gebetes möchte ich behaupten, daß demjenigen, der diese 26 Zeilen schrieb, jedenfalls ein in *römischer Weise*<sup>4)</sup> eingerichtetes Sacramentarium oder Missale vorschwebte.“

Es ist MOHLBERGS gutes Recht, jederzeit die römische Liturgie zu verherrlichen, ja meinetwegen sogar damit abfällige Äußerungen über den Ritus der östlichen Kirche zu verbinden (vgl. S. 300—301 „*Qui la liturgia nazionale slava venne a contatto con le idee vizantine e si immiserì.*“) — das ist Geschmacksache. Wenn aber MOHLBERG verkündet (S. 286) „*Invero essi — i fogli di Kiew — . . . dimostrano all'evidenza la derivazione della liturgia slava da quella romana*“<sup>5)</sup>, und

<sup>1)</sup> Von mir kursiviert! Diese Stelle führt auch MOHLBERG (S. 247) an. <sup>2)</sup> D. h. griechischen!

<sup>3)</sup> JAGIĆ meint „Glagolitica“ . . . S. 17ff. Vergleiche den vorigen Paragraphen. Von mir gesperrt gedruckt. <sup>4)</sup> Von mir kursiviert.

<sup>5)</sup> Es ist wohl überflüssig, die Übertreibung dieser Äußerung zu korrigieren.

gleichzeitig wichtiges Material, das gegen seine Ansicht spricht, übersieht, setzt er sich damit einer falschen Deutung seiner Motive aus.

Durch ein vorhergehendes Zitat aus GOUSSEN „I greci avevano a bella posta distrutti i più antichi monumenti cattolici della Bulgaria“ kann hier bei einem nicht-slavistischen Leser die irrthümliche Vorstellung erweckt werden, als sei ein durch und durch römisch-katholisches Gebiet durch den Vandalismus der „schlaunen Griechen“ — um in BRÜCKNERS Stil zu reden — wieder verlorengegangen, und damit der religiösen Verelendung anheimgefallen.

Deshalb möchte ich hier als meine Überzeugung aussprechen, daß die Annahme eines römisch-katholischen Bulgariens zu Lebzeiten Konstantin-Kyrills eine ganz grund- und haltlose Chimäre ist. Die unleugbaren Spuren des lateinischen Ritus weisen vielmehr auf Mähren, Pannonien und vielleicht Kroatien.

Eine Spur des lat. Ritus, sei hier beiläufig bemerkt, hat sich vermutlich auch in der Psalterübersetzung erhalten: vergleiche den etwas unklaren Kommentar SEVER'JANOVs zur Gliederung des 118. Psalms in seiner Ausgabe des Sinaitischen Psalters. Finden sich hier nicht Spuren der gregorianischen Einteilung?<sup>1)</sup>

Aber was würde es denn für Bulgarien beweisen, wenn wir schließlich auch annehmen könnten, daß alle ältesten Übersetzungen zu kirchlichen Zwecken zuerst dem lateinischen Ritus angepaßt waren. Offenbar gar nichts! Das hier vorausgesetzte Ergebnis ist einstweilen noch nicht erreicht, und wird wohl auch niemals erreicht werden.

Die verbreitete Annahme einer mazedonischen, vor-pannonischen Übersetzungstätigkeit der Brüder aus Saloniki, welche selbstverständlich östlichem Ritus angepaßt war, wird wohl schwer zu entkräften sein.

§ 7. Den Widerspruch zwischen den Briefen Johannis VIII. und Stephans V. erklärt uns MOHLBERG durch die antiquierte Annahme, Wiching habe den Brief Johannis an Svatopluk gefälscht und damit bei Stephan Glauben gefunden. „È cosa impossibile valutare il danno cagionato dall'odio e dall'animo vendicativo di Wiching contro Metodio.“

Unerwähnt bleibt bei MOHLBERG, daß in dem Kommonitorium zu dem Briefe Stephans, „von Wiching mit keiner Silbe die Rede ist, dagegen der von Methodius in Vorschlag gebrachte Gorazd nur so lange von seiner Amtswirksamkeit suspendiert wird, bis er nach Rom käme, um dort persönlich seine Sache vor dem Papste zu vertreten“ (JAGIĆ, Entstehungsgesch.<sup>2</sup> S. 93).

§ 8. Einige störende Druckfehler erwähne ich hier nur zur Stütze meiner Vermutung, daß MOHLBERG der slavischen Sprachen und Slavistik selbst unkundig und daher auf seine Gewährsmänner angewiesen

<sup>1)</sup> Vergleiche SEVER'JANOVs Bemerkungen zu Ps. 118. 93.

wai. Dies ist nur eine Auswahl: „*glagol*“ = „*egli disse*“; *Utčenija, Zapiski* (einmal auch ohne Komma); *Benneker, Stasso* statt *Berneker, Stasov; Chrabru; Cher'kov*.

Daß MOHLBERG dadurch gezwungen war, in verba magistri zu schwören, sich auf die Autorität einzelner Slavisten — BRÜCKNER<sup>1)</sup>, GRUNSKIJ<sup>2)</sup> — zu berufen, dürfen wir ihm nicht allzu schwer anrechnen. Schon der Versuch, auch die slavische Literatur über die K. B. zu berücksichtigen, ist ja sehr aner kennenswert und läßt das Beste für die Zukunft hoffen.

§ 9. Eine nicht ganz befriedigende, aber höchst anregende Vermutung A. SOBOLEVSKIJ's: derselbe Übersetzer habe uns sowohl die „*Besědy papy Grig. Vel.*“ als auch die K. B. hinterlassen (PФB. 1900, S. 150—179, siehe bes. S. 159—160) ist niemals einer gewissenhaften Nachprüfung unterzogen worden.

Die Einwände N. K. GRUNSKIJ's (Пам. и вопросы, Lief. 3 [Dorpat 1904] S. 13—14) beschränken sich auf den prinzipiellen, es sei falsch, nur den Wortschatz zu vergleichen<sup>3)</sup>, und Berichtigung einiger Kleinigkeiten: in den K. B. fehlten Belege für *otъ* = lat. *de*, Formen wie *pojušte jesmъ, rodja sja jestъ* in den Bes., und der Übers. *izvoliti* 'dignari' entspreche in den Bes. *račiti*, während *izvoliti* hier 'eligere' wiedergebe. Tatsächlich hat *otъ* in den K. B. immer separative Bedeutung und entspricht lat. *a, ab*, niemals der Präposition *de*. Ebenso fehlen periphrastische Verbalformen wie *rodja se jestъ*.

Das Zeitwort *izvoliti*: *изволи* II<sup>v</sup><sub>12</sub> in der ersten Wochentagsmesse (*oratio cottidiana*) ist aber von JACIĆ durch 'dignatus es' übersetzt worden, weil ihm ein entsprechender lateinischer Text fehlte, und noch jetzt entspricht Pad. dem slavischen Wortlaut keineswegs (vgl. bei MOHLBERG S. 311 „*potius eligis*“ pad. 849). Überdies scheint mir der Bedeutungsunterschied „erwählen“: „geruhen, sich herablassen“ ganz unwesentlich, wenn es sich um eine Gnadenwahl handelt.

<sup>1)</sup> „un critico del valore di A. BRÜCKNER.“

<sup>2)</sup> „Quel che di meglio gli ultimi tempi ci hanno dato circa i fogli di Kiew, sono due lavori del prof. N. K. GRUNSKIJ“.

<sup>3)</sup> GRUNSKIJ selber hat übrigens nicht einmal den systematischen Vergleich des Wortschatzes der K. B. mit dem anderer Denkmäler, sei es der „*Besědy*“ oder des Evangelistars, versucht: unter den Wörtern, die mit dem Wortschatz „der übrigen aksl. Denkmäler, besonders Zographensis und Marianus“ übereinstimmen sollen, zählt GRUNSKIJ (l. c. Lief. 3 S. 48) auch *papežъ* auf. Ein Wort wie *rěsnota* bleibt ungewürdigt (vgl. l. c. 47). Von *inokostъ* heißt es nur, das Wort gehöre zu den seltenen (l. c. 49). SOBOLEVSKIJ wies auf *inokostъ* 'peregrinatio' in den Bes. (PФB. 1900, S. 159). Genau dieselbe Bedeutung hat das Wort in den K. B.



Die lexikalischen Übereinstimmungen zwischen den Besědy und den K. B. lassen sich nicht ignorieren, wenn auch SOBOLEVSKIJ's Schluß auf ein und denselben Übersetzer gewiß übereilt war.

§ 10. Seitdem JACIĆ die paläographische Altertümlichkeit der K. B. hervorgehoben hat, ist sie auch den meisten Nachfahren aufgefallen, und beispielsweise NAHTIGAL (Razprave I, 4, 163) betrachtet die Schrift unseres Denkmals als eine Art Ur-glagolica mit wenigen Abweichungen von der Ur-Urglagolica. Worauf gründet sich eigentlich diese Meinung, die auch MOHLBERG übernimmt? Darauf muß ich die Antwort schuldig bleiben, da sich sowohl die Formen der einzelnen Buchstaben als der verhältnismäßig eckige Duktus der Schrift sehr verschieden erklären lassen. Während beispielsweise JACIĆ die Eckigkeit der Schrift durch den Einfluß der lombardischen erklärt, erlaube ich mir den Einfluß der kyrillischen Schrift hierfür verantwortlich zu machen, der zum Wortschatz besser paßt. Was die Buchstabenformen betrifft, möchte ich nur bemerken, daß man in den anderen glagolitischen Handschriften oft kaum von einer für den einzelnen Schreiber typischen Form ausgehen kann, da derselbe Buchstabe innerhalb bestimmter Grenzen bald so, bald so ausfällt. Welche Nebenform dann als kennzeichnend betrachtet wird, ist recht willkürlich. Zu dieser Überzeugung bin ich durch Erfahrung gekommen, und wenn jemand behauptet, aus der abweichenden Form einiger Buchstaben feststellen zu können, daß die eine Handschrift etwa v. J. 1100, die andere v. J. 1150 stammt, dann versuche ich das so bald wie möglich zu vergessen<sup>1)</sup>. Ein anderes beliebtes Verfahren ist, zunächst den Ursprung einzelner glagolitischer Zeichen zu vermuten und dann die bezeugten Abweichungen von der Urform zu einer Entwicklungsreihe mit ganz allmählichen Übergängen zu ordnen. Dann behauptet man aus der Entwicklungsreihe auf die unbekannte Urform zurückzuschließen und täuscht damit sich selbst und andere.

Daß die glagolitische Schrift einen großen Teil ihrer Zeichen der griech. Kursive entlehnt hat, wird niemand ernstlich bestreiten. Bei der Entlehnung kann aber eine mehr oder weniger durchgeführte Stilisierung an sich ebenso gut zu dem Schrifttypus der Kiewer Blätter wie zu dem des Codex Assemanianus geführt haben. Glücklicherweise gibt es andere Kennzeichen als Duktus und Form der Buchstaben, die zuverlässiger sind!

§ 11. Unterschiede zwischen dem Wortschatz des Evangelistars und dem der K. B. Berücksichtigen wir nur diejenigen Lektionen, welche in allen Redaktionen des Evangelistars vorhanden sind, und vergleichen wir den Wortschatz der erhaltenen Abschriften, so können wir dank der reichlichen Überlieferung den ur-

<sup>1)</sup> Bei griechischen Handschriften mag das anders sein.

sprünglichen Wortschatz der Evangelistarübersetzung erschließen. Dabei können kleine Irrtümer unterlaufen, aber in den Hauptzügen erhalten wir so doch ein sehr zuverlässiges Gesamtbild.

Mit diesem wollen wir nun den Wortschatz der Kiewer Blätter vergleichen und die Abweichungen verzeichnen.

Wenn auch der von MOHLBERG mitgeteilte lateinische Text von der Vorlage der slavischen Übersetzung hie und da gewiß etwas abweicht, so ist andererseits die Übereinstimmung zwischen dem erhaltenen lateinischen und slavischen Text so groß, daß wir den Verlust der eigentlichen Vorlage leicht verschmerzen können. Wir bleiben jetzt nur im Ungewissen, ob an einigen Stellen sehr freie Übersetzung oder ein anderer, besser dazu stimmender lateinischer Text der Vorlage anzunehmen ist. Trotz dieser Unsicherheit erhalten wir auch hier ein Gesamtbild, das sich mit der Evangelistarübersetzung vergleichen läßt.

#### A. \*Evangelistar:

##### a) *złoba*

##### b) *svěděl'stvovali, za ~*

##### c) *ny*

##### d) *zakonьnikъ νομικός* (etwa gleichbedeutend mit „heuchlerischer Schurke“).

##### e) *ŕlo* im Singular ausschließlich nach den *o*-Stämmen flektiert.

##### f) die Endung *-e* im Gen-Lok. sing. und im Nom. plur. der konsonant.- und *ŕ*-Stämme ist noch nicht durch die entsprechende der *i*-Stämme verdrängt.

#### B. Kiewer Blätter.

*złb* neben *złoba*: *отъ вѣсѣхъ злани* IV<sup>a</sup><sub>6-6</sub> (ohne Entsprechung im Lateinischen) neben *злосѣа* V<sup>b</sup><sub>8</sub> 'malitia'. *Złb* ist beispielsweise für den Sprachgebrauch des Exarchen Johannes kennzeichnend, kommt im Cod. Suprasl. usw. vor.

*svěstovati, testificari*: *свѣстоу-емъ* VI<sup>a</sup><sub>6-7</sub>

*ny*: *нѣн* (nos)

*zakonьnikъ* 'sacerdos' (ohne üble Nebenbedeutung): *законьникъ* I<sup>b</sup><sub>17-18</sub><sup>1)</sup>. Vgl. SOBOLEVSKIJ PFB. 1900 S. 157.

*ŕkaccs* II<sup>a</sup><sub>5</sub> gen. sing. nach den *s*-Stämmen!

*зл лосѣи* VI<sup>a</sup><sub>19</sub> loc. sing. nach den *i*-Stämmen. Daneben noch: *цѣркѣсѣ радѣ* VI<sup>a</sup><sub>4</sub> *крѣсѣ* II<sup>a</sup><sub>6</sub> gen. sing.

<sup>1)</sup> Das Wort *zakonьnikъ* ist durch seine Verwendung im Evangelistar unbrauchbar als Ehrentitel, wenigstens für einen Übersetzer wie Kyrrill. Kennzeichnend für Kyrrill ist verschiedene Übersetzung des Wortes *ἡγεμών* in Ev. und Ap., je nachdem es sich um verschiedene Personen handelt! *Јагѣ* hat das übersehen.

- g) *istinъnъ ἀληθής, ἀληθινός* (rě- *prčestǫvĕnnať II<sup>a</sup>, 'certa' не вѣрѣчи сѣ*  
*snola, -ivъnъ, vřēsniť se, u ~ V<sup>b</sup>, 'ut non . . . praeueniat'.*  
 fehlt in jeder Bedeutung).
- h) *crbъvъnъ* *cir'kъ(vb)nъ<sup>1</sup>): црркънаѣ IV<sup>b</sup><sub>17</sub>*  
 i) *i* „und“ *da: дѧ IV A 25*  
 j) *inokostъ: кѧ ѿнокоѣ I<sup>b</sup><sub>22-23</sub> „in*  
*peregrinatione“ pad.*

Eine Bemerkung zu *сѣѣкторѣти* möge gestattet sein.

Dies ist zweifellos eins der wichtigsten Wörter in den K. B. Leider haben weder SOBOLEVSKIJ noch GRUNSKIJ oder VONDRÁK darauf hingewiesen, geschweige Nachdruck darauf gelegt. VONDRÁK hat *sъvĕstovati* offenbar nur übersehen, da er zu der Zusammensetzung *lъže-sъvĕstovati* in den Prager Fragmenten folgenden ausgezeichneten Kommentar lieferte: „Pozdější a sice opět jihoslovanská předloha prozrazuje se nám i v *вѣпрашахъ тѣхъ и азъже сѣѣкторѣахъ II A 5—6 . . . ἡρώτων σε, σοῦ δὲ ψευδῆ καταμαρτύρουν . . .* (Šaf. str. 44). V evangelických textech je *сѣѣѣкторѣахъ* za *καταμαρτυρεῖν* (Mat. 26. 62; 27, 13; Mar. 14. 60; 15. 4) a za *ψευδομαρτυρεῖν* zde máme *ѣже сѣѣѣкторѣахъ*, též *азъѣ, азъжъ . . . азъжѣ . . . сѣѣѣѧ . . .* (Marc. 10. 19; 14. 56; 14. 57 atd.).

Pozdější texty jako *Trnovské* evang. a jiné mají, jak známo, *послаушѣахъ* za *сѣѣѣѧ*. Pražské zlomky se zde tedy//do-cela odchylují, povšimnutí však zasluhuje, že máme *сѣѣкторѣти* též v Hom. Mih. 117, tedy v jihoslovanské památce a jeden doklád uvádí MIKLOSICH (Lex. palaeosl. str. 916) též z proroků<sup>2</sup>).

§ 12. Die K. B. sind zweifellos eine Abschrift von einer älteren Vorlage. Bei ein- oder zweimaligem Abschreiben kann aber wohl kaum erst der in § 11 angedeutete Unterschied zwischen dem Wortschatz der K. B. und dem des Evangelistars entstanden sein.

Geht dieser Unterschied also auf die beiden Übersetzungen zurück, und betrachten wir als feststehend, daß Konstantin-Kyrill Übersetzer des Evangelistars war, dann wird damit MOHLBERGS Vermutung, Konstantin habe auch den Text der K. B. übersetzt, zwar nicht widerlegt, aber doch stark erschüttert.

Leiden.

B. von ARNIM.

STANISŁAW PRZYBYSZEWSKI: *Moi współcześni. Wśród swoich.* Warschau, Instytut Wydawniczy „Biblioteka Polska“ 1930, 8°, VIII und 184 S.

Den zweiten, von KONRAD GÓRSKI herausgegebenen Band „Meiner Zeitgenossen“ schrieb PRZYBYSZEWSKI in den letzten Monaten

<sup>1</sup>) Vgl. den Ortsnamen Zirknitz.

<sup>2</sup>) O původu . . S. 53—54. Vergleiche dort auch S. 56.

und Wochen seines Lebens. Hatte der erste Band dem Schaffen und Aufenthalt des Dichters unter Deutschen und Skandinaviern gegolten, so gilt der vorliegende seinem Schaffen und Wandel unter Landsleuten. Das Buch ist zugleich die menschliche und künstlerische Beichte eines Todmüden, völlig Erschöpften. Obgleich nicht beendet und nicht vollendet, enthält es doch des Wertvollen und Interessanten genug. Denn es beleuchtet nicht nur die Psychik eines achtens- und beachtenswerten Schöpfers, sondern es schildert zugleich ein Kapitel üppigen literarischen Lebens in Polen um die Wende des 19. und 20. Jahrh., ein Kapitel, dessen Mittelpunkt und magna pars um jene Zeit PRZYBYSZEWski war. Mit seinem Namen ist das sog. Jung-Polen unzertrennlich verknüpft. Er, der Verkünder und Kündler der „nackten Seele“, hat manchen fruchtbaren Keim ausgestreut, der später reifen sollte. Der Literaturhistoriker, der kommende Kritiker dieser Zeitepoche wird gewiß so manches von dem, was PRZYBYSZEWski berichtet, zu ändern, um- und richtigzustellen haben, im wesentlichen aber wird dieses Buch ein Dokument von nicht geringem Wert bleiben, sei es, wenn es um das Verstehen des Dichters und um das Eindringen in die Dunkelkammern seines Lebens- und Schaffenstriebes oder um das Bekanntwerden mit dem Wollen und Wirken der „jungpolnischen“ Dichtergeneration zu tun ist. Nicht minder, wenn man sich über den Einfluß klar werden will, den PRZYBYSZEWski zunächst auf die Krakauer und dann auf die Lemberger Literatur- und Literatenwelt ausübte. Sahen die Älteren in ihm den Handlanger Beelzebubs, so erhoben ihn die Jungen zu ihrem Lehrer und Meister und betrauten ihn mit der Leitung der von den ersten verrufenen und von der Jugend gepriesenen Zeitschrift: *Życie*. In ihr kamen die bedeutendsten jungpolnischen Talente zu Wort: MIRIAM, KASPROWICZ, LANGE, ORKAN, ŻEROMSKI, REYMONT und WYSPIAŃSKI. Das große Publikum aber und die Presse verhielten sich nicht nur ablehnend, sondern geradezu feindlich, malitiös, spitzelmäßig. Die Zensur, der die gemeinste Obszönität in anderen Blättern recht war, sparte hier kein Rot, so daß die Zeitschrift nach kurzem Bestehen und häufigem Wechsel der Eigentümer ihr Erscheinen einstellen mußte. Damit schließt auch dieser autobiographische Abriß, aus dem zu ersehen ist, daß es der Dichter in der neuen Umgebung nicht so leicht hatte, daß sein Schaffensweg nicht mit Rosen gebettet war. Von außerordentlichem Interesse — und das würde den Wert des Buches bedeutend steigern — wäre es gewesen, wenn es dem Verf. beschieden gewesen wäre, der Generation Jung-Polens die jetzt lebende folgen zu lassen. Denn so sehr PRZYBYSZEWski in der Charakteristik von Privatpersonen fehlgehen mag, im Beurteilen der Schaffenden trifft er zu- meist das Richtige, weiß Pose von Größe und Wichtigkeit von Wert zu scheiden. Ein Umstand, der das Buch um so höher einschätzen heißt. Inbezug auf sich selbst weist er aufs Entschiedenste den ihm von der



Kritik angedichteten Einfluß NIETZSCHES (!) und STRINDBERGS von sich und bekennt sich zu einer „entfernten Verwandtschaft“ mit DOSTOJEVSKIJ, POE, HUYSMANS und BARBEY D'AUREVILLY.

Lemberg.

HERMANN STERNBACH.

CURT HOENICKE, *Der Wolfenbütteler Niedersorbische Psalter*. Dissertation. Leipzig 1930, 8<sup>o</sup>, 165 S.

Verf. behandelt eingehend die von R. TRAUTMANN herausgegebene Hs., die das zweitälteste Denkmal der ns. Sprache ist. Die Einleitung spricht über das Äußere der Hs., Mundart, Verfasser. Mit MUCKE und TRAUTMANN wird sie in den sw. Zipfel des ns. Sprachgebiets gelegt, der bereits längst eingedeutscht ist. S. 14—35 behandelt die Schreibweise. Etwas zu ausführlich wird auf die Wahrscheinlichkeit der Übernahme hebräischer Akzentzeichen hingewiesen, was ich auch in meinem Vortrag auf dem I. Kongreß slav. Phil. angedeutet habe. Jedenfalls ist die Orthographie des W. Ps. die genaueste vor FRYCOS Bibelübersetzung. Der Hauptteil S. 36—156 behandelt in der Lautlehre den Vokalismus und Konsonantismus der Hs. unter Vergleichung mit den sonstigen n.sorbischen Dialekten und Bezugnahme auf andere slav. Sprachen, bes. d. Polnische. Mit großer Sorgfalt sind die Beispiele zusammengetragen. Die Behandlung ist erschöpfend und gewissenhaft. Nach ŠČERBAS Vostočno-luž. narečije ist das vorliegende Werk die zweite Spezialstudie über einen ns. Dialekt, die wir dankbar begrüßen. Mit Recht widmet der Verf. sein Werk ERNST MUCKE, der nun einmal durch seine Grammatik und Wörterbuch der ns. Sprachforschung die Wege geebnet hat.

Dissen P. Cottbus-Ld.

G. SCHWELA.

GEORG GERULLIS, *Litauische Dialektstudien*. Leipzig, Markert & Petters. 1930, 8<sup>o</sup>, LV + 110 S. (= Slavisch-Baltische Quellen und Forschungen herausgegeben von Reinhold Trautmann, Heft 5).

Die Besprechung des Buches habe ich schweren Herzens übernommen. Denn der eine Teil, die phonetischen Aufnahmen, ist nur an Ort und Stelle und auch nur bei den gleichen Versuchspersonen nachzuprüfen. Andererseits bin ich gezwungen, gelegentlich in eigener Sache das Wort zu ergreifen. Wenn ich trotz alledem mich zu einer Besprechung entschloß, so war der Gedanke maßgebend, daß die Eigenart des Buches eine gründliche Auseinandersetzung erfordert.

Der Verfasser spricht scheinbar sehr bescheiden und zurückhaltend, aber trotzdem ist der starke polemische Ton des Buches

nirgends zu verkennen. Überall hagelt es bei scheinbarer Objektivität Seitenhiebe auf Andersdenkende. Das starke Selbstbewußtsein des Verfassers zwingt sich durch die Tünche des Stils immer wieder hindurch. Dadurch wirkt die ganze Schreibart unecht. Unecht ist auch die Art seines Urteils. Es ist nirgends auf die Tatsachen abgestimmt. Entweder ist es uneingeschränktestes Lob, das selten begegnet, oder herbster Tadel. Besonders haben es ihm die „Papiergrammatik“ und die „Papiergrammatiker“ angetan. Damit meint er offenbar alle die Indogermanisten, die nicht gleich ihm aus einer lebendigen idg. Sprache, sondern, wie es zu allermeist der Fall sein muß, aus Aufzeichnungen anderer ihre Kenntnisse schöpfen. Diese Angriffe sind an und für sich anmaßend. Da aber, wie sich ergeben wird, die eigenen Ergebnisse recht bescheiden sind, verlieren sie jede Berechtigung.

Über Veranlassung und Zweck seiner Dialektstudien spricht der Verfasser in einer Einleitung (I und II) S. VII—XIII. Die bisherigen lit. Dialektaufnahmen sind alle gleich schlecht. Nur GAUTHIOTS kleine Erzählung macht eine rühmliche Ausnahme. DORITSCH wird wie überall abgekanzelt, und doch sollte man nicht vergessen, daß er auch dort gesammelt hat, wo die lit. Sprache bald erloschen ist, ohne daß es sonst bisher einer für nötig gehalten hat, das gleiche zu tun. Auch LESKIEN fährt sehr schlecht mit seinen dialektischen Aufzeichnungen. Unbrauchbar ist auch BARANOWSKIS Werk: „auf seine Dialekttexte ist kein Verlaß. Daher ist SPECHTS zweiter Band, die grammatische Einleitung, auf Sand gebaut.“ Diesem Übelstand will GERULLIS mit seinem Buch abhelfen. Er will „die lit. Mundartenforschung in Fluß bringen“ und „dem Einheimischen ein Hilfsmittel in die Hand geben, seine Heimatmundart phonetisch aufzuzeichnen“. Es verträgt sich aber schlecht mit dem scharfen Urteil über andere, wenn er trotzdem darum bittet, „die gebotenen Textproben nicht als endgültige Aufzeichnungen der betreffenden Mundart zu betrachten“, wenn er Irrtümer, was überraschend wirkt, ohne weiteres zugesteht und wenn er fordert, daß seine Einführungen zu den einzelnen Mundarten keine wirkliche Lautlehre bedeuten sollen. Er wünscht „Ausfüllung, Verbesserung und Widerspruch.“ Das wird er sich in reichem Maße gefallen lassen müssen. Das Gefühl kann ich aber nicht unausgesprochen lassen, daß sich GERULLIS der Schwäche seiner Position wohl bewußt ist und auf diese Weise allen Einwänden von vornherein begegnen will.

Ehe ich aber in meiner Besprechung fortfahren kann, muß ich noch zu ein paar persönlichen Dingen Stellung nehmen. GERULLIS macht mir den zweifellos berechtigten Vorwurf, ich hätte die Texte BARANOWSKIS normalisiert, ohne an Ort und Stelle die betreffenden Mundarten selbst studiert zu haben. In dem „Zweikampf zwischen Handschrift und Herausgeber unterliegt die Handschrift. Sie ist wehrlos“. Ich habe diesen Mangel selbst am stärksten empfunden und habe

wiederholt darauf hingewiesen. Aber genau sind GERULLIS' Angaben, wie das oft der Fall ist, nicht. Normalisiert habe ich nur die Texte von R 5 und R 4, soweit sie der Mundart von Anykščiai entsprechen. Das habe ich auch nur getan auf Grund der Bemerkungen BARANOWSKIS in den Briefen an WEBER. Als Vorbild diente mir die Herausgabe der Anykščių šifėlys, deren Text auf ganz die gleiche Weise von WEBER nach BARANOWSKIS Angaben hergestellt wurde. Nur hat hier BARANOWSKI auch die letzte Korrektur gelesen. Die Briefe an WEBER geben davon ein sehr anschauliches Bild. Von einer Normalisierung der anderen Texte kann keine Rede sein. Ich habe nur Unstimmigkeiten, die mir auffielen, auszugleichen versucht. Ob diese Verbesserungen immer richtig waren, lasse ich ganz dahingestellt.

Dagegen muß ich mich gegen die Vorwürfe auf S. IX ganz entschieden wehren. Ich muß den ganzen Abschnitt hierher setzen: „Auch zum Verständnis des Inhalts der Aufzeichnungen, etwa zum Übersetzen ins Deutsche, reichten meine Kenntnisse stellenweise nicht aus. Zwar bringt SPECHT einen lexikalischen Anhang, aber gerade die Wörter, die mir fremd sind, fehlen. Die größten Schwierigkeiten bereitete mir die Syntax einiger Lesestücke, aber auch hier mußte es anscheinend an mir liegen. Denn bei Specht sucht man einen Hinweis, daß eine Reihe von Stellen nicht verstanden habe, vergebens.“ Wie bescheiden klingt auch das wieder! Ich muß zunächst feststellen, daß es selbst in den wenigen Proben, die GERULLIS anführt, noch immer ein paar Stellen gibt, die weder er, noch sein Gewährsmann syntaktisch richtig verstanden haben. Darüber unten. Über die Wörter, die GERULLIS fremd sind, kann ich mit ihm nicht rechten, da er sie nicht anführt. Aber im höchsten Maße befremdend finde ich die Bemerkung, daß man einen Hinweis, „daß ich eine Reihe Stellen nicht verstanden habe, vergebens suche“. GERULLIS hat von dem II. Bd. der lit. Mundarten behauptet, daß er auf Sand gebaut ist. Dies Urteil setzt voraus, daß er den II. Band gelesen hat. Wenn das geschehen sein sollte, so kann es nur höchst oberflächlich gewesen sein. Zunächst ist es recht betrüblich zu sehen, daß GERULLIS nicht einmal die diakritischen Zeichen BARANOWSKIS, über die er zu urteilen sich verfängt, genügend kennt. Das zeigt folgender Fall. Zu 44<sub>1</sub> *šiōūdes* des BARANOWSKISCHEN Textes bemerkt er: „nach SPECHT fälschlich für *šiōūdes*“. Der Zusatz „fälschlich“ stammt von ihm<sup>1)</sup>. Ich habe niemals behauptet, daß *šiōūdes*

<sup>1)</sup> Wie ungenau auch sonst GERULLIS den II. Bd. gelesen hat, dafür ist seine Bemerkung Arch. f. slav. Phil. XXXVIII, 78 lehrreich. Er bekämpft dort meine Ansicht S. 95 und 98 Anm. 2, wonach im lit. Ger. *vėžant(i)* und Dativ *sūn* alte Dativendung *-ai* vorliegt, und beruft sich wegen *vėžanti* auf das Reflexivum *vėžantis*, das nur Lokativ sein kann. Ich habe an dieser Stelle die Gerundivbildungen absichtlich beiseite

falsch ist. In Wirklichkeit verhält sich die Sache so. Für zweimorigen (GERULLIS = halblang) Diphthong schreibt BARANOWSKI zuweilen den Zirkumflex über beide Komponenten. Da die Druckerei dafür kein Zeichen hatte, setzte ich auf SIEVERS Veranlassung dafür über beide Teile des Diphthongs den Zirkumflex, also *ōū* statt *ou*. In der Regel verwendet aber BARANOWSKI in gleichem Sinne das Zeichen *˘*, also *ou̇*. Das wollte ich mit meiner Korrektur, die also nichts weiter als eine Normalisierung der gleichen Zeichen bedeuten sollte, zum Ausdruck bringen. Im Grunde ist also *ou̇*, *ōū*, *ou̇* und GERULLIS' Schreibung *ou̇* immer genau das gleiche. Obwohl das GERULLIS nicht weiß, wagt er seine Urteile.

Wie ferner jeder weiß, der die Lit. Mundarten nur flüchtig in die Hand genommen hat, ist der II. Bd. eine Art Kommentar zum I. Band, und wer suchen will, kann darin manche Hinweise finden, daß ich dies und das nicht verstanden habe. Freilich in dem Textband (Bd. I), in dem es GERULLIS bemängelt, steht so etwas nicht. Es ist mir auch sonst eine derartige Gepflogenheit, wonach der Herausgeber in bloßen Textausgaben verpflichtet ist, genau über das, was er nicht verstanden hat, Rechenschaft zu geben, im wesentlichen unbekannt. Man braucht die Probe auf das Exempel nur bei GERULLIS selbst zu machen.

GERULLIS ist auch als Editor aufgetreten und hat uns 1927 eine altlitauische Chrestomathie geschenkt, die sicher sehr praktisch und billig ist. Das Buch ist auch von der Kritik anerkennend besprochen worden. Aber es wird den Herren Rezensenten nicht immer möglich gewesen sein, sich mit den Vorlagen der abgedruckten Texte vertraut zu machen. Ich habe einen erheblichen Teil mit den Originalen verglichen und kann auf Grund meiner Ergebnisse nur sagen, daß das Buch an vielen Stellen nicht einmal den elementarsten Anforderungen philologischer Kritik genügt. Hätte GERULLIS wie WOLTER nur einfach die Texte wortgetreu abgedruckt, so wäre gegen diese Methode, die allerdings auf eine kritische Ausgabe verzichtet, nichts einzuwenden. Nun setzt aber GERULLIS Verbesserungen unter den Text und zwar auch bloße Schreibfehler wie *z* für *ž* oder eine verkehrte Klammer usw. Daraus darf man doch den Schluß ziehen, daß eine kritische Ausgabe beabsichtigt war. Ich möchte hier nur kurz auf ein paar Stellen hinweisen und wähle dazu ŠYRVIDS Punktai, weil hier jeder die Kontrolle am

---

gelassen, weil sie zweideutig sind. Den Gegner „*vežant(i)*“, gegen den GERULLIS zu Felde zieht, hat er sich also selbst zurecht gemacht. Wie ich über Bildungen wie *vežantis* denke, hätte er erfahren, wenn er bis S. 116 weitergelesen hätte, wo ich *baigiuntis* gleich ihm als Lokativ gefaßt habe. Aus I 162<sub>2</sub> hätte er auch ein reflexives Gerundium *drās-kunties* kennen lernen können, das die Beurteilung der nicht reflexiven Form zweifelhaft macht. Vgl. Lit. Mund. II, 328.



Manultext und der gegenüberstehenden polnischen Übersetzung leicht üben kann. S. 227<sub>2</sub> = II 21<sub>18</sub> druckt er *ir nužingi' unz iiems nuog kaŋno*, ohne zu sagen, was das unverständliche *nužingi'* unz (= *nužingiunt*) bedeuten soll. Ebenso unverständlich ist 227<sub>26</sub> = II 24<sub>17</sub> *per telas knigas da telas* (für *cielas*) sonst ein gut ostlit. Wort für das 'Kalb' ist. Schwerlich kann auch Gerullis 229<sub>32</sub> = II 28<sub>28</sub> *ažu badu kunuo numarinimo* verstanden haben, da eine lit. Form *kunuo* gar nicht denkbar ist. Der poln. Text lehrt uns, daß *kunuo numarinimo* = lit. *kuriuo numarino* ist. Wie er syntaktisch 229<sub>1</sub> = II 26<sub>29</sub> *Christus kuris iš dungaus tokia atnešie prakias* mit *tokia* oder gar 230<sub>14</sub> = II 29<sub>25</sub> *à tas darbas buvo atpirkimo svieto* mit *atpirkimo* fertig geworden ist, weiß ich nicht. An keiner dieser Stellen ist mit einer Silbe erwähnt, daß sie G. unklar geblieben sind. Er ist offenbar stark von seinem Lehrer SIEVERS, dem auch das Buch gewidmet ist, beeinflusst und sucht wahrscheinlich in jeder Verschreibung eine durch die Satzmelodie bestätigte Regelmäßigkeit zu sehen. Wie sehr er am geschriebenen Buchstaben hängt, lehrt aus der Wolfenbütteler Postille 50<sub>12</sub>. Der Satz heißt bei GERULLIS *kadangi tassai sudzia nebus perkreiptais žadeis angu kakiamis dawanamis*. „Da dieser Richter nicht umgestimmt werden wird durch Worte oder irgendwelche Geschenke.“ Aber der Instr. Plur. statt des Nom. Sg. ist syntaktisch völlig unverständlich. In der Handschrift erkennt man bei genauerem Hinsehen auch den N. Sg. *perkreiptas*, der ganz in Ordnung ist. Nur zufällig steht über dem Schluß-s eine Art *i*-Punkt. Das verführt GERULLIS zu der ganz sinnlosen Schreibung *perkreiptais*. Ich führe diesen Fall nur deshalb an, weil er GERULLIS' Kampf gegen die Papiergrammatik besonders grell beleuchtet und zeigt, wie wenig ernst seine Behauptungen zu nehmen sind. Nur in den allerseltensten Fällen hat er versucht, eine mißverständene Stelle zu deuten, hat aber dann auch wenig Glück damit. S. 275<sub>3</sub> setzt er für *nasina*, das *našina* zu lesen ist, fragend *vadina* ein; *našina* ist völlig in Ordnung. Die Stelle gehört dem reformierten Katechismus an, und jeder, der sich nur ein wenig in der lit. reformierten Literatur des 17. Jahrh. umgesehen hat, kennt das Wort *našina*, namentlich bei CHYLINSKI ist es häufig. Auch ŠYRVID. Dict.<sup>4</sup> notiert es. Ich habe mir 48<sup>a</sup> 53<sup>b</sup> 162<sup>b</sup> 271<sup>b</sup> angemerkt, auch an *prā-našas* sei erinnert. Eine andere Stelle hat er 45<sub>2</sub> aus der Wolfenbüttler Postille zu heilen versucht: *idant gie rintysi a verstysi panap Devap*, wo er *rintysi* zu *rinktysi* verbessert. Dann muß *gie* = hochlit. *jiė* sein. Hätte GERULLIS mehr aus der Wolfenbüttler Postille gelesen, so hätte er erstens gemerkt, daß der Schreiber zwischen den einzelnen Silben desselben Wortes öfters ein kleines Spatium läßt, zweitens daß das hochlit. *jiė* dort nicht durch die Schreibung *gie* wiedergegeben werden kann und drittens hätte er sehen müssen, daß Wendungen wie *gierinties a versties*, *passigierinti a prissiversti* u. ä. dort ganz gewöhnlich sind. Vgl.

z. B. 23<sup>b</sup>, 24<sup>a</sup>, 37<sup>a</sup>, 38<sup>a</sup>, 42<sup>b</sup>, 43<sup>a</sup>, 43<sup>b</sup>, 91<sup>b</sup>, 133<sup>b</sup>, 200<sup>b</sup>, 225<sup>b</sup>, 264<sup>a</sup>, 276<sup>a</sup>, 276<sup>b</sup>. Wenn er ferner in derselben Handschrift 46<sub>17</sub> in dem Satze: *A teip ir ano česu ira tarens s: Hieronimas ant anų žadzių s: Pav:* statt *tarens* fälschlich *tarnas* liest, so ist das graphisch zwar leicht möglich, aber wiederhin unbegreiflich, da die Fügung *ira tarens* ungemein häufig, dagegen der Satz mit *ira tarnas* ganz sinnlos ist. Ich verstehe derartige Mißverständnisse um so weniger, als ja GERULLIS von Hause aus zweisprachig ist. Andererseits aber kann er, wo er so wenig mit der Sprache dieses Textes vertraut ist, nicht erwarten, daß man sich seiner Ansicht über die Sprache der Wolfenbüttler Postille (Taut. ir Žod. 4, 676) so ohne weiteres anschließt. Man gewinnt aus diesen Beispielen und anderen doch den Eindruck, als habe GERULLIS die Texte, die er ediert hat, nur recht flüchtig gelesen, geschweige sie denn überhaupt, was die selbstverständliche Pflicht eines jeden Herausgebers ist, grammatisch durchgearbeitet. Sonst hätte er nicht in dem schwer lesbaren Text CHYLINSKIS seinem Sprachgebrauch widersprechende Bildungen wie 293<sub>1</sub> *regie* oder 293<sub>10</sub> *norie* für *noris* des Textes eingesetzt. Für diese meine Vermutung möchte ich noch auf einen anderen Fall verweisen. Jeder, der ein paar Seiten von DAUKŠAS Postille gelesen hat, weiß, daß dieser neben nasaliertem *e*-Laut = *ę* auch einen *e*-Laut kennt, den er im Katechismus und namentlich im Anfang der Postille auch mit *ę*, in der Regel aber mit *ē* bezeichnet. Damit meint er einen offenen *e*-Laut. GERULLIS weiß von diesem Unterschiede leider nichts. Für beide Laute *ę* und *ē* schreibt er regelmäßig Nasalvokal. Auf diese wenigen Proben von GERULLIS' Editionstätigkeit, die sich noch seitenlang vermehren lassen, will ich mich hier beschränken. Sie zeigen, wie wenig er selbst seinen eigenen Forderungen genügt. Ich muß das alles auch deshalb hervorheben, weil GERULLIS als Editor moderner lit. Texte einen ganz anderen Weg einschlägt.

Auf die beiden einleitenden Kapitel folgt als Nr. III eine Transkription seiner Zeichen (S. XIV—XXI), der acht wohlgelungene Röntgenaufnahmen beigelegt sind und als Nr. IV eine lange Auseinandersetzung über den lit. Akzent (XXI—LV). Die Transkription knüpft an die Vorschläge der Kopenhagener Konferenz an und ist im allgemeinen sehr geschickt gewählt. Schwanken kann man nur, ob es nötig war, zu den vielen, feinen Lautschattierungen zu greifen. Denn wie der Verfasser selbst bei manchen Lauten und Intonationen eingestellt, sind die feineren Unterschiede manchmal schwer heraushörbar. Gerullis hat sich trotzdem dazu entschlossen, weil er es für richtig hält, zunächst so genau wie möglich zu sein. Diesen Standpunkt kann man zumal bei seiner starken Vorliebe für phonetische Probleme durchaus billigen. Vom sprachlich-historischen Standpunkt aus, glaube ich, kommt nur wenig oder nichts dabei heraus. Ich wage auch über die einzelnen vorggeführten Laute und ihre Artikulation nicht zu sprechen,

weil ich die Dinge nur an den Originalpersonen nachprüfen könnte. Außerdem bin ich darin lange nicht so bewandert wie GERULLIS. Aber hinter ein schwach aspiriertes *k'*, auch wenn es nur im absoluten Auslaut wahrzunehmen ist, möchte ich doch ein kleines Fragezeichen setzen. Auch die öfter wiederkehrenden Beschreibungen wie „mehr oder weniger schwach gespanntes *a*“ halte ich phonetisch nicht für ausreichend, ganz abgesehen davon, daß bei *a* eine Spannung überhaupt schwer wahrzunehmen ist.

Sehr ausführlich ist der Abschnitt über den Akzent. Etwa 20 Abbildungen sind auch hier zur genauen Illustration der Aussprache beigefügt. Allerdings ist alles, was er darüber sagt, rein phonetisch beschreibend. GERULLIS unterscheidet den Kurzton, Stoßton, Dehnton, Brechton, Mittelton und den geschnittenen Dehnton. Neu daran sind nur die Namen. Ich halte es jedenfalls für recht überflüssig, den seit langem üblichen Terminus 'Schleifton' von nun an durch „Dehnton“ zu ersetzen. Der Kurzton ist KURSCHATS Gravis. Der Brechton findet sich nur in žemaitischen Mundarten, es ist eine „Abart des Stoßtons“. Leider ist über den grammatischen Wert nichts gesagt, auch nicht, ob er dem ihm phonetisch nahestehenden lett. Brechton etymologisch entspricht. Der Mittelton steht im allgemeinen auf den etymologischen Kürzen *a*, *e*, *i*, *u*, wenn sie durch den Akzent gedehnt werden, auf Längen und Diphthongen nur bei zurückgezogenem Akzent. Der geschnittene Dehnton ist dem Ostlit. eigentümlich und steht für den gewöhnlichen Dehnton auf Längen und Diphthongen des absoluten Auslauts.

In diesem Abschnitt über den Akzent sehe ich den stärksten Teil des Buches. Wer sich über die rein phonetische Darstellung der lit. Intonation unterrichten will, wird hier am besten Gelegenheit finden. Wichtig ist vor allem auch der Hinweis darauf, daß der Unterschied zwischen Stoßton und Schleifton nach dem Osten zu immer mehr verwischt. Wenn allerdings GERULLIS für BARANOWSKIS Begriffe „einemorig, zweimorig, dreimorig“ die Termini „kurz, halblang, lang“ einsetzt, so kann ich beim besten Willen darin keine allzu große wissenschaftliche Entdeckung sehen und finde seinen Spott darüber wenig angebracht. Denn er meint mit den neuen Termini genau das gleiche wie BARANOWSKI, dessen Theorie für R 5, R 4 und z. T. für R. 3, wie GERULLIS selbst zugeben muß, ausgezeichnet paßt. GERULLIS übersieht auch, daß ich bei meiner Ausgabe der BARANOWSKISCHEN Texte gerade dieser Theorie zu liebe nicht wie er in seiner Darstellung mit den žemaitischen, sondern mit den ostlit. Mundarten R. 5 usw. begonnen habe. Er mag das alles immerhin einen „blinden Glauben“ nennen. Freilich der Unterschied zwischen Theorie und Praxis blickt auch in seiner Darstellung deutlich durch. Wer S. 80 oben den Satz liest: „Freilich wer mit BARANOWSKIS Morentheorie im Kopf nach Anykščiai kommt, wird



erstaunt sein, wenn das zweimorige *i*, *u* in der Quantität vom zweimorigen *e*, *a* verschieden ist“, wird sichtlich überrascht, wenn er dann einige Zeilen weiter hören muß: „Halblang ist schriftlit. *ì, ù, ê, â* (vgl. unter Akzent)“. Worin nun der Fortschritt bei dieser Darstellung bei „halblang“ für *i*, *u*, *e*, *a* gegenüber „zweimorig“ für die gleichen Laute besteht, muß ich den Lesern überlassen. Das Verdienst von GERULLIS besteht lediglich darin, daß er die verschiedensten und abweichenden Aussprachen der von BARANOWSKI gleichmäßig betonten zweimorigen *â, ê, î, û* (= GERULLIS *â, ê, î, û*) in den einzelnen Mundarten genauer phonetisch untersucht und dargestellt hat. Nicht ganz genau in diesem Abschnitt ist die Angabe (XXXI), daß „in einem breiten Streifen südlich der Memel von Kelladen nordöstlich von Labiau bis über die preußische Grenze hinaus stoßtonige *i*- und *u*-Diphthonge monophthongisiert werden“. Diese Lehre gilt nicht für den südlichsten Teil des lit. Sprachgebietes in Ostpreußen, vgl. auch B. B. IX, 270 ff.

Nach dieser Einleitung folgt die eigentliche Darstellung: Dialekttexte mit Einführungen 110 S. Sie beginnen mit einer Probe aus der Schriftsprache (= I). Dann folgen die Mundarten nach der BARANOWSKISCHEN Bezeichnung ŽT (II), ŽR (III), Vž (IV), Vp (V), R 1 ž (VI), R 1 p (VII), R 2 (VIII), R 3 (IX), R 4 (X), R 5 (XI). Neu eingeführt ist Nr. VII R 1 p, von der die Texte in der BARANOWSKISCHEN Sammlung fehlen. Dagegen hat R 6, das dort gleichfalls nicht vorhanden ist, auch bei GERULLIS keine Darstellung gefunden. Die mundartlichen Aufzeichnungen sind in ganz überwiegender Zahl BARANOWSKI entnommen und zwar in der Weise, daß links BARANOWSKIS, rechts der von GERULLIS korrigierte Text steht. Nur ganz selten wie zu VI, VIII und IX finden sich auch noch Originalerzählungen. Auf E. HERMANNS Veranlassung ist außerdem ein und derselbe Text von reichlich einer Seite Umfang in jeder Mundart wiedergegeben. Vor jeder Mundart steht ein kurzer Abriß des jeweiligen Akzentsystems und einer Lautlehre. Nur für ŽT fehlt dieser Abschnitt und ebenfalls die Erzählungen aus BARANOWSKI, weil GERULLIS' Schüler Salys eine größere Darstellung dieses žemaitischen Dialektes plant.

GERULLIS will, wie gesagt, die „lit. Mundartenforschung wieder in Fluß bringen“. Wenn phonetisch richtig Hören und Aufzeichnen gleich Mundartenforschung sein soll, so könnte man seine lit. Dialektstudien durchaus billigen. Aber unter Mundartenforschung versteht man doch ein wenig mehr, wovon sich leider bei GERULLIS kaum eine Spur findet. Der ganz einseitige Standpunkt, der nichts weiter tut, als rein physikalisch das Gehörte beschreiben, rächt sich bitter. Ehe er diesen letzten Schritt unternahm, war eine Fülle anderer Vorarbeiten zu leisten. Ich erinnere nur an das Buch von H. AUBIN, TH. FRINGS und J. MÜLLER: Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden, aus denen sich jeder leicht einen Begriff von der Schwierigkeit



solcher Probleme machen kann. Man wird mir natürlich entgegenhalten, die Dinge in den Rheinlanden lägen viel komplizierter und ließen sich nicht ohne weiteres auf das ganz primitive Litauen anwenden. Aber dieser Einwurf gilt doch nur zum Teil. Gewiß treffen zunächst die geographischen Verhältnisse nicht zu. Gebirge, die Hemmungen oder Sprachbarrieren sein könnten, fehlen. Aber dafür hat das Land fast keine natürlichen und künstlichen Verkehrsstraßen. Beispielsweise hat die Žemaitija vor dem Kriege keine Eisenbahn und keine nennenswerte Chaussee gehabt. Was diesen Namen führte, lag lediglich am Rande dieses Gebietes. Innerhalb davon befand sich außerdem noch allerlei siedlungsfeindliches Gebiet, das den Verkehr zueinander erschwerte. So mußten sich von selbst innerhalb eines größeren Territoriums wieder sprachliche Einzelgruppen bilden, die sich um eine Art Kulturzentrum gruppieren, ich denke an Telšiai, Varniai, das auch durch seinen Bischofssitz eine Sonderstellung inne hatte, Plungė u. a. Und wie in der Žemaitija war es im Grunde mit den entsprechenden, örtlich bedingten Abweichungen überall.

Gar nicht vorhanden waren in Litauen Territorialherrschaften, die in Deutschland auf Sprachgrenzen einen sehr nachhaltigen Einfluß ausüben. Aber an die Stelle trat der Gegensatz zwischen Kleinbauern und Adligen, der häufig zunächst identisch war mit litauischer und polnischer Kultur. Er war nicht landschaftlich bedingt, sondern in der Regel interregional, wenn auch dieses oder jenes Gebiet mehr zu dem einen oder anderen hinneigte. Die polnische Kultur war gleichbedeutend mit polnischer Sprache, und diese drang in rein lit. Gegenden, wo Bajoren saßen, immer weiter vor. Dazu kam als einziger Kulturträger vor dem Kriege eine Geistlichkeit, die ihre Ausbildung auf Predigerseminaren erhalten hatte, wo Polnisch die Umgangs- und Unterrichtssprache war. Über dem ganzen Land lag eine russische Verwaltung mit russischer Amtssprache. Eine gemeinsame lit. Schriftsprache, die hier bindend wirken konnte, gab es außerdem nicht. Die Schriftsprache eines Daukantas, Valančius u. a. war landschaftlich bedingt<sup>1)</sup> und konnte so nie in die Weite wirken. Lit. Zeitungen waren lange verboten, zudem sehr selten. Aus Ostpreußen, wo die Kirche eine Art lit. Schriftsprache geschaffen hatte, drangen während der Zeit des Buchverbotes viele Bücher zumeist in dieser Schriftsprache nach Litauen und konnten hier in gewisser Weise auch auf die Mundart des Einzelnen wirken. Aber territoriale Grenzen waren vor dem Kriege nicht vorhanden. Im Norden drängte das Lettische unmittelbar auf das Litauische z. T. auch im Nordosten. Von Südosten und Süden her verlor das Litauische fortgesetzt Raum an das Weißrussische und Polnische.

Der Krieg hat die territorialen Grenzen jetzt scharf gezogen. Aber dafür sind starke Umschichtungen in der Bevölkerung eingetreten.

<sup>1)</sup> Vgl. dazu E. HERMANN, G. G. N. 1929, S. 65ff.

Da die deutsche Okkupation ruckweise und dazu immer plötzlich kam, waren viele Familienmitglieder, die zur Zeit nicht in der Heimat saßen, von den Angehörigen getrennt und wanderten immer weiter nach dem Innern Rußlands. Voronež war eine solche lit. Kriegskolonie, in der auch JABLONSKI wirkte. Nach dem Abzug der Deutschen kam dann der Vorstoß der Bolschewisten von Osten, der Polen von Süden her, die für kurze Zeit doch beträchtliche Teile lit. Bodens besetzt hielten. Nachher strömten die litauisch Gebildeten, die samt und sonders mit slavischer Kultur durchtränkt waren, in ihre Heimat zurück. Eine lit. Schriftsprache war inzwischen entstanden. Zeitungen und viele Bücher wurden in dieser Sprache verbreitet und verbanden den Osten mit dem Westen, den Norden mit dem Süden. Puristen traten auf. Eine allgemeine Schulbildung in lit. Sprache und von lit. Lehrern erteilt, die z. T. stark unter dem Einfluß des Purismus und der lit. Schriftsprache standen, griff überall um sich. Allerdings ist die Folge, daß die Mundarten in der kurzen Zeit des Bestehens des lit. Staates überraschend schnell zurückgingen, und es ist heute noch nicht abzusehen, wie lange sie sich in den einzelnen Gegenden überhaupt noch halten. Auf der anderen Seite tritt die Wichtigkeit des ehemaligen fast rein polnischen Kownos als geistige Zentrale und Sitz der Verwaltung für das übrige Litauen immer stärker in die Erscheinung. Das eigentümliche Litauisch, das in Kowno durch den fortwährenden Zuzug aus der Provinz in dauernder Entwicklung ist, flutet von hier aus durch die Behörden, Lehrer, Dienstboten usw. auf das Land zurück und führt hier wieder zu neuen sprachlichen Wellenbewegungen. Das Jiddische, das namentlich in den Städten gesprochen wird, mag kaum von nennenswertem Einfluß sein, aber dadurch, daß viele Juden auch lit. sprechen und zwar in einem Tonfall, den der geborene Litauer sofort heraushört und gern zum Scherz nachahmt, ist es doch möglich, daß gelegentlich ein Litauer auch solchen Einwirkungen in gewissem Grade verfällt. Dagegen ist jetzt der Einfluß des Polnischen und Weißrussischen jedenfalls an den territorialen Grenzen völlig abgedämmt. Da bekanntlich der kulturelle Zusammenhang in den Städten größer als in den ländlichen Siedlungen ist und in vielen Gegenden Litauens sogar das Dorf stark vor der Einzelsiedlung zurücktritt, so war auch hier die Möglichkeit zu vielen individuellen Sprachgruppen gegeben, da die Bindung untereinander nur lose und zeitlich sehr bedingt war.

Ich habe auf diese Dinge absichtlich genauer hingewiesen, weil ich ihre Beobachtung und Anwendung bei Dialektaufnahmen für unumgänglich halte. Jeder, der einen Litauer mundartlich verhört, muß sich nicht nur im Klaren darüber sein, welcher Gesellschaftsschicht sein Objekt angehört, ob die Eltern einheimisch sind oder jedenfalls die Mutter von auswärts stammt, welche sprachlichen Einflüsse durch Verwandte, Dienstboten, Schule, Bildung usw. sonst auf ihn eingewirkt

haben, ob er der städtischen oder ländlichen Bevölkerung angehört, ob er in slavisch sprechender Umgebung aufgewachsen ist, ob die Eltern mehrsprachig waren oder dergleichen mehr, sondern er muß auch den vollen Umfang dieses Sprachgebietes erforschen, er muß die Sprachbarrieren kennen, er muß wissen von welchen Kulturzentren die sprachlichen Neuerungen ausgehen, welche Richtung sie nehmen, er muß auch bei der völligen territorialen Umgestaltung, die jüngst erfolgt ist, sehr seinen Blick auf Unterschiede in der Sprache der verschiedenen Generationen richten. Daß Gerullis von allen diesen selbstverständlichen Forderungen bis auf ein paar spärliche Versuche zu Nr. VIII (S. 58 § 11 a) und X auch nichts beachtet hat, zeigt doch, wie wenig er sich über Dialektaufnahmen im Klaren gewesen ist. Er hat sie, wie er selbst sagt, an Ort und Stelle gemacht. Er hätte bei gehöriger Vorsicht die gleichen Ergebnisse auch bei seinen lit. Studenten in Leipzig erzielen können. Seine Reisen nach Litauen waren bei dieser Art von Aufnahmen nicht notwendig. Aber wichtig wäre bei seinem Aufenthalt doch gewesen, seine Darstellung der Mundarten überall dort, wo die Texte nicht ausreichen, zu ergänzen. Das ist kaum geschehen. Sätze wie diesen S. 58 § 6 „für schriftlit. *ja* haben wir nur Belege, wo *ja* betont ist“, sollte man in seinem Werke nicht finden. Für ganz besonders wichtig halte ich doch die schon mehrfach berührte Frage der Mehrsprachigkeit der betreffenden Dialektgebiete. Wer wie GERULLIS mit einer geschickt ausgedachten phonetischen Transkription die feinsten klanglichen Unterschiede der lit. Sprache aufnehmen will, muß sich doch bewußt sein, daß das bei den vielen Litauern, die von Hause aus mehrsprachig sind, recht schwierig ist. Denn man weiß nie recht bei ihnen, wie weit das Slavische auf ihre lit. Aussprache gewirkt hat. Wichtig in der Mundartenforschung sind auch die sprachlichen Relikte. Gerade diesen nachzugehen, ihre Begrenzung zu bestimmen und eine Erklärung zu suchen, ist eine besonders reizvolle Aufgabe. Auch hierfür bietet GERULLIS nicht mehr, als daß er bei den einzelnen Dialekten gelegentlich unter dem nichtssagenden Stichwort „Einzelheiten“ oder „Ausnahmen“ ein paar Wörter bucht.

Muß ich ihm also den Vorwurf machen, daß gerade dieser wichtige Abschnitt fehlt, der von Rechts wegen jeder eigentlichen mundartlichen Aufzeichnung vorhergehen muß, so kann ich auch Art und Methode, die er angewandt hat, nicht immer ohne weiteres billigen. GERULLIS setzt dem BARANOWSKISCHEN Text regelmäßig die vermeintlich richtige Mundart, die er seinem Gewährsmann abgehört hat, gegenüber. Sie weicht manchmal nicht unbeträchtlich ab. Damit zeigt GERULLIS' Editorentätigkeit ein Doppelgesicht. Während er bei den altlit. Texten, wie wir sahen, sklavisches am Buchstaben klebte, auch da, wo der Text unverständlich war, schaltet er bei der Herausgabe der Mundarten völlig frei. Das ist psychologisch begreiflich. Bei der Bearbeitung alt.

Texte ist eine Kenntnis der grammatischen Eigentümlichkeiten des betreffenden Autors unbedingte Voraussetzung. Der Editor ist bei den mangelhaften Vorarbeiten ganz auf sich allein gestellt. Bei mundartlichen Texten fällt diese Vorbedingung fort. Hier genügen die Gewährsleute als Autorität.

Für Nr. IX (R. 3) gibt GERULLIS selbst zu, daß sich BARANOWSKIS Text mit dem seinigen mundartlich nicht genau deckt. Sonst ist eine solche Einschränkung nicht gemacht. Das Resultat ist nun für BARANOWSKI nicht sehr ehrenvoll. Fast immer lautet das Ergebnis: BARANOWSKI hat schlecht aufgezeichnet. Ich habe inzwischen selbst einen größeren Teil Litauens kennen gelernt und weiß, daß ihm außerhalb des Ostlit. namentlich bei der Wiedergabe der Endsilben nicht immer zu trauen ist. Insofern könnte GERULLIS mit seiner Ansicht im Recht sein. Aber er wie BŪGA geben selbst zu, daß BARANOWSKI seine Heimatmundart R. 4 ausgezeichnet verstanden habe. Vergleichen wir aber seinen mundartlichen Text mit dem von GERULLIS' Gewährsleuten, so finden wir wieder das gleiche Bild: Die Texte stimmen nicht zueinander. Dabei handelt es sich nicht etwa um eine ungenügende Aufzeichnung phonetischer Feinheiten seitens BARANOWSKIS, sondern die Abweichungen sind viel größer. GERULLIS hat natürlich die Gefahr erkannt, die hierbei seine ganze Methode trifft. Er meint daher, daß die Mundart von Anykščiai „gerade einen Sprung macht“. und weist auch darauf hin, daß die dortige Sprache in den Generationen kleine Verschiebungen aufweist. Den Nachweis zu führen, wäre sehr verdienstlich gewesen. Er beruft sich aber nur darauf, daß sich zwei Mundarten von Südosten und Südwesten an die Stadt heranschieben, was bisher nicht unbekannt war, und hofft, daß „die Briefe WEBERS an BARANOWSKI das Rätsel lösen“.

Was er mit den Briefen WEBERS an BARANOWSKI meint, ist mir nicht recht klar. Ich kannte bisher nur Briefe BARANOWSKIS an WEBER, die Eigentum des Baltischen Instituts der Universität Leipzig sind, ihm also als Direktor dieses Instituts jederzeit zur Verfügung stehen. Ich habe mich daher an HUGO WEBERS Sohn, Dr. ERNST WEBER gewandt, der mit seinem Bruder Leo eine Lebensbeschreibung seines Vaters herausgegeben hat. Er wußte nichts von Briefen seines Vaters an BARANOWSKI, die irgendwo gesammelt und herausgegeben sind. Es liegt wohl also doch nichts weiter als eine Verschreibung von GERULLIS vor. Sollte das der Fall sein, so muß ich mit aller Reserve doch mein starkes Befremden über GERULLIS' Meinung ausdrücken. Denn seine Hoffnung, gerade aus diesen Briefen das Rätsel zu lösen, müßte, wenn er sie genau kannte, doch vergeblich sein<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Woher weiß übrigens GERULLIS, daß „BARANOWSKI an einen Mann wie HUGO WEBER geriet, der ihn durch Lobhudeleien in seinen



Was nun für Nr. X (R 4) gilt, trifft in gewisser Weise auch für Nr. IV (Vž) zu. Ich habe später eine Reihe von lit. Geistlichen, die BARANOWSKI als Seminaristen Mundartenstoff geliefert haben, wenn ich ihrer habhaft werden konnte, aufgesucht. So war ich vom 4. bis 12. Oktober 1924 bei Jaruláitis, der damals Pfarrer in Papilė war. Ich bin mit ihm wiederholt seine Aufzeichnungen von damals genau durchgegangen und habe gerade in den Endungen manche Abweichungen von dem Text bei BARANOWSKI festgestellt. Aber sie stimmen nicht immer zu denen von GERULLIS' Text. Wenn es bei ihm z. B. gleich zu Anfang der Erzählung 26<sub>30</sub> *gimtīs* heißt und GERULLIS' Gewährsmann dafür *ie-βiškes* setzt, so verkennt er, daß das Wort *tėviškė* Jaruláitis völlig geläufig war. Wenn er also *gimtīs* wählte, so wollte er von seinem „Geburtsort“, nicht von seiner „Heimat“ sprechen. Wenn ich ferner GERULLIS' Bemerkung auf S. 5 richtig verstehe, so scheinen doch in irgendeiner Weise auch bei der Aufnahme von Jablonskis Schriftsprache Widersprüche vorhanden gewesen zu sein.

Ich kann bei diesen Voraussetzungen mit dem gleichen Recht wie GERULLIS für Nr. X auch überall dort, wo sich BARANOWSKIS Text mit dem von GERULLIS nicht deckt, behaupten, daß der jeweilige Dialekt „gerade einen Sprung macht“. Untersucht habe ich die Dinge so wenig wie er. Aber bei der starken Umschichtung, die nach dem Kriege eingetreten ist, könnte man mit solcher Möglichkeit überall rechnen. Aber damit sind die Gründe für die Abweichungen kaum erschöpft. Es geht kaum an, daß GERULLIS bei den feinen phonetischen Unterschieden, die er macht, BARANOWSKIS Versuchsperson, deren sprachliche Umgebung er nur annähernd kennt, mit seinem Gewährsmann gleichsetzt, der von einer ganz anderen sprachlichen Umwelt beeinflusst sein kann, auch räumlich, örtlich und zeitlich sich nicht unmittelbar mit BARANOWSKIS Erzähler deckt. Dabei müssen Abweichungen entstehen, selbst wenn BARANOWSKI viel genauer aufgenommen hätte. Ich halte daher GERULLIS' ganze Methode für nicht ausreichend. Er kann mit ihr jedenfalls nicht behaupten wollen, überall dort, wo er und BARANOWSKI abweichen, liegen Fehler von diesem vor. Ich glaube, es wäre viel verdienstlicher gewesen, er hätte uns eine Reihe selbstän-

---

Irrtümern bestärkte?“ Hat er diese „Lobhudeleien“ irgendwo gelesen? Wenn nicht, dann ist es um so schlimmer für ihn. Gewiß ist jeder, der Litauisch treibt, über Weber nicht sehr erfreut. Aber aus BARANOWSKIS Briefen an ihn kann niemand auf „Lobhudeleien“ schließen, und wer den Lebenslauf dieses stillen, ersten Gelehrten kennt, wird solche Behauptungen, die auf bloßen Vermutungen beruhen, glatt ablehnen. Er mag vielleicht manchmal seine ehrliche Bewunderung über BARANOWSKIS lit. Mundartenkenntnis ausgesprochen haben. Aber das berechtigt noch nicht, von „Lobhudelei“ zu reden.

diger Erzählungen mit aufgezeichnet, möglichst von verschiedenen Personen. Vielleicht wären auch dann kleine Unterschiede in der Aussprache zu beobachten gewesen.

Beanspruchen so GERULLIS' dialektische Aufzeichnungen weit mehr, als sie bieten können, so ist doch die phonetische Aufzeichnung als solche im ganzen als wohl gelungen zu nennen. Auch die Einschränkungen, die GERULLIS gelegentlich macht, wie S. XLVI, daß sein Ohr „für die Beurteilung des Mitteltons von Diphthongen abgesehen, wenig geeignet ist“, treffen in der Praxis nur manchmal zu. Das liegt doch wohl daran, daß er bei den Aufzeichnungen Nationallitauer zur Verfügung hatte, mit denen er die Aussprache seiner Gewährsleute im Zweifelsfalle kontrollierte. Wie weit diese Hilfe bei allen Mundarten geleistet ist, läßt sich leider aus dem Buche nicht erkennen. Daß gelegentlich in der phonetischen Wiedergabe einige Widersprüche vorhanden sind, will bei der schwierigen Transkription nicht viel besagen.

Ganz anders allerdings sind GERULLIS' Einleitungen zu den einzelnen Mundarten zu beurteilen. Sie bestehen nur aus Akzent- und Lautlehre. Die Formenlehre fehlt leider. Sie ist allerdings auch viel schwieriger aufzunehmen; denn aus den winzigen Dialektproben läßt sich oft nur wenig erschließen. Sie hätte sich nur aus Gesprächen mit den Gewährsleuten gewinnen lassen. Bei der Lautlehre ist das schon viel einfacher, ganz abgesehen davon, daß sich GERULLIS die ganze Darstellung allzu leicht gemacht hat. Er hat sich im wesentlichen dabei auf das Material beschränkt, das die Dialektproben ihm boten. Nur selten gibt er Wörter, die dort nicht vorhanden sind. Das könnte bewußte Absicht sein und wäre nicht weiter zu tadeln, wenn er wenigstens an den Stellen, wo das Material der Texte unzureichend ist, es durch eigene Sammlungen ersetzt hätte. Aber das ist nur ganz selten geschehen. Da sich bei einer Lautlehre so vieler Dialekte oft dieselben Kapitel wiederholen, so wäre es nicht unangebracht gewesen, wenn er seine Darstellung der einzelnen Mundarten hier gleichmäßig gestaltet hätte. Er hätte dann allerlei Fehler, die nun dastehen, leicht unterdrücken können. Die Fassung der einzelnen Regeln ist vielfach nicht scharf genug. Oft merkt man erst, nachdem man einen Abschnitt weiter gelesen hat, die Einschränkung, die gilt. Viel schlimmer ist, wie flüchtig mitunter die Regeln auf Grund eines ihm zufällig aufstoßenden Beispiels zusammengestellt sind. Die Gabe, sprachliche Tatsachen zu beobachten, und sie richtig einzuordnen, fehlt ihm ganz. Die Erfahrung bei der Durchsicht hat mich gelehrt, daß man keiner seiner Behauptungen ohne weiteres trauen darf, ohne sie am Material nachgeprüft zu haben. Kurzum, philologisch ist die Darstellung seiner Lautlehre vielfach ganz unbrauchbar. Zum Beweise meiner Behauptungen gehe ich die einzelnen Mundarten durch und führe die Dinge, die eine Bemerkung verdienen, an.

Nr. I (Schriftsprache) S. 7<sub>6</sub> ist die Betonung *gyvùs* statt *gývus* nicht schriftsprachlich, sondern mundartlich, vgl. darüber K. Z. LIII, 150 Anm. 3<sup>1</sup>). In dem JABLONSKISCHEN Text widersprechen sich 6<sub>14</sub> *bro·lùkai* und 6<sub>27</sub> *akmenukùs*. Nach meinen Erinnerungen spricht man in JABLONSKIS Heimat -ukas, z. B. *antùkai*. Betonungen wie 7<sub>3</sub> *pínklēs*, *netaiši·klíngai* usw. sind um Naumiestis nicht üblich. Ich habe selbst vom 23. bis 30. August 1925 in Miknaičiai in einem lit. Bauernhof nur wenige Minuten von JABLONSKIS Heimat gewohnt und kann nur sagen, daß hier *in* durchaus kurz ist und sich sehr deutlich von der Aussprache unterscheidet, die im Süden der Suvalkija im dzūkischen Sprachgebiet üblich ist. Gegen die Richtigkeit von 7<sub>29</sub> *dþiējuošē klā·šēšē* habe ich Bedenken.

Nr. III (Mundart ŽR.) S. 12 bemerkt GERULLIS sehr richtig, daß die Erzähler BARANOWSKIS nicht in der Wortwahl und Syntax die Mundart treffen. Der Grund ist für die Erzählung a) S. 18 sehr einfach, denn sie ist ein Auszug aus WOŁONCZEWSKIS Pasakojimas Antano Tretiniko. S. 13 § 4. Die Fassung der Regel: „Der Wortakzent wird in Mehrsilbern von der Endsilbe auf die erste zurückgezogen, wenn die Endsilbe schriftlit. ` oder ~ hat“, ist recht ungeschickt. Denn da GERULLIS ausdrücklich die schriftlit. Betonung zugrunde legt, wird es ihm recht schwer fallen abgesehen von *visái* u. ä. überhaupt Wörter zu finden, die schriftlit. nicht ` oder ~ betonen. Sehr merkwürdig ist die Anmerkung, daß „i, u, e, a unter altem Wortakzent wie im Schriftlit. behandelt werden in Anbetracht von 19<sub>2</sub> *sodā·gtomē*, 19<sub>6</sub> *dā·gī·i·s*, 17<sub>12</sub> *geřā·sñē*, 18<sub>4</sub> *solā·sø*, 17<sub>16</sub> *ā·bç·èn*, 18<sub>19</sub> *mū·štē*, das wenigstens S. 14 und S. 15 mit 17<sub>15</sub> *drabū·ž·ā·* unter Vokalismus erwähnt ist, gegenüber 18<sub>5</sub> *nøtu·pē*, 19<sub>12</sub> *sødeçē*, 20<sub>7</sub> *atsēlēkīē*, 20<sub>12</sub> *pøš<sup>u</sup>* u. a. Bei zurückgezogenem Wortakzent soll der neue auf kurzen Vokal als Kurzton, auf Diphthongen als Mittelton erscheinen. Wie damit 17<sub>6, 11</sub> *mā·m<sup>a</sup>* oder 17<sub>21, 22</sub> *þç·ndens<sup>1</sup>* gegenüber 17<sub>23</sub> *þç·ndā·ū·* in Einklang zu bringen ist, wird nicht gesagt. Auch über den Brechton in dem gleichen 20<sub>15</sub> *þç·ndeñ<sup>2</sup>* erfährt man nichts, wie denn die Darstellung des Brechtons, soweit sie jenseits der beschreibenden Phonetik liegt, vollkommen ungenügend ist. S. 14. Der Dativ *ī·ēß·ā·* soll aus *tėvui* entstanden sein, obwohl das Žemaitische zweifellos auf die idg. Sandhiform auf -ō weist. Unter dem Vokalismus wird kategorisch gelehrt: 1. Schriftlit. *i* > *e* . . auch in Diphthongen . . Ausnahmen: *īk* : *īk<sup>o</sup>*, *iš* : *iš*, *išgijēs* : *iščējēs*, also Einsilber und Praefixe.“ Wie sich dazu 18<sub>4</sub> *ī·ms<sup>o</sup>*, 19<sub>7</sub> *ī·iktā·*, 20<sub>11, 22</sub> *skçndī·nī·i·s*, 20<sub>11</sub> *iščēř·nk<sup>a</sup>*, 19<sub>8</sub> *i·sēdeçem·ē* verhalten, wird wieder nicht gesagt. § 2 „Schriftlit.

<sup>1</sup>) Vgl. auch aus Daukšas Postille Akk. Pl. 537<sub>30</sub> *givús*, Instr. Sg. 455<sub>27</sub> *givú* neben 134<sub>23</sub> *gívuoiu*.

<sup>2</sup>) Man beachte die schwankende Bezeichnung der Erweichung!

unbetontes *e* . . . bleibt vor Vorderzungenvokalen *e*, vor Hinterzungenvokalen wird es zu *a* . . ., bzw. wenn ein palataler Guttural (sic!) vorausgeht.“ Über 18<sub>30</sub> *kā·let<sup>a</sup>* erfährt man abermals nichts. Wozu außerdem der „palatale Guttural“ besonders aufgeführt ist, weiß ich nicht. Denn wie die Beispiele lehren, z. B. 17<sub>12</sub> *gerā·sn<sup>e</sup>* gegenüber 17<sub>4</sub> *čār·ā·* gilt auch die Stellung nach palatalem Guttural nur bei Hinterzungenvokalen. In dem gleichen Abschnitt über unbetontes *e* hat die Bemerkung nichts zu suchen: „In *tr<sub>u</sub>obā·l<sub>i</sub>ē = trobēlē(je)* liegt bekanntlich ein Suffix *al<sup>1)</sup>* vor.“ Das gleiche müßte dann auch für das nicht erwähnte 17<sub>11</sub> *tarbā·l<sub>i</sub>ēms* gegenüber 17<sub>10</sub> *zoikā·l<sub>i</sub>s* oder 18<sub>2,8</sub> *gru·dā·l<sub>i</sub>s* gelten. S. 15 § 4 „Schriftlit. *u* > *o* . . . Hierher gehört auch *kōd<sub>i</sub>·iēt* denn es geht auf *kudēl* (< *kodēl*) zurück, wie es in Naūmiestis, Serēdžius, Vilkỹskiai gesprochen wird.“ Eine solche Behauptung von einem lit. Dialektforscher ist geradezu unverständlich, zumal da GERULLIS die Mundart von Seredžius unten behandelt und auf S. 30 *kudē·* richtig aus der Vortonigkeit erklärt hat. Es ist eine Eigentümlichkeit eines großen Teiles der Suvalkija, unbetontes *o* zu *u* zu wandeln. Also ist dort *kudēl* ganz in Ordnung. Statt nun den Nachweis zu erbringen, der ihm nicht gelungen wäre, daß auch in ŽR. *o* zu *u* würde, behauptet GERULLIS einfach die Identität von *kōd<sub>i</sub>·iēt* in ŽR. und *kudēl* in der Suvalkija. Als Ausnahme von der Regel *u* > *o* nennt GERULLIS die Endung *us*. Es widersprechen 17<sub>4</sub> *βā·kēšk<sup>o</sup>s*, 17<sub>23</sub> *ku·tā·č<sup>o</sup>s* u. a. gegenüber gleichfalls unbetontem 17<sub>14</sub> *dā·tus*. Ebenso ist vor Nasal *u* in gleicher Weise wie oben *i* vor Nasal erhalten: 17<sub>10</sub> *sū·ŋk<sub>i</sub>·ā·*, was GERULLIS wieder übergeht. Als dialektwidrig wird u. a. 20<sub>1</sub> *pasku·l<sub>i</sub>ēn<sup>e</sup>* erwähnt. Jeder Zweifel daran wäre verstummt, wenn GERULLIS nur ein wenig der Wortbildung nachgegangen wäre. In *pasku* steckt aus Gründen, die ich Lit. Mund. I, 175f. ausgeführt habe und die durch nichts bisher erschüttert sind, der idg. Pronominalstamm *ku-*, der der Flexion der *u*-Stämme folgte. In den lit. *u*-Stämmen sind aber alte *u*- und *ū*-Stämme völlig vermischt, vgl. IF. 42, 294ff. Das übliche *paskutinis* ist also vom *ū*-Stamm, das žem. *paskūtinis* vom *ū*-Stamm gebildet, und die Länge ist daher völlig in Ordnung. Bei allen diesen Ungenauigkeiten bitte ich es mir nicht zu verargen, wenn ich § 6 an der Behauptung „*tuŗgo(je)* > *tō·rg<sup>u</sup>·uō<sup>o</sup>*“ solange Zweifel habe, bis nicht anderswo ein feminines *turgā* für *turģus* bekannt geworden ist. § 7. „Schriftlit. *ie* > *i* . . . Ausnahme: *niēkai: niēk<sub>i</sub>·ā·*“ Weiteres Material, wie 19<sub>6</sub> *sošēd<sup>o</sup>*, 19<sub>20</sub> *βiēšpats* und die Begründung dafür fehlt. Auch 17<sub>22</sub> *sošēzgrēb<sup>a</sup>* ist mit keinem Wort erwähnt, desgleichen 17<sub>24</sub> *suól<sup>s</sup>* gegenüber 17<sub>16</sub> *šōn<sub>i</sub>·l<sub>i</sub>s* oder 19<sub>6</sub> *dā·g<sub>i</sub>·i·s*. Ob § 10 *natā·im<sup>u</sup>* so ohne weiteres dialektwidrig ist, wage ich auf Grund

<sup>1)</sup> Diese Behauptung, die sich offenbar auf BEZZENBERGERS Bemerkungen BB 8, 102 Anm., KZ. 44, 301 bezieht, halte ich nicht einmal für absolut sicher.



von BEZZENBERGERS Ausführungen KZ. 44, 307, die ich in der Žemaitija in ähnlicher Regellosigkeit bestätigt gefunden habe, keine Entscheidung. Das bedarf einer sehr eingehenden Untersuchung für die gesamten žemaitischen Mundarten. Die Behauptung § 13 a „nur in der 3. Pers. Sg. Praes. und in der 2. Pers. Pl. (aller Tempora) wird die auslautende Kürze abgeworfen“ ist schon deshalb bedenklich, weil hier der 2. Plur. gegenüber der 1. Plur. eine Sonderstellung eingeräumt wird, die sie sonst nie besitzt. Die Texte selbst widersprechen mit 19<sub>18</sub> *čerdėj, ūōm* und 19<sub>27</sub> *čī·bā·n, ā·m*. Der BARANOWSKISCHE Text ist 18<sub>22</sub> *Aný jō pamātiuses* durch *āñ, ī· ān, š, n pamā·čōš's* wiedergegeben. Dabei liegt ganz augenscheinlich ein syntaktisches Mißverständnis von GERULLIS oder seinem Gewährsmann vor. Denn die Konstruktionen decken sich keineswegs. Das ungewöhnliche *pamatýti* mit dem Genitiv hat den Nebensinn „nach jemand hinblicken“ und regiert somit den solchen Verben zukommenden Genitiv des Zieles, während *pamatýti* mit Akkusativ einfach „jemand erblicken“ heißt. Daß sich BARANOWSKIS Text nicht genau dialektisch mit dem von GERULLIS' Gewährsmann deckt, lehrt u. a. die Behandlung von auslautendem a + Nasal, das bei BARANOWSKI zu einem Diphthong-ou wird, während bei GERULLIS der auslautende Nasal bleibt:

Mundart IV (Vž) S. 22. Hier erfahren wir zunächst eine Lehre über den lit. Akzent, die allem, was wir bisher davon wissen, ins Gesicht schlägt: „Beim Wortakzent herrscht, offenbar unter žemaitischem Einfluß, starke Neigung, ihn zurückzuziehen, und zwar von der schriftlit. oxytonierten kurztonigen bzw. dehntonigen Endsilbe auf die vorausgehende bzw. beim Nomen auf diejenige, die ihn im Akk. Sg. hat. Ist diese kurz, erhält sie den Kurzton, sonst den Mittelton.“ Darauf folgen ein paar Bemerkungen, die ohne Belang sind, und dann heißt es am Schluß des Abschnittes: „Ist die neuakzentuierte Silbe von Hause aus stoßtonig, so ist auch der neue Iktus unter Systemzwang stoßtonig. Ein Nebenakzent ist dann nicht wahrzunehmen: *vanduō* (Akk. *vándenī*) > *vā·ndūa*“. Die Formulierung ist für GERULLIS typisch. Erst wird behauptet, der zurückgezogene Akzent wird abgesehen auf Kürze Mittelton, und nach einer Weile erfährt man dann, daß bei von Hause aus stoßtonigen Silben eine Ausnahme besteht. Neu sind zwei Tatsachen, die mit einer verblüffenden Sicherheit ohne jedes Bedenken vorgetragen sind, 1. daß im Nomen der Akk. Sg. auch die Tonstelle für den Nominativ bestimmt, 2. daß der zurückgezogene Akzent in diesem Nominativ bei stoßtoniger Wurzelsilbe gleichfalls Stoßton ist. Beide Erscheinungen stehen einzigartig in der lit. Grammatik da. Fragt man nach dem Material, auf Grund dessen GERULLIS solche schwerwiegenden Entscheidungen fällt, so ist es das einzige *vā·ndūa*. 28<sub>11</sub> *lū·nais*, dessen ū stoßtonig ist und zurückgezogenen Akzent hat, hätte ihn schon eines besseren belehren können. In Wirklichkeit hat GERULLIS diese ganze Lehre auf Grund des einen von ihm völlig falsch beurteilten *vā·ndūa*

aufgestellt. Aus DAUKŠAS Postille hätte er ersehen können, daß *vanduo* mundartlich Wurzelbetonung hat, vgl. auch BŪGA, Žod. XXIX Anm. 5. Ich führe an N. Sg. *vánduo* (179<sub>27</sub> 264<sub>44</sub> 361<sub>46</sub>) Gen. Sg. *vándenes* (196<sub>6</sub> 227<sub>83</sub> 252<sub>29</sub> 255<sub>10</sub> 264<sub>43</sub> 271<sub>48</sub> 424<sub>17</sub> 429<sub>11</sub> 452<sub>32</sub> 462<sub>36</sub> 476<sub>22</sub> 570<sub>4</sub> 579<sub>36</sub>), dazu mit Übergang von *-es* > *-ias* 481<sub>17</sub> *vándenias* und mit eindeutiger Doppelbetonung 269<sub>32</sub> *vádēnes*; Instr. Sg. *vándenimi* (23<sub>37</sub>, 41, 52 28<sub>54</sub> 29<sub>9</sub> 120<sub>46</sub> 458<sub>44</sub> 481<sub>18</sub>) G. Plur. *vándenu* (82<sub>10</sub> 149<sub>34</sub> 253<sub>48</sub> 258<sub>16</sub> 288<sub>31</sub> 594<sub>18</sub>), Instr. Pl. *vándenimis* (339<sub>3</sub>), Lok. Plur *vándenise* (379<sub>37</sub>). Sehe ich von den zweideutigen Formen mit Doppelakzent ab, so widersprechen nur: G. Sg. *vandenés* (118<sub>6</sub>), *vandenésp* (579<sub>40</sub>), Lok. Sg. *vandeniie* (140<sub>13</sub> 307<sub>1</sub>) und die kaum richtigen 271<sub>50</sub> *vandēnie* und 139<sub>12</sub> *vandēniū*.

*Vanduō* fällt aus der Flexion der sogenannten *n*-Stämme, wie ich anderswo gezeigt habe, völlig heraus. Diese Ausnahmestellung wird nur dann verständlich, wenn man *vanduo* auf \**vandōr* zurückführt und in ihm alten *r/n*-Stamm sieht. Dazu paßt nun vorzüglich die Wurzelbetonung *vánduo*, sie stimmt genau zu dem serbokroat. Neutrum *dōba*, dem gleichfalls als ehemaligen *r/n*-Stamm, wie LOHMANN Zschr. 7, 376 ausgeführt hat, Wurzelbetonung zukommt. *Vánduo* hat seinerseits bei DAUKŠA auch *ákmuo* in seinen Bann gezogen, dem Wurzelbetonung von Hause aus schwerlich zukam<sup>1</sup>). Wie weit noch andere *men*-Stämme bei DAUKŠA ähnlich betonen, ist bei dem spärlichen Material schwer zu ersehen. Ich verweise aber noch auf 86<sub>37</sub> *sémenu* gegenüber 87<sub>38</sub> *semenū*, 604<sub>8</sub> *liémuo*, 603<sub>27</sub> *liēmenes* gegenüber 604<sub>27</sub> *liemenés*, 605<sub>29</sub> *liemeniés*, 603<sub>9</sub> 606<sub>51</sub> *liemeniie*. Dagegen fallen 209<sub>41</sub> 210<sub>3</sub> *piēmenes* 209<sub>43</sub> *piēmenimus* bei der Fülle von Gegenbeispielen kaum ernsthaft ins Gewicht. Es bleibt daher nur die Annahme übrig, daß *vándūa* in Vž die alte Betonung bewahrt hat, und man wird nun auch die ob. erwähnten βῆ-ndens aus ŽR hinzufügen müssen. BŪGA a. a. O. kennt die Stammbetonung auch aus seiner Heimat Dusetos als *úndo*, *únda*. Ich habe auf ähnliche Betonungen bereits Lit. Mund. II 408, 437, 452 u. a. hingewiesen. Es handelt sich dabei um die gleichen Dialektgebiete wie hier. Auch DAUKŠA paßt dazu.

Ein weiteres Beispiel alter Betonung wäre Gen. Sg. 27<sub>17</sub> *lí·çōs* und vielleicht 28<sub>2</sub> *añtrōs*. Auch dafür hat DAUKŠAS Postille Entsprechungen: N. Sg. fem. *ligi* (83<sub>29</sub> 87<sub>26</sub> 93<sub>40</sub> 216<sub>15</sub> 261<sub>27</sub>, 36 286<sub>38</sub> 408<sub>17</sub>) G. Sg. fem. *ligios* (80<sub>14</sub> 88<sub>37</sub> 261<sub>39</sub> 618<sub>19</sub>) *ligiosp* (94<sub>33</sub>), Akk. Pl. fem. *lig(i)es* (385<sub>41</sub> 429<sub>41</sub>). Nur 542<sub>27</sub> G. Sg. *ligiōs* weicht aus. Sehr häufig läßt sich auch bei DAUKŠA in dem viel gebrauchten *añtras* ein Gen. Sg. fem. die Betonung *añtrōs*<sup>2</sup>) neben *antrōs* nachweisen.

<sup>1</sup>) Da aber auch das Slav. (russ. *kámenb*, serb. *kāmên*) Anfangsbetonung hat, so könnte *ákmuo* alt sein.

<sup>2</sup>) Die Betonung G. Sg. fem. *antrōs* 26<sub>49</sub> 66<sub>33</sub> 68<sub>29</sub> 152<sub>17</sub> 155<sub>16</sub> 190<sub>44</sub> 197<sub>12</sub> 391<sub>24</sub> 534<sub>35</sub> 536<sub>35</sub>, *añtrōs* 8<sub>3</sub> 10<sub>41</sub> 23<sub>24</sub> 77<sub>11</sub> 86<sub>23</sub> 98<sub>23</sub> 102<sub>21</sub> 126<sub>39</sub>

S. 23 „In geschlossener Silbe bleibt *i*, *u* kurz: *tik*: *ĩk*<sup>6</sup>, *kailiũkas*: *kailiũks*“. Diese Formulierung ist wieder völlig unzureichend. Zunächst unterläßt GERULLIS hier wie überall (s. u.) eine Bestimmung des Begriffs „geschlossener Silbe“. Sie ist natürlich abhängig von der Art der Silbentrennung, und da GERULLIS hierüber bei E. HERMANN, Silbenbildung 309f. gehandelt hat, so glaube ich mich darauf berufen zu dürfen. GERULLIS gibt dort ohne weiteres die Schwierigkeit zu und bezeichnet als seine Aussprache: *pasilĩk/kti*, *šĩk/kti*, *ũž/daras*, *švėl/pyti*, *sā/pnas*, *sap/nũoti*, *nā/kti*, aber *nak/ktis*. Trotzdem bleibt es zweifelhaft, ob seine ostpreußische Aussprache stets zu der des Litauischen jenseits der Grenze stimmt. Immerhin gibt sie einen kleinen Anhaltspunkt. Es widersprechen sich nun: 28<sub>3</sub> *bišĩki*, 26<sub>23</sub> *mĩšĩlije*, aber 26<sub>7</sub> *abĩdri.skʷs* 27<sub>19</sub> *pũ.sfičũs*., 27<sub>9</sub> *ũ.gĩni* will ich nicht einmal ins Feld führen, da eine Silbentrennung *ũ/gĩni* denkbar wäre. Gar nichts erfahren wir über Betonungen wie 26<sub>23</sub> *atšĩ.tuĩpe*, 26<sub>8</sub> *geĩrā.sĩne*, 28<sub>3</sub> *diĩdā.sĩne* gegenüber 26<sub>18</sub> *sũsiĩgĩreibĩ*, 26<sub>12</sub> *abĩĩn*, 28<sub>11</sub> *abĩdeĩngĩs*, 27<sub>36</sub> *prāĩmĩnts*. Das Futurum 26<sub>24</sub> *sulĩĩsũ* wird wohl zurückgezogenen Akzent haben. § 1. *stó·bent* statt *stó·bĩnt* wird als sporadischer žemaitischer Lautwandel angesehen. Es liegt aber viel näher, darin die Fortsetzung von *stóviant* zu sehen, zumal auch sonst dieser Flexionswechsel in dieser Gegend nicht fremd ist. § 3. Unklar bleibt mir, was in dem Satze: „Schriftlit. *ia* und mundartliches *-ia* . . . wird nach palatalisierten Zischlauten und Vorderzungenvokalen > *e*“ „und Vorderzungenvokalen“ für einen Sinn haben soll. Auch die folgende Einschränkung: „Sonst bleibt es als *ā*“ (mit zwei Beispielen) ist alles andere als genau. Die weitere Bemerkung, *iau* sei „überall“ „*eu*“ geworden, wird glatt durch 27<sub>15, 18, 21, 25, 32</sub> *sō·džĩus* und das ständige *jũũ* widerlegt. S. 24 § 5 „Schriftlit. *ie*, *uo* vor und nach altem Wortton zu *e*, *o*“. Daß auch diese Regel wieder eine Einschränkung verlangt derart, daß *ie* und *uo* bei folgender kurzen Silbe erhalten bleiben, lehrt 27<sub>23</sub> *viĩt,ā*, das *ie* erhalten hat, obwohl es vor altem Wortakzent steht. § 9 a. Unbetontes *-o*, *-os* soll zu *-a*, *-as* geworden sein. Dazu kommt die Einschränkung, daß bei erst mundartlicher Akzentzurückziehung die Halblänge erhalten bleibt, aber bei fehlendem Nebenakzent die Länge vor *s* zu *o* gekürzt wird. Als Beispiel gilt 28<sub>2</sub> *anĩtros*, über das ich oben anders geurteilt habe; dazu kommt 27<sub>17</sub> *li·ĩĩĩs*. Bei meiner Erklärung ist der fehlende Nebenakzent sofort in Ordnung. Nur für den Instr. Plur. der *ā*-Stämme wird § 10 a bei Unbetontheit *-om* angenommen; aber es findet sich auch 28<sub>8</sub> im Lok. Sg. *viĩtĩ* und 26<sub>7</sub> in der 2. Plur. *ĩeĩĩ.nĩĩĩ*. Das Gesetz verlangt also wieder eine andere Formulierung. Welche, läßt sich bei dem widersprechenden geringen Material nicht genau sagen. Jedenfalls genügt nicht die Annahme, daß

138<sub>1</sub> 143<sub>32</sub> 154<sub>39</sub> 237<sub>11, 43</sub> 270<sub>3</sub> 271<sub>34</sub> 272<sub>14, 20</sub> 276<sub>13</sub> 280<sub>53</sub> 286<sub>24</sub> 295<sub>28, 42</sub>  
296<sub>7, 30</sub> u. a.



in den meisten Fällen  $\phi < \bar{o}$  erst nachträglich in den Auslaut getreten ist. Der Gegensatz in der Behandlung des Akk. Sg. zwischen 25, *lemeñ.tõrũ* oder 27<sub>10</sub> *vi.sa ná·uda* kommt nicht zur Sprache. Auch über die Bedingungen, unter denen in dieser Mundart Murnelvokale möglich sind, erfährt man nichts. Die Behauptung § 9<sup>b</sup>: „Schriftlit. auslautende unbetonte Kürze fällt ab“ gilt nur für den vokalischen Schluß. Unter den Gruppen, die dort weiter aufgezählt werden, fehlt N. Sg. fem. des Partizipiums Praeteriti 26, *abdrĩ.sk“s* und *apsikabĩ.nus* aus -usi. Wie weit in den Texten zwischen 27<sub>1</sub> *tõ·lĩ* und 27<sub>21</sub> *ñetõlĩ* bei der Intonation noch ein phonetischer Unterschied vernehmbar ist, wage ich nicht zu entscheiden.

Mundart V (Vp). Wie GERULLIS S. 29 ausführt, gehört der Text BARANOWSKIS einem schlechten Gewährsmann an, der zu Hause polnisch sprach. Insofern „täuschen die Proben aus Seredžius gegenüber den aus Veliuona eine Mundart mit eigenartigem Vokalismus und seltsamer Syntax vor.“ Leider verrät uns GERULLIS nicht, wo die „seltsame Syntax“, die durch das Polnische beeinflußt sein soll, zu finden ist. Sein eigener Gewährsmann weicht syntaktisch nur in folgenden Fällen ab. Er schreibt das poln. *alè*, wo BARANOWSKI *bèt* (!) sagt. Für BARANOWSKIS 33<sub>27</sub> *aplĩnk* „ungefähr“ bei Zahlen sagt er 33<sub>26</sub> *àpi*. Ernstlich ins Gewicht fällt nur BARANOWSKIS 33<sub>20</sub> *pripĩtta ž'āme*, wofür GERULLIS' Gewährsmann unpersönlich *pripĩtta žā·mũ*. sagt. Denn die beiden übrigen Abweichungen fallen zu Lasten von GERULLIS' Gewährsmann nämlich 33<sub>16</sub> *kunigũ·iksčũ*., wo GERULLIS fälschlich den allein möglichen Singular des Originals durch den Plural ersetzt, und 33<sub>21</sub> *ĩs to·lĩ*, wo BARANOWSKIS *ĩs ištõlĩ* viel besser stimmt. Wahrscheinlich ist versehentlich die zweite der aufeinander folgenden ähnlich klingenden Silben *ĩs* ausgefallen. Ich kann auf Grund dieser Nachprüfung nur wieder sagen, daß GERULLIS' Behauptung von einer „seltsamen Syntax“ durch seine eigene Gegenüberstellung widerlegt wird.

S. 30 § 1. Die Behauptung „dehntoniges schriftlit. *e* sowie *é* + *r, l, m, n* wird stets zu *æ* . . . Ausnahmen: *gčro* > *čã.ru* (nach palatalem Guttural)“ ist wieder ungenau. Denn sie gilt „nach palatalem Guttural“ nur bei folgendem Hinterzungenvokal, wie die Fälle 32<sub>18</sub> *zuĩkč·lis*, 32<sub>21</sub> *čč·rtĩ*, 33<sub>27</sub> *kč·leta* deutlich zeigen. Auch § 4 „Schriftlit. *ie* wird vortonig zu *e*“ ist in dieser allgemeinen Fassung schwerlich richtig, obwohl die Textproben bei ihrer Dürftigkeit scheinbar nicht widersprechen. Über die Entwicklung von *uo* sagt GERULLIS merkwürdigerweise nichts. Da aber *ie* und *uo* immer parallel gehen und 33<sub>8</sub> *nuoçĩ* 34<sub>19</sub> *łazduonà* vortoniges *uo* erhalten ist, so ist die Regel offenbar dahin abzuändern, wie er aus BARANOWSKI längst hätte ersehen können, daß *ie* und *uo* vortonig bei folgender kurzer Silbe bewahrt bleiben, vgl. ob. S. 523. Über auslautendes 'a, das erhalten bleibt, erfährt man nichts. Die Betonung 34<sub>6</sub> *ākmenu* (Gen. Plur.) bei BARANOWSKI möchte ich



nicht einfach durch *akmenū* ersetzt wissen. Dazu ist sie viel zu auffällig und stimmt genau zu meinen Ausführungen ob. S. 522. Sie lehrt mich wieder, daß sich die Mundart von BARANOWSKIS und GERULLIS' Gewährsmann nicht ohne weiteres deckt.

Mundart VI (R 1 ž). Die Formulierung der Akzentregeln ist z. T. ungenau, z. T. falsch. S. 36 (Mitte) erfahren wir, daß auf Längen und Diphthongen, die sekundär den Wortton erhalten, der Mittelton eintritt. Aber S. 37 (oben) kommt dann die Einschränkung, daß an Stelle des Mitteltons der Stoßton eintritt, wenn die betreffende Silbe aus einfacher Länge oder *ie, uo* besteht und von Hause aus stoßtonig ist. Als Beispiele werden angeführt 43<sub>33</sub> *stó·ge* und 44<sub>1</sub> *βien<sup>(v)</sup>*. Dazu kommen noch 43<sub>25</sub> 44<sub>24</sub>, <sup>31</sup> 45<sub>13</sub>, <sup>32</sup> *žmó·ñū* — darnach wohl auch 46<sub>12</sub> *žmó·g<sup>(v)</sup>s* — 43<sub>26</sub> *lí·geš*, 44<sub>31</sub> *či·βvlú*, 45<sub>15</sub> *tró·bu*. Diese Beispiele sind zwar nicht alle gleich, man wird das eine oder das andere auch als Bildung mit starrem Akzent<sup>1)</sup> erklären können, der sich öfter dialektisch neben beweglichem Ton findet, s. ob. S. 522. Für die Gesamtheit der Fälle wird es aber kaum angehen. Ich kann über die Richtigkeit der Angabe nicht urteilen. Sie verdient aber unbedingt nachgeprüft zu werden, da diese Akzentuation allem widerspricht, was wir sonst über den zurückgezogenen Akzent des Litauischen wissen. Der Satz: „Unter neuem Wortakzent bleiben alle Kürzen . . . kurz“ erfährt eine Einschränkung durch das widersprechende und unerwähnt gebliebene 42<sub>6,10</sub> *mā·m<sup>(v)</sup>*. Gar nicht will wieder das Material stimmen zu der Regel: „Der Mittelton steht regelmäßig auf sekundär gedehntem *i, u* in offener, nicht oxytonierter Silbe“. Dazu nehme man, was S. 37f. auch über den Akzent bei den etymologischen Kürzen *a, e, i, u* gesagt ist. Zu der offenen Silbe stimmt wieder nicht: 42<sub>10</sub> *abdrí·skvš<sup>(i)</sup>*, 42<sub>13</sub> *kí·šl<sup>(i)</sup>š*, 46<sub>15</sub> *mí·sl<sup>(i)</sup>i*. S. 38 Anm. I wird 45<sub>19</sub> *tegv<sup>(l)</sup>* als geschlossene Silbe gerechnet, aber 46<sub>16</sub> *βí·š*, das doch dann ähnlich zu beurteilen wäre, aber trotzdem seiner Regel widerspricht gegenüber 43<sub>4</sub> *l<sup>(i)</sup>k'*, kommt überhaupt nicht zur Sprache. Als Ausnahmen sind S. 38 43<sub>14</sub> *nūtvpē* und 44<sub>14</sub> *letūβū* richtig gebucht, aber nicht erklärt. Zwar sucht GERULLIS für das erste den Einfluß von *nū* < *nuō* geltend zu machen mit der in dieser Formulierung ganz unüberlegten Behauptung: „Einsilber werden ja nicht gedehnt: *sū ~ sū dū ~ dū ūž ~ ūž*.“ Zwei ganz verschiedene Erscheinungen sind dabei zusammengeworfen. Außerdem stimmen 44<sub>5</sub> *pří·beže*, auch 43<sub>2</sub> *ā·bçin'*, 45<sub>18</sub> *atā·ñes'* nicht gut zu seiner Behauptung. Es wäre gut gewesen, er hätte für diese Erscheinung an Ort und Stelle mehr Material gesammelt.

1) Eine Betonung N. Sg. f. *viena* läßt sich wieder für DAUKŠA nachweisen, namentlich im letzten Teil der Postille, z. B. Dat. Sg. m. *viēnam'* (186<sub>18</sub> 596<sub>24</sub>) *neviēnam'* (558<sub>45</sub>) N. Pl. m. *viēni* (548<sub>51</sub>) D. Plur. m. *neviēniemus* (526<sub>41</sub>) G. Sg. fem. *viēnos* (536<sub>34</sub> 542<sub>44</sub>, <sup>48</sup> 548<sub>47</sub> 605<sub>23</sub>).

S. 37f. § 1. Der Korrektur bedürftig ist wieder die Regel über die Behandlung von schriftlit. *e*. Es soll vor Vorderzungenvokalen unter altem Wortakzent zu *ä* werden, vor Hinterzungenvokalen meist als *a* erscheinen. Es widersprechen 43<sub>17</sub> *gruđä·le* und 46<sub>14</sub> *čár·s*. Unerwähnt bleibt, daß auch unbetontes *e* hinter Gutturalen und folgendem Hinterzungenvokal zu *a* wird: 42<sub>4</sub> *čáré·* (neben *čère*) 43<sub>23</sub> *čataži·ne*, 45<sub>3</sub> *čā-lāž<sup>(i)</sup>š*. Die weitere Behauptung: „Vor heterosyllabischem *i* wird jedes betonte *e* zu *a*“ ist wieder falsch; denn erstens lehrt 45<sub>10</sub> *atsikā·tdaβa*, daß der Begriff 'heterosyllabisch' dabei ganz gleichgültig ist, zweitens zeigt 43<sub>3</sub> *kaitā·l<sup>(i)</sup>š*, daß der Übergang auch vor *l* nicht ausgeschlossen ist. Auch die Regel § 3: „Schriftlit. *ia* ist nur im Inlaut erhalten . . . *pačiamē*“ *pačārn*.“ bedarf wegen 45<sub>34</sub> *tī·kēl<sup>(i)</sup>*, das nur *jō*-Flexion statt der sonstigen *i*-Flexion im Präsens haben kann, wieder der Einschränkung. § 4. N. Sg. *tó·* ist nicht aus *tojì* sondern aus *tóji* entstanden. S. 39 § 5. Bedenken habe ich zu der Formulierung der Regel: „Schriftlit. *-ju-* wird *iž*, wenn es unbetont ist“, weil sonst *ju* genau wie *u* behandelt wird und bei 45<sub>7</sub> *žvrék'* u. a. dieser Wandel nicht eingetreten ist. § 10 fehlt in dem Satze: „Auch schriftlit. *e*, soweit es auf urlit. *ē* zurückgeht, zu *i* wird“ hinter „während“ das Wort „auslautendes“. Außerdem muß es *i* heißen. S. 40 § 11. Was in dem Satze: „Unklar ist mir *tadvñ*“ *tadvñ* sein soll, weiß ich nicht, da es in den Texten nicht vorkommt. § 12 a *pakraščiūosē* kann nicht zu *pakraščūoš* werden, sondern geht auf *pakraščiūose* zurück, wie GERULLIS aus NIEMINEN, Der uridg. Ausgang *-āi* S. 114 hätte ersehen können. § 12b. Die Behauptung, „daß bei Präsentien auf *-iju* und *-auju* der ganze Singular gleich flektiert wird“, gilt für sämtliche abgeleiteten Verben, die vor dem *j* des Präsens langen Vokal haben, also auch für die auf *-úju*, *-ēju*, *-óju*. Auch primäre Verben, die vor *j* Diphthong oder langen Vokal haben, flektieren so. S. 41 § 12e. Die Behandlung von lit. unbetontem *-u* ist nicht besonders erwähnt und nur durch das angeführte Beispiel *svčī·ditu* zu erschließen. Es weicht aber ab 43<sub>30</sub> *krō·m<sup>u</sup>*. § 12f. „Auslautendes *ie* und *uo* gehen in *ē*, *o* über.“ Dazu stimmt nicht 43<sub>1</sub> *kòkīe*, *kvkīē*. Nach der Fassung: „Auch betonte (auslautende) Diphthonge können monophthongisiert werden und zwar in manchen Einsilbern . . . oder auch in Mehrsilbern, wenn daneben die Form mit zurückgezogenem Akzent gebraucht wird.“ sieht es so aus, als ob Diphthong im Auslaut, wenn er den Ton trägt, das übliche ist. In Wahrheit ist in den Texten bei *-ai*, *-ei* der Diphthong nur 46<sub>20</sub> in *jei* erhalten. 43<sub>1</sub> *kòkīe* ist sicher Druckfehler für *kòkīe*, ebenso 46<sub>20</sub> *nō·ř<sup>(i)</sup>* für *nó·ř<sup>(i)</sup>*. Bemerkenswert ist auch der Gegensatz in der Betonung zwischen 44<sub>11</sub> *anglōū·ns* und 45<sub>22</sub> *pežū·ns*.

Mundart VII (R 1 p) Wie schon erwähnt, fehlen dazu die Texte bei BARANOWSKI. Dankbar ist zu begrüßen, daß GERULLIS gerade aus Kulva einen Vergleichstext gewählt hat, und zwar hat er als Vorlage

das in MosVIDs Sammlung erhaltene Lied des Abraham Culvensis gewählt. Das Resultat dieses Vergleichs ist nicht weiter überraschend: „Es zeigt sich, daß MosVID, selbst wenn Culvensis nicht rein mundartlich schrieb, sein Lied stark überarbeitet haben muß.“ Hätte GERULLIS die gleiche Probe auf MosVIDs andere Mitarbeiter gemacht, die er in der Vorrede seiner Ausgabe XXIX ff. erwähnt hat, so wäre das Ergebnis das gleiche gewesen. Nur halte ich es nicht ohne weiteres für bewiesen, daß MosVID die Gedichte alle überarbeitet hat. Sie können alle in der gleichen Koine wie MosVID geschrieben haben, ohne daß für einen diese Schriftsprache mit der eigenen Mundart verwandt war. MosVID braucht nicht einmal der Erfinder dieser Koine gewesen zu sein. Denn da eine Art Kirchensprache schon vor ihm bestanden hat, so könnte er sie auch übernommen haben. Aber das bleibt nur Vermutung. Jedenfalls halte ich die Heimatbestimmung, die STANG von MosVIDs Sprache gegeben hat, für mißglückt, trotz der Zustimmung FRAENKELS. Ich hoffe darauf noch einmal ausführlicher zurückkommen zu können.

S. 48. Auch hier stimmt wieder die Lehre nicht, daß der Mittelton auf *i*, *u* nur in offener, nicht oxytonierter Silbe steht, wie 52<sub>14</sub> *kĩ.škis* 53<sub>12</sub> *pĩ.kta*, aber 52<sub>24</sub> *lĩçi* lehren. Über die z. T. widersprechenden Betonungen von 52<sub>22</sub> *sušĩ.grėbe*, aber 52<sub>17</sub> *abčina*, 52<sub>29</sub> *nūtupė*, 53<sub>1</sub> *sūcĩpė*, 53<sub>19</sub> *šventāsis*, 53<sub>26</sub> *šėkĩ*, 53<sub>16</sub> *lĩkĩ*, 53<sub>18</sub> *dĩdėšñis*, 52<sub>13</sub> *gerėšnė* erfährt man nichts. S. 49. Nach GERULLIS steht auf auslautender Länge sowie *ie*, *uo* in der Regel der geschnittene Dehnton, seltener der normale Dehnton. Prüft man das Material, das die Texte bieten, so ist es gerade umgekehrt; nur 53<sub>10</sub> *katrá·* und 52<sub>22</sub> 53<sub>2</sub> *ó·* haben den geschnittenen Dehnton, während sich sonst überall (in 11 Fällen) der normale Dehnton findet. § 2. Sehr auffällig ist die Akzentregel: „Schriftlit. *e*, *a* unterm Wortakzent wird dehntonig wie im Schriftlit., außer in der ersten Silbe eines Wortes, das mehr als zwei Silben enthält, sowie vor drei und mehr Konsonanten: *ādatos* : *ādatvs*, *kėpinti* : *kėpinĩ* . . und *lāksto* : *lāksta*.“ Daß sie in dieser Form einer starken Einschränkung bedarf, lehren wieder die von GERULLIS übergangenen und widersprechenden 52<sub>16</sub> *ā·štrvs* und 53<sub>8</sub> *ižgā·nima*. S. 50 § 3. Der Regel über den Wandel von schriftlit. *ē* und *é* + tautosyllabischem *r*, *l*, *m*, *n* stehen wieder entgegen die unerwähnt gelassenen<sup>1)</sup> 53<sub>11</sub> *gė·tbik̃*, 52<sub>7</sub> *mėrčā·ta*. § 5 Im Zweifel kann man sein, was hier und sonst GERULLIS mit Dehnton bzw. inhärierendem Dehnton“ meint. Es bestehen zwei Möglichkeiten. Da jede lange Silbe vor dem Akzent steigend ist, so ist phonetisch genommen jede lange Silbe vor dem Akzent dehntonig, auch wenn ihr etymologisch der Stoßton zukommt. Andererseits kann aber auch GERUL-

<sup>1)</sup> Die Entwicklungsreihe *dėl* > *dėt* (< \**dėtai* < \**dėtei*), die sich GERULLIS ebendort auf dem Papier zurecht konstruiert, ist ganz undenkbar. Darüber s. u. zu R 4.

LIS „mit inhärierendem Dehnton“ nicht den phonetischen, sondern den etymologischen Wert meinen. Da er keine Erklärung gibt, ist er sich des Doppelsinnes wohl kaum bewußt geworden. Ich würde bei seinem Kampf gegen die „Papiergrammatik“ von mir aus glauben, er meine den phonetischen Wert, aber das geht wegen S. 37 (oben) nicht an. Dort heißt es nämlich: „Längen und Diphthonge erhalten unter neuem Wortiktus den Mittelton, wenn ihnen der Dehnton inhäriert: . . . Bergen sie jedoch den Stoßton, so erhalten nur Diphthonge den Mittelton (*šiaudais* > *švū.des*) . . .“ Daraus kann ich nur entnehmen, daß er mit „inhärierendem Dehnton“ den etymologischen Wert meint. Dann stimmt aber hier nicht sein Beispiel *kailiniai* > *kailinėi*. BARANOWSKI hätte formuliert: *ai* > *ai* wenn *a* in dem Diphthong einmorig ist. § 7 a Schriftlit. betontes -*e* soll im Auslaut zu *i* geworden sein. Aber 52<sub>16</sub> *broli.ki* zeigt den gleichen Wandel auch in unbetonter Silbe. Also stimmt die Formulierung wieder nicht. § 7d. Der von GERULLIS angenommene Wandel von *kraūja* zu *krvū.ji* ist wahrscheinlich analogisch zu deuten, sicherlich gilt das § 7 e für *vālios* > *vā-lus* schon in Rücksicht darauf, daß -*jo* nur als -*jā* erscheint, obwohl das spärliche Material keine Entscheidung bringt. § 7 e. Die Begründung, warum in der 1. Plur. des Optativs das auslautende -*e* erhalten geblieben ist: 53<sub>16</sub> *gatē-tumē*, 53<sub>26</sub> *vā-iksčōtumē*, ist nicht gegeben. S. 51 § 8 führt GERULLIS *suñ.ki*<sup>1)</sup> fragend auf *suñkiai* zurück. Da sonst in der Mundart auslautende Diphthonge stets erhalten sind, so ist eine solche Ableitung undenkbar. Vielmehr ist *suñ.ki* das Neutrum = *sunkia*. Vgl. dazu aus ŠYRVIDS Punkt. II 123<sub>16</sub> den Direktiv *sunkian*. Es ist also wie *greit*, *greita* neben *greitai* zu beurteilen. Über den merkwürdigen Wandel von *o* > *uo* in 53<sub>1</sub> *kuōl* erfährt man nirgend etwas. S. 53<sub>21</sub> ist *piēβas* verdruckt für *diēβas*.

Mundart Nr. VIII (R 2) S. 55. Die Behauptung, daß *i*, *u* den Mittelton nur in offener Silbe des Inlauts erhalten, findet sich auch hier wieder trotz der Fülle von Gegenbeispielen wie 61<sub>6</sub> *aḃdri.skōš<sup>(6)</sup>*, 61<sub>8</sub> *kī.šk<sup>(6)</sup>š*, 61<sub>21</sub> *mī.slēi*, 62<sub>36</sub> *neḃmī.slējō*, 63<sub>7</sub> *pamī.slējō*, 65<sub>22</sub> *mī.slēi<sup>(2)</sup>*, 61<sub>27</sub> *jeñī.škū*, 62<sub>19</sub> *mī.skō*, 62<sub>28</sub> *pālī.tsējō*, 63<sub>20</sub> 64<sub>4</sub> *moteřī.škē*, 64<sub>6</sub> *ekī.-šl<sup>(6)</sup>*, 65<sub>22</sub> *tī.kra*, 65<sub>15</sub> *βī.s*, 62<sub>32</sub> *rū.blū*, 63<sub>14</sub> *ořmā.šī*. Über den Akzent in Fremdwörtern wie 62<sub>29</sub> *atsēsōřōs*, 63<sub>16</sub> *štrōpo* und über den nicht schriftlit. Mittelton in 61<sub>23</sub> *nū.toḃē*, 62<sub>27</sub> *nū.ḃede<sup>3)</sup>*, 64<sub>1</sub> *ū.žode<sup>3)</sup>*, 64<sub>4</sub> *ū.žemt<sup>(e)</sup>*, 61<sub>30</sub> 63<sub>8</sub> *nāpašī.seḃke<sup>4)</sup>*, 61<sub>16</sub> *sošī.gřeḃe*, 61<sub>29</sub> *pā-ḃoḃe*, 61<sub>11</sub> *ā-ḃōḃn*, 62<sub>36</sub>

<sup>1)</sup> Dafür ist doch wohl *suñ.ki* oder *suñ.ki* zu schreiben.

<sup>2)</sup> Wohl Druckfehler für *mī.slēi<sup>(6)</sup>*.

<sup>3)</sup> Diese Komposita mit *nū.-ū.ž-* lehnen, wie unberechtigt die bereits ob. S. 525 gerügte Ansicht ist, daß Einsilber nicht gedehnt werden.

<sup>4)</sup> Die Erweichung ist ungenau wiedergegeben, vgl. *nū.ḃede* aber *ū.žode* *nāpašī.seḃke* aber *nāpašī.seḃke*.



*nā·βoqō*, 61, *gerā·šne* erfährt man wieder nichts. S. 56. Die Regel, daß bei zurückgezogenem Akzent auf von Hause stoßtonigen Silben der Ton auf Diphthongen als Dehnton erscheint, ist richtig, er hätte aber das scheinbar widersprechende und ob. S. 521 von ihm falsch beurteilte 61<sub>17</sub> *βō·ndβa* (*βō·ndeβ*) als Gegenstück erwähnen müssen. *βā·nage* 61<sub>24</sub> neben *βanāge* ist völlig in Ordnung, da sich neben üblichem *vanagai* auch die Betonung *vānagai* findet. Wohl aber hätte in diesem Zusammenhang das scheinbar ausweichende 62<sub>10</sub> *ϕlēdžgā·l̃<sup>(v)</sup>* erwähnt werden müssen. § 2. Die Deutung des *o* statt *o* in *šōkē*, *tōkē*, die GERULLIS gleich hochlit. *šokio*, *tokio* setzt, ist falsch; denn die nordlit. und ostlit. Formen dieses Pronomens weisen auf Endbetonung *šokiō*, *tokiō*. Dann kommt alles in Ordnung. S. 57 § 3. Bei der Regel über den Wandel von schriftlit. *ē* vor Hinterzungenvokalen hätte auch *te* mit hinzugefügt werden müssen wegen 61<sub>6</sub> *ieŗbā·tem*, ebenso fehlt, daß *te* selbst vor Vorderzungenvokalen die gleiche Behandlung erfährt wie 61<sub>12</sub> *kaitā·l̃<sup>(v)</sup>š*. Unter Konsonantismus steht nichts davon. § 4. Bei dem Lautwandel von *i* > *ō* sind als Ausnahmen nur vermerkt offene Einsilber, zu denen GERULLIS merkwürdigerweise auch *iš* > *ēs* und 65<sub>22</sub> *ēm·s* rechnet. Das letzte hat sich wohl nach den sonstigen Formen des Futurs gerichtet. Es fehlen aber, von Fremdwörtern ganz zu schweigen, 60<sub>4</sub> *βai·kēšk<sup>(e)</sup>s*, 62<sub>34</sub> *atėdúod*, 63<sub>11</sub> *pektū·ma*, 64<sub>17</sub> *ī·š·mestė*. § 5. Aus *u*, das R 2 in gewissen Stellungen zu *o* wurde, soll wieder *ō* geworden sein, „wenn der vorausgehende oder der folgende Konsonant palatalisiert bzw. palatal ist“. Dazu führt er 61<sub>17</sub> *akmeñžk<sup>(e)</sup>s* und 61<sub>2</sub> *tōŗ·č<sup>(v)</sup>* < *turgė* an. Die stattliche Reihe widersprechender Beispiele wie 61<sub>1</sub> *apšėkabī·noš*, 61<sub>6</sub> *abdrī·skos<sup>(v)</sup>*, 61<sub>11</sub> *šōñes*, 61<sub>24·26</sub> *tōŗ<sup>(v)</sup>*, 62<sub>4</sub> *čėbōl̃<sup>(v)</sup>š*, 62<sub>10</sub> *ϕlēdžgā·l̃<sup>(v)</sup>*, 62<sub>15</sub> *ošejė·me*, 62<sub>17</sub> *ϕlēčō*, 63<sub>15</sub> *oždė·l̃*, 63<sub>16</sub> *ñėpi·kos<sup>(s)</sup>š*, 64<sub>16</sub> *ñātōŗ<sup>(v)</sup>*, 64<sub>22</sub> *oŗā·l̃<sup>(v)</sup>*, 65<sub>8</sub> *ñabū·βos<sup>(v)</sup>*, die GERULLIS' Regel in dieser Formulierung recht unwahrscheinlich machen, werden wieder mit keiner Silbe erwähnt. S. 58 § 6. In *pašėbō·βejem* soll *jo* unbetont zu *je* geworden sein. Das ist an und für sich sehr unwahrscheinlich, da z. B. unbetontes auslautendes *-jos*, das nicht so widerstandsfähig ist, nur zu *-jōs* geworden ist. Natürlich beruht *pašėbō·βejem* auf einer 3. Person *pašėbō·βeję*. § 9. In *βō·ndβa* soll der Stoßton sekundär sein, vgl. ob. S. 521ff. obwohl das nach dem, was er S. 56 über den Akzent sagt, ganz unmöglich ist. § 10. Bei der Behandlung von *en* vor Konsonanten kommt das abweichende 60<sub>6</sub> *elementō·ŗ<sup>(v)</sup>* nicht zur Sprache. Über Schwund von Mittelsilben, der R 2 eigentümlich ist, sucht man vergeblich ein Kapitel. S. 60 § 2 ist fälschlich *a*-Stamm statt *ā*-Stamm gedruckt. Daß *tōñ·gβe* auf *leñgviai* unmittelbar zurückgeht, ist nicht sehr wahrscheinlich. Auffällig ist im Text der Gegensatz in der Betonung zwischen 61<sub>11</sub> 64<sub>24</sub> *leiši·be* usw. und 61<sub>19</sub> *leiši·be*. Die Wörter 65<sub>2·19</sub> *móterė* und *móteris* sind nicht schriftlit. Für 65<sub>1</sub> *Ráuda* und 65<sub>29</sub> *tiņginę* wäre hochlit. wohl richtiger *raudà* und *tinginė* zu betonen.

Mundart Nr. IX (R 3) S. 67. Wie in den übrigen Mundarten behauptet GERULLIS auch hier wieder, daß der Mittelton nur für schriftlit. *i*, *ü*, *ē*, *ā* in offener, von Hause aus nicht oxytonierter Silbe möglich war trotz 72<sub>7</sub> *tš.kstə.*, 73<sub>1</sub> *abdrí.skvs.*, 73<sub>3</sub> *kjś.skjś.*, 73<sub>5</sub> *š.střč.s.*, 73<sub>16</sub> *mī.sli.jā*<sup>1)</sup>, 76<sub>23</sub> *mī.sli.jč*<sup>1)</sup>, 74<sub>12</sub> *mč.žna*, 74<sub>21</sub> *išmū.sķvm.*

Von den gleichfalls von der hochlit. Betonung abweichenden 73<sub>18</sub> *nū.tu.pæ.*, 76<sub>34</sub> *nū.miræ.*, 73<sub>11</sub> *sušī.greβæ.*, 75<sub>18</sub> *paršī.βežæ.*, 74<sub>24</sub> *atsī.lēpæ.*, 73<sub>2</sub> *čerē.snæ.* erfährt man wieder kein Wort. Auf der gleichen Seite ist unter den Beispielen von „kurztonigen Zweisilbern mit Länge bzw. Diphthong in der vorausgehenden Silbe“ auch *vanduō* > *uñ.do.* genannt, obwohl es gar nicht dahin gehört. Es widerspricht seiner dort gegebenen Regel 74<sub>22</sub> *sugrišma*, da es ja nur auf Endbetonung zurückgehen kann. S. 68 § 1. „Vor *t*, das dehntonig ist bzw. dem der Dehnton inhäriert wird *i* zu *ι*: *Tiltagaliū* zu *tūttagalū.*“ Nach dem, was wir ob. S. 527 ff. ausgeführt haben, durfte GERULLIS das einzige Beispiel, das er anführt, gar nicht nennen, da *tiltas* für seine Auffassung nur stoßtonig sein kann. Sieht man sein Material durch, so bleibt nur 73<sub>7</sub> *βit.kə.*, wo ebensowenig wie etwa im stoßtonigen 76<sub>33</sub> *ūtgał* das *i* verändert worden ist. GERULLIS' Regel, die er mit völliger Sicherheit wieder vorträgt, ist also nicht bloß völlig unbewiesen, sondern auch falsch. Bezeichnend ist auch, wie er fortfährt: „In anderen Stellungen geht *i* > *ü* über: *šiltas* > *šūt-tas*, *išmūškime* > *išmū.sķvm.*, aber die Bedingungen sind mir nicht klar.“ Er hätte bei solcher Formulierung an der 1. Hälfte der Regel starken Anstoß nehmen müssen. § 2 a. „Schriftlit. *e* und *ē* unterm Wortakzent in offener Silbe sind lautlich zusammengefallen, nur daß altes *ē* lang, altes *e* mittellang ist.“ Trotzdem schreibt GERULLIS 76<sub>30</sub> *kuničē.lis* statt *kuničē.lis*. Was außerdem bei der Regel die „offene Silbe“ zu tun hat, ist mir nicht ganz klar. Über die Geschichte von auslautendem *-e*, das durch 72<sub>3</sub> *tā-ta* und 74<sub>22</sub> *sugrišma* bestimmt wird, erfährt man nichts. § 2. Die Imperative auf *-k*, hinter denen bekanntlich ein *-i* abgefallen sein kann, behandelt GERULLIS je nach Bedarf in den einzelnen Mundarten bald so, als ob *-k* ein harter Konsonant — vgl. R 2 S. 57 *noṗōř.k*, R 3 S. 72 § 2 *nupīř.k* R 4 S. 81 *kalbé.k* — bald so, als ob es ein weicher Konsonant sei; vgl. R 3 S. 68 § 2 *a padē.k*, ohne daß jemals auf die gegensätzliche Behandlung verwiesen ist. Hier hätte nur eine genaue Untersuchung Klarheit schaffen können. Ich verweise auch auf die Bemerkungen BARANOWSKIS dazu (Lit. Mund. II, 21 f.), die sicher für einen Teil des Ostlitauischen richtig sind. Ganz unverständlich bleibt mir der Satz „In *prīēmē* > *prīēmæ.*<sup>2)</sup>, ist Syni.ese eingetreten“. Wie GERULLIS die Laute *prīē-* gesprochen wissen will,

<sup>1)</sup> Man beachte wieder den Gegensatz in der Wiedergabe der Erweichung bei beiden Wörtern.

<sup>2)</sup> Warum nicht wenigstens *prīē<sub>mæ</sub>.*

geht aus der unzureichenden Bezeichnung *i* nicht hervor. Ich würde annehmen, daß in diesem Falle *r* Silbenträger geworden oder wenigstens erweicht ist. Wahrscheinlicher ist mir aber fast, daß sich GERULLIS über den Begriff „Synizese“ nicht recht im Klaren ist. Denn S. 71 § 12<sup>b</sup> heißt es: In *patvoryjė* kann die Synizese nur langes *i* ergeben: *patβo.rĩ*. Hier spricht er abermals von Synizese, obwohl sie gar nicht vorhanden ist. S. 69 § 3. Die Regel, die als besonderer Abschnitt aufgeführt wird: „Oxytoniert bleibt jedes *a*, *ia* erhalten“ kann leicht für *ia* mißverstanden werden, da auch nichtoxytoniert jedes *ia* erhalten bleibt. Sie wird erst verständlich, wenn man sie eng mit der vorhergehenden verbindet, wo *ia* unter Wortakzent behandelt ist (vgl. unten zu R 4). In den Texten ist 74<sub>26</sub> *lētũ.βei* gegenüber 75<sub>5</sub> *lētũβei* und 76<sub>32</sub> *išpažd.βo.* gegenüber 74<sub>6</sub> *ptaβasã.βo.* kaum in Ordnung.

Mundart Nr. X (R 4) S. 79. Falsch ist die Behauptung, daß „nur in Oxytonis mit Kurzton auf der letzten und inhärierendem Dehnton auf der vorletzten Silbe der Wortakzent als Mittelton auf die vorletzte zurückgezogen wird.“ Aus BARANOWSKIS Bemerkungen, die sehr zum Schaden seiner Darstellung für GERULLIS kaum vorhanden sind, hätte er längst ersehen können, daß dabei die Frage, ob Dehnton oder Stoßton, völlig gleichgültig ist. Nur werden Beispiele mit Stoßton an und für sich ungleich seltener belegt sein. Aus seinem Material läßt sich seine Regel widerlegen durch 90<sub>25</sub> *sót.ũs* dessen Akk. Sg. ostlit. *sótu* lautet. Der Mittelton soll sich auf sekundär gedehntem *i*, *u*, *e*, *a* nur wieder in offener Silbe finden trotz der zahlreichen Beispiele, die widersprechen, vgl. 85<sub>28</sub> *šĩ.škũ.m*, 85<sub>11</sub> *mĩ.škũ.<sup>1)</sup>*, 87<sub>8, 34</sub> *mĩ.šku.<sup>1)</sup>*, 88<sub>19</sub> *ĩe.mĩ.šlĩ.jĩ.s*, 92<sub>8</sub> *abdrĩ.skvs*, 92<sub>10</sub> *kĩ.škĩs*, 86<sub>37</sub> *dũ.gñd.*, 87<sub>3</sub> *βo.βscrũ.šku.*, 87<sub>28</sub> *mũ.šmĩre.s*, 88<sub>5</sub> *dainũ.škũs*, 87<sub>11</sub> *jė.gla.m*, 87<sub>24</sub> *lė.pšei*, 88<sub>12</sub> *jė.šlĩ*, 92<sub>5</sub> *tũ.kstũ.*, 92<sub>12</sub> *ĩ.štru.s*. Auch über die dem Schriftlit. in der Betonung widersprechenden 90<sub>7</sub> *didė.šnĩ.*, 92<sub>9</sub> *gerė.snė*, 88<sub>24</sub> *palĩ.kt.*, 89<sub>16</sub> *ĩ.šnĩ.kta*, 90<sub>27</sub> *bešĩ.kalbunt*, 91<sub>4</sub> *pašĩ.e.mė.*, 92<sub>18</sub> *susi.grė.bė* gegenüber 92<sub>25</sub> *nũtu.pė* ist nichts gesagt. S. 81 § 1 a. Die Regel über *e* unter Wortakzent bedarf sicher einer anderen Formulierung. Denn es heißt nicht nur 92<sub>4</sub> *merčũ.ta.*, sondern auch 92<sub>8</sub> *ĩerbũ.ta.m* gegenüber 85<sub>26</sub> *kė.lũ.s*, 85<sub>28</sub> *šakė.ta.m*, 87<sub>3</sub> *lėikė.ta.s*, 87<sub>21</sub> *kupkė.lėi*. S. 81 § 2. Die Regel: „Schriftlit. *a*, *ia* bleibt nur unbetont bestehen, betont schwankt es zwischen *ɑ*, *ˆɑ* und *ā*, *ˆā*: *ā* > *ā.š*, *ā.kĩ* > *ā.kĩ* usw., ist wieder falsch formuliert. Auf S. 87 stehen nicht weniger als 10 *čã* untereinander, die sämtlich den Ton tragen und trotzdem ihr *ā* bewahrt haben. Dazu kommen 86<sub>13</sub> *bat*, *kad* (7 mal), 90<sub>6</sub> *katrã*, 85<sub>8</sub> *kã* GERULLIS' Lautgesetz wird noch verworrenere durch den ganz überflüssigen Zusatz S. 82: „In Endsilben ist jedes *a*, *ia* unterm Iktus erhalten *arbã* : *arbã*, *giriã* : *gĩrã*“, als ob im Litauischen eine durch den

<sup>1)</sup> Man beachte wieder die abweichende Erweichung.

Stoßton im Auslaut gekürzte Länge durch denselben Stoßton nachträglich wieder gedehnt werden könnte<sup>1)</sup>. Zwar könnte man *čâ* usw. hier einreihen, aber das geht wieder nicht wegen des gleichfalls einsilbigen *âš* > *ǰ.š*. Noch viel befremdlicher wirkt die ganze Formulierung, wenn man aus R 5 S. 96 § 3 hinzunimmt: „In Endsilben bleibt das *a* auch unterm Iktus erhalten . . . und selbstverständlich in Einsilbern: *âš*, *kâd*.“ Als GERULLIS das „selbstverständlich“ niederschrieb, war er sich offenbar nicht mehr der Fassung der Regel in R 4 bewußt, wo er *âš* durch den Iktus zu *ǰ.š* besonders anmerkte. Wie einfach ist doch die Formulierung bei BARANOWSKI: „Zweimoriges (halblanges) *a* wird zu *o*.“ Dann hätte wegen *ôš* (*ǰ.š*) nur noch bemerkt zu werden brauchen, daß sich in R 4 vom Personalpronomen der 1. Person nur die betonte Form durchgesetzt hat. S. 82 § 5 die Behauptung dehnbares *uo* erscheint im Auslaut als *u*: *nuô* zu *nô*. erfährt durch 88<sub>23</sub> *nû* eine Beschränkung. S. 83 § 8. Zu GERULLIS' Auffassung des Begriffs „inhärierender Dehnton“ stimmen wieder nicht 85<sub>22</sub> *tužai*. und 86<sub>1</sub> *ñenoudi ngu*. Es lag auch hier kein Grund vor, von der richtigen Formulierung bei BARANOWSKI „zweimorig“ („halblang“) abzuweichen. § 9. *pušini* 87<sub>13</sub> wird von GERULLIS als Lokativ bezeichnet. Es entspricht im BARANOWSKISCHEN Text *pušyni*. Das zeigt, daß er die Vorlage syntaktisch wieder mißverstanden hat. BARANOWSKIS *pušyni* kann wegen der Endbetonung nur Instr. Sg. vom femininen *pušyne* sein, nicht aber Lok. Sg. vom maskulinen *pušynas*, wie es GERULLIS will, denn dagegen spricht der Akzent. Über die syntaktische Konstruktion habe ich Lit. Mund. II, 67 gehandelt unter Hinweis auf das charakteristische Beispiel: *pievos, palúnām ajrai žaluoja*. Vgl. dazu auch FRAENKEL Lit. Kussyntax 192. Im § 11a st die 3. Person Präs. *jěšti* als Infinitiv notiert worden, und zwar soll sie beweisen, daß die sonst stets abgefallene oder geflüsterte Infinitivendung *-i* ganz selten auch den vollen Vokal erhalten hat. Das hätte allein schon auf das Versehen aufmerksam machen müssen. S. 84 § 2 hätte zu *lě.pšei* auch 87<sub>36</sub> *suglě.bi* genannt werden können. § 4. Bei den Wörtern mit Vorschlagsvokal fehlt das merkwürdige 92<sub>27</sub> *jâ*. < *ô*. Beruht das auf Satzsandhi, da *ničkai* vorausgeht? In den Texten mache ich auf den Gegensatz 87<sub>36</sub> *saǰ.iñi*, 88<sub>27</sub> *dǰ.iktus*, 88<sub>28</sub> *datǰ.idi.s*, aber 90<sub>15</sub> *ǰǰ.ikščā.damas* statt *ǰǰ.ik*-aufmerksam, da es nach der Bemerkung zu R 5 S. 95 abweicht. Ebenso wenig stimmen 89<sub>3</sub> *bežû.s* und 89<sub>13</sub> *nušminû.s* zueinander, 90<sub>33</sub> *bažni.čān* wird Druckfehler sein. Auch 92<sub>24</sub> *jimšv* ist bei zurückgezogenem Akzent gegenüber 92<sub>1</sub> *nupir.kšv* u. a. auffällig.

Mundart Nr. XI (R 5) S. 91. Die Behauptung, daß der Mittelton für schriftlit. *ì*, *û*, *ē*, *ā* in offener nicht oxytonierter Silbe erscheint,

<sup>1)</sup> Genau die gleiche seltsame Formulierung gibt GERULLIS zu R 3 S. 69 § 3. Vgl. auch ob. S. 531.



ist im Hinblick auf: 101<sub>5</sub> *l̃s.kst̃o.*, 104<sub>9</sub> *ñs.kli.*, 105<sub>25</sub> *m̃s.žna*, 101<sub>13</sub> *š̃s.stru.s*, 104<sub>23</sub> *dr̃s.sk̃o.*, 102<sub>9</sub> *ṽs.sk̃u.*, 104<sub>6</sub> *sṽt̃r̃š̃.s̃k̃i.ī.*, 103<sub>12</sub> *ž̃ē.dnas*, 104<sub>35</sub> 105<sub>5, 9, 28</sub> *ž̃ē.s̃ti<sup>1)</sup>*; 101<sub>9</sub> *abdr̃i.skvs*, 103<sub>12</sub> *m̃i.s̃li.tu.*, 104<sub>5</sub> *s̃li.pru.s*, 105<sub>15</sub> *p̃i.kt̃o.s*, 105<sub>19</sub> *īi.gras* etwas eigentümlich. Auch die Erwähnung der vom hochlit. abweichenden Betonungen 101<sub>10</sub> *ger̃d̃.sña.*, 104<sub>2</sub> *bais̃ē.s̃ñi.s* u. ä. 101<sub>19</sub> *suš̃i.gr̃e.b̃a.*, 101<sub>26</sub> *ñū.tu.p̃a.*, 101<sub>27</sub> *s̃ū.ci.p̃a.* ist wieder unterblieben. S. 95 § 1. Die Regel: „Schriftlit. *i* zwischen *š* und hartem *t* wird zu *ū*: *šilt̃ēsne* > *šilt̃ā.sña.*“ ist rein auf dem einen Beispiel aufgebaut. Der Übergang zu *ū* hat eine viel größere Verbreitung. Ich erinnere mich z. B. auch *žiubur̃ys* für *žibur̃ys* gehört zu haben. S. 96 § 2 a ist die Bemerkung: „Unbetontes *e* klingt wie im Schriftlitauischen“ von GERULLIS' phonetischem Standpunkt aus, den er doch leidenschaftlich vertritt, nicht zulässig. § 2 b. Völlig widerspruchsvoll ist mir folgende Formulierung: „Schriftlit. betontes *e* bleibt *eim̃e*: *aim̃e* . . . dem widerspricht nicht *p̃j̃ausme* > *p̃j̃a.usma*, *atrasme* > *atrasm̃a*, denn das Reflexiv *p̃j̃a.usm̃a.s*, > *atrasm̃a.s* zeigt, daß altes *ē* vorliegt.“ Lit. *p̃j̃ausme* konnte GERULLIS aus dem Spiele lassen, da es ja für seine Regel, die nur von betontem *e* handelt, nicht in Betracht kommt. Fest steht doch soviel, daß sowohl in *eim̃e*, als auch in *atrasme* die betonte Endung der 1. Plur. auf *me* vorliegt. Was zwischen den beiden für ein Unterschied sein soll, weiß ich nicht, höchstens doch der, daß *eim̃e* kein Reflexivum bildet. Etymologisch sind sie dennoch völlig gleich. Trotzdem sieht offenbar GERULLIS in *eim̃e* ein idg. *-me*, in *atrasme* ein idg. *-mē*, über deren Verhältnis zueinander er sich nicht weiter ausspricht. S. 97 § 3. Was versteht GERULLIS unter der Behauptung „*t̃msta* (ist dialektfremd) und analogisch falsch eingereiht“? Es kommt doch hier wie bei den anderen Mundarten, in denen er das Wort behandelt hat, stark die Erklärung mit in Frage, daß *am* + Konsonant in diesem Worte recht jung ist, da es zunächst auf *tamista* zurückgeht. § 4 und S. 100 § 2 soll *kōlei* zu *kōtai* geworden sein. Diese Behauptung ist in der Tat eine reine Konstruktion auf dem Papier, und sie lehrt mich, wie wenig GERULLIS manchmal auch phonetisch die lit. Mundarten erforscht hat. Allerdings ist *te* in R 5 zu *ta* geworden, aber niemals natürlich ein *lei*, das selbst erst auf *liai* zurückgeht. Er hätte das deutlich bei den Deminutiven auf *-elis* erkennen können, deren Nom. oder Instr. Plur. in R 5 stets auf *-lei*, *-leis*, niemals aber auf *-tei* (*-tai*), *-teis* (*-tais*) ausgeht. Die Erklärung von *kōtai* hätte er Lit. Mund. II, 192 finden können.

§ 6. Nach BARANOWSKI soll *ie* und *uo* auch unbetont in zweisilbigen Wörtern bleiben, falls eine kurze Silbe folgte. GERULLIS leugnet das und behauptet, jedes unbetonte *ie* und *uo* würde zu *e*. und *o*. Er meint, BARANOWSKI habe zwar richtig beobachtet, aber falsch interpretiert. Material dafür findet sich in den Texten begreiflicherweise nicht,

1) Die Erreichung ist wieder nicht gleichmäßig durchgeführt.

da trochäisch ausgehende, endbetonte Wörter zumeist in diesen ostlit. Mundarten den Akzent zurückziehen. Da aber GERULLIS auch sonst z. B. ob. S. 523 und 524 die gleiche Regel für *ie* und *uo* behauptet, während seine Texte für BARANOWSKI und gegen ihn sprechen, so bin ich hier und bei den anderen ostlit. Mundarten, wo sich aus dem Material gleichfalls nichts ergibt, doch sehr im Zweifel, ob GERULLIS im Recht ist. S. 98 § 7 die Richtigkeit der Regel: „Dehntoniges *ei* ist im Auslaut zu *-ai* geworden, falls kein Palatal vorausgeht“, kann ich nicht beurteilen, da es außer dem angeführten Beispiel kein weiteres in den Texten gibt. Freilich 104<sub>6</sub> *liñ·gbei* widerspricht nur scheinbar, da es Druckfehler für *liñ·gbei* (so 104<sub>12</sub>) sein muß. § 8. Daß schriftlit. *au*, *iau* unter Dehnton, oder, auch wenn er bloß inhäriert, zu *ou*, *ju* wird, stimmt wieder nicht wegen *joun's*. Die Formulierung „zweimoriges *au*“ wäre jedenfalls richtiger gewesen. S. 99 § 9: „*li·nai* < *tēnai* ist nach *li* < *tē* gebildet“. Diese Behauptung stellt GERULLIS nur für R 5 auf. Er wird sie auch für R 3 gelten lassen, wo er das Wort in diesem Sinne zwar nicht bespricht. Ich kann ihm aber auch darin wieder nicht beistimmen. Denn von diesem ostlit. *li·nai* ist nicht zu trennen *tinai* in žem. Texten, wie WILLENT 50<sub>1, 20</sub> 58<sub>23</sub> neben häufigerem *tenai*, oder DOWKONT. BRETKE schließe ich aus, weil dort auch sonst in offener Silbe *en* zu *in* werden konnte. Dieses *tinai* kann nur auf *ten* + *nai* beruhen. Die Behauptung, der Direktiv sei in R 5 durch den Lok. vertreten, mit dem er lautlich zusammengefallen sei, will ich hier ununtersucht lassen. Die Entscheidung ist aber viel schwieriger als das GERULLIS glaubt. Im Text ist 103<sub>17</sub> *paktá.usá*. statt *paktá.asá*. schwerlich in Ordnung. Wie schwer sich im ostlit. Schleifton und Stoßton auf langen Vokalen auseinanderhalten lassen, zeigt 102<sub>10</sub> *ši·βo.*, das zu BARANOWSKIS *sývo* stimmt. BŪGA kalb. 153 bemerkt aber ausdrücklich, daß dem Wort im Ostlit. der Stoßton zukomme. Ich habe daher auch zu einer Reihe anderer Betonungen berechnigte Bedenken, unterdrücke sie aber, da ich die Kontrolle nicht üben kann. Meine falsche Konjekturen zu 105<sub>19</sub> *neteisingal*, die GERULLIS S. 106 verzeichnet, habe ich Lit. Mund. II, 484 in den Nachträgen berichtigt.

Ich bin mit meinen Bemerkungen am Ende. Sie sind recht umfangreich geworden, sind aber bei weitem nicht erschöpft. Ich habe fast ausschließlich GERULLIS' eigenes Material sprechen lassen und damit seine Lautregeln oder ihre ungenügende Formulierung widerlegt. Wo das Material zu gering war, habe ich meine Einwände, auch wenn ich sie anderswo hätte stützen können, meist unterdrückt. Ich habe den Phonetiker GERULLIS wohl zu stiefmütterlich behandelt, weil sich die Aufnahmen hier nicht nachprüfen lassen. Das mag vielleicht ungerecht sein, weil die Phonetik noch seine stärkste Seite ist. Seine Ausführungen zu den Mundarten zeigen nicht nur eine ungewöhnliche Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit, sondern auch großen Mangel an sprachhistorischen

Kenntnissen. Ich habe mich schließlich schweren Herzens zu dem Standpunkt hindurchringen müssen, nichts zu glauben, ehe ich es nicht nachgeprüft habe, und oft ist das Material dazu zu spärlich. Daher sind seine Bemerkungen für grammatische Zwecke nur bei allergrößter Vorsicht zu verwerten. Aus BARANOWSKI, den er bewußt meidet, hätte er für seine Einführungen noch sehr viel lernen können. Daß auch Druckfehler in seinen Texten vorkommen, ist bei dem schweren Satz kaum zu vermeiden. So hat er z. B. S. 20<sub>6</sub> aus dem BARANOWSKISCHEN Text fast eine ganze Zeile ausgelassen und S. 73<sub>27</sub> wieder im BARANOWSKISCHEN Text die Silben zweier Wörter vertauscht. Ich hätte das mit keinem Worte erwähnt, wenn sich nicht GERULLIS S. 34 zu 33<sub>9</sub>, wo ich fälschlich *ir* statt *in* gedruckt habe, zu der boshaften Äußerung verstiegen hätte: „Dafür setzt SPECHT einen mir unverständlichen Satz *kitam apsirėdė ir mažos gėjus ir girėlės*.“

Zum Schluß muß ich noch meinen prinzipiellen Gegensatz zu GERULLIS hervorheben. Wir Indogermanisten sind gezwungen, bei jeder Sprache von der ältesten Überlieferung auszugehen. Die ist meist von Leuten aufgeschrieben, die von Phonetik usw. noch viel weniger als etwa LESKIEN verstanden haben. Wie fürchterlich müssen diese Texte in GERULLIS' Augen sein, und auf dieser Papiergrammatik bauen wir unsere Lehren auf! Nun ist es ein wirklicher, seltener Glücksfall, daß im Litauischen die älteste Überlieferung verhältnismäßig wenig von der noch heute gesprochenen Sprache abweicht. Die lit. Grammatik, wie sie in den Handbüchern dargestellt wird, beruht im wesentlichen auf den Aufzeichnungen SCHLEICHERS, KURSCHATs und dem Buche BEZZENBERGERS, zur Geschichte der lit. Sprache. Diese Werke sind mundartlich nicht einheitlich. Nur SCHLEICHERS Gewährsmann Kumutat bedient sich einer Mundart, die sich ungefähr mit dem Schriftlit. deckt. KURSCHAT war gebürtig aus Tilsit Niederung und sprach ein Litauisch, das schon vielfach zum Žemaitischen des Memellandes hinneigt. Sehr verschiedenartiger Herkunft sind die behandelten Texte bei BEZZENBERGER. Es ist vornehmlich das Žemaitische des Memellandes und die ostlit. Literatursprache der Reformierten. Auf Grund dieser Texte, die vor GERULLIS' Augen sicher nicht mehr Gnade als die übrigen finden, sind nun eine Fülle von Lautgesetzen aufgestellt worden. Sie müßten alle „auf Sand gebaut sein“, und es wäre sehr lehrreich zu erfahren, was seine lit. Dialektstudien bei einer ungleich feineren Verwendung der Phonetik für neue sprachliche Entdeckungen gebracht haben. Da sich GERULLIS' eigene Lehren, soweit sie neu sind, als falsch erwiesen haben, so wüßte ich wenigstens kaum etwas Nennenswertes anzuführen. Das ganze Werk leidet an einer maßlosen Überschätzung der rein beschreibenden Phonetik für die idg. Sprachwissenschaft.

Halle (Saale).

F. SPECHT.

S. PLATONOV Прошлое нашего севера. Очерки по истории колонизации Поморья. Berlin, Obelisk 1924, 8°, 107 S.

Wenn auch verspätet muß diese Veröffentlichung eines Meisters der russischen Geschichtsschreibung hier verzeichnet werden, weil darin Probleme behandelt werden, die auch für die Beurteilung der russischen Mundarten und ihres Verhältnisses zueinander von Bedeutung sind. Gleich das erste Kapitel behandelt die Frage von der Besiedlung des Nordens durch russische Bauern. Es wird festgestellt, daß der bäuerliche Charakter dieser Besiedlung eine späte Erscheinung ist, aus der Zeit, als Moskau das Novgoroder Bojarentum vernichtet hatte. Vorher sind bei der Besiedlung des Nordens die Bojaren tonangebend. Dieses Urteil kann nur bestätigt werden durch die Sprachforschung, die mit einer wikingischen Herrschicht im Norden rechnen muß. Für den Sprachforscher wichtig ist weiter bei PLATONOV die Feststellung einer alten Kolonisationsströmung von Novgorod zum Onega-See und zum *Vodla*-Fluß. Ich halte dieselbe für sehr alt, weil die *Vodla*-Namen nordischer Herkunft sind und den Russen ohne finnische Vermittlung zugegangen sind. Sehr gut wird dann bei PLATONOV die kolonisatorische Tätigkeit Novgorods einerseits und der Fürsten von Jaroslavl', Rostov und Kostroma andererseits geschildert. Die Grenze zwischen diesen beiden Einflusssphären entspricht etwa der Linie Beloozersk ~ Vologda ~ Suchona ~ Ustjug. Die engeren Beziehungen der Vologdaer Gegend zu den Fürstentümern an der oberen Wolga lassen sich auch durch Übereinstimmungen zwischen den Ortsnamen beider Gebiete beweisen, wie ich das Sitzungsberichte d. Preuß. Akad. 1931 S. 672 zu zeigen versucht habe. Die lehrreichen Ausführungen über das Erscheinen von Ausländern am Weißen Meer hätten erweitert werden können durch Berücksichtigung des Berichtes von Öththere, den der Verf. merkwürdigerweise nicht erwähnt, der aber Beziehungen zwischen Norwegen und der nördl. Dünamündung bereits zur Wikingerzeit erweist. Vgl. meine Ausführungen a. a. O. 652ff. und A. M. TALLGREN *Eurasia Septentrionalis Antiqua* VI 100 ff. Ausgezeichnet sind dann weiter die Erörterungen über die Einnahme von Vjatka, über den Anteil der Klöster an der Besiedlung des Nordens und über die Eroberung Sibiriens. Es fällt immer wieder auf, wie stark die Ergebnisse der Sprachwissenschaft zu diesen Ausführungen eines führenden Historikers stimmen, dessen Buch solideste Wissenschaftlichkeit mit glänzender Darstellungskunst vereinigt und man denkt mit Wehmut an das harte Los dieses Mannes, das ihm die Möglichkeit wissenschaftlicher Betätigung genommen und der russischen Forschung einen ihrer Führer vorenthält.

Berlin.

M. VASMER.



## Bei der Redaktion eingegangene Bücher.

- ANDERSON W. Der Schwank vom alten Hildebrand. Dorpat 1931, 8°, XIV + 330 S. + 4 Karten.
- ANDERSON W. Über P. Jensens Methode der vergleichenden Sagenforschung. Dorpat 1930, 8°, 48 S.
- Appell der kroat. Akademiker an die Kulturwelt, anlässlich der Ermordung von M. Sufflay. Agram, Croatia 1931, 8°, 32 S.
- Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen.* Jahrg. 86, Bd. 159 (N. F. Bd. 59) Nr. 3—4. Braunschweig, Westermann 1931, 8°, S. 161—320 + IV S. *Dasselbe.* Bd. 160 (N. F. Bd. 60) Nr. 1 und 2. Braunschweig, Westermann 1931, 8°, S. 1—160.
- Archiv f. Geschichte d. Philosophie.* Bd. 40 Nr. 1. Berlin, Heymanns 1931, 8°, 172 S.
- Archivum Philologicum* hgb. P. Skardžius. Bd. 2. Kowno, Universität 1931, 8°, 208 S.
- Bevölkerungskarte der Ober- und Niederlausitz* mit einem Aufsatz F. Burkhardt Der Rückgang des Wendentums. Langensalza, Beltz 1931, 8°, 9 S. + 2 Karten.
- BEZSONOV S. Kalužskij kupečeskij ampir. Kaluga, Gos. Obl. Muzej 1930, 8°, 36 S. + 9 Taf. (= Klassicism v Kalužskom graždanskom zodděstve Nr. 4.)
- Bibliologični Visti* 1930 Nr. 4. Kiew, Proletar 1931, 8°, 152 S.
- Biuletyn Polskiego Towarzystwa Językoznawczego.* Bd. 1 und 2. Krakau, Gebethner 1927 u. 1930, 8°, 87 + 148 S.
- BLOCH R. Verwandtschaftliche Beziehungen des sächsischen Adels zum russischen Fürstenhause im 11. Jahrh. Brackmann-Festschrift 1931 S. 185—206.
- BRACKMANN A. Die Anfänge der Slavenmission und die Renovatio Imperii d. J. 800. Sitzungsber. preuß. Akad. 1931, Nr. IX, 18 S.
- BRANDENSTEIN W. Die Siedlungsgeschichte des nördlichen Osttirols im Lichte der Ortsnamenforschung, Festschr. d. Deutschen Alpenvereins. Prag 1930 S. 229—245.
- Bratislava.* Časopis. Bd. 5, Nr. 2—3. Preßburg 1931, 8°, S. 181—552.
- BRAUN HANS, Deutsch-polnische Phraseologie. Schwierigere poln. Redewendungen in systematischer Ordnung. Leipzig, O. Holtze 1931, 8°, 409 S.
- BUBNOFF N. VON Kleine russische Sprachlehre mit Schlüssel. Heidelberg, Groos 1931, 8°, VIII + 216 + 50 S. (= Lehrbücher Gaspey-Otto-Sauer.)
- Byzantinisch-neugriechische Jahrbücher* Bd. 8, Nr. 3—4. Athen, Sakellarios 1931, 8°, S. 225—480.
- Byzantinoslavica* Bd. 3 Nr. 1. Prag, Slov. Ústav 1931, 8°, S. 1—283.
- COHEN M. Questionnaire linguistique, Teil 1, Abt. A und B. Paris, Comité Internat. permanent de linguistes. 1931, 8°.
- ČECHOV A. Neizdannyye písmá. Vorwort usw. von V. Nevskij, Je. Leitneker, K. Vinogradova, N.

- Gitovič, Moskau, Giz 1930, 240 S.  
8°. (= Muzej im. A. P. Čechova  
Nr. 1.)
- ČERNYŠEVSKIJ N. G. Literaturnoje  
nasledije Bd. 3: Piśma. hgb. von  
N. Aleksejev, N. Černyševskaja-  
Bystrova und L. Kamenev. Mos-  
kau, Giz 1930, XXXVI + 792 S.  
+ 1 Bild.
- DJAKONOV M. Skizzen zur Gesell-  
schafts- und Staatsordnung des  
alten Rußlands. Breslau, Prie-  
batsch 1931, 8°, X + 436 S. (= Bi-  
bliothek geschichtlicher Werke  
aus den Literaturen Osteuropas  
Nr. 6.)
- DJODJEFF St. Rythme et mesure  
dans la musique populaire bul-  
gare. Paris, Champion 1931, 8°,  
367 S. (= Travaux publ. par  
l'Institut d'études Slaves Bd. 12.)
- Dobryj Pastyr.* Jahrg. 1 Nr. 1—2.  
Przemyśl 1931, 8°, S. 1—160.
- Doklady Akademii Nauk SSSR*  
Serie B, Jahrg. 1931 Nr. 2—3.  
Leningrad 1931, 8°, S. 15—51.
- DOROSZEWSKI W. O naukowā trans-  
literację alfabetu rosyjskiego.  
Sprawozdania Tow. Naukow.  
Warszawskiego Bd. 23 (1930)  
Abt. 1 S. 1—11.
- Forschungen zur brandenburgischen  
u. preußischen Geschichte.* Bd. 44  
Nr. 1. München, Oldenbourg 1931,  
8°, S. 1—243.
- FRIEDL ANT. Kodex Jana z Jen-  
štojna, Prag, Emporium 1931, 8°,  
55 S. + 47 Abb.
- Germanoslavica.* Vierteljahrsschrift.  
Bd. 1 Nr. 1. Brünn, Rohrer 1931,  
8°, 160 S.
- Godišnik na Sofijskija Universitet*  
I. Istoriko-Filol. Fakultet. Bd. 27  
(1930—1931). Sofia 1931, 8°, 100  
+ 20 + 148 + 12 + 128 + 20 + 14  
+ 42 + 12 + 150 + 150 S.
- GORBUNOVA-POSADOVA E. Drug  
Tolstogo M. Al. Šmidt. Moskau,  
Tolstoj-Museum 1929, 8°, 112 S.
- GOTTLIEB E. A systematic tabulation  
of indo-european animal names.  
New York, Diss. 1931, 8°, 48 S.  
(Language Dissertations Nr. 11.)
- Grenzmärkische Heimatblätter* Bd. 7  
Nr. 2. Schneidemühl 1931, 8°,  
S. 67—144.
- GREWOLDS H. Die gotischen Kom-  
posita in ihrem Verhältnis zu  
denen der griech. Vorlage. Berlin,  
Diss. 1931, 8°, 37 S.
- HAMBRUCH P. Die Irrtümer und  
Phantasien des Herrn H. Wirth-  
Marburg. Lübeck 1931, 8°, 16 S.
- HERLITAS A. Angliškai-lietuviškas  
žodynas. Memel, Rytas 1931, 8°,  
XVI + 399 S.
- Indogermanische Forschungen.* Bd.  
49 Nr. 3. Berlin, W. de Gruyter  
1931, 8°, S. 169—352.
- Indogermanisches Jahrbuch* Bd. 15.  
Berlin, W. de Gruyter 1931, 8°,  
381 S.
- IVANOV JORDAN. Български Старини  
из Македонија. 2. Aufl. Sofia,  
Akad. 1931, 8° VII + 672 S.
- Izvestija Akademii Nauk SSSR*,  
Serie VII, 1931 Nr. 2—6. Lenin-  
grad 1931, 8°, S. 131—774.
- Jahrbuch des Wiener Ungarischen  
Historischen Instituts* Bd. 1. Bu-  
dapest 1931, 8°, 354 S.
- Jahrbücher für Kultur und Ge-  
schichte der Slaven.* N. F. Bd. 6  
Nr. 4. 1930, S. 417—532. Dasselbe  
N. F. Bd. 7 Nr. 1, 1931, 8°, 112 S.
- JAKOBSON R. K charakteristike  
jevrazijskogo jazykovogo sojuza.  
Paris, Eurasia 1931, 8°, 60 S.

- Język Polski*, Zeitschrift, Bd. 16 Nr. 3—5. Krakau, Akad. 1931, 8°, S. 65—160.
- KEIL MAX. Altisländische Namenwahl. Diss. Berlin 1931, 8°, XII + 137 S.
- KIECKERS E. Die Sprachstämme der Erde. Heidelberg, C. Winter 1931, 8°, XII + 257 S. (= Kultur und Sprache Nr. 7.)
- KOHNTE W. Deutsche Bewegung und preußische Politik im Posener Lande 1848—1849. Berlin, Diss. 1931, 8°, 67 S. + 1 Karte.
- KOSCHMIEDER E. Die slavische Abteilung der Staats- und Univ.-Bibliothek Breslau. Zentralblatt f. Bibliothekswesen Bd. 47 Nr. 10 (1930) S. 1—10.
- KRENZLIN A. Die Kulturlandschaft des hannöverschen Wendlands. Berlin, Diss. 1931, 8°, 98 S. (= Forschungen z. deutschen Landes- u. Volkskunde Bd. 28 Nr. 4.)
- KRUPNITZKY B. J. Chr. von Engel und die Geschichte der Ukraine. Berlin, Diss. 1931, 8°, 55 S.
- Kuhns *Zeitschrift f. vergleichende Sprachforschung*. Bd. 59 Nr. 1—2. Göttingen, Vandenhoeck 1931, 8°, S. 1—144.
- LANDAU M. Die Staats- und Gesellschaftsanschauung Adam Mickiewiczs. Berlin, Diss. 1931, 8°, 60 S.
- LANGENFELT G. Slaviska län i svenskan. Nysvenska Studier 1930 S. 87—89.
- Language*. Journal of the lingu. Soc. of America. Bd. 7, Nr. 2. Baltimore, Waverly 1931, 8°, S. 115—165.
- Language Monographs* Bd. 9: E. STURTEVANT Hittite Glossary. Baltimore, Waverly 1931, 8°, 82 S.
- Λαογραφία* Bd. 10 Nr. 1—2. Saloniki, M. Triandaphyllu 1929, 8°, 304 S.
- LEJTES A. und JAŠEK M. Dešat' rokov ukr. literatury (1917—27) Bd. 2, 2. Aufl. Charkov, DVU. 1930, 8°, 755 S.
- Letopis Matice Srpske*. Jg. 105 Bd. 328 Nr. 3. Novi Sad 1931, 8°, S. 177—288. Dasselbe Bd. 329 Nr. 1—3, 275 S.
- Lëtopis na Bëlgarskata Akademija na Naukitë*. Bd. 12, 1928/29. Sofia, Gluškov 1931, 8°, 297 S.
- Listy Filologické* Bd. 58 Nr. 2—3. Prag 1931, 8°, S. 85—244.
- Ljubljanski Zvon*. Bd. 51 Nr. 7—10 1931, Laibach, Tisk. Zadruga S. 419—704.
- Lud.* Organ Polsk. Tow. Etnologicznego, Serie 2, Bd. 10 Nr. 1—2. Lemberg, Tow. Ludoznawcze, 1931, 8°, 144 S.
- Makedonski Pregled* Bd. 6 Nr. 4. Sofia, Maked. Nauč. Inst. 1931, 8°, 1—176.
- Maladnak*. Časopiš 1930. Nr. 8—12 Minsk, BDV. 1930, 8°, 150 + 144 + 144 + 160 S.
- MANNING CL. A 19.-th century Prince-Bishop, The Sewance Review 1931, April, S. 1—11.
- MARNITZ L. von Russische Grammatik für praktische Zwecke. 8. Aufl. von E. Spinkler. Leipzig, Gerhard 1931, 8°, VIII + 179 S.
- Masaryk a řeč*, Prag, Lingv. Kroužek 1931, 8°, 47 S.
- MELIK A. Kozolec na Slovenskem. Laibach, Merkur 1931, 8°. (= Razprave Znanstvenega Društva v Ljubljani Bd. 10.)
- Mémoires de la Société Finno-Ougrienne* Bd. 60 und 61. Helsingfors 1931, 8°, 326 + 215 S.

- Moskovskij Puškinist* Nr. 2, hgb. M. Čavlovskij. Moskau, Federacija 1930, 8°, 270 S.
- Namn och bygd*. Tidskrift. Bd. 18 Nr. 2—4. Lund 1930, 8°, S. 65—169.
- Naše kniha*. Liter. a bibliogr. Věstník. Bd. 12, Nr. 13—21. Prag, Neubert 1931, 8°, S. 181—324.
- Naše řeč*. Bd. 15 Nr. 5—9. Prag, Akad. 1931, 8°, S. 99—218.
- Naše Věda*. Kritický Měsíčník. Bd. 12 Nr. 4—6. Prag 1931, 8°, S. 63—142.
- NEMEROVSKAJA O. und WOLPE C. Sud'ba Bloka po dokumentam, vospominanijam, písmam usw. Pburg, Izd. Pisatelej, s. a., 8°, 278 S.
- NIEDERLE L. Rukovět' slovanské archeologie. Prag, Slov. Ústav 1931, 8°, 292 S. (= Rukověti Slov. Ústavu Nr. 1.)
- NIEDERMANN M., SENN A. und BRENDER FR. Wörterbuch der litauischen Schriftsprache. Lief. 7. *ištraikinimas—kàsti*. Heidelberg, Winter 1931, 8°, S. 385—448.
- NIKITINA E. und ŠVALOV S. Belletristy sovremenniki Bd. 3. Moskau, Nikit. Subbotniki 1930, 8°, 308 S.
- Oberlausitzer Heimatzeitung* Bd. 12 Nr. 11—15. Reichenau i. Sa., Marx 1931, 8°, S. 129—208.
- OHIENKO J. Zahublenyj Kremja-nečkyj starodruk. Synod Lučkyj 1638 r. Warschau, Synodaldr. 1931, 8°, 12 S.
- OKUNEV N. Monumenta artis serbicae. Lief. 3. Prag, Slov. Ústav 1931, 4°, 10 S. + 12 Tafeln.
- OMEL'ČENKOVA M. T. G. Masaryk. Prag, Česko-ukr. Knyha 1931, 8°, 343 S.
- OPALOV V. Čechov v Krymu. Simferopol', Krymsk. Gos. Izdat. (1930), 8°, 29 S.
- Osteuropa*. Zeitschrift, Bd. 6, Nr. 10—12. Berlin, Osteuropa-Verlag 1931, 8°, S. 565—756. *Dasselbe* Bd. 7 Nr. 1—2, ebda 1931, 8°, S. 1—124.
- Ostland-Berichte*. Jahrg. 5 Nr. 4—8. Danzig, Ostland-Institut 1931, 8°, S. 147—310.
- Pamiętnik Literacki*. Bd. 28 Nr. 2—3. Lemberg, Zakł. Ossolińskich 1931, 8°, S. 185—508.
- PETROVIĆ ILIJA Lord Byron kod jugoslovena. Požarevac 1931, 8°, IV + 200 S.
- PETROVITCH W. Serbokroatische Konversationsgrammatik. 3. Aufl. Heidelberg, Groos 1931, 8°, X + 326 S. (Lehrbücher Methode Gaspsey-Otto-Sauer). Dazu: Schlüssel, ebda 1931, 8°, 44 S.
- PIRCHEGGER S. Untersuchungen über die altslovenischen Freisinger Denkmäler. Leipzig, Markert & Peters 1931, 8°, X + 150 S. (= Veröffentlichungen d. Slav. Inst. Berlin Bd. 5.)
- Polym'a*. Časopiš. 1930 Nr. 8—10. Minsk, BDV 1930, 8°, 198 + 187 S.
- PRELOG M. Pout slovanů do Moskvvy roku 1867. Prag 1931, 8°, XIII + 183 S. (= Práce Slovansk. Ústavu Nr. 5.)
- RAMOVŠ FR. Dialektološka karta slovenskega jezika. 1931, 4°, 72 S. + 1 Karte.
- Revue des études slaves* Bd. 10 Nr. 3—4. Paris, Champion 1930, 8°, S. 181—336.
- Ročenka Slovanského Ústavu* Bd. 3. Prag 1931, 8°, 288 S.



- Rocznik Wotyński* Bd. 2. Równe 1931, 8°, 584 S. + 2 Karten.
- Rodna Reč* Bd. 5 Nr. 1. Kazarlık 1931, 8°, S. 1—56.
- Sachsen und Anhalt.* Jahrbuch Bd. 7. Magdeburg, Hist. Komm. 1931, 8°, VIII + 570 S. + 3 Tafeln.
- SAJANOV V. Sovremennyye literaturnyye gruppirovki. 2. Aufl. Pburg, Priboj 1930, 8°, 195 S.
- SANDELT KR. Linguistique balkanique. Paris, Champion 1930, 8°, 242 S. (= Collection linguistique publ. p. l. Soc. de Lingu. Bd. 31.)
- SAVICKIJ P. V borbe za Jevraizstvo. Paris 1931, 8°, 54 S.
- Sbornik Matice Slovenskej* hgb. V. Vážný. Bd. 8 Nr. 1—4. Turčianský Sv. Martin 1931, 8°, 170 S. + 1 Karte.
- Sbornik za narodni umotvorenija i narodopis* Bd. 38. Sofia, Ak. d. Wiss. 1930, 8°, 60 + 150 + 48 + 35 + 192 + IX S.
- SCHIRMUNSKI V. Die nordbairische Mundart von Jamburg am Dniepr (Ukraine), Paul-Braunes Beiträge Bd. 55 (1931) S. 243—282.
- SCHMID H. F. Kasimir der Große „Menschen die Geschichte machten“. Wien 1931 S. 143—151.
- SCHMID H. F. Bolesław der Tapfere „Menschen die Geschichte machten“. Wien 1931 S. 14—19.
- SCHNEEWEIS EDM. Feste und Volksbräuche der Lausitzer Wenden. Leipzig, Markert & Petters 1931, 8°, X + 252 S. (= Veröffentlichungen d. Slav. Instituts a. d. Univers. Berlin Bd. 4)
- SCHWARZ ERNST Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle. München, Oldenbourg 1931, 8°, XV + 507 S. (= Forschungen zum Deutschtum der Ostmarken Folge 2 Bd. 2).
- Sitzungsberichte der Preussischen Akademie der Wissenschaften* 1931, Nr. 1—24. Berlin, W. de Gruyter 1931, 8°, S. I—CLIII + 1—727.
- Slavia Occidentalis* Bd. 10. Posen 1931, 8°, 478 S.
- Slavische Rundschau* Bd. 3 Nr. 1—8. Berlin-Prag 1931, 8°, 51—625.
- Slovanský Přehled.* Bd. 33 Nr. 5—8. Prag 1931 S. 321—640.
- Stownik Morski.* Polsko-Angielsko-Francusko - Niemiecko - Rosyjski. Warschau, Wojskowy Instytut Naukowo-Wydawniczy Nr. 1—3, 1931, 4°, 34 + 70 + 92 Seiten.
- Sovremennaja Rossija* (Rußland von heute). Berlin, Langenscheidt 1931, 8°, 160 + 16 S. (= Fremdsprachliche Lektüre Bd. 28.)
- Spisanije na Balgarskata Akademija na Naukite.* Bd. 43. Klon istor.-filolog. Bd. 21, Sofia 1930, 8°, 154 S. + 20 Tafeln.
- Studi Baltici* hgb. G. Devoto. Bd. 1 Nr. 1. Rom, Istituto per l'Europa Orientale 1931, 8°, 117 S.
- SZOBER ST. Gramatyka języka polskiego. Bd. 1 und 2, Warschau, M. Arct 1931, 8°, XII + 276 S. + 1 Karte + 190 S.
- SZYKOWSKI M. Polska účast v českém národním obrození. Prag, Orbis 1931, 8°, 508 S. (= Práce Slov. Ústavu v Praze Bd. 3).
- ŠACHMATOV A. Očerok sovremenno-go russkogo literaturnogo jazyka, 2. Aufl. Moskau, Giz 1930, 8°, 212 S.



## Wortregister.

### Slavisch

*Ašvidovo* russ. 388  
*bardy* russ. 427 ff.  
*Bernoviči, Bernovo* russ. 389  
*Bičola, Bičol* bulg.-maz. skr. 398 ff.  
*boraviti* skr. 407  
*Buchvostovo* russ. 389  
*Buregi* russ. 315, 389  
*Burezi, Burigi, Buri-zi, Burjaki, Burjaži, Burjaž* russ. 389  
*Butovo* russ. 389  
*Bužerovo* russ. 389  
*Byndino* russ. 389  
*čěsta* r., skr., ksl. 403 f.  
*ciječ* skr. dial. 403 ff.  
*clangzey* polab. 436 ff.  
*Djurbenevo* russ. 389  
*Flusovo* russ. 389  
*Frjanevo* russ. 389  
*Gaglova, Gaglovo* russ. 389  
*Gda* poln. 116  
*Golbovo* russ. 389  
*Gomanovo* russ. 389  
*gagš* 412  
*Gronovo* russ. 389  
*Gudovo* russ. 389  
*Gwda* poln. 116  
*Inarevo, Inarovo* russ. 390  
*Ivorovo* russ. 390  
*Jadrikovo* russ. 390  
*Jakunovo* russ. 390  
*Jekotlovo* russ. 390  
*klanac* skr. 437  
*kobyła* slav. 407 ff.

*Kolbjagi, Kolbižici* russ. 390  
*Koljuberoovo, Kolobero-vo, Kuleberovo, Kul'-berovo* russ. 390  
*komoň, koň* 407 ff.  
*Kondrikovo* russ. 390  
*Kotlingz, Kotlin* russ. 390  
*kūcati* skr. 411 ff.  
*Kwa* poln. 113 ff.  
*maska* skr. 409  
*mizinec* russ. 129 ff.  
*mižq* abg. 180  
*Monino* russ. 390  
*mūs* istročak. 409  
*Ναπρεζή* 316 ff.  
*Νεασήτ* russ. 316 ff.  
*obiteļ* skr. 399  
*Olbovo, Olblje* russ. 390  
*Όστροβοννίπραχ* 315 ff.  
*pālčina, pālek* slov. 109  
*пauк* russ. 109 ff.  
*паутина* russ., паву-тина ukr. 109 ff.  
*пaмжина, паяжина* bulg. 109  
*płat* poln. 487  
*platiti* 487  
*Palkostěň* russ. 390  
*Redrikovo* russ. 390  
*rěň* russ. 428 ff.  
*Rusa, Russa, Russkij, Ruska, Rusko* russ. 391  
*Semiža* russ. 391

*Snoreva Gora* russ. 391  
*soklungsent* polab. 437  
*sova* 409  
*Stegrimovo* russ. 391  
*Sterljagovo* russ. 391  
*strowy* apoln., sorb. 442  
*Styrowo* russ. 391  
*Sulewnica* poln. 129  
*Sveisko* russ. 391  
*Svěň* russ. 391  
*сверпъ* aruss. 129  
*Svinordz* russ. 391  
*Svratka* čech. 442  
*šavje* sloven. 129  
*щавель* russ. 129  
*Ščavnica, Ščava* sloven. 129  
*ščur* ukr. 129  
*Ševaldovo, Ševaldovšti-na* russ. 391  
*Šichgutovo* russ. 391  
*škojda* russ. 432 f.  
*Šorgutovo* russ. 391  
*štūcati se* skr. 410 ff.  
*Šuchvostovo* russ. 391  
*шулѣта* russ. 129  
*Šurdovo* russ. 391  
*świerzepa* poln. 129  
*Tigoda* russ. 391  
*Tjurikovo* russ. 391  
*Tjurimovo* russ. 391  
*Tuleblja, Tulēbz* russ. 391  
*Turikovo* russ. 392  
*Turov* russ. 392  
*Turyborovo* russ. 392  
*vādla, vādla* slov. kajk. skr. 405 ff.  
*vājjo* polab. 129



*Vam̃ska gora* aruss. 387 ff.

*Varangolimeno* russ. 392

*Varegovo, Varež, Varezka, Varyžki, Varyžskij Ostrov* russ. 392

*Wda* poln. 117

*Vedlo, Vodlo* russ. 392

*Vegoda, Vegota* russ. 392

*Verjaki, Verjaža, Verjažka* russ. 392

*Βεγοῦτζη* aruss. 316 ff. *wisseip* polab. 441 f.

*Vjagodovo* russ. 392

*Vodla* russ. 392

*Водмоль, Володимень, Водомоль, Вѣдмоль* russ. 102 ff.

*ворогъ* russ. 129

*вотѡла вотула* russ. 103 f.

*votty* russ. 428

*vrijęža, vřž* serb. 129

*Vruda* russ. 392

*Βουλνηπαράχ* 316 ff.

*Wygiętdów* poln. 117

*vyja* aslav. 129

*визздануть* russ. 71

*Žizlovo* russ. 392

#### Baltisch

(Litauisch unbezeichnet)

*akiwįjsti* apr. 414

*atklanė* 413

*kūmė, kūmėlė* 409

*kūokvilna* 414

*paklusnūs* 416

*sedlus* 413

*svavalė* 415

*šventorius* 413

*vadmala* lett. 103

*vařgas* 129

*vėrgas* 129

*waldwyko* apr. 414

#### Germanisch

*Ἀειφόρ* aostnord. 316 ff.

*Alfr* anord. 390

*Antau* deutsch 402 ff.

*Āsvidr* anord. 388

*Βαροφόρος* aostnord. 316 ff.

*Biørn* anord. 389

*Bófastr* anord. 389

*Bonde, Bunde, alt-dän.* 389

*Botger* aschwed. 389

*Bóti* anord. 389

*Byringe, Burunge,* schwed. 315, 389

*Dyrbiørn* anord. 389

*Einarr* awnord., *Enar* aostn. 390

*Flósi* anord. 389

*Folksteinn* awnord., *Folkstēn* aostnord. 390

*Fróðá* anord. 392

*Fræni* anord. 389

*Gagl* anord. 389

*Γελανόγι* aostnord. 316 ff.

*Gísl* anord. 392

*Góði* anord. 389

*Golfr, Guðúlfr* anord. 389

*Grani* anord. 389

*Guðman, Godman* anord. 389

*Hákon* anord. 390

*Heidrekr* anord., *Hédrekr* aostnord. 390

*Hergautr* anord. 391

*Hredrekr* anord. 390

*Ívarr* anord. 390

*Jókell, Jokatill* anord. 390

*Katiling-* anord. 390

*Ketlingen* schwed. 390

*Kolbiørn* anord. 390

*Küddow* d. 116

*Kylfingar* anord. 120 ff. 390

*Kynrikr* anord. 390

*Λέαντι* aostnord. 316 ff.

*Manne* aschwed. 390

*Rofskarlar* anord. 391

*Sæming* anord. 391

*Sævaldr* anord. 391

*Schlo(d)itzbach* d. 119

*Siggautr* anord. 391

*Siofast* aschwed. 391

*Siurdh* aschwed. 391

*Snorri* anord. 391

*Steingrím* anord., *Stengrím* aostnord. 391

*Sterling* anord. 391

*Strukn* schwed. 320

*Στοφόνου* aostnord. 316 ff.

*Styrr* anord. 391

*svear* anord. 391

*Sveinn* awnord., *Svén* aostnord. 391

*Svinford* anord. 391

*Tharandt* d. 119 f.

*Thare, Thara* d. 119

*Thorrik* aschwed. 392

*Tigotten* schwed. 391

*Οὐλβόγοι* aostnord. 315 ff.

*Vadilá* anord. 392

*Vadill* anord. 392

*vadmál* an. 103

*våring* anord. 392

*Vēgautr* anord. 392

*Vigotten* schwed. 395



*Þíodgrímr* anord. 391*Þíóðrekr* anord. 391*Þorbiörn* anord. 392*Þórir* anord. 392*Þorleifr*, anord., *Þor-*  
*leifr* aostnord. 391**Illyrisch.***Cusus* pann. 118f.*Menzana Jupiter* mes-  
sap. 408*muco* venez. 408f.*Ουιαδούας* illyr. 114f.**Andere idg. Sprachen.***βάραγγοι, Βαραγγολίμε-*  
*νο* griech. 392*Βούτελις* mgriech.  
400*muscella* lat. 409*müšk* alb. 409*μυχλός* griech.-phok.  
408ff.*rēnūs* aind. 430*σκούβαλον* griech. 129**Nicht-  
idg. Sprachen.***mando* bask. 408*Perojoki* finn. 106*šige* mong. 129f.*šigedzei* mong. 130*Toli* osman. 399*wadmal* estn. 103

M. WOLTNER.

